
Die Gesellschaft

# Die Gesellschaft.

## Halbmonatschrift

für

## Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.


Herausgegeben

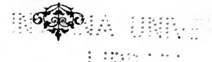
von

**M. G. Conrad** und **L. Jacobowski.**



XV. Jahrgang. — 1899.

Band II.


Minden i. W. und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft"

J. C. C. Bruns.




SL. F. (German) Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

# Inhalts-Verzeichnis.

Inhalts-Verzeichnis.



**Porträts:**









Band II. * 1899. * Heft 1.

# Die widernatürliche Unzucht im Strafgesetzbuch.

Von Dr. Albert Moll.
(Berlin.)

Daß sich Sitten und Gesetze im Laufe der Zeiten bei verschiedenen Völkern ändern, ist bekannt. Handlungen, die zu bestimmten Zeiten bei bestimmten Völkern verboten waren, sind zu anderen Zeiten geduldet, ja, sie finden sogar noch Lob und Anerkennung. Den Muselmanen ist der Weingenuß verboten; bei anderen Völkern hingegen wird dieses Getränk in den verschiedensten Formen gepriesen. Der Genuß des Schweins galt bei den Juden des Altertums und gilt noch bei manchen der Neuzeit als verwerflich, während er den meisten modernen Kulturvölkern erlaubt ist. Zu den Vorgängen, die im Laufe der Jahrtausende eine ganz verschiedene Beurteilung gefunden haben, gehört ein großer Teil jener Handlungen, die mit dem Geschlechtsleben des Menschen in Zusammenhang stehen. Die Abtreibung war bei den alten Griechen vielfach gestattet; sie war hingegen strafbar bei den alten Juden und ist es auch heute noch bei den verschiedenen Kulturvölkern. Die Polygamie, die noch im alten Testament mehrfach als erlaubt dargestellt wird, ist bei den christlichen Völkern der Neuzeit verworfen. Die Vermischung des Menschen mit Tieren war bei einzelnen Völkern des Altertums ein besonderer, den Göttern wohlgefälliger Akt und spielte bei manchen Mysterien des Altertums eine Rolle. In Bezug auf diese Handlungen folgt aber das Christentum den Anschauungen des alten Testaments und vertritt den Grundsatz, daß solche Akte verwerflich seien. Dieser Anschauung folgend, hat die Gesetzgebung vieler moderner Staaten die Vermischung des Menschen mit Tieren unter Strafe gestellt.

Ebenso liegt es auch mit jenen Geschlechtsakten, die zwischen Personen des gleichen Geschlechts stattfinden. Das Gesetz Moses bedrohte mit dem Tode den Mann, der bei einem Knaben schlief. Wie verschieden diese Auffassung von der des alten Griechentums ist, braucht nur angedeutet zu werden. Die geschlechtliche Liebe des Mannes zu einem Individuum desselben Geschlechts galt bei den alten Griechen nicht nur nicht als verwerflich, sondern sie wurde in jeder nur denkbaren Weise, in Dichtungen, in Reden und in Thaten gepriesen. Mögen philologische Spitzfindigkeiten die alten Klassiker anders zu deuten suchen, es kann ihnen nicht gelingen. Wer vorurteilslos Werke wie Platos Gastmahl oder des Aeschines Rede gegen Timarch liest und die Wahrheit bekennt, kann über die Ausbreitung und über das Erlaubte und sozial Anerkannte der gleichgeschlechtlichen Liebe bei den alten Griechen nicht im Zweifel sein. Aber, wie gesagt, es drang bei den christlichen Völkern des Abendlandes im wesentlichen die Anschauung des alten Testaments durch, wenn auch nicht mehr die Todesstrafe auf Geschlechtsakte zwischen männlichen Personen besteht. Das neue Testament zeigt uns im ersten Kapitel des Römerbriefes von St. Paulus die Verurteilung des homosexuellen Geschlechtsverkehrs. Es werden hier in gleicher Weise homosexuelle Akte von Männern und Frauen gebrandmarkt. „Darum gab sie auch Gott dahin, in den Gelüsten ihrer Herzen, in die Unreinigkeit, ihre Leiber untereinander zu schänden, sie, welche die Wahrheit Gottes mit der Lüge vertauschten und den Geschöpfen Ehre und Dienst erwiesen, mehr als dem Schöpfer .... Darum gab sie Gott dahin in schändliche Gelüste; denn ihre Weiber verwandelten den natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen. Gleicher Weise auch die Männer verließen den natürlichen Gebrauch der Weiber und entbrannten in ihrer Begierde gegeneinander, also daß Männer mit Männern Schande trieben und den verdienten Lohn ihrer Verirrung an sich selbst empfingen." Bemerkt sei noch, daß sich diese Stelle gerade auf die Heiden bezieht.

Es dürfte vorteilhaft sein, zunächst einige in der neuen Zeit eingeführte Worte zu erklären, um das Folgende verständlicher werden zu lassen. Es wird der Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib heterosexuell genannt (von dem griechischen ἕτερος und dem lateinischen sexus), weil hier die Beziehungen auf das andere Geschlecht gerichtet sind. Im Gegensatz hierzu bezeichnet man jeden Verkehr, der zwischen Personen des gleichen Geschlechts stattfindet, als homosexuell (von ὅμοιος). Die halb griechische und halb lateinische Wortbildung findet sich leider öfter in wissenschaftlichen Ausdrücken vor; die Bezeichnungen

sind aber jetzt so allgemein eingeführt, daß wir gut thun, dabei zu bleiben. Dieser Verkehr zwischen Angehörigen gleichen Geschlechts kann nun stattfinden zwischen männlichen Personen und zwischen weiblichen Personen. Es kann ferner vorkommen, daß der Mann, der in solcher Weise mit einem anderen Mann verkehrt, zu diesem sich genau ebenso hingezogen fühlt wie der normale Mann zu dem normalen Weib. Wir sagen dann, daß auch der Geschlechtstrieb homosexuell ist, ebenso wie der normale Geschlechtstrieb heterosexuell genannt wird. Es giebt aber auch Fälle, wo ein Mann mit einem Manne geschlechtlich verkehrt, lediglich in der Absicht, Geld zu verdienen, ohne daß er homosexuell fühlt. Dies ist bei vielen Mitgliedern der männlichen Prostitution der Fall. In solchem Falle ist bei dem ersteren nur ein homosexueller Verkehr, aber kein homosexuelles Empfinden vorhanden.

Die auf den homosexuellen Verkehr gesetzten Strafen wurden im Laufe der Jahrhunderte dauernd milder. Aber es bestehen auch heute noch zum Teil sehr schwere Strafbestimmungen, und besonders sind es in Europa noch England und Rußland, die die widernatürliche Unzucht zwischen Männern mit den schwersten Strafen bedrohen, und selbst diejenigen Kulturländer, in denen eine besondere Strafbestimmung nicht besteht, erkennen nicht an, daß die gleichgeschlechtliche Liebe der gewöhnlichen Liebe, das heißt der zwischen Mann und Weib, gleichberechtigt ist oder sittlich gar noch höher steht, wie thatsächlich einzelne Homosexuelle behaupten. In Frankreich können sich Männer lieben und sich Geschlechtsakten untereinander hingeben; Geschlechtsakte zwischen Männern sind dort nur unter denselben Bedingungen strafbar, wie die zwischen Mann und Weib, das heißt, wenn ein Mann den andern mit Gewalt zum Geschlechtsverkehr bringt oder wenn er ein öffentliches Ärgernis erregt, oder auch wenn das eine Individuum ein bestimmtes Alter noch nicht überschritten hat. Obwohl das Strafgesetzbuch den homosexuellen Verkehr zwischen Männern an sich nicht anders beurteilt, als den zwischen Mann und Weib, ist doch von einer sozialen Gleichstellung der homosexuellen Liebe in Frankreich nicht die Rede. Gesellschaftlich ist fast stets auch heute noch in Frankreich der Mann unmöglich, von dem es bekannt wird, daß er geschlechtlich mit Männern verkehrt, und gestützt auf die Furcht mancher Homosexuellen, daß ihr Verkehr bekannt wird, kommen auch in Frankreich zahlreiche Erpressungen (chantage) gegen Homosexuelle vor. Die gesellschaftliche Brandmarkung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs hängt also nicht absolut von der Strafbarkeit des Verkehrs ab; denn mögen auch gleichgeschlechtlich liebende

Männer — die sogenannten Homosexuellen — dies behaupten, die Erfahrungen mancher Länder zeigen auf das deutlichste, daß Strafbarkeit der gleichgeschlechtlichen Liebe und die soziale Stellung derselben nicht unmittelbar voneinander abhängen. Es kann die gleichgeschlechtliche Liebe verachtet sein, ohne daß sie bestraft wird; andererseits kommt es ja vor, daß manche Handlungen bestraft werden, ohne daß das Volksbewußtsein sie so verurteilt wie das Strafgesetzbuch. Ich brauche gar nicht an die oft zitierte Duellfrage zu erinnern; ich erwähne die Abtreibung, die ja zweifellos nicht in derselben Weise gesellschaftlich geächtet ist, wie im Strafgesetzbuch.

Manche Staaten gehen aber in Bezug auf die gleichgeschlechtliche Liebe viel weiter als Frankreich. Sie brandmarken sie nicht nur gesellschaftlich, sondern sie bedrohen sie mit Strafe auch unter Verhältnissen, unter denen der Verkehr des Mannes mit dem Weibe straflos bliebe. Zu diesen gehört u. a. Deutschland, wo der §. 175 des Reichsstrafgesetzbuches folgenden Wortlaut hat:

„Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden."

Der Paragraph ist wesentlich nach dem §. 143 des früheren preußischen Strafgesetzbuches gebildet. In einzelnen Staaten, die jetzt zum Deutschen Reich gehören, z. B. in Bayern und im Königreich Hannover, war vor Begründung des Reichs Straffreiheit für geschlechtliche Akte zwischen Männern vorhanden.

Scheinbar sprechen manche Gründe für die grundsätzliche Berechtigung des §. 175. Aber kein ernster Grund kann angeführt werden, weshalb diesem §. 175 die unglückseligste, unlogischste Fassung gegeben wurde, die überhaupt in einem Gesetz möglich ist. Man sehe sich den Wortlaut des Gesetzes an. Es spricht nur von der widernatürlichen Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts und von der widernatürlichen Unzucht von Menschen mit Tieren. Warum, so fragt man sich, fehlen Strafbestimmungen für die Unzucht zwischen Personen weiblichen Geschlechts? In dem noch geltenden österreichischen Strafgesetzbuch ist auch die Unzucht zwischen Personen weiblichen Geschlechts strafbar. Ebenso, wie man aber in Österreich nicht nur Vorzüge, sondern auch Fehler des Deutschen Reiches nachzuäffen sucht, so liegt es auch hier: der Entwurf für das neue österreichische Strafgesetzbuch will gleichfalls die Unzucht zwischen Personen weiblichen Geschlechts freigeben.

Fragen wir nun, ob wir die Bestrafung des homosexuellen Geschlechtsverkehrs von Männern heute überhaupt für berechtigt halten dürfen, so komme ich, wenn ich alles pro und contra erwäge, d. h. sowohl die medizinischen und juristischen wie die sozialen Motive in Betracht ziehe, zu dem Schluß, daß unbedingt den homosexuellen Männern dasselbe gestattet werden muß, was man den Frauen erlaubt. Eine Abänderung des Paragraphen etwa in der Weise zu treffen, daß auch der widernatürliche Geschlechtsverkehr zwischen Frauen bestraft werde, würde der Billigkeit gleichfalls nicht entsprechen, wie ich in den folgenden Darlegungen zeigen will. Ich würde es für das richtigste halten, daß, wenn zwei erwachsene Männer in ihren vier Wänden etwas thun wollen und jeder seinem freien Willen hierbei folgt, der Staat sich möglichst wenig darum kümmern soll.

Es dürfte zunächst die Frage interessieren: worauf ist zurückzuführen, daß jemand homosexuell empfindet? Die Frage dürfte aber nicht leichter zu entscheiden sein, als die: woher kommt es, daß der normale Mann heterosexuell empfindet; woher kommt es, daß der Mann Liebesempfindungen für das Weib, das Weib Liebesempfindungen für den Mann hat und daß besonders beim Manne diese Liebesempfindungen zu einer geschlechtlichen körperlichen Vereinigung drängen? Wir sind es gewöhnt, Tag für Tag Geschlechtsempfindungen des Mannes für das Weib zu sehen und davon zu hören. Infolgedessen erscheint uns dies natürlich, aber erklärt ist damit die Sache ebensowenig, wie das tägliche Herunterfallen von Gegenständen auf die Erde vor Newton erklärt war. Auf Theorien über das Entstehen und die Entwickelung der heterosexuellen Liebe will ich hier nun nicht eingehen; es würde uns viel zu weit führen. Was aber die Homosexualität, das heißt das geschlechtliche Empfinden für das gleiche Geschlecht betrifft, so stehen sich hier mehrere Anschauungen anscheinend unversöhnlich gegenüber. Die einen legen mehr Wert auf das Angeborene, oder, wie wir es hier lieber nennen wollen, auf das Eingeborene, andere auf das Erworbene. Ganz absehen will ich natürlich von solchen Geschlechtsakten, die überhaupt nicht auf eine Abnormität des Empfindens hinweisen. Wenn ein Mitglied der männlichen Halbwelt mit einem Manne geschlechtlich verkehrt, nur um Geld zu verdienen, während ihn selbst der Geschlechtstrieb zum Weibe weist, so ist hier nicht von einem homosexuellen Akte die Rede. In den Fällen, die uns interessieren, liegt ein Geschlechtstrieb vor, der den Betreffenden ebenso zum Manne zieht, wie der normale Geschlechtstrieb den normalen Mann zum Weibe. Die Frage, woher

ein solches homosexuelles Empfinden kommt, ob es eingeboren oder erworben ist, die Frage unterliegt, wie erwähnt ist, in wissenschaftlichen Kreisen noch vielfachen Erörterungen. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß die Disposition zur Homosexualität in einer Reihe von Fällen den betreffenden Individuen ebenso eingeboren ist, wie dem normalen Manne die Disposition zum Geschlechtstrieb mit dem Weibe. Unter keinen Umständen läßt sich die Behauptung rechtfertigen, daß etwa in der überwiegenden Zahl der Fälle lediglich sexuelle Ausschweifungen zur Homosexualität geführt hätten. Denn selbst diejenigen Forscher, die annehmen, daß die Homosexualität erworben und nicht eingeboren sei, nehmen im allgemeinen nicht an, daß dauernde Exzesse hierzu geführt hätten. Sie stehen vielmehr auf dem Standpunkt, daß zufällige Geschehnisse in der Kindheit, z. B. das Zusammentreffen einer geschlechtlichen Erregung mit der körperlichen Nähe eines Mannes, den Anstoß zur Homosexualität geben könnten. Es ist die Betonung dieses Umstandes sehr wesentlich, weil dadurch der Begriff der Verschuldung für die Homosexualität fortfällt. Ich will auch kurz darauf hinweisen, daß selbst wenn sexuelle Exzesse zur Homosexualität führen würden, die strenge juristische Verurteilung der Homosexualität nicht berechtigt wäre. Wir hätten uns dann immer noch den konkreten Fall vom psychologischen Standpunkt aus zu betrachten. Wird doch auch niemand eine Gehirnerweichung, weil sie nach Ansicht vieler die Folge einer alten Geschlechtskrankheit ist, dem Kranken zur Last legen.

Es hat in neuerer Zeit eine Petition zirkuliert, die auf Abschaffung des §. 175 hinzielte, mit der Beschränkung jedoch, daß der homosexuelle Verkehr in ähnlicher Weise, wie der heterosexuelle bestraft werden soll, wenn Kinder dazu benutzt werden, öffentliches Ärgernis erregt oder Gewalt angewendet wird. Die Voraussetzungen dieser Petition wurden mehrfach angegriffen, und es haben eine Reihe Ärzte, weil sie die wissenschaftlichen theoretischen Voraussetzungen der Petition nicht vollständig billigen, ihre Unterschrift verweigert. Entsprechend einer noch angefochtenen Theorie geht nämlich die Petition davon aus, daß die bisexuelle Veranlagung des Menschen schuld an der Homosexualität mancher trage. Es ist ja eine Thatsache, daß bis zu einer bestimmten Zeit beim Embryo männliches und weibliches Geschlecht nicht unterschieden werden können, und daß sich ein Teil der weiblichen Geschlechtsorgane rudimentär beim Manne, ein Teil der männlichen rudimentär beim Weibe entwickeln. Auf bestimmte Umstände bei der Entwickelung des Embryo wurde nun in der Petition die Homosexualität

zurückgeführt. Vielleicht war es unklug, in der Petition diesen Punkt zu betonen, weil er in der That doch noch zu vielen Anfechtungen unterliegt.

Vielfach ist der homosexuelle Verkehr in neuerer Zeit mit den Symptomen der Entartung in Beziehung gebracht worden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man in einer verhältnismäßig großen Zahl von Fällen bei Homosexuellen Zeichen von Entartung feststellen kann. Bald zeigen sich in der Familie allerlei andere Nervenkrankheiten, Epilepsie, Hysterie, Zwangsvorstellungen, Geisteskrankheiten, auch andere Fälle von Homosexualität; bald bietet das Individuum selbst noch andere Anzeichen eines abnormen Nervensystems dar. Eine überaus große Zahl der Homosexuellen ist neurasthenisch. Allerlei Exzentrizitäten finden sich oft mit der Homosexualität vergesellschaftet. Andererseits giebt es Fälle von Homosexualität, in denen man auch bei genauer Nachforschung und Untersuchung andere Krankheitssymptome nicht feststellen kann. Jedenfalls aber betrachte ich die Homosexualität beim geschlechtreifen Mann und beim geschlechtreifen Weibe nicht nur als etwas Abnormes, sondern als etwas Krankhaftes, und es ist in neuerer Zeit mehrfach mit Erfolg versucht worden, homosexuelles Empfinden ärztlich zu bekämpfen. Es gelingt zweifellos in einer Reihe von Fällen, das geschlechtliche Fühlen in ein normales zu verwandeln, wenn der Arzt nur das nötige Verständnis für das Leiden hat und dementsprechend verständige Ratschläge erteilt, und besonders auch der Patient mit dem ernsten Willen in die Behandlung tritt, sich in ein normales Individuum umwandeln zu lassen. Die Auffassung der Homosexualität als ein krankhaftes Symptom kann aber nicht genügen, Straffreiheit auf Grund der bestehenden Gesetze herbeizuführen, und deshalb ist der Versuch, auf dem Wege der Petition den §. 175 abzuschaffen oder zu ändern, nicht unberechtigt.

Bei der Anführung der Gründe, die man so oft zu Gunsten der Bestrafung homosexuellen Geschlechtsverkehrs geltend macht, spielen Worte wie Abscheu im Volke, ekelhaft, Unsittlichkeit eine hervorragende Rolle. Was den Abscheu im Volke betrifft, so besteht er zweifellos, und wie wir schon sahen, ist die Hoffnung vieler Homosexuellen, daß gleichzeitig mit der Aufhebung der Strafbarkeit der Abscheu schwinden werde, unbegründet. Haben wir aber das Recht, etwas, was im Volke Abscheu verursacht, deshalb zu bestrafen? Hat nicht früher der Aussatz gleichfalls Abscheu im Volke verursacht und wurden nicht die Aussätzigen als von Gott Gestrafte angesehen? Es

ist doch gerade in der neueren Gesetzgebung immer mehr und mehr der Gedanke zum Ausbruch gekommen, daß die eigene Verschuldung etwas Maßgebendes bei einer Bestrafung sein soll. Ist aber das Verschulden eines Mannes, der sich dem homosexuellen Verkehr überläßt, weil er einen starken Drang zum Manne hat, größer als die Verschuldung eines Mannes, der, weil er einen starken heterosexuellen Geschlechtstrieb hat, zu irgend einem Weibe geht? Es sollte Sache der Gebildeten und wahrheitliebenden Männer sein, hier aufklärend einzuwirken, anstatt sich mit Redensarten zu begnügen, wie etwa: das Blut steigt einem in den Kopf, wenn man etwas Derartiges hört. Man sagt, daß der homosexuelle Geschlechtsverkehr die Unsittlichkeit fördere. Ein Staat, der es gestattet, daß unter bestimmten Umständen Mädchen, die das 14. Jahr eben überschritten haben, von irgend einem Manne zum Geschlechtsverkehr gebraucht werden, ein Staat, der es gestattet, daß 16jährige Mädchen, die mit der notwendigen Dummheit in das Leben hinaustreten, von irgend einem wohlhabenden Wüstling um Unschuld und Lebensglück betrogen werden, ein solcher Staat sollte nicht plötzlich etwas herausgreifen und bestrafen, weil es das Sittlichkeitsgefühl verletze. Man sagt, der homosexuelle Geschlechtsverkehr sei ekelerregend. Dies sei zugegeben. Es ist aber schließlich vielleicht der heterosexuelle Geschlechtsverkehr gleichfalls ein ekelhafter Akt. Und wenn wir bedenken, daß alle unnatürlichen Arten der geschlechtlichen Befriedigung zwischen Mann und Weib straflos sind und daß sie gegenwärtig immer mehr, gerade in den „feinen“ Kreisen zunehmen, dann können wir in der Entrüstung gegen den homosexuellen Geschlechtsverkehr ein gut Teil Heuchelei vermuten.

Freilich sind viele Homosexuelle von einem solchen Charakter und einem Verhalten, daß es mitunter schwer fällt, ihnen Sympathieen entgegen zu bringen. Es zeigen aber manche Epilektiker gleichfalls einen unangenehmen Charakter, der sie uns im Leben ungenießbar macht. Und doch kann kein billig denkender Mensch ihnen einen Vorwurf aus Charaktereigenschaften machen, die aus einer krankhaften Veranlagung hervorgehen. Man findet unter den Homosexuellen die verlogensten, die schwatzhaftesten und unsympathischsten Menschen, die man sich denken kann. Aber es giebt auch solche unter ihnen, bei denen hiervon nicht die Rede ist, solche, die mindestens dieselben Vorzüge des Charakters besitzen wie die durchschnittlichen Heterosexuellen.

Von dem Standpunkt der verschiedenen Strafrechtstheorieen ist die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs schwer zu rechtfertigen. Die Besserungstheorie, die den Zweck der Strafe in der Besserung des

Bestraften sieht, wird selbstverständlich versagen, da ein krankhafter Geschlechtstrieb durch irgend eine Freiheitsstrafe nicht geheilt wird. Die Abschreckungstheorie will durch die Strafe von der Begehung der That abschrecken. In einer Reihe von Fällen wird wohl beim homosexuellen Verkehr dieser Zweck erreicht werden. Daß aber in einem Teil der Fälle der homosexuelle Verkehr durch andere nicht weniger unsittliche Handlungen ersetzt werden würde, kann keinem Zweifel unterliegen. Endlich kommt in Betracht die Sühnetheorie. Diese würde hier vollständig versagen; denn die Strafe soll nach der Sühnetheorie gewissermaßen eine Kompensation für das ergangene Unrecht darstellen. Für den normalfühlenden Mann geht der Geschlechtsverkehr mit dem Weibe aus denselben Motiven, aus demselben Drange hervor, wie für den Homosexuellen der homosexuelle Verkehr; mithin könnte die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs beim Homosexuellen nur dann als eine Sühne angesehen werden, wenn auch für den heterosexuellen Verkehr eine Strafe als Sühne festgesetzt ist.

Ein Umstand aber ist mit keiner Theorie und mit keinem der Gründe, die man für die Notwendigkeit der Bestrafung angeführt hat, zu vereinen, nämlich das absolut Unlogische in dem §. 175. Stets muß darauf hingewiesen werden, daß die Inkonsequenz das verwerflichste ist, was es für einen Gesetzgeber geben kann, weil jede erzieherische und sittliche Wirkung eines Gesetzes dadurch in Frage gestellt ist. Es sind aber wesentlich zwei Momente, die hier beim §. 175 in Betracht kommen. Erstens haben wir gesehen, daß hier nur der homosexuelle Verkehr von Männern mit Strafe bedroht wird. Alle Gründe aber, die man für die Notwendigkeit einer Bestrafung desselben anführen kann, haben auch Geltung für den homosexuellen Verkehr zwischen Weibern, ja, diese Gründe haben durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch noch zugenommen. Dieses giebt der Ehefrau das Recht zur Ehescheidung, wenn der Ehemann auf Grund des §. 175 bestraft wurde. Es gilt dieser Verkehr eben als ein Ehebruch. Wenn aber eine Frau den gleichen Verkehr ausübt, so kann sie auf Grund des §. 175 nicht bestraft werden, und ein ähnlicher Paragraph fehlt im ganzen Reichsstrafgesetzbuch. Das Recht des Mannes zur Ehescheidung würde also wesentlich geringer sein, weil eben die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs von Frauen fortfällt. Freilich kann eventuell der Ehemann auf Grund eines andern Paragraphen die Scheidung beantragen, z. B. wegen unsittlichen Lebenswandels, aber dieser Paragraph ist so dehnbar, daß bei den Schwierigkeiten, die in Zukunft die

Gerichte bei Ehescheidungen machen werden, der Erfolg häufig versagen wird.

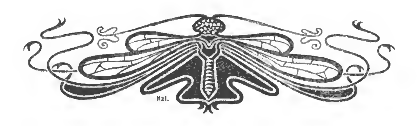
Zu dieser einen Inkonsequenz kommt aber noch eine andere. Es ist dies der Begriff der widernatürlichen Unzucht im §. 175. Ich will in einer nichtmedizinischen und nichtjuristischen Zeitschrift auf Einzelheiten nicht eingehen. Nur das bemerke ich, daß der Standpunkt, den der Gesetzgeber einnahm, indem er in §. 175 nicht die unzüchtigen Handlungen, sondern widernatürliche Unzucht mit Strafe bedrohte, gleichfalls eine schwere Inkonsequenz ist; denn alle Gründe, die für die Bestrafung der widernatürlichen Unzucht zwischen Männern sprechen, sprechen auch für eine Bestrafung der unzüchtigen Handlungen zwischen Männern. Wer sich ernstlich einmal klar gemacht hat, welche tragikomischen Konsequenzen aus dem Umstande hervorgehen, daß die Untersuchungsbehörde beziehungsweise das erkennende Gericht nachforschen müssen, ob widernatürliche Unzucht oder eine unzüchtige Handlung vorliegt, bei dem werden sich die schweren Bedenken gegen den ganzen Paragraphen noch steigern.

Ich will gar nicht auf die Thatsache eingehen, daß der Paragraph einen gemeinen Erwerbszweig züchtet, der in neuerer Zeit bei uns immer mehr Anhänger findet. Ich meine das Erpressertum. Es ist geradezu ungeheuerlich, was an Erpressungen auf Grund des §. 175 geleistet wird. Der Homosexuelle, der sich durch die Sinnlichkeit hat verleiten lassen, mit einem Manne zu verkehren, ist unter Umständen diesem schutzlos preisgegeben. Der betreffende Erpresser wendet dann gewöhnlich den Kniff an, daß er dem Manne, der mit ihm verkehrt hat, andeutet, er würde ihn, wenn er ihm nicht so und so viel Geld gebe, ins Gefängnis bringen, da er den §. 175 verletzt hätte. Daß er selbst eventuell mitschuldig ist, stört ihn nicht, denn im Notfalle macht er sich aus einigen Wochen Gefängnis nichts; in Wirklichkeit weiß er ja auch, daß der andere es zu einer Verurteilung nicht kommen läßt, sondern ihm Geld giebt. Die Geldsummen werden später zu einer förmlichen Rente für den Erpresser und steigen schließlich derartig, daß der andere Jahre lang, ja, vielleicht während seines ganzen Lebens nicht mehr aus den Klauen des Erpressers loskommt. — Freilich wird das Erpressertum nicht ausschließlich durch den §. 175 begünstigt. Die soziale Brandmarkung des homosexuellen Verkehrs an sich würde manchem Erpresser das Gewerbe auch dann möglich machen, wenn die Bestrafung nicht mehr besteht. Thatsächlich aber ist doch die Bestrafung und die Gerichtsverhandlung für die Homosexuellen das allerschlimmste, was

sie fürchten, und es würde zweifellos eine wesentliche Verminderung des Erpressertums stattfinden, wenn die Bestrafung aufgehoben würde.

Wir haben gesehen, daß das heutige Strafgesetzbuch, abgesehen von anderen Willkürlichkeiten, in dem §. 175 die allerbedenklichsten Inkonsequenzen begeht. Wenn man sich für eine Einschränkung der individuellen Freiheit ausspricht, halte ich die Frage, ob man nicht zahlreiche widernatürliche Geschlechtsakte bestrafen soll, durchaus für diskussionsfähig. Das kanonische Gesetz hatte den Grundsatz ausgesprochen, daß überhaupt nur der normale Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib gestattet sein soll. Die Selbstbefleckung war hier nicht nur moralisch, sondern auch gesetzlich verboten, und es waren alle die unnatürlichen Akte zwischen Mann und Weib, wie sie heute tausendfach ausgeübt werden, durch Gesetz verpönt. Hätte unser Strafgesetzbuch konsequent den Standpunkt, daß man nur die normale Befriedigungsart gestatten darf, so würde ich dies zwar für einen schweren Eingriff in das individuelle Recht betrachten, aber man würde sich sagen müssen, daß das Gesetz oft genug die individuelle Freiheit durch Strafandrohungen beschränken muß, und man würde zugeben müssen, daß unser Gesetz wenigstens konsequent ist. Wenn aber, wie es heute der Fall ist, unser Strafgesetz die ekelhaftesten Akte zwischen Mann und Weib zuläßt und auch allerlei unzüchtige Handlungen zwischen Männern sowie Unzucht zwischen Männern, so fragt man sich doch erstaunt, warum es gerade bestimmte Handlungen bestrafen will, die unter den Begriff der widernatürlichen Unzucht zwischen Männern fallen. Es ist der §. 175 ganz willkürlich gefaßt und unlogisch. Es kann daher nur gewünscht werden, daß er entweder in logischer Weise abgeändert und erweitert oder aufgehoben werde. Entweder bestrafe man durch eine Abänderung des Paragraphen auch homosexuelle Akte zwischen Weibern, desgleichen allerlei unzüchtige Handlungen zwischen Männern, die heute nicht unter den Begriff der widernatürlichen Unzucht fallen, und auch alle unnatürlichen Befriedigungsarten zwischen Mann und Weib, oder man gestatte erwachsenen Männern, in ihren vier Wänden geschlechtlich miteinander zu thun, was sie wollen, so lange sie nicht die Rechte dritter Personen verletzen.






# Paul Goehre.

Von Arthur Bonus.
(Groß-Muckrow.)

Im Herbst des Jahres 1890 machte ich eine Erholungsreise in die Sächsische Schweiz. Ich mietete mich in Blasewitz in einem kleinen, bescheidenen Gartenhäuschen zu ebener Erde billig ein und machte, wenn irgend der strömende Regen nachzulassen versprach, Ausflüge auf so viel Tage, wie der Reiseanzug einigermaßen trocken hielt. War er vom vielen Regen so vollgesogen, daß eine Nacht am warmen Ofen nicht mehr zureichen wollte, so kehrte ich morgens in dem steifen, feuchten Harnisch fröstelnd zurück, um mich und den Rock erst wieder in Ordnung zu bringen. So brachte ich damals meine Zeit einsam in meiner Höhle zu oder in den Bergen, über der damals breit wie eine Seeenkette zwischen den beiden Bergwurzelreihen sich hinwälzende Elbe, in den Kunstsammlungen Dresdens, unter den von der Weinernte trunkenen Weinbauern um Meißen und in allerlei schweifenden Gedanken. Ich hatte etwas von dem Gefühl, das uns in den Jahren anzuhängen pflegt, in denen wir die Romantiker, den „Taugenichts" und den „Peter Schlemihl" zu genießen pflegen. Und es waren denn auch Gedanken der seligen, träumenden Schulzeit, die mich wiedergrüßten, jene Gedanken, in denen ich vormals die ausgeführten Pläne entworfen hatte, einst, wenn die goldene Freiheit da wäre, hinauszuziehen, unerkannt, wie ein Märchenprinz — Student sein kam mir damals durchaus wie Prinz sein vor — „ins Volk", auf das Land, in noch unberührte Thäler, alte, verschollene Sagen und Märchen sammeln, alte, wunderbare Volksweisen entdecken, überhaupt etwas von den „unergründlichen Schätzen in der Tiefe der Volksseele" heben. — — — Wie das alles nachmals so anders geworden war! — jetzt stand ich im letzten Examen. — —

Plötzlich — ich besuchte einen Kommilitonen in Meißen — schienen die Träume eine Gestalt außer mir anzunehmen. „Wenn Du

einen Tag früher hergekommen wärest, hättest Du Paul Goehre kennen gelernt." — „Wer ist Paul Goehre?" „Ja, das ist einer, den Du nun öfter wirst nennen hören — das ist einer, der eben von einer Reise ins Volk zurückkommt, er ist vor Monaten ausgezogen und ist in einer Fabrik als Arbeiter gewesen." — —

Ich ging wieder in meine regennassen Berge und dachte, wenn ich die wunderbaren Ausblicke hatte, die der nicht kennt, der nur an Sonnentagen reist, jene Blicke, wo die Regenschleier vor den Bergen hängen und alles ins Riesengroße wachsen lassen, weil er soviel ferner und darum soviel größer und mächtiger erscheint als bei Sonnenschein — dachte nach über die Poesie des Lebens im Nebel, in Wolken, in Sorgen, wo das Nahe und Gewohnte fern, fremd, groß wird.

Es war damals diese Stimmung über uns ausgegossen — wir erinnern uns ihrer ja noch alle, und in manchem lebt sie wohl noch — diese Stimmung, die plötzlich das Alltagsleben so unerhört interessant zu machen versprach: wir lebten unter fremden Völkern; und in ganz naher Zeit sollte sich enthüllen, was für Kräfte, Schätze, Schicksale dort schlummerten. Die müden Leute, die mit der Flasche in der Hand zur Fabrik gingen, waren die verkleideten Hauptrollenspieler der Dramen der Zukunft. Wer sie recht kennen lernte, ihre Bedürfnisse, Wünsche, Nöte, Hoffnungen, der wurde der Regisseur der Zukunft. Unsere Dichter krochen in die kleinen Hinterzimmer, unsere Maler malten die Poesie des Sandwegs und der Pfütze. Vom Throne selbst waren wunderbare Worte erklungen. Mit der Entlassung Bismarcks schien die alte Heldenzeit nur deshalb abgethan, damit eine neue, überschwänglich große Zeit der inneren Reformation anbräche.

Dazu auf kirchlichem Gebiet — das wir zum Verständnis des „Kandidaten der Theologie Paul Goehre" nicht unbeachtet lassen dürfen — eine neue Stimmung und Sehnsucht.

Die materialistische Weltanschauung hatte der Kirche in früheren Zeiten nie besondere Sorge gemacht. Sie war auch nicht dazu angethan. Es ist wahr, daß die kirchliche Verkündigung nicht gerade einen Überfluß von dem, was Geist und Kraft heißt, ans Licht brachte. Es ist aber auch wahr, daß der ihr entgegentretende Materialismus deren nicht mehr besaß, oder — zeigte. Und die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, wo vorurteilsfreie Leute den Kopf schütteln werden über die Genügsamkeit von Menschen, die von den bombastischen Phrasen etwa des Häckelschen Monismus satt wurden. Diese ganze Anschauungswelt, in ihren erkenntnis-theoretischen Wurzeln schon dürr und trocken, war

wirklich ein Feind, den man meinen konnte nicht ernst nehmen zu brauchen.

Anders stand sofort die Sache, als eine ganze Volksschicht in ihrem Aufdrängen sich dieser Weltanschauung als eines Kampfmittels gegen die pekuniär und geistig Besitzenden zu bemächtigen begann. Sicherlich, sie wandte sich dieser Weltanschauung nicht als einer besseren zu, sondern einfach als der Opposition. Aber sie that es, und die Glut des Hasses legte in die klapperdürren Formeln Gemütswerte, die alles reichlich ersetzten, was den Formeln an eigenem Leben und eigener Lebensfähigkeit abging.

Diese Bewegung griff ihrer Natur nach soweit um sich, daß die Kirche vor einem allgemeinen Bankerott auf der ganzen Linie zu stehen schien. Sie war, ohne es recht zu merken, Standeskirche der Vornehmen oder doch Besitzenden geworden. Es mit Bewußtsein bleiben — dagegen stemmte sich alles in ihr, was noch lebendig war. Man mag über Stöcker denken wie man will, die geschichtliche Rolle, die er nun einmal gespielt hat, kann man nicht wegleitartikeln: er war der erste, der die Sachlage für Deutschland nicht nur erkannt, sondern mit einer bewunderungswürdigen agitatorischen Kraft, Fähigkeit und Zähigkeit die von seinem Standpunkt aus gegebenen Konsequenzen zog. Die „Berliner Bewegung" ist begraben, das ist richtig, aber in dem, was begraben ist, lag nicht ihr Wert. Sie hat der Kirche die ungeheure Aufgabe, die sich, noch in Dunkel, in Werdenebeln verhüllt, vor ihr aufgereckt hatte, en plein air gezeigt. Das ist unverlierbar geworden.

Stöcker versuchte, von der orthodox-pietistischen Grundstellung der Kirche aus das Volk wiederzuerobern. Er war, mit allen möglichen, fast möchte man sagen, unmöglichen Atavismen beschwert, in den Kampf gezogen. Er focht gleichzeitig für soziale Reformen und für konservative Strebungen, orthodoxe Theorien, kirchliche Liebhabereien, mittelalterliche Theologismen, eine veraltete Naturwissenschaft und wer weiß was alles. Aber innerhalb der Kirche gab er reformatorische Richtungen, die alle Vorliebe dieser Art abgestreift hatten, die von innen her vorbereitet waren, mit allen Errungenschaften der Wissenschaft und der modernen Kultur überhaupt eine starke, freie, tiefe Frömmigkeit zu verbinden.

Und in diesen Lagern war man gefaßt, den Kampf um das Volk auf breiterer, sicherer Grundlage aufzunehmen.

Wir hatten mit Freude und Aufmerksamkeit auf alle die Neubewegungen gelauscht, die in Künsten und Wissenschaften, nicht zum

wenigsten in Politik und wirtschaftlicher Bewegung sich anbahnten. Wir waren von unsern Lehrern auf die breite Kulturbewegung hingewiesen als auf das Gebiet, auf dem wir zu arbeiten haben würden. Wir glaubten in dem entschlossenen Vorwärts- und Aufwärtsdrängen, das wir in den Arbeiterschichten wußten, und das sich gerade in dem großen Bergarbeiterstreik des Jahres 1889 frisch bewiesen hatte, etwas dem eigenen Vorwärtsdrängen Verwandtes erblicken zu dürfen. Wir horchten gespannt darauf. Wir fingen an zu lernen, daß es eine eigene Wissenschaft der sozialen Verhältnisse gebe, und daß ihr Studium fruchtbar für die sein müsse, die einmal in der Mitte dieser Welt und ihrer sozialen Ordnungen wirklich eingreifend leben, — nicht nur als geistliches Öl besänftigend über ihren Wogen lagern wollten.

Als Antwort auf die bekannten kaiserlichen Erlasse vom Frühjahr 1890 hatte sich, einem weitherzigen Aufrufe Stöckers folgend, aus allen verschiedensten Lagern her der sogenannte evangelisch-soziale Kongreß zusammengethan und im Mai des Jahres eine erste, große Zusammenkunft veranstaltet.

Noch Bismarck selbst hatte die Parole vom „praktischen Christentum“ ausgegeben. Sollte er damit das auf ihn folgende Zeitalter vorhergesagt haben? Das von außen gesehen weniger gewaltige, innerlich größere? Und wenn sich überall — auch auf allen profanen Gebieten — die Stimmung vom Glänzenden ab dem von außen gesehen Kleinen, Dürftigen: dem Innerlichen zuwandte, weshalb konnte dabei nicht eine Wiederentdeckung und Wiedergeburt des Christentums, eine neue Reformation herauskommen können? eben das „praktische“, das soziale: das Thatchristentum?

Schon einmal hatte doch ein neuer Stand, mit seiner neuen Anschauungsart das Christentum durchdringend, es erneuert! wenigstens konnte man die Luthersche Reformation gar wohl so auffassen. Und daß trotz der scheinbar unerbittlichen Feindschaft Elemente vorhanden waren, welche in den Augen scharfsinnigerer Geister — und besonders der Haß macht ja sehr scharfsichtig — Christentum und Sozialismus ganz enge verwandt erscheinen ließen, fast wie Mutter und Tochter, beweist zum mindesten Friedrich Nietzsche, der gemeinsame Feind beider „Sklavenaufstände“.

Man muß sich diese Stimmungen besonderer und allgemeinerer Art gegenwärtig halten, romantische Stimmungen, wie sie jedem Deutschen ohne weiteres im Blute liegen, Stimmungen der unbestimmten Hoffnung, wie jene jugendfrische, zukunftfrohe Zeit sie auch unseren

Alten neu einflößen zu wollen schien, dazu die Stimmungen der bestimmteren Kreise, aus welchen der Fabrikarbeiter der drei Monate hervorging und die das nächste natürlichste Publikum seines Buches bilden mußten, das alles — um zu verstehen, wie stark die Wirkung des Buches sein mußte.

Etwas Romantik lag doch in dem Abenteuer und wenigstens löste es eine romantische Stimmung aus. Wie etwa einer sich unkenntlich macht, fremde Sprachen lernt, fremde Sitten sorgfältig studiert, um sich nicht zu verraten, sondern gänzlich unerkannt in das Heiligtum der Moslim einzudringen und zu berichten, was nun recht eigentlich dahinter sei, so zog hier einer aus, nur um recht eigentlich dahinter zu kommen, wie es stünde mit den Heiligtümern, mit den innersten, eigensten, heiligsten Überzeugungen dieser interessanten fremden Welt der Zukunft.

Es war wirklich ein Stück lebendig gewordene Romantik. Daß sie aber lebendig geworden war, das dankte sie dem neuen Anstoß aus der sozialen Entwicklung und dem Ernst, der von daher ausging.

Es bedurfte nicht der mancherlei wunderbaren Gerüchte, die damals in unseren Kreisen umgingen, und von denen heute wohl keiner — auch Goehre selbst nicht — weiß, was wahr gewesen ist: daß die ersten Berichte Goehres, die in der „Christlichen Welt“ erschienen waren, und später das Buch selbst, an höchster Stelle vorgelegen und interessirt hätten, und daß der Verfasser, wenn er wollte, ein schnelles Avancement erhoffen dürfte. Er hat das jedenfalls nie gewollt. Wir rechnen ihm das hoch an. Aber alle diese Gerüchte suchten damals mitzuwirken an der Wirkung des Buches, das sich auch ohne sie seinen Weg suchte.

Es ist nicht zu verwundern, daß das spätere, inhaltlich vielleicht nach manchen Seiten noch tüchtigere Buch Goehres mit dem schlichten Titel „Die evangelisch-soziale Bewegung“ den Erfolg seines Erstlingswerkes nicht erreichen konnte. Die „Drei Monate Fabrikarbeiter“ trafen die Stimmung.

* * *

Ich weiß nicht, ob ich meinen Lesern einen Gefallen damit thue, wenn ich ihnen einen Blick in die besondere Entwicklung öffne, aus der der Theologe Goehre hervorgegangen ist; es ist das natürlich eine theologische, und mir kommt vor, als ob der Gebildete unserer Zeit über diese Allotria glücklich hinaus ist, und als ob er von Entwick-

lungen in dieser Himmelsgegend mit demselben Interesse Kenntnis oder nicht Kenntnis nimmt, wie von Veränderungen im Hofzeremoniell. Er weiß, daß es Leute giebt, die „sowas“ sehr ernst nehmen; — es giebt eben mancherlei Leute!

Vor einem Jahrzehnt etwa war in den Kreisen, aus denen Goehre hervorgegangen ist — im Unterschiede übrigens zu Naumann! — also in den Kreisen, die man je nachdem als Moderne Theologie, Ritschl'sche Richtung, oder, nach ihrem populären Organ, Freunde der „Christlichen Welt“ nannte, die Parole ausgegeben, daß man die Laien interessieren, „sich mit ihnen auseinandersetzen“ und sich dazu der Presse bedienen müsse. Es wurden also Stimmen aus unserem Lager laut, die den Laien klar zu machen versuchten, daß es sich in diesen kirchlichen Kämpfen um ihre Sache handle. Ein ziemlich lautes Schweigen der deutschen Bildung war die Antwort, ein Schweigen, das gelegentlich dahin erläutert wurde: Ihr thut uns von Herzen leid, Euer Kampf hat unsere ästhetische Sympathie, aber Ihr seid ein verlorener Posten, Euer Kampf ist ein tragischer: denn wir können Euch nicht helfen. Die Kirche stirbt an unsrer Gleichgültigkeit. Diese Antwort barg für unsere Stimmung eine starke, unfreiwillige Komik in sich. Wir glaubten, die inneren Kräfteverhältnisse sehr anders schätzen zu müssen, und wir sahen uns auf eine beleidigende Art mißverstanden. Die Sache lag so: Seit den letzten vierziger Jahren etwa war die beginnende Entfremdung vom Christentum den Kirchenleuten bemerkbar geworden, und in einem sehr berechtigten Gefühl von Schwäche fingen diese Kreise an, sich auf lauter Bußethun zu verlegen. Dem gegenüber entstand mit Notwendigkeit in Laienkreisen die Stimmung, die Shakespeare mit unerbittlicher Logik zu Anfang des 4. Aktes von Antonius und Kleopatra laut werden läßt, ein ärgerlicher Unwille über die rührseligen Szenen. In diese Stimmung also war unser Aufruf an die Laien hineinverstanden!

Und dabei hatte unsere Richtung die Riesenarbeit von Leuten wie Ritschl, Wellhausen, Harnack hinter sich und um sich, und unzählbare jugendfrische Kräfte arbeiteten an den Problemen unsrer Wissenschaft mit einer Vorurteilsfreiheit, einer Schärfe und einem Fleiß, wie nur je an einer Wissenschaft zur Zeit ihres Aufschwungs gearbeitet worden ist. Ein Stolz, ein Selbstbewußtsein und ein unbeugsamer Trotz war all diesen Männern gemeinsam, von der tapferen Persönlichkeit Ritschls in sie übergegangen und von dem Gefühl bestärkt, für die unvermeidlich vor uns liegenden Entscheidungskämpfe um die Weltanschauung bis an die Zähne gerüstet zu sein mit allen modernen Erkenntnissen

und dazu den Schätzen einer reichen, tiefen, ernsten Vergangenheit, — ein so ausgeprägter Stolz, daß unsre Gegner von der nervösen Orthodoxie bis zum altersschwachen theologischen Liberalismus und dem mit ihm verbündeten philiströsen Rationalismus hin nicht müde wurden, über unsere Anmaßung und Selbstüberhebung zu zetern. Und uns versuchte man mit Mitleid zu regalieren!

Und was wollte man uns denn entgegensetzen? Einige schnellfertig zusammengeraffte patriotische Phrasen? oder gar das abgestandene Gebräu des echauffierten Materialismus? oder irgend eine angebliche historische Erkenntnis über das Wesen des Urchristentums? während uns doch die Stimmung, in welche unsre Religion in einem unterdrückten Volk und in einer untergehenden Welt geriet, höchst kalt ließ: wir knüpften mit vollem Bewußtsein an die Wendung an, die das Christentum in Martin Luthers Germanisierung gewonnen hatte, eine Stimmung, deren Trotz und Kraftfülle zu atmen man nur einige Seiten Luther zu lesen braucht. Oder die Schopenhauersche Dekadenz? Die war in der That immer noch der ernsteste Gegner, eben weil sie überhaupt ernst war, weil sie alles das überhaupt sah, alle die verborgenen Untiefen und Klippen des Lebens, an denen jede nicht religiöse Weltanschauung immer und ewig scheitern wird.

Schopenhauer war vielleicht der erste, der völlig begriffen hatte, was für eine wundervolle Freiheit und Reichtumsmöglichkeit dem menschlichen Geiste durch die Kantische Philosophie geschenkt war. Kant, nach Gemüt und Denkart Rationalist, hatte das geistige Neuland, das er entdeckt hatte, mit seinen pedantischen Imperativen und philiströsen Postulaten besät. Schopenhauer zuerst erweckte dort eine wirklich urwüchsige, d. h. religiöse Kraft, nämlich den ursprünglichen Religionsansatz des Buddhismus, den mythologischen Willen zum Ja, der sich schließlich in Mitleid und Wissen zur Selbstverneinung wendet, läutert und erlöst.

In dieser Anschauung lag Ernst, sie war geeignet, Wille und Kraft auszulösen, aber nur den Willen dessen, der weiß, daß er sterben muß und der nur noch den Wunsch hat, schön zu sterben. Es war — etwas nuanciert — die Stimmung des alten Pietismus, die hier wieder aufwachte. Aber wollte man sich wirklich einreden, diese Stimmung, diese Sorte Ernst einem jugendfrischen, in allen Muskeln sich dehnenden Volke einimpfen zu können! Nur „reife", überreife, mürbe, sieche Schichten werden sich zu ihr wenden. — Wir andern werden nicht begreifen, weshalb an jener Stelle nun durchaus nur ein

greisenhafter Wille herrschberechtigt ist. Wir werden ja anerkennen müssen, daß in den Kategorien der Erscheinungswelt freilich das Alter und das Sterben Recht behält. Daß das nun auch in der Welt der Werte, in der „Ewigkeit“, durchaus der Fall sein müßte, erscheint uns nicht als ausgemacht. Wir nehmen uns das Recht, über das Leben anders zu denken. Wir nehmen uns die Freiheit, als Ertrag, Sinn und Tendenz des Lebens eine Position anzusetzen; der buddhistischen Lehre des Todes eine tief und ernst einsetzende Lehre des Lebens entgegenzustellen; als die religiöse Grundfrage nicht die aufzuwerfen: wie werde ich den Jammer los, sondern die tapfere, meines Ermessens auch erstere: Wie überwinde ich ihn, wie setze ich mich gegen ihn durch, so daß er mir dienstbar werden muß, wie erringe ich innere Freiheit über die Dinge?

Nun, jedenfalls diese von dem Göttinger Theologen Ritschl aufgeworfene und in einer vom Rost der alten Doktrinen knarrenden Sprache beantwortete Frage hatte damals angefangen, die Gemüter zu beschäftigen, neue Probleme, neue Aufgaben zu entrollen, mit neuer Freiheit und neuem Ernst zu winken, vor allem: diejenige Zuversicht zu wecken, welche entsteht, wo man sich bewußt ist, an die tiefsten Probleme der Zeit nicht nur herangekommen zu sein, sondern auch ein Stück der nächsten Richtung des Weges zu sehen. Denn Kundige werden sofort bemerken, daß hier die in Nietzsche vollzogene Wendung der Schopenhauerschen Philosophie vom Nein zum Ja nicht nur vorweggenommen, sondern zugleich in fester geschichtlicher Anknüpfung und Form geboten war.

Ich habe diese Ausführungen bringen müssen, um das Milieu zu zeichnen, aus dem meine Leser sich Goehre und sein starkes Selbstbewußtsein hervorragend denken müssen, soweit er theologisch bestimmt ist, wobei ich nicht des näheren entscheiden will, ob eine von Haus aus tapfere Natur sich der tapfersten Richtung zuwandte, oder ob diese Richtung, in die der Zufall den jungen Theologen brachte, seiner trotzigen Art erst das gute Gewissen gab — oder wie sonst beides zusammenhing.

Etwas thun, nicht immer nur reden, das war eine Haupttriebfeder seines Abenteuers. Sollen alle unsre Hoffnungen Gestalt gewinnen im Volksganzen — und diese ganze theologische Richtung sah es durchaus auf eine Volkskirche statt auf eine Gemeindekirche ab — so muß unter allen Umständen erst Vertrauen zu uns gewonnen werden! Vertrauen vor allem auf unsern guten und ehrlichen Willen, und ein

klein bischen auch auf unsern Verstand. Beides erfordert persönliche Beziehungen — und nicht zu allerletzt etwas, das durch seine Außerordentlichkeit die hypnotisierte Aufmerksamkeit der Arbeiterwelt von ihrer „neuen“ Weltanschauung frei machte, frei zu einer erneuten Prüfung der „alten“.

Goehres Plan war in seinem ersten Entwurf ein viel weiter reichender. — Goehre kam zu stande mit dem Entschluß, Arbeiter zu werden fürs Leben.

Martin Rade, damals Landpfarrer in Schönbach in Sachsen und zugleich durch seine „Christliche Welt“ Mittelpunkt der Kreise, über die ich berichtet habe, selbst noch jugendlich und auch darüber hinaus damals wie jetzt noch geneigt, alles zu ermuntern, was kraftvoll, eigenlebig, eigenwillig war, aber immerhin etwa zehn Jahre älter als Goehre, war gerade die richtige Atmosphäre für die Vorbereitung und Ausreifung des Goehreschen Planes. Unter seinem Einfluß erhielt der Plan die Gestalt, in der er annähernd ausgeführt worden ist, die Gestalt einer Studienfahrt.

Goehre hat mit gutem Geschmack diesen Endentschluß ihm allein mitgeteilt. Es ist vielleicht heute nicht unangezeigt, die ursprünglichen Motive zu nennen. Sicher ist, daß in dem Thaten- und Wirkensdurstigen die Erkenntnis siegte, er könne der Arbeiterklasse besser im Zusammenhang der Sphäre dienen, in die er nun einmal hineingezogen war, als in den schmalen und müden Freistunden des noch dazu unter ungewohnter Arbeitart Überanstrengten. Und sicher ist auch, daß der moderne und nüchterne Mensch in ihm sich dafür entschied, nicht für ihn unnütze asketische Scherze zu treiben, oder die Befriedigung eines abenteuernden Ehrgeizes in einer möglichst langen Ausdehnung des Opfers zu suchen, sondern aufzuhören, als er müde war, und der Eindruck, den er gewinnen wollte, feststand.

Zu den mannigfachen und nicht geringen Erfolgen, die Goehres That gehabt hat, darf man wohl auch den zählen, daß ihre Verarbeitung in der Phantasie den höchst wichtigen und — vielleicht! — sehr folgereichen Gedanken eines protestantischen Mönchtums, wo nicht erzeugt, so doch diskutabel gemacht hat. Vom Standpunkt dieses Gedankens aus hat man das Goehre'sche Unternehmen einer höchst ungerechten und z. T. kindischen Kritik unterworfen. Mögen nur die Scharen der protestantischen Mönche auftreten und aus den drei Monaten drei Jahre, besser ein lebelang freiwilliger Arbeiterschaft machen. Sofern sie „protestantische“ Mönche bleiben, werden sie nicht vergessen,

daß dies eine unter vielen Formen, aber nicht ein Maßstab der Sittlichkeit ist. Sie werden vielleicht eine große Aufgabe erfüllen oder einleiten, aber sie werden ihren Ruhm nicht dadurch beflecken, daß sie anderes gewandtes, tüchtiges Thun, als minderwertig verdächtigen.

Als Goehre aus der Fabrik zurückkam, litt er Monate lang nicht nur unter körperlichen Schmerzen, die sich von der Überanstrengung besonders nachts einstellten, sondern auch an einem gewissen Wahn, als sei er unsauber, er litt an der Manulavomanie, wie er scherzte, der Händewaschsucht; er litt aber auch an einem vervielfachten Bedürfnis nach Komfort. Das ist weder lobens- noch tadelnswert, aber charakteristisch. Ihm fehlt sicherlich alles zum Asketen und zum Mönch. Er wird jederzeit Opfer bringen, wenn sie auf dem Wege zu seinem besonderen und persönlich bestimmten Ziele nötig werden; aber nicht darüber hinaus.

* * *

Paul Goehre ist am 18. April 1864 zu Wurzen im Königreich Sachsen geboren als Sohn eines Gerichtsexpedienten aus Handwerker- und Arbeiterfamilie. Auf der Fürstenschule Meißen galt er für einen strebsamen und ehrgeizigen Schüler, der es einmal zu etwas bringen wolle. Wenn am Ende der Ferien der Vater ihn zurückbegleitete und ihm den Koffer tragen half, während seine Mitschüler im Wagen vorüberfuhren oder wenigstens einen Dienstmann hinter sich gehen ließen, so ballte der Knabe die Fäuste: quos ego! oder wenn er an den reichen Villen vorüberging, dachte er bei sich: da trete ich auch eines Tages ein, aber ohne den Stolz meines Standes aufzugeben.

Goehre hat sich — im Gegensatz zu seinem Freunde Naumann — stets als Proletarier gefühlt.

Naumann, aus altem Pastorengeschlecht stammend, in dem die orthodox-pietistische Kompromißstellung der nachrationalistischen Kirche die Bildung eines höchst originellen Geistes nicht gehindert hatte, kam durchaus von dem pietistischen Gedankenkreis aus zu seiner sozialen Stellung. Aus Liebe zu den Armen, Gedrückten: hinunter zu ihnen. Aus Liebe zu ihnen ließ er die atavistischen Liebhabereien seiner orthodox-pietistischen Ausgangsstellung, von der er — wenigstens ausdrücklich — nie gewichen ist, doch ganz beiseite und suchte auf das Volksdenken einzugehen. Noch im Jahre 1890 — vielleicht auch später noch? — bekam er es fertig, die rechte soziale Gesinnung in das biblische Wort: „Es jammerte ihn des Volkes“ einzuspannen. Sein

privates Leben ist voll von persönlicher Opferwilligkeit. Sein Haushalt nähert sich mit Absichtlichkeit dem schlichtproletarischen an. Erst durch eine Vertiefung dieser Barmherzigkeitsgedanken, nicht zum mindesten durch Einwirkung des vaterländischen Elementes, kam er zu einem anders gewendeten Urteil. Er lernte das Bejammernswerte der Lage der Arbeiter nicht am wenigsten darin zu sehen, daß sie vielfach darauf angewiesen sind und im Sinne der heute Herrschenden es sein sollen, sich als Gegenstand eines christlichen Erbarmens zu fühlen und womöglich wohl zu fühlen. Er lernte den proletarischen Stolz als gutes Zeichen noch ungebrochener Kräfte einschätzen, und faßt seine eigene Arbeit heute kaum noch unter dem Gesichtspunkt einer Hilfe aus Erbarmen auf, sondern als gesunde Förderung gesunder Strebungen zur Gesundung des Volksganzen.

Goehre, obwohl, wie jeder Deutsche, sentimentalen Anwandlungen nicht fremd oder abgeneigt, hat sich doch diesem pastoralen Standpunkt, von dem Naumann ausging, nur ganz vorübergehend und mit inneren Kautelen genähert. Seine Lebensarbeit ist im Kern von Anfang an ideeller proletarischer Egoismus, eine aufgedrungene Opposition, ein gesundes Hinaufwollen gewesen.

Auch als Student war er seiner Zeit aus der Notlage innerer Opposition nicht herausgekommen. Die Universität Leipzig, die für den nicht sehr bemittelten Sachsen die natürliche Hochschule war, ist — für Sachsen etwas Selbstverständliches — in ihrer theologischen Fakultät durchaus altgebunden. Der große Gesetzgeber Luthardt läßt von dort aus allwöchentlich unter dem Titel „Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" eine Meßschnur ziehen über kurz und lang, und alles wird gemessen an den heiligen Zahlen, die in seinem Kompendium verzeichnet sind als die Maße der geistlichen Arche Noah, die da rettet alle, die in sie flüchten, über die Sündflut der Modernität hinweg: der allein seligmachenden, „gesunden" Lehre. Wer im Leipzig dieses Kirchenvaters leidlich vernünftig bleiben will, ist von selbst darauf angewiesen, mit Hülfe fleißigen Kollegschwänzens und angestrengter häuslicher Arbeit eine gesunde Opposition gegen die Fakultät in sich zu pflegen.

Unter solchen Erfahrungen hat er innerhalb der bekannten, auch bei ihm sehr erfreulich entwickelten sächsischen Höflichkeit eine nicht geringe Fähigkeit zur Grobheit und Schroffheit ausgebildet. Und er kann — ein untersetzter, überaus kräftig gebauter Mann, mit ausgeprägt sächsisch-germanischem Typus, rotblond und blauäugig und mit der wohlthätigen Gabe einer Stentorstimme — im Wahlkampf Gegnern,

die zu unehrlichen, unvornehmen Mitteln schreiten, den Kopf heiß machen.

Trotzdem ist Goehre nicht Agitator, obwohl gut dafür veranlagt. Es geht ihm völlig die Fähigkeit ab, Schliche zu machen, oder auch nur um der Situation willen dieses zu verbergen, jenes vorzuwenden. Er liebt es, eher den Gegensatz als das etwa Gemeinsame hervorzukehren. Es ist das ein gewisser Reinlichkeitstrieb, — auch eine Art Manulavomanie. So ist er weniger als irgend einer seiner Freunde geneigt, Kompromisse zu machen, die nicht in der Sache liegen. Er weiß dabei ganz wohl, daß der Kompromiß zum Wesen jeder Politik gehört, und er hat es einmal in einem geistreichen Artikel über „Kuhhandel“ ausgeführt, er weiß auch, daß Kompromisse Kraft voraussetzen, aber eben deshalb hat er nichts übrig für Kompromisse, die auf Vertuschung von Gegensätzen oder auf Vorspiegelung von nicht oder nicht so, wie vorgegeben wird, vorhandenen Gemeinsamkeiten beruhen. Erst, wo man sich gegenseitig bewußt ist, was man will und was man nicht will, ist ein wirklicher und zweckvoller Kompromiß möglich. Kompromiß ist so wenig wie Handel verwerflich, aber Unehrlichkeit ist es freilich überall, auch im politischen Leben, wenigstens ist diese Überzeugung ein Charakteristikum alles bisherigen Auftreten Goehres.

Und daran scheitert das Prognostikon, das seine intimen Freunde unter den Saarabiern und Puttkamerunern mit mehr Behagen als Witz immer wieder ausmalen, daß nämlich sein Übertritt zur Sozialdemokratie nur eine Frage der Zeit sei. Da müßte die Sozialdemokratie doch erst die objektive Verlogenheit ihrer Politik aufgeben, die auch sonst zwar nicht ihr Wachstum an Massenstimmen, wohl aber an führenden Geistern, mindestens ehrlichen, mehr und mehr unterbindet.

Es ist eine eigene Ironie der Geschichte, für die Freunde unfreiwilliger Komik sehr amüsant anzusehen, daß gerade die Partei, innerhalb deren am meisten und zwar am meisten von Partei wegen die Kirche damit aufgezogen und verhöhnt worden ist, daß unter ihren Dogmen mehr Sätze sind, die sie nur aus Pietät, als solche, die sie aus wirklichem Glauben festhält — daß gerade diese Partei nach kaum einigen Menschenaltern gezwungen ist, einen ganz ungeheuren Ballast an Prinzipien mit sich herumzuschleppen, die sie lediglich um des geschichtlichen Zusammenhangs und der Liebhaberei stumpfer Massen willen wiederkäut. Die Kirche kann doch wenigstens ein Alter von Jahrtausenden für sich geltend machen und außerdem den Umstand, daß ihre Dogmen nie den Charak-

ter von wirklichen und direkten Aussagen, sondern stets nur von annähernden Gleichnissen gehabt haben.

Oder ist es, um von anderem, deutlicherem abzusehen, auch nur glaublich, daß diese von Ehrgeiz zitternden Tribunen mit irgend einer Art wirklicher, objektiv ehrlicher Überzeugung die demokratischen Phrasen gegen den Autokratismus wiederholen, den sie selbst in sich pflegen? Oder gar das kommunistische Kindergeschwätz von allgemeiner Gleichheit in der Zeit des Darwinismus? „Demokratie“ ist ein Unsinn in sich, es giebt nur Adelsrevisionen: Bildung und Heraufkommen von neuem Adel. Solche Gedanken spricht Goehre gelegentlich mit allergrößter Unbefangenheit aus. Das scheint mir erquickender.

Aber abgesehen von dieser Seite der Sozialdemokratie als einer objektiv unehrlichen Partei: Goehre ist durch und durch überzeugter Christ — wenn ich auch nicht entscheiden will, ob dieses Element mit der Wucht und Ausschließlichkeit in ihm herrschend ist, wie etwa in Naumann — und auch Anhänger einer vaterländischen und zwar großdeutschen Machtpolitik. Es müßte also die Sozialdemokratie vorher nicht nur die atavistische Dogmatik fahren gelassen, sondern auch mit dem Grundsatz religiöser Neutraliät Ernst gemacht haben und auf dem Wege zu einer nationalen Politik sein, ehe ein Geist von der Zähigkeit und Ehrlichkeit Goehres um der sozialen Verdienste der Partei willen — die er stets bei ihr anerkennen wird — sich ihr anschließen könnte. In solch einem Falle aber könnte man mit demselben Recht sagen, daß die Sozialdemokratie Goehrisch, wie daß Goehre Sozialdemokrat geworden sei.

Nun, beides wird nicht geschehen. Wohl aber erhoffen wir von Goehre — es dürfte keiner so geschickt und eingeweiht dafür sein — eine gerechte und eindringende Kritik dieser Bewegung auf die „Modernität“ bezw. etwa Rückständigkeit ihrer Prinzipien hin. Eine solche Arbeit müßte nicht notwendig den Charakter eines Angriffs haben; wohl aber wäre sie eine Frage an die weitere Entwicklung der Sozialdemokratie.

Was aber Goehres Stellung innerhalb der Naumannschen Gruppe angeht, so machen die geschilderten Eigenschaften des Mannes ihn zwar nicht — wie man hier und da glaubt sagen zu dürfen — zum natürlichen Führer eines linken Flügels, wohl aber zum geborenen Kritiker auch dieser seiner eigenen Partei, und zwar der Gesamtpartei. Führer ist Naumann, Kritiker ist Goehre. Seine Selbständigkeit in der Beurteilung der Lage intra et extra muros, die er mit charaktervollem

Eigensinn festhält, befähigt ihn dazu. Er wird nicht immer sehr bequem sein; aber er wird stets beachtet werden müssen. Schon in seinem Werke über die evangelisch-soziale Bewegung bewies er eine Vorurteilslosigkeit und Nüchternheit in der Beurteilung der in Betracht kommenden Fragen, die bei vielen seiner Parteifreunde Mißtrauen hervorrief, während schon die nächste Zukunft ihm fast überall Recht gab.

Man wird sich gewöhnen müssen, ihn, welcher Gruppe er auch angehört, als selbständigen Politiker anzusehen.



# Münchener Atelierbesuche.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

## I.

Kunstgeschichte ist gut, Kunst ist besser. Soll doch einmal Kunstgeschichte gemacht werden, handelt man klug, sich dahin zu wenden, wo man sie aus erster Hand haben kann. Man geht an die Quelle, wo die Kunst selbst ihre Offenbarung vollzieht. Je weiter weg von der Quelle, desto mehr wird auch die Kunstgeschichte zur fable convenue der Schulen und Cliquen der menschlichen Bosheit und herrschsüchtigen Schwäche.

Ich wette, daß die löblichen Herren von der „Ausschmückungs-Kommission des Reichstagsgebäudes“, die soeben in Berlin mit so heiterer Einstimmigkeit das Deckengemälde von Franz Stuck und die Wahlurne von Adolf Hildebrand abgelehnt haben, ihre Kunsteinsicht und ihr kritisches Verständnis sehr weit weg von den reinen, ursprünglichen Quellen gewonnen haben. Was vom Verhältnis zur Dichtung gilt: „Willst den Dichter du verstehn, mußt in Dichters Lande gehn!“ gilt auch von dem Verhältnis zu jeder andern Kunst — nur durch die intime Kenntnis des lebendigen Dichters und Künstlers vermag eine vor-

nehme, herzliche und fruchtbare Beziehung des Kunstgenießenden zur Schöpferwelt der Schönheit gestaltet zu werden.

An dem Benehmen der reichstäglichen Volksvertreter und Kunstverwalter erleben wir aufs neue und nicht gerade in einer für das deutsche Kulturvolk schmeichelhaften Weise die Bestätigung dieses uralten Erfahrungssatzes. O über diese Ausschmückungs-Kommissäre mit ihren Brillen und Maßstäben und Richtscheiten! Hätten sie doch, bevor sie reglementieren und mäkeln wollten, sich die Walter Stolzing-Frage vorgelegt: „Wer war es, der die Regeln schuf?“ und in ihrem kunstunschuldigen Gemüte die tiefsinnige Antwort erwogen, die Hans Sachs erteilt:

„Das waren hochbedürftige Meister,
von Lebensmüh' bedrängte Geister —“

Ähnlich wie neulich im Reichstag zu Berlin erlebten wir im vorigen Jahre hier in München in unserer löblichen Abgeordnetenkammer eine lehrreiche Kunstdebatte. Wie dort die Ausschmückungs-Kommission, so lehnte hier die staatliche Ankaufs-Kommission ein meisterliches Kunstwerk ab und verbrämte die Ablehnung mit allerlei erhabener Weisheit und kunstkritischer Orakelei.

Das veranlaßte mich, meine lange unterbrochenen Atelierbesuche gerade bei jenem Meister wieder aufzunehmen, dem der bayerische Landtag die Auszeichnung einer breiten Kunstdebatte angethan hatte — bei dem Bildhauer Professor Christof Roth, meinem edlen fränkischen Landsmann.

Ich traf ihn in der Werkstatt, mitten in frischer, emsiger Arbeit. Seit zehn Jahren wohl hatte ich ihn nicht gesehen. Haar und Bart waren ihm inzwischen weiß geworden, aber seine kraftvolle, elastische Gestalt schien von Alter und harter Arbeit nur wenig angegriffen, das Feuer seiner Augen hatte nichts von der sprühenden Blitzeskraft, seine Rede nichts von ihrer Schlagfertigkeit und Schalkhaftigkeit verloren.

Und wie er so vor mir stand im Arbeitskittel, die Hemdärmel aufgekrempelt, in der Hand den bildsamen Thon, den „Erdenkloß“, Menschenbilder daraus zu formen, da strich mir das obenzitierte Hans Sachs-Sprüchlein auch durch den Sinn:

„Das waren hochbedürftige Meister,
von Lebensmüh' bedrängte Geister:
in ihrer Nöten Wildnis,
da schufen sie ein Bildnis,

daß ihnen bliebe
der Jugendliebe
ein Angedenken klar und fest,
dran sich der Lenz erkennen läßt —"

Der Lenz ewig junger, sprossender und blühender Kunst, der heiligen Liebe zur Schönheit nimmerverwelkendes Symbol und Zeugnis.

Vor zehn Jahren war es seine herrliche Bismarck-Büste, die mich in Meister Roths Atelier lockte. Roth kam damals mit Entwürfen und Skizzen heim, die er dem lebendigen Kanzler vom Leibe heruntergearbeitet hatte. Bei beiden Ohren durfte er den Gewaltigen fassen und mit sensiblen Künstlerfingern den eisernen Schädel nach allen Geheimnissen der Maße, der Flächen, der Senkungen und Hebungen abtasten. Und hatte er die Teile in seiner Hand, so fehlte dem Meister, faustisch gesprochen, auch nicht das geistige Band. Sein Bismarck ist eins der zuverlässigsten und belehrsamsten Abbilder des merkwürdigen Staatsmanns geworden.

Freilich, von der Pfiffigkeit, Verschlagenheit und Rücksichtslosigkeit des genialen Realpolitikers hatte der schlichte Künstler nichts zu profitieren vermocht. Sonst hätte er sich von damals bis heute eine andere Position in der Kunststadt München aufgebaut — und dem bayerischen Landtag wäre die tolle Kunstdebatte erspart geblieben, und die Glyptothek am Königsplatz wäre um ein großes, modernes Kunstwerk reicher.

Es handelte sich bekanntlich um die mächtige, plastisch so genial erfaßte Gruppe „Im Sterben", die auf der vorjährigen Ausstellung im Glaspalast hart vor dem Lenbach-Saal zu sehen war.

Lenbach lärmte: „Das ist ja eine Straßenszene, die kann ich nicht da brauchen! die muß überhaupt aus dem Glaspalast hinaus. Wir haben an dem Meunier genug!"

Aber die Rothsche Gruppe blieb doch an ihrer Stelle, zur Freude und Bewunderung aller ruhigen Kenner und Liebhaber moderner Plastik. In einem hatte Lenbach vollkommen recht: in seinem Hinweis auf den großen belgischen Meister Meunier. Auch in Roth lebte das Zeug zu einem Meunier. Und wenn es nicht voll und schlagend in einer imponierenden Reihe von Werken zur Entfaltung kam, so trug eben das Milieu in seinen fatalen Unterschieden zwischen einer Brüsseler und einer Münchener Bildhauer-Existenz die Hauptschuld.

Nachdem ich unter der Führung des Meisters sein großes Atelier durchstöbert und seine älteren und neueren Werke und Skizzen (das

prächtige Relief zeitungslesender und debattierender Arbeiter in Kittel und Schurzfell, die Brunnenfigur Faun mit Nymphe, die wundervolle Germanenwacht, den Prometheus und das köstlich satirische Kunstgigerl, den Bismarckschild und vieles andere) freudig bewundert hatte, kam unser Gespräch auf die vielbefehdete Gruppe „Im Sterben“.

„Die habe ich nicht mehr hier, die kommt in die nächste große Berliner Ausstellung,“ belehrte mich der Meister.

„Ich habe sie gut im Gedächtnis,“ sagte ich. „Wissen Sie, lieber Professor, was mir an Ihrem Kunstwerk mißfiel? Die Aufschrift. Die ging mir auf die Nerven. Warum etwas so unendlich Aufwühlendes und das Gemüt Belastendes in diese traurigen Worte fassen? Einen Hoffnungsschimmer will der Mensch noch im verzweifeltsten Augenblick haben. Warum gaben Sie nicht als Aufschrift etwa ‚Auf Tod und Leben‘ oder so ähnlich? Hätte das nicht auch den Sinn Ihres Werkes ausgedrückt?“

Der Künstler reckte seine hohe Gestalt und lächelte: „Ich weiß, das ist oft eine böse Sache, den rechten Titel finden —“

„Worte sind Symbole, Gleichnisse, jede Lautgruppe hat ihre eigene suggestive Kraft. Die Bezeichnung eines Kunstwerkes ist wichtig, sie beeinflußt unsere Anschauung. Gewiß ist sie in den meisten Fällen nicht erschöpfend und trifft selten den tiefgeheimen Sinn einer künstlerischen Schöpfung. Fatal ist's aber, wenn sie Begleitgefühle erregt, die dem Beschauer die ruhige Unbefangenheit rauben. Lieber Professor, Ihre Wahl ‚Im Sterben‘ empfand ich nicht als besonders günstig, man erschrickt förmlich und sucht sich dem Bann des Kunstwerkes zu entziehen. Ein blühendes Kind im Sterben — es ist zu entsetzlich. Wer mag da zuschauen? Wer kann da minutenlang still halten und ästhetischen Reizen nachspüren? Warum wählten Sie einen so grausamen Titel?“

Er lächelte nachdrücklich. Dann begann er in seiner schlichten, stark fränkisch gefärbten Sprechweise, in der soviel Liebe, Wärme und Klarheit klingt: „Also keinen Hinweis auf den Vorgang des Sterbens, des wirklichen Todeskampfes — hm. Wenn aber das Kind nicht stürbe, so wäre manches in den Linien der Gruppe wie in der Herausarbeitung des tragischen Wendepunktes wohl doch nicht ganz richtig. Ich habe mir folgendes dabei gedacht: Der auf der Truhe sitzende Schmied, ein kräftiger Mann, von der Arbeit herbeigeholt, frisch vom Amboß weg, hat die schweren Holzschuhe abgelegt, die Mütze abgenommen, wie in heiliger Scheu vor dem sterbenden Kinde. Das Kind

— ich dachte mir einen vierjährigen Knaben (ach, ich hab's in der eignen Familie erlebt) — hat er mitsamt dem Kissen nun auf dem Arm, wie um dem armen, verröchelnden Geschöpf mehr Luft zu geben. Den Oberkörper neigt er etwas zur Seite — sehen Sie hier die Photographie! — gleichsam um der knieenden Mutter zu ermöglichen, den letzten Blick ihres sterbenden Lieblings zu erhaschen. Mit stummer Resignation schaut der von Kampf und harter Arbeit gestählte Schmied auf sein Söhnchen, seine einzige Freude, die ihm der nächste Augenblick für immer rauben wird. Die knieende Mutter, aufgelöst, der Verzweiflung nahe, blickt mit unsagbarem Jammer ihrem Kinde ins brechende Auge. Sehen Sie, lieber Doktor, diesen Elternschmerz wollte ich in der Gruppe zum Ausdruck bringen, die Tragödie des jungen Todes, ohne Sentimentalität, aber menschlich echt und tief erschütternd. Wie ich es selbst empfunden, so mußte es aus mir heraus. Der Gipfelpunkt des Dramas, die Katastrophe, das ist der Moment des Sterbens, eine weitere Steigerung ist nicht mehr möglich. In dem furchtbaren Kampfe eine Sekunde der Ruhe, das war mein plastisch gewählter psychologischer Moment. Bei der knieenden Mutter — die es in dieser Stellung nicht lange aushalten kann, sie sucht das Kind noch einmal an sich zu ziehen, mit dem Blick dem unerbittlichen Tode die Beute zu entreißen — mußte ich den Ausdruck vor der Entladung des höchsten seelischen Schmerzes erfassen, den Höhepunkt der äußersten psychischen und physischen Spannung. Sehen Sie einmal her, stürbe das Kind nicht, müßten diese Linien ganz anders gehen, die Mutter müßte ruhiger knieen u. s. w. — so aber klappt alles zusammen, alle Kontraste in Ausdruck und Form geben die überwältigende plastische Harmonie. Beachten Sie noch die Einzelheiten am Kinde: das gebrochene Auge, den geöffneten Mund, das vom Todesschweiß nasse, anliegende Haar, die schon halberstarrten Füßchen — — Mein Gott ja, es ist furchtbar echt alles, ich hab's erlebt, ich hab's durchempfunden. Warum sollen die Menschen es besser haben wollen, statt mit dem Künstler das schwere Mysterium des Elternschmerzes sich durch die eigene Seele ziehen zu lassen?"

In tiefer Bewegung hörte ich dem Bildhauer zu, aus dem in Ernst und Kraft nicht nur die stolze Begabung des Künstlers, sondern auch die gemütvolle Innigkeit des Menschen und Vaters so ergreifend zu mir sprach. —

Gewiß, Professor Roth hat für seine tüchtigen Leistungen manche ehrenvolle Anerkennung gefunden. An verschiedenen Orten des Reiches

stehen seine Werke als Zeugen seines hohen Strebens und Könnens. Auch als Lehrer ist er mit seinen Unterrichtswerken durchgedrungen, seine anatomischen Tafeln sind im In- und Auslande geschätzt. Auf den verschiedensten Gebieten der Kunst hat er als Autodidakt seine hervorragenden Fähigkeiten bewährt und sich Kenntnisse gesammelt, wie sie nicht vielen Bildhauern eigen sein dürften. Seit Jahrzehnten hat er sich des Besuchs des jetzigen Prinzregenten von Bayern in seinen Ateliers zu erfreuen gehabt und als Obmann der Bildhauerjury hat er von der modernen Ausstellungspraxis wertvolle Anschauungen gewonnen — auch manchen Blick hinter die Kulissen gethan, der seine Künstlerseele mit Empörung und Scham erfüllte.

Und nun erlebte er mit seinem größten und feinsten Werke, mit seiner künstlerisch und menschlich reifsten Leistung schließlich doch auch das noch, was eine ästhetisch teils versumpfte, teils verwilderte Zeitgenossenschaft von neidischen Kollegen und beschränkten Bureaukraten immer wieder auf die Schöpfungen des Genius als Siegel der eigenen Unzulänglichkeit zu drücken pflegt: die Abweisung.

Nach meiner Erörterung des Falles, der mich verschiedene Münchener Kunstgrößen als Charaktertypen in merkwürdiger Beleuchtung kennen lehrte, sagte Professor Roth ruhig: „Wissen Sie, ich bin als freier Mensch erzogen, stehe als Künstler allein — aber ich fürchte nichts und niemand. Eins wünsche ich nur, daß meine Kraft reichte, der Kunst und dem Vaterlande noch besser und glänzender zu dienen, als seither — treuer vermag's kein Mensch, das Bewußtsein hab' ich. Man kann meine Arbeiten heruntersetzen, mein Rechtsgefühl kränken, das ist aber auch alles — entmutigen kann man mich nicht."



# Das junge Belgien.

Von Alfred Ruhemann.
(Brüssel.)

Die Überschrift dieses zum Zwecke der allgemeinen Orientierung geschriebenen Aufsatzes erscheint mir selbst etwas gewagt. Das junge Belgien? Giebt es überhaupt ein solches? Im politischen Sinne

zweifellos. Belgien ist ein junger und sicherlich glücklicher Staat. Er hat sich so geschickt in die Machtsphären der großen Nachbarstaaten eingeklemmt, daß jeder derselben es notgedrungen wie ein rohes Ei behandeln muß, während es selbst sich protzenhaft mit seiner Unberührbarkeit brüsten kann. Es resultiert aus diesem Umstande, daß es eine ziemlich kecke Sprache reden darf, doch man gönnt die Rede- und Schreibfreiheit dem kleinen Gernegroß von Herzen. Belgien ist infolge seiner Betriebsamkeit, seiner von Jahr zu Jahr sich ausdehnenden Industrie ein zivilisatorischer und handelspolitischer Faktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es fließt in seinen Adern Blut von unserm Blut, und trotz aller frankophilen Verführungskünste nimmt Belgien von Jahr zu Jahr unter eines einsichtsvollen Königs Leitung immer mehr Fühlung mit dem deutschen Osten. Daß es mit seiner inneren Politik weniger gut beschaffen ist, daß das Volk noch immer nicht zu Worte kommen darf, daran ist wohl nur Belgiens große Jugend schuld, denn erst mit den Jahren reift die Erfahrung. In dieser Beziehung also giebt es unbedingt ein junges Belgien.

Wie aber sieht es mit den Künsten, der Litteratur und den Wissenschaften aus? Hat man hier, zum Beispiel, eine Richtung, kennt man hier ein Bestreben, welches man füglich dem Begriffe des „jüngsten Deutschland" gegenüberstellen könnte? Die Antwort hierauf ist nicht leicht. Ein junges Belgien im Sinne des jüngsten Deutschland giebt es entschieden nicht. Die politische Unabhängigkeit hat, was die Litteratur und die Wissenschaften anbelangt, keine Unabhängigkeit dieser Disziplinen gezeitigt. Gemäß der inneren politischen Lage, welche zunächst noch nicht die scharfen Gegensätze zwischen einer klerikal-reaktionären Richtung und einem sozialen Kollektivismus beseitigen wird, arbeiten die Wissenschaften namentlich auf dem Felde der sozialen Fragen und Errungenschaften, jedoch kommt es auch hier noch nicht zu einem befreienden Gedanken. An der Wurzel des fortschrittlichen Baumes der modernen Aufklärung nagt noch stark der Wurm der klerikalen Hintanhaltung, der vor allem die Schule nicht aus seinen erstickenden Fangarmen läßt. Unter diesen Umständen widmet sich die belgische Wissenschaft vor allem dem materiellen Wohlergehen der Nation und ihrer Faktoren, dem einzigen Felde also, auf welchem eine ziemliche Übereinstimmung der extremen Bestrebungen der Parteien notgedrungen zu finden und zu erzielen ist. Hier giebt eben der eminent praktische Sinn der Belgier ausschließlich den Ton an.

Die Litteratur dagegen hat einen noch viel schwierigeren

Standpunkt. Vor allem sieht sich diese der chinesischen Mauer des unglücklichen Sprachenverhältnisses gegenüber, welches es richtig dahin gebracht hat, daß von einer nationalen belgischen Litteratur noch nicht die Rede sein kann und vielleicht auch nie die Rede sein wird. In diesen Augenblicken gerade tobt der Kampf um die Rangerhöhung der vlämischen Sprache mehr denn je. Wird aber mit einer gewissen „Verstaatlichung“ derselben auch deren Litteratur eine Steigerung ihrer Erzeugnisse erfahren? Entschieden nein, denn man darf nicht vergessen, daß der belgische Vläme zu neun Zehntel ein Mann des Volkes ist. Und dessen geistige Nahrung wird völlig befriedigt durch den Romantizismus, der in vaterländischen Helden- und Schauergeschichten seinen Ausdruck findet. Gesteht man der vlämischen Dichtkunst noch etwas Poesie und die Übersetzungen der klassischen Romane der romantischen Zeit neben großen, modern amerikanischen und älteren Sensations- und Rührstücken auf der Bühne zu, so ist die Peripetie der gegenwärtigen vlämischen Litteratur gegeben. Sie steht mit einem Worte noch immer im Zeichen von Hendrik Conscience, ohne indessen Schriftsteller von dessen packender Gewalt zu zeitigen. Die reinen Vlämen aber haben ersichtlich aus der Verbindung mit den Wallonen und reinen Franzosen für ihre Litteratur nichts gewonnen. Was die „lettres belges d'expression française“ anbelangt, so verdienen diese allerdings eine gewisse Beachtung und eine besondere kritische Würdigung, die mich hier zu weit führen würde. Im allgemeinen darf ich wohl sagen, daß die belgische Litteratur in französischer Sprache in Deutschland so gut wie völlig unbekannt ist. Entweder hat man sie für zu geringfügig erachtet, oder man wirft sie, weil ihr Nährboden vor allem in Frankreich wurzelt, unbewußt mit der französischen Litteratur in einen Topf. Beides verdient sie entschieden nicht, denn die belgischen Schriftsteller französischen Ausdruckes haben seit dem Beginne der Selbständigkeit ihres Vaterlandes eine eigne vaterländische Litteratur geschaffen, die ihr Bestes aus dem heimischen Boden Flanderns gesogen hat. Und zwar möchte ich als charakteristisches Merkmal für das Aufblühen und Entstehen der belgischen Litteratur hier die Thatsache wenigstens nicht unerwähnt lassen, daß die Begründung der litterarischen Zeitschriften unendlich viel für die Litteratur gethan hat. Lange, lange haben diese die Schriftsteller gefördert und zum Siege geführt, und das beste Zeichen dafür, daß es in der belgischen Litteratur gegenwärtig mit einem ebenbürtigen jungen Nachwuchs schlecht bestellt, ist das Eingehen der verdienstvollsten Zeitschrift „Le jeune Belgique“.

So lange Lemonnier, Rodenbach (†), Eekhoud, Demolder, Verhaeren, Vanzype auf vaterländischem Boden blieben, hatten sie Rasse, waren sie eine litterarische Sondergemeinde. Sobald sie die moderne Art und Unart der Franzosen pflegen, gehören sie zu diesen und sie müssen wie diese und mit diesen beurteilt werden. Das wenigste, was obige und andere geschrieben haben, ist in Deutschland bisher bekannt geworden. Ihr gesunder, aus der kräftigen flandrischen Ackerscholle und von der scharfen Meeresbrise hergeholter Realismus, der sich so folgerichtig aus dem Romantizismus de Kosters entwickelt hat, ist eine treffliche Wiedergabe des Charakters einer zähen, ja, ungezähmten und doch auch so tief gemütvollen Volksart, die ihren deutschen Ursprung nie verlieren wird. Und diese erst in Angriff genommene Beackerung eines so jungfräulichen Feldes hat man den schönen Augen und Mätzchen der Nachbarn zu Liebe fast völlig aufgegeben. Man giebt sich mit Gesellschaftsproblemen ab und folgt Maeterlinck'schem Mystizismus, ohne indessen das Genie dieses großen Dichters und poetischen Philosophen zu besitzen. Kurzum, wir warten ängstlich auf eine baldige Rückkehr der belgischen Litteratur zu ihrer nationalen Aufgabe, die, gerade so wie in der Politik, eine glorreiche Unabhängigkeit zu bedeuten und sich zu verdienen hat.

Wenn die belgischen Litteraten Augen hätten, würden sie sicher bald über den einzuschlagenden Weg sich klar sein; sie würden es um so eher sein, als, wie ich gefunden habe, die Lemonnier, de Rosny, Rodenbach, Eekhoud, Vanzype, Verhaeren und so fort in ihren Ansichten und ihren besten Schriften durchdrungen sind von der malerischen und plastischen Elastizität des jungen künstlerischen Belgiens.

Das junge Belgien . . . wir finden es ausschließlich in der Kunst. Es sind keine Jünglinge unter den Vertretern dieses jungen Belgiens zu verstehen, sondern ausgereifte Männer, die über einen harten und entsagungsvollen Weg zum Tempel einer neuen Renaissance der alten vlämischen Kunst durchgedrungen sind. Noch keine fünfzehn Jahre sind es her, seit diese neue Bewegung begonnen hat, und noch immer wird ihr der Pfad schwer gemacht durch die zäh am Ererbten festhaltenden Akademiker. Aber der Sieg der Jungen läßt sich nicht mehr fortleugnen, und Deutschland gerade ist das erste Land, welches das junge Belgien der Kunst erkannt und ermuntert hat. Man halte heute eine Umfrage bei den belgischen Künstlern, und man wird dieses durch eine gleichlautende Antwort bestätigt hören. Deutschland hat vor allem die belgische Plastik schätzen gelernt, und in der That ist es

die belgische Skulptur, welche die Auferstehung der vlämischen Kunst inszeniert hat und noch leitet. Auch hier läßt sich eine gewisse Abstufung wahrnehmen; sie erbringt wieder einmal den Beweis, daß die Unnatur in der Kunst eine Verirrung des guten und gesunden Geschmacks bedeutet und deshalb nicht lebensfähig ist. Wenn es nämlich auch noch einen sogenannten Klassizismus in der belgischen Skulptur giebt, so ist darunter nicht etwa eine rein akademische Nachäffung der antiken Formen und Linienharmonieen zu verstehen. Die Klassiker Belgiens waren selbst die ersten, welche der modernsten Richtung Bahn brachen, indem sie unter Beobachtung der harmonischen Schönheitslehren der Alten der Natur zu ihrem Siege verhalfen. Als das geschehen war, traten die Männer auf, welche in die Wagschale der beginnenden Realistik ihr Temperament und ihre nationalen Charaktere hineinwarfen. Auf diese Weise entstand die neue, von allen Fesseln des Vorurteils und der akademischen Lehren befreite vlämische Kunst reinster Realistik, von der über einen völlig leeren Abgrund gähnendster Trostlosigkeit eine goldene Brücke hinüberführt zu den alten Niederländern. Alles, was einen Rubens zierte: den großen Ideengang, die Glut der Farbe, die Plastik in der Malerei und die Malerei in der Plastik, die unverkümmerte Wiedergabe und die Freude an einer kraftschwellenden Natürlichkeit, die genußsüchtige Freude am Dasein, die Harmonie der Bewegung, — wir sehen es auferstanden und auch verstanden in der glücklichen Verquickung der Wirklichkeit mit einem idealen Empfinden derselben. Aus diesem Grunde haben sich die modernen Klassiker der belgischen Kunst, die Paul de Vigne und Charles Vanderstappen, und nach ihnen Thomas Vinçotte, de Lalaing, die ihrerseits auf Geefs, Simonis, de Bay fußten, ein großes Verdienst erworben, indem sie über der Huldigung des Schönen die Individualität nicht vergaßen. Deren Schüler, wie Charlier, Samuels, Lagae wurden bereits realistischer, oder richtiger gesagt, nationaler und vlämischer als ihre Lehrer und Meister. Nur vermochten sie sich noch nicht zum reinen Ausdruck der kraftvollen und wahren vlämischen Kunst aufzuschwingen, wie wir ihn bei den Werken von Dillens vorfinden, vor allem aber bei dem volkstümlichsten Künstler Belgiens, Jef Lambeaux, der mit einem Rubens und Jordaens nicht unähnlichen Feuer und Temperament es verstanden hat, der vlämischen Kunst der Neuzeit die ausdrucksvollste Sprache zu geben. Und Jef Lambeaux wird dem erhabenen, gewaltigen Fluge seiner Kunst in seinen vielen Schülern noch für lange Zeiten seinen Stempel aufdrücken, während der große Meister

Vanderstappen seinerseits, durchdrungen von den erhabenen Aufgaben der modernen Kunst, den schönen klassischen Realismus seiner Werke auch auf die Renaissance des Kunstgewerbes einwirken läßt, um so diese neuen und rein künstlerischen Adepten zu gewinnen. Beide predigen das große Evangelium der Natur in der Kunst; während aber Vanderstappen seine Natur in gewisse konventionelle Formen zwingt, läßt Lambeaux ihrem Ungestüm mit der ganzen zügellosen Lebendigkeit seines Kraftgenies freien Lauf. Beide jedoch sind erfüllt von ihrer Schönheit, beide verschmähen den Realismus, der gleichbedeutend ist mit Häßlichkeit. Und nun stehen wir wieder vor der alten, noch immer ungelösten Streitfrage: ist das Elend etwas Häßliches? In den Werken von Constantin Meunier entschieden nicht. Dieser bedeutendste aller belgischen Künstler paßt in keine Schablone hinein, weil seine Kunst ein Realismus ist, durchgeistigt von einem Symbolismus des Erbarmens. Er hat sich das menschliche Lasttier zum Studium ausgesucht und stellt es, losgelöst von seinen Beziehungen zur Mitwelt, als ein Prototyp der menschlichen Ausbeutung dar, ohne jedoch zu übertreiben, ohne die besseren Gesellschaftsklassen damit zu verletzen. Man vergesse nämlich nie, daß Meunier auch, wie vielleicht kein zweiter lebender Meister, das Leiden und das Erbarmen des Erlösers zu schildern vermag. Seine ganze Kunst also bewegt sich im Kreise dieses einen Gedankenganges, des christlichen und menschlichen Erbarmens. Er will nicht das Los des Proletariers, indem er ihn schildert, verbessern, sondern er will nur daran erinnern, daß das Elend in der Welt auch verstanden und vor allem nicht vergessen sein will, daß die hohlbäckige Arbeit und der sieche Arbeiter ebenso ein Monument verdient wie das göttergleiche Weib als Ausdruck der höchsten menschlichen Formenvollendung.

Die belgische Skulptur nimmt soviel Kolorit für sich in Anspruch, daß für die Malerei keine prägnante Note übrig bleibt, möchte man fast sagen. Es ist trotzdem, seit Boulanger und Artan als Neuerer auftraten, auch mit der belgischen Malkunst namentlich da eine Wendung zum Charakteristischen eingetreten, wo es sich um die Erfassung der unendlichen landschaftlichen Reize Flanderns im Freilichte realistischer Wirkungen handelt. Hier begegnen wir einer ganzen Reihe siegreicher Erscheinungen, an deren Spitze Courtens, Victor Gilsoul, Isidor Verheyden, Emile Claus, R. Wytman, Alfred Verhaeren, Baertsoen, Marcette marschieren. Diesen namentlich, und auch manchen anderen noch, die es mir verzeihen mögen, daß ich sie in diesem lediglich

tastenden Aufsatze nicht bei Namen nenne, ist es, und auch erst nach mancherlei Fehlgriffen, geglückt, die richtige Stimme der niederländischen Natur zu erlauschen, die so eigne Töne im Nebelgrauen und so wunderbar helle Accente im Sonnenschein hat, die so durchsichtig klar, so paradiesisch ruhig und verklärt und wiederum so schwermütig düster und bang sich uns giebt. Und es wird immer so bleiben: Flanderns künstlerische Größe beruht auf dem Einklange dieser wahrhaft einzigen, nordischen Natur und ihres wilden Elementes, des Meeres, während Hollands malerische Reize immer zur Hervorkehrung der Genremalerei herausfordern werden. Es tritt deshalb in Belgien selbst das Genre auffallend zurück, und die Figurenmalerei tastet noch suchend nach dem richtigen Schlüssel der Offenbarung. Sie ist entweder zu dekorativ, wie bei Frédéric, oder sie sucht es den Nachbarn jenseits und diesseits des Kanals in grellen Farbenwirkungen gleichzuthun. Ebenso spärlich ist Symbolismus und Präraraelismus gesäet, und ich meine, es ist gut so. Belgien besitzt in seinen Landschaften eine so ungeheure Kunstdomäne, daß es sich mit der Ausbeutung dieser, unter Anwendung aller neuzeitigen Errungenschaften der Malkunst, bescheiden könnte. Die oben genannten Künstler haben den richtigen Ton getroffen, und es wird nicht lange dauern, bis auch die junge belgische Malkunst sich einen festbegründeten Ruf ihrer Spezialität, den der Landschaftsmalerei in modernster Technik und Naturtreue, im Auslande erworben hat. Dann werden auch die jungen Belgier den alten Niederländern in nichts mehr nachstehen.



# Neue Lieder fürs Volk.

Von Dr. Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Unter diesem Titel habe ich soeben ein kleines Büchlein herausgegeben, dem ich ein paar Worte auf den Weg geben möchte, Worte, die den Zweck des in seiner Art vollständig neuen Unternehmens

erläutern sollen. Es handelt sich, kurz und schlicht gesprochen, um den ersten Versuch, einen Bruchteil Kunstpoesie dem Volke zuzuführen, das in seiner großen Masse bisher vom Genuß der Litteratur vollständig ausgeschlossen war.

Man glaube doch nicht, daß unsere Nationallitteratur wirklich eine Litteratur für die Nation sei. Vor etwa zwei Jahren prüften ein paar Offiziere ihre Soldaten, ob und was sie von Bismarck wüßten, diesem zur Zeit populärsten Namen deutscher Geschichte. Das Resultat war tief betrübend. Wenn heute ein Grubendirektor seine Arbeiter, ein Industrieller die seinigen, ein Großgrundbesitzer seine Bauersknechte fragen würde, wer Schiller und Goethe waren, was sie waren, was sie von ihnen gelesen oder gehört hätten, das Ergebnis wäre so vernichtend, daß wir endlich einsehen sollten: Unsere gesamte Litteratur hat bis auf den heutigen Tag die Tiefe des Volkes noch gar nicht berührt; nur ein paar Hunderttausende, vielleicht eine Million, wissen von ihr; die flehentliche Bitte Gottfried August Bürgers: „Steigt herab von den Gipfeln eurer wolkigen Hochgelehrtheit und verlangt nicht, daß wir vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch wenigen hinaufklimmen sollen," sie ist ungehört verhallt; unsere Poeten haben fortgefahren, „wolkig" zu bleiben, und so stehen wir nach einer scheinbar glänzenden Litteraturentwicklung von 150 Jahren vor dem schändlichen Ergebnis, daß das Volk die realen Segnungen der Eisenbahn, das politische Stimmrecht rc. erfahren hat, die idealen der Künste nie und nirgends.

Und — wer das Volk kennt, der weiß, wie es nach Kunst hungert. Freilich nach klarer, schlichter, volkstümlicher Kunst. Warum ihm nicht geben, wonach es verlangt! Es langt nach allem Schund, den der Kolporteur ihm ins Haus trägt, und gern opfert der Bauer, Handwerker und Arbeiter ein Nickelstück. Vor mir liegt eine reiche Sammlung fliegender Blätter, „gedruckt in diesem Jahr", und in diesem Jahr für mich in schlesischen Bauernhütten gesammelt. Diese 4 bis 8 Seiten kosten je 10 Pfennige. Und welch ein Schund neben hübschen Liedern! Dumme Couplets („Der Mensch ohne Geld", „Das Wiener Früchtl"), großstädtische Straßenlieder („Margarete, Mädchen ohnegleichen"), Moritthaten („Das neue Lied von der Wiener Weltausstellung und dem großen Börsenkrach"), wirkliche und gute Volkslieder, dann ein Uhlandsches Gedicht („Ich hatt' einen Kameraden"), ein Gedicht von Th. Körner, das Goethe'sche „Kleine Blumen, kleine Blätter", freilich arg umgedichtet, eins von Chamisso, ohne Namen, fürchterliche Soldatenlieder u. a. m. sind der begehrte Inhalt dieser zumeist gelesenen Lieder ein-

facher Bauersknechte und Mägde. Der ganze Unrat großstädtischer Gassenhauer macht sich breit, verlogenste Sentimentalität erstickt wirkliches Gefühl („Dein liebes Bild wohnt in mein Herz") und ordinäres Zeug aus Tingeltangeln jagt frech und unwürdig alle naive Freude an Lied, Sang und Kunst in die Flucht.

All das brachte mich zu dem Entschluß, für das Volk ein Bändchen Lieder zusammenzustellen, um einen Versuch großen Stils zu machen, 1) jene Schundlyrik zu vernichten, 2) gute Kunstlyrik zu popularisieren, 3) den Hunger des Volkes nach schlichter Poesie zu befriedigen. Und zwar lag mir in erster Linie daran, die zeitgenössische Poesie zu berücksichtigen. Nicht aus Furcht vor der übergroßen Gewalt der Lyrik von Goethe bis Storm, (denn ich bin der Meinung, daß die Lyrik der Gegenwart es mit jener so ziemlich aufnehmen kann), sondern weil unsere Lyrik mehr den Atem unserer Zeit trägt als die Goethes und Heines. Und dieses Zeitkolorit mußte mir helfen, die Brücken schlagen von den Dichtern zum Volk. Und so ist die gesamte Dichtergeneration der Gegenwart berücksichtigt von den fünf großen Toten: J. G. Fischer, Fontane, Keller, K. F. Meyer, Storm bis auf das jüngste B-Quintett: Benzmann, Bethge, Bodman, Boelitz, Bruns.

Meine Erfahrungen mit Berliner Kolporteuren waren nicht ermutigend. Der eine freilich hat mir vielen Spaß gemacht. Er gestand mir, daß er sich jedes Lied, z. B. „Fischerin, du kleine", „umdichten" lasse, „damit's keener merkt und ick nich rinfalle!", und daß er von manchem Liede über 300 000 Exemplare abgesetzt habe. Dann erzählte er mir voll Bewunderung von seinem Sohn, der „'n schrecklichen Kopp" hat, weil er jeden Brief selbst schreiben könne, und schließlich wünschte er von mir ein Lied — auf Picquart. „Det zieht jetzt!" Man merkt: das war nicht mein Mann.

Es gelang mir, die Kolportagefirma M. Liemann, Berlin, zu veranlassen, diesen großen Versuch zu wagen. Und so erscheint jetzt ein Büchlein: „Neue Lieder fürs Volk", 160 S. stark, kleines Format, in einer Erstauflage von 100 000 Stück zum Preise von — 10 Pfennigen. Das Büchlein wird fast nur auf dem Wege der Kolportage in ganz Deutschland vertrieben und gelangt so in die Hände der Kreise, für die es bestimmt ist. Sowohl volkstümliche Strophen und Rhythmen als auch kunstmäßige Lyrik ist aufgenommen, wenn ihre Ausdrucksmittel leicht verständlich und einfach waren. Über hundert Dichter mit über 300 Gedichten steuerten bei. „Das Volk will Masse haben," dekretierte der geschäftskluge Kolporteur, und so mußte ich meine Lieb-

lingsidee, etwa 50 Gedichte feinster Auswahl zu bieten, fallen lassen. Um das Büchlein auch künstlerisch gefällig zu gestalten, hat sich der bekannte Maler-Radierer Hermann R. C. Hirzel, dessen Goldschmiedearbeiten diesem Kunstgewerbe neue Bahnen gewiesen haben, entschlossen, seine Kunst gleich mir in den Dienst dieser idealen Sache zu stellen. Seine 4 Zeichnungen sind in ihrer feinen Stimmung und schlichten Form ein wirklicher Schmuck für das Heftchen geworden.

Wie wird dieser erste Versuch wirken? Wird meine Hoffnung, eine Million dieser Büchlein ins Volk zu werfen, in Erfüllung gehen? Werde ich ihm andere folgen lassen können?

Wer weiß! Seine Wirkungen sind nicht von heute auf morgen zu spüren. Sie sind nicht mit Hebeln und Schrauben festzustellen. Aber ich habe schöne Hoffnung zur innern Kraft und zur Seele unseres Volkes. Wer in seinen Kreisen für die Verbreitung Sorge trägt, hilft meine Hoffnung erfüllen und mit an diesem Werke. Ich möchte mir wohl viele Helfer wünschen!



# Gedichte von Leon Dierx.*)

Verdeutscht von Josef Kugler.
(Graz.)

## Ein neuer Mond.

Das ist die Stunde, wo die Rose leise senkt
Zu sanftem Kuß das Haupt, der Abend zagt und bebt
In Liebesschauern und im Dämmerdunkel lebt
Ein Träumen, dessen unsre Seele nun gedenkt.

Ein unbestimmtes, stilles Sehnen alles füllt,
Und alles löst in einen Dunst sich weich und lind,
Und duft'ge Worte wiegen sich im sanften Wind!
Welch tiefes, stummes Schweigen unsre Herzen füllt?

*) Aus „Les Amants" dieses von der jungen Pariser Dichtergeneration zum Nachfolger Mallarmés ernannten Dichterkönigs. D. Red.

Dort drüben in dem Golf der Wellen zarter Schaum,
Des Meeres leises Murmeln sich zur Ruhe schweigt
Und in den Nebeln sich zu uns die Palme neigt!
So weilt dein Blick wohl unter dem Orangenbaum?

Um uns schlingt sich die Nacht, und unser Sinnen scheint
Die gold'ne Blume zu sein, die auf zum Himmel sprießt!
Und brennend heiß sich Hand um Hand im Dunkel schließt;
Welch' Goldschrein ist uns das Geheimnis, das uns eint. —

Und deine Lieb' in mir, in dir mein Hoffen lebt,
In bangem, zagem Zittern mischt sich jedes Sein,
Ein Kuß für eine and're Welt! Welch' Strahlenschein,
Der heute Abend sich um unsre Sinne webt?

## Der Balkon.

Vergangen ferne Zeiten kann ich wohl beschwören.
Was ist auch Zeit, was sind Abwesenheit und Raum?
Ein Wink, ein Dämmern und ein Tag, ein Blick,
Vergangen ferne Zeiten kann ich wohl beschwören.
Im reinen Spiegel der Erinnerung — ein Traum —
Kehrt oft ein flüchtig Strahlenbild zu mir zurück.
Vergangen ferne Zeiten kann ich wohl beschwören,
Was ist auch Zeit, was sind Abwesenheit und Raum?

Es war auf dem Balkon, vorüber zog die Nacht,
Da wiegten unsere Seelen sich in Träume leis.
Mit unseren schwarzen Haaren spielt ein Windeshauch.
Im Frühling war es, und die Liebe war erwacht.
Im Traum warst du bei ihm, vielleicht, wer weiß?
Entblättert eine Blume in deiner Hand verdarb;
Es war auf dem Balkon, vorüber zog die Nacht;
Da ward im Traum die Lieb' geboren und sie starb.

## Im Garten.

Die Blumenwellen wiegen sich im Abendwind
Um Frauen, die im Grase hingelagert sind,
Und die Gewänder blinken, großen Blumen gleich,
In milden Farben auf dem Rasen hell und klar,
Und um sie spielt ein unbestimmter Schatten weich;
Auf ihrem Schmuck, um ihren Hals, in ihrem Haar,
Auf ihren Armen, ihren Fingern, ihrer Brust,
Auf all' dem Prunk, der früher'n Zeiten eigen war,
Entflammt der Stern, der von dem reinen Himmel strahlt,
Viel tausend and'rer Sterne prächt'gen Funkelschein.

Im Brunnen steigt das Wasser, fällt mit leichtem Schall
In feinen, zarten Nebeln auf den Rand von Stein;
Und an der Blätterwand der Bäume dämpft sich matt
Ein leiser Lärm, der herzieht von der nahen Stadt,
Beruhigt schweigt des fernen Meeres Widerhall
Dort drüben in dem Golf, der einst ein Hafen war,
Und müde wie ihr Leib, so müd' ist auch ihr Blick
Inmitten dieser Götterruh', die sie verwebt
Mit all' den Dingen, und ihr Busen leise bebt
Von einem zarten, keuschen Schauern leicht bewegt.
Und jede läßt im Atmen sanft und leicht
Der Nächte Unschuldstraum sich senken in ihr Herz.
Sie atmen in der stillen, reinen Himmelsluft
Der Blume junge Seele, die der ihren gleicht,
Und ihre Seele hauchen sie dann in den Duft,
In dem der toten Blume zarte Seele lebt.



# Ein Atheisten-Diner.

Von J. Barbey d'Aurévilly.
(Paris.)

„Dieses ist der Gottlosen würdig."

Langsam senkte sich die Abenddämmerung auf die Straßen von ***, doch in der Kirche des kleinen, lebhaften Ortes herrschte schon tiefe Nacht. Es wird in den Kirchen ja immer früher dunkel als draußen und schneller als sonst irgendwo sinkt die Finsternis von dem Gewölbe nieder und mischt sich mit den dunklen Reflexen der gemalten Scheiben und den Schatten der Säulen und Pfeiler. Aber diese Kirchennacht, die Vorgängerin des großen, allabendlichen Lichttodes, schließt die Pforten des Gotteshauses nicht, die immer bis nach dem Angelus geöffnet bleiben und an den Vorabenden der großen Feste sogar bis spät in die Nacht, da zahlreiche Gläubige zur Beichte gehen, um sich auf die Kommunion am folgenden Morgen vorzubereiten. Zu keiner Stunde

des Tages strömen die Frommen reichlicher durch die Kirchthür, als zur Vesperstunde, wenn des Tages Arbeit vollbracht ist, das Licht langsam dahinstirbt, und die Seele sich zur Nacht bereitet, zur Nacht, die dem Tode gleicht und den Tod in ihrem Schoße bergen kann. Und die, die noch an das Gebet glauben, lieben es auch besonders zu dieser Tageszeit, sich in der geheimnisvollen Nacht des leeren Kirchenschiffes, die so recht für das Mitteilungsbedürfnis des menschlichen Herzens geschaffen scheint, niederzuknieen, das Angesicht in den Händen verborgen. Wenn uns, den leidenschaftlichen Kindern der Welt, ein geheimes Zusammensein mit der Geliebten in der verbergenden Dunkelheit süßer und qualvoller erscheint, sollte es nicht etwas Ähnliches sein, das die Kinder Gottes bewegt, sich in der Finsternis vor sein Tabernakel hinzuwerfen und so verborgen, alles, was sein Herz verlangt, ihm ins Ohr zu flüstern?

So wenigstens schienen sich an diesem Abend die frommen Seelen, die jene hereinbrechende Nacht in der Kirche erwarteten, mit ihm zu unterhalten. Obgleich man in der Stadt, die nun ganz von dem feuchten Herbstabendnebel verschleiert war, die Straßenlaternen noch nicht angezündet hatte — und auch noch nicht die kleine, drahtumsponnene Lampe vor dem Muttergottesbilde an der Façade des Frauenklosters —, war die Vesperandacht schon seit zwei Stunden beendet, und die Weihrauchwolke, die lange wie ein blauschimmernder Baldachin unter dem Gewölbe auf- und niedergewogt hatte, war verweht. Die Nacht breitete ihre großen, schwarzen Tücher aus, die wie Segel vom Maste von den Wölbungen niederzuwallen schienen. Zwei dünne Kerzen, die an zwei hervorspringenden Pfeilern des Mittelschiffes angebracht waren, und die ewige Lampe, die wie ein kleiner, unbeweglicher Stern in der Dunkelheit des Chores schwebte, die undurchdringlicher schien, als all das Schwarz in der Runde, warfen auf den breiten Strom der Finsternis, der das Hauptschiff und die Seitengänge durchflutete, ein phantomhaftes Licht, bei dessen ungewisser Helle man die Gestalten unbestimmt erblicken, doch nicht erkennen konnte . . . Man bemerkte hier und da Gruppen, die sich vage wie schwärzere Flecken von dem schwarzen Hintergrunde abhoben, undeutlich erblickte man einen gebeugten Rücken, ein paar weiße Hauben, wie sie die Frauen aus dem Volke tragen, — zwei oder drei Mantelets mit heruntergelassenen Kapuzen — aber das war auch alles. Man hörte mehr, als daß man sah. Alle diese Andächtigen beteten mit leiser Stimme und brachten in dem schweigenden, widerhallenden, weiten Raume ein Summen hervor, wie das Geräusch eines

Gott allein sichtbaren Ameisenhaufens von Seelen. Dieses fortwährende Summen, hin und wieder von einem Seufzer durchzogen, dieses Murmeln, das in der Finsternis einer sonst schweigsamen Kirche einen so seltsamen Eindruck macht, wurde durch nichts unterbrochen, höchstens dann und wann für einen Augenblick übertönt durch das Geräusch einer Thür in den Seitengängen, die in den Angeln knarrte und mit leisem, dumpfem Schlag hinter der eingetretenen Person wieder zufiel, oder durch das Geklapper eines Holzschuhes, oder einen respektvoll leise zurückgehaltenen Husten. Nichts vermochte die andachtglühenden Seelen der Beter zu stören und die Kette ihrer Gebete und das unendliche Summen zu unterbrechen.

Daher kam es auch, daß aus der Gruppe der Andächtigen niemand einen Mann bemerkte, dessen Gegenwart mehr als einen der Anwesenden in höchstes Erstaunen versetzt hätte, wenn es eben hell genug gewesen wäre, ihn zu erkennen. Es war kein Kirchgänger. Man sah ihn niemals dort. Noch keinen Fuß hatte er, seit er nach langer Abwesenheit in die Vaterstadt zurückgekehrt war, in das Gotteshaus gesetzt. Weshalb kam er heute Abend? Welches Gefühl, welcher Gedanke, welcher Plan hatte ihn bewogen, heute die Schwelle zu überschreiten, an der er sonst, als sähe er sie nicht, mehrmals des Tages gleichgültig vorüberschritt? . . . Es war ein hochgewachsener Mann, der wohl wie sein Haupt auch seinen Stolz hatte beugen müssen, um die kleine Thür, die von dem feuchten, regnerischen Klima des Ostens ganz grün angelaufen war, passieren zu können. Übrigens fehlte es seinem feurigen Kopfe nicht an Ausdruck. Als er den heiligen Ort betreten hatte, war er ganz betroffen von dem fast grabähnlichen Anblick der Kirche, deren Bauart an eine Krypta erinnert, denn sie lag niedriger als das Pflaster des Platzes, auf dem sie stand, und ihr Portal, zu dem von innen ein paar Stufen hinaufführten, lag höher als der Hauptaltar. Er hatte die Schriften der heiligen Brigitte nicht gelesen, sonst hätte er beim Eintritt in dies nächtliche Dunkel, aus dem das geheimnisvolle Summen hervorquoll, an ihre Vision aus dem Fegefeuer denken müssen, an jenen trostlosen, schrecklichen Saal, in dem man niemanden sieht, in dem man aber leise Stimmen und Seufzer vernimmt, die aus den Mauern dringen. . . Welcher Art aber auch immer sein Eindruck gewesen sein mag, jedenfalls blieb er in dem Seitengang, in den er eingetreten, stehen, und jedem Beobachter wäre es klar geworden, daß er irgend etwas suchte, was er in dieser Dunkelheit nicht gleich fand . . . Doch als sich seine Augen an sie gewöhnt hatten, bemerkte er am äußersten Ende der Armenbank eine

alte Bettlerin, mehr hingekauert als knieend, die ihren Rosenkranz betete. Er tüpfte ihr auf die Schulter und fragte sie nach dem Eingang der Kapelle der heiligen Jungfrau und dem Beichtstuhl eines Priesters des Kirchspiels, den er ihr nannte. Die Alte, die seit vielleicht fünfzig Jahren zum Mobiliar der Kirche gehörte wie die Altarbank, auf der sie kniete, wies ihn zurecht, und ohne weiteren Unfall tastete er sich durch die umherstehenden Stühle und Kniebänkchen, gelangte in die Kapelle und stellte sich gerade vor dem Beichtstuhle auf. Er kreuzte die Arme, wie es die Männer gewöhnlich thun, die nicht in die Kirche gehen, um dort zu beten und doch eine geziemende, ernste Haltung einnehmen wollen. Gewöhnlich brannte an dem Altar der Jungfrau eine gelbe Wachskerze, aber da es schien, als wolle niemand mehr zur Beichte kommen, hatte sie der Priester, der in dem Beichtstuhl der geistigen Betrachtung oblag, verlöscht, und seine Andachtsübungen in der Dunkelheit, die jede Zerstreuung verhinderte und die Sammlung befruchtete, wieder aufgenommen. War die einfache Handlung des Geistlichen wirklich aus diesem Grunde geschehen, oder aus Zufall? aus Laune? aus Sparsamkeit? Jedenfalls behütete dieser Umstand das Incognito des Mannes, der übrigens nur wenig Augenblicke in der Kapelle verharrte . . . . . Der Priester hatte ihn durch die Gitterthür des Beichtstuhls, die er nun weit öffnete, bemerkt, und der Mann reichte ihm einen nicht erkennbaren Gegenstand hin, den er aus der Brusttasche gezogen.

„Nehmen Sie, ehrwürdiger Vater," sagte er leise, aber deutlich, „ich trage ‚es' nun lange genug mit mir herum."

Weiter wurde nichts gesprochen. Ruhig, als wisse er, um was es sich handele, nahm der Priester den Gegenstand an und schloß die Thür des Beichtstuhles. Einige Damen von der Kongregation des heiligen Rosenkranzes, die in der Kapelle ihre Andacht verrichteten, glaubten, daß der Mann, der mit dem Priester gesprochen, nun niederknieen und beichten werde, und waren äußerst erstaunt, ihn elastischen Schrittes die Kapelle verlassen und wieder den Seitengang betreten zu sehen, aus dem er gekommen.

Aber wenn sie schon erstaunt waren, war er es noch viel mehr, als er sich ungefähr in der Hälfte des Seitenganges von zwei starken Armen angefaßt fühlte, und eine Handbreit vor seinem Gesicht ein an solchem Orte doppelt lästerliches Lachen erscholl. Zum Glück für den Lacher erkannte er ihn noch zu rechter Zeit.

„Donnerwetter," rief dieser mit halblauter Stimme, doch so, daß ihn jeder leicht hätte hören können, dies unehrerbietige Wort sowohl, als

auch sein freventliches Lachen, — „was treibst Du denn, Mesnil, zu dieser Stunde in einer Kirche? Wir sind doch nicht mehr in Spanien, wie zur Zeit, da wir die Busenschleier der Nonnen von Avila so famos zerknittern konnten!"

Der Mann, der eben mit „Mesnil" angeredet worden war, machte eine zornige Bewegung.

„Schweig," antwortete er und bändigte seine Stimme zum Flüstern, „bist Du betrunken? Du fluchst hier in der Kirche wie vor dem corps-de-garde. Vorwärts! Mach keine Dummheiten. Laß uns beide anständig hier hinausgehen."

Er verdoppelte seine Schritte und trat, von dem anderen gefolgt, aus der niedrigen Thür. Als sie auf der Straße waren und wieder mit voller Stimme reden konnten, brauste sein Gefährte ganz wütend auf:

„Hol Dich ein Donnerwetter, Mesnil! Willst Du etwa Kapuziner werden? Willst Du Hostien schlucken? Du, Mesnilgrand, Du, der Kapitän von Chamboran, wie ein Pfaffe in einer Kirche!"

„Du warst ja auch da" — sagte Mesnil mit großer Gelassenheit.

„Gewiß, weil ich Dir gefolgt bin! Ich sah Dich eintreten und war darüber, auf mein Ehrenwort, sehr erstaunt. Ich fragte mich: ‚Was mag er nur in dem Pfaffenhaus wollen?' Dann fiel mir ein, daß irgend etwas ganz verfluchtes dahinter stecken müßte, und ich wollte sehen, welcher Dame halber Du da hinunterstiegest!"

„Nur meinethalben! Ganz allein meinethalben, mein Lieber," gab ihm Mesnil mit der kältesten Anmaßung vollkommener Verachtung zurück.

„Nun, dann setzest Du mich aber ganz höllisch in Erstaunen."

„Mein Lieber," begann Mesnil wieder und blieb stehen, „Menschen wie ich sind auch von Ewigkeit her dazu bestimmt, Menschen wie Dich in Erstaunen zu setzen."

Dann wandte er sich um und ging eiligst weiter, wie jemand, der nicht erwartet, daß man ihm folgt. Er schritt die Eisorstraße hinauf bis zum Thurinerplatz, auf dem er wohnte.

* * *

Er lebte bei seinem Vater, dem „alten Herrn von Mesnilgrand", wie man ihn in der Stadt nannte, einem alten, reichen Geizhals (so behauptete man wenigstens), der seit langen Jahren von jeder Gesellschaft abgeschlossen und zurückgezogen lebte, die drei Monate ausgenommen, die sein Sohn, der sich gewöhnlich in Paris aufhielt, bei

ihm zubrachte. Dann empfing der alte Herr von Mesnilgrand, der sonst zumeist keine Katze sah, alte Freunde und Regimentskameraden seines Sohnes und delektierte sich mit ihnen an seinen üppigen „Geizhalsmahlzeiten“. So drückten sich wenigstens die Rabelais des Städtchens aus, und zwar sehr mit Unrecht, denn, wie schon das Sprichwort rühmt, speiste man im Hause der Bösewichter vorzüglich.

Um eine Vorstellung davon zu geben, muß ich erzählen, daß zu gleicher Zeit ein Steuerempfänger in dem Städtchen lebte, der, als er zuerst dort erschien, solch Aufsehen erregte, wie eine sechsspännige Karosse, die plötzlich in eine Kirchenthür hineinfährt. Dieser dicke Mann war ein unbedeutender Finanzier, aber der Natur hatte es Spaß gemacht, ihm alle Talente eines großen Kochs zu verleihen. Man erzählte sich, daß er im Jahre 1814 Louis XVIII. bei seinem Einzug in Gent in der einen Hand die Stadtkasse entgegengebracht habe und in der anderen — eine Trüffelpastete, die alle sieben Teufel der sieben Hauptsünden gebacken zu haben schienen, so köstlich war sie. Louis XVIII. hatte, als sei es sein gutes Recht, die Kasse genommen, ohne ein Wort des Dankes, aber aus Anerkennung für die Pastete hatte er den Magen dieses genialen Meisterkochs mit seinem großen „Cordon noir de Saint-Michel“ geschmückt, der gewöhnlich nur Gelehrten und Künstlern verliehen wurde. Mit diesem schwarzen Ordensband, das er immer auf seiner weißen Weste trug, und der goldenen Medaille, die seinen Wanst feierlichst beleuchtete, erschien dieser ehemalige Geldeinnehmer Herr Deltocq, der am Tage des heiligen Ludwig immer Degen und Samtrock anlegte und sich hochmütiger und unverschämter geberdete, als sechsunddreißig englische Kutscher, und der glaubte, daß alles dem Kaiserreich seiner Saucen weichen müßte, der kleinen Stadt als eine Persönlichkeit von fast sonnenhafter Erhabenheit. Und dieser hohen Persönlichkeit, die sich rühmte, neunundvierzig verschiedene Fastensuppen machen zu können, und deren übrigen Suppenrezepte überhaupt unzählbar waren, — dieser Persönlichkeit machte die Köchin des alten Herrn von Mesnilgrand den Rang streitig, wenigstens während der Anwesenheit des jungen Herrn von Mesnilgrand!!

Der Alte war stolz auf seinen Sohn — und auch traurig seinetwegen. Das Lebensschiff des „jungen“ Mannes (so nannte er ihn, obwohl er die vierzig schon überschritten) war an demselben Riff zerschellt, an dem sich auch das Kaiserreich und die Macht des Mannes zerschlagen hatte, der jetzt nur noch der „Kaiser“ hieß, als habe er mit seinem Ruhm und seiner Würde auch seinen Namen verloren. Mit achtzehn

Jahren war der junge Mesnil in ein Infanterieregiment eingetreten, den Marschallstab, wie er hoffte, in seinem Tornister, und hatte alle Kriege des Kaiserreichs mitgemacht. Aber der Donnerschlag von Waterloo hatte seinen Ehrgeiz und seine Hoffnungen bis in die Wurzeln zerstört. Er war unter denen, die die Restauration nicht wieder zum Dienst berief, da sie der Bezauberung des von Elba Zurückkehrenden nicht zu widerstehen vermochten, sondern alle Eide, die sie den Mächtigen geleistet, vergaßen, als seien sie nicht mehr Herr ihrer Entschließungen. Der Eskadronchef Mesnilgrand, von dem die Offiziere von Chamboran, dieses romantischen und tapferen Regimentes, sagten: „Man kann gerade so tapfer sein, wie Mesnilgrand, aber tapferer — das ist unmöglich!" — sah seine ehemaligen Regimentskameraden, die nicht im entferntesten seine Dienste geleistet hatten, Obersten der schönsten Regimenter der Königlichen Garde werden, und obwohl er nicht eifersüchtig war, verspürte er doch etwas wie eine geheime Angst .... Er war eine Natur von furchtbarer Leidenschaftlichkeit ... die militärische, fast römisch strenge Disziplin war allein im stande gewesen, seine ganz außerordentlich wilden Passionen einzudämmen, die vor achtzehn Jahren seine ganze Vaterstadt in Aufruhr gebracht hatten, und an denen er beinahe gestorben wäre. Durch die unsinnigsten Ausschweifungen hatte er sich damals eine Nervenkrankheit zugezogen, die Anfänge einer Art Rückenmarkschwindsucht, zu deren Heilung er sich einer gräßlichen Kur vermittelst Brennkegel unterziehen mußte. Diese erschreckende Behandlung, die die Stadt ebenso entsetzte, wie die Excesse des Kranken vorher, war eine Art Exempel geworden, dessen sich die Familienväter bei den Strafpredigten gegen ihre Söhne gerne bedienten, wie man oft versucht, das Volk durch den Schrecken auf den rechten Weg zu bringen. Der junge Mesnilgrand war, wie die Mediziner sagten, nur Dank seiner ganz „höllischen" Konstitution verhältnismäßig so gut aus dieser Feuerkur erstanden, er ertrug die anstrengendsten Strapazen, Verwundungen, kurz alle Plagen, die dem Kriegsmann nur blühen können, und stand jetzt in vollster Reife und Kraft müßig da; die große militärische Zukunft, von der er geträumt hatte, war in nichts zerronnen, der Degen stak in der Scheide, zu seinem geheimen, quälendsten Ingrimm. Wenn man, um Mesnilgrand besser zu verstehen, in der Geschichte nach einer ähnlichen Persönlichkeit suchen wollte, würde wohl Karl der Kühne, der Herzog von Burgund, am besten für den Vergleich passen. Ein geistvoller Moralist, der von dem Un-Sinn unseres Daseins ganz überzeugt war, hat einmal behauptet, daß die Menschen mit Porträts zu ver-

gleichen wären, deren Kopf oder Brust mit Rücksicht auf den Rahmen verkleinert worden seien, ohne Proportion mit der natürlichen Größe, — oder mit solchen, deren Gliedmaßen im Verhältnis zu dem großen Kopf ganz zwergenhaft erscheinen. Mesnilgrand, der Sohn eines einfachen Krautjunkers, der dazu verurteilt schien, in der Dunkelheit des Privatlebens zu sterben, da ihm der große historische Ruhm, für den er geboren war, versagt blieb, bemerkte plötzlich bei sich jenen erschreckenden, machtvollen Zorn, jene Wut, die wie ein fressendes Geschwür den ganzen Organismus vergiftet, und wie man sie nur noch bei jenem „Kühnen“, den die Geschichte auch noch den „Schrecklichen“ nennt, angetroffen hat. Die Schlacht bei Waterloo, die ihn auf das Pflaster geworfen hatte, war für ihn, was Granson und Murten für diesen menschgewordenen Blitz, der im Schnee von Nancy erlosch, gewesen war. Nun gab es für Mesnilgrand keinen Schnee von Nancy. Man glaubte damals, er werde sich töten oder verrückt werden. Aber er tötete sich nicht, und sein Kopf hielt noch aus. „Er wird nicht verrückt, weil er es schon ist,“ sagten die Spötter, deren es ja überall giebt. Und wenn er sich nicht tötete, so war er doch nicht der Mann darnach, sich von einem Geier das Herz ausfressen zu lassen, ohne zu versuchen, den Schnabel des Tieres zu zertrümmern. Wie Alfieri, der unglaubliche Alfieri, der nichts konnte als Pferde bändigen, noch im vierzigsten Jahre anfing, Griechisch zu lernen und später sogar griechische Verse machte, so wandte sich, oder vielmehr stürzte sich Mesnilgrand auf die Malerei, das heißt auf das Gebiet, das ihm am fernsten lag, wie man auf die siebente Etage steigt, wenn man sich, um sich zu töten, zum Fenster hinauswerfen will. Er hatte keine Idee vom Zeichnen, aber er arbeitete „mit der Besessenheit, mit der man vor dem Feinde flieht“, wie er selbst mit bitterem Lächeln zugab, er stellte aus, erregte Aufsehen, stellte nicht mehr aus, sondern zerriß die Leinwand, nachdem die Bilder fertig waren, und fing mit unermüdlichem Eifer von neuem zu arbeiten an. Dieser Offizier, der bis dato nur mit dem Krummsäbel in der Hand gelebt und zu Pferde ganz Europa durchstreift hatte, stand jetzt tagelang vor der Staffelei, säbelte mit dem Pinsel auf der Leinwand auf und nieder und verabschente den Krieger, — mit dem bekannten „Abscheu“ derer, die das Verhaßte am liebsten anbeten möchten — indem er fast nur Landschaften malte, die, wie er es so oft mitgethan, durch den Krieg verwüstet worden waren. Und während er malte, kaute er irgend ein Opium, das er auch unter den Tabak mischte, den er Tag und Nacht rauchte, denn er hatte sich nach eigener Angabe einen ganz seltsamen Rauchapparat bauen lassen,

mittelst dessen er selbst während des Schlafens rauchen konnte. Aber weder die Narcotica noch irgend eins der Mittel, durch die der Mensch sich beruhigt, sich ablenkt, sich nach und nach zu Grunde richtet, konnte das Ungeheuer, die Wut in ihm, die er das Krokodil seiner Quelle — ein phosphoreszierendes Krokodil an einer Feuerquelle — nannte, zum Schweigen bringen. Manche, die ihn schlecht kannten, hielten ihn lange Zeit für einen Karbonaro. Aber die ihn besser kannten, wußten, daß in dem Karbonarismus zuviel Redeschwulst und zuviel dummer Liberalismus steckte, als daß ein so selbstherrlicher Mann sich mit diesen Albernheiten hätte abgeben können. In der That hatte Mesuilgrand, seine Leidenschaften, die kein Maß noch Ziel kannten, ausgenommen, ein präzises Gefühl für das Wirkliche, Mögliche, das ja im allgemeinen alle Menschen normannischer Rasse auszeichnet. Er gab sich nie der Illusion von Verschwörungen hin, hatte er doch dem General Berton sein Schicksal vorhergesagt. Die demokratischen Ideen, hinter die sich die Kaiserlichen während der Restauration verschanzten, um ungestört an ihren Plänen arbeiten zu können, wies er instinktiv zurück. Er war aus tiefster Seele Aristokrat. Er war es nicht von Geburt, von Rang, er war es von Natur, wie er „er“ war und nicht ein anderer, und es auch als der geringste Schuhflicker der Stadt gewesen wäre. Er war es wie Heine sagt: „durch seine große Art zu fühlen“ und nicht nach Art der Parvenüs durch äußerliche Abzeichen. Nie trug er eine seiner Auszeichnungen. Sein Vater hatte ihm ein Majorat, das ihn zu dem Titel Baron berechtigte, gekauft, aber auf seinen Karten wie für jedermann war er einfach „der Chevalier von Mesuilgrand.“ Die Titel hatten für ihn, nachdem ihnen ihre früheren politischen Vorrechte genommen, nur noch den Wert von Orangeschalen, aus denen die Frucht schon herausgeschält ist, und er machte sich oft auch in Gegenwart solcher, denen sie noch etwas galten, darüber lustig. Eines Tages gab er seiner Mißachtung ganz besonders gelungenen Ausdruck. In der kleinen Stadt wohnten eine Menge durch die Revolution ruinierter und verarmter Adeliger, die, um sich zu trösten, die Manie hatten, sich gegenseitig ihre Grafen- oder Marquistitel, die die Familien wer weiß wie lange nicht mehr getragen hatten, fortwährend beizulegen. Mesuilgrand, dem dies sehr lächerlich vorkam, wagte ein kühnes Mittel, um dem zu steuern. Bei einer Soiree in einem der aristokratischen Häuser der Stadt befahl er dem Diener: „Melden Sie den Herzog von Mesuilgrand“ und der erstaunte Domestik rief mit Stentorstimme in den Saal: „Der Herzog von Mesuilgrand.“ Es gab ein allgemeines Verwundern.

„Nun," sagte er und freute sich über den Effekt, den er gemacht hatte, — „da sich doch jeder Mensch hier einen Titel giebt, habe ich mir gleich einen ordentlichen gewählt!" Man schwieg, ja ein paar Gutgelaunte lachten in den Ecken, jedenfalls hörte das Unwesen von da ab auf. Es giebt noch immer fahrende Ritter auf der Welt, und wenn sie auch jetzt nicht mehr das Unrecht mit dem Schwerte bekämpfen, so kämpfen sie doch mit dem Spott gegen die Lächerlichkeit. Zu diesen Rittern gehörte Mesuilgraud.

Er hatte die Gabe des Sarkasmus, doch war das nicht das einzige Geschenk, das ihm der Gott der Kraft in die Wiege gelegt hatte, obgleich er in seiner Sparsamkeit wie bei allen Männern der That mehr Gewicht auf die Ausgestaltung des Charakters gelegt und den Geist erst in zweiter Linie berücksichtigt hatte. Wäre der Chevalier von Mesuilgraud ein glücklicher Mensch, so wäre er nicht geistvoll gewesen; aber da er unglücklich war, hatte er die Ansichten der Verzweifelten; war er heiter, was selten vorkam, so war es die Heiterkeit des Verzweifelnden. Doch bewegt nichts besser als die fixe Idee des Unglücks das Kaleidoskop des Geistes und entringt ihm seine strahlendsten Lichter. Außerdem besaß er eine ganz außergewöhnliche Beredsamkeit, und das Wort, das man von Mirabeau sagte und von allen Rednern sagen kann: „Wenn Sie ihn gehört hätten . . ." galt ganz besonders von ihm. Man mußte ihn bei der kleinsten Diskussion beobachtet haben, — die Brust, die ein erregter Vulkan schien, man mußte sehen, wie er blaß und blasser wurde, wie seine Stirn sich furchte gleich dem Meer im Sturm, wie die Pupillen sich erweiterten, als wollten sie wie zwei Feuerkugeln den Angeredeten treffen! Man mußte ihn sehen, keuchend, zitternd, wie die Ironie den Schaum auf seinen Lippen beben ließ, die noch lange, nachdem er gesprochen, vibrierten! Erhabener in seiner Erschöpfung erschien er, wie Talma als Orest, viel wunderbarer getötet und doch nicht an seiner Erregung sterbend, die ihn am folgenden Tage, in der nächsten Stunde, ja, in der nächsten Minute wieder packen konnte, ihn — den Phönix seiner Leidenschaften, der immer von neuem aus seiner Asche erstand! Es war in der That ganz gleich, zu welcher Zeit oder Stunde man eine von den Saiten, die in ihm aufgespannt waren, berührte, immer dröhnten sie wieder, als donnerten sie über dem, der die Verwegenheit hatte, sie anzutasten. „Er war gestern Abend bei uns zur Gesellschaft," sagte ein junges Mädchen zu einer Freundin, „ich sage Dir, meine Liebe, er hat den ganzen Abend gebrüllt. Man wird ihn schließlich garnicht

mehr bei sich empfangen können, den Herrn Mesnilgrand! Ohne dies „Brüllen", das freilich nicht in die Salons paßt, noch zu den Seelen, die sie bewohnen, hätten die jungen Mädchen, die mit soviel spöttischer Strenge von ihm sprachen, sich vielleicht für ihn interessiert. Lord Byron kam damals gerade stark in Mode, und wenn Mesnilgrand still und zurückgezogen war, hatte er viel von den Byronschen Helden. Er besaß nicht jene regelmäßige Schönheit, die die jungen Damen mit den kalten Herzen so lieben. Er war eigentlich ausgesprochen häßlich; aber sein bleiches, verwüstetes Gesicht, die Stirn, die wie die Laras oder des Korsaren allzufrüh gerunzelt schien, seine Leopardennase und seine hellblauen Augen, die, wie bei den Pferden hitziger Rasse, von einem kleinen Blutstreifen umgeben waren, alles dies hatte einen Ausdruck, der die größten Spötterinnen beunruhigte. Wenn er da war, verging ihnen die Lust zu spotten. Groß, stark und von guter Haltung, obgleich er ein ganz klein wenig gebeugt ging, als ob das Leben wie eine allzuschwere Rüstung auf ihm lastete, hatte er trotz seines modernen Kostüms etwas an sich, das an gewisse majestätische Ahnenbilder erinnert. „Er ist ein wandelndes Porträt," sagte einmal ein junges Mädchen, als es ihn zum erstenmal sah. Überdies krönte Mesnilgrand alle seine Vorzüge noch durch einen, der selbst in den Augen der jungen Mädchen einer war: Er war immer ausgezeichnet gekleidet. War dies eine letzte Koketterie mit seinem Leben als „Frauenheld", die allein aus diesem beendeten, begrabenen Dasein übriggeblieben war, wie die untergegangene Sonne noch einen letzten Strahl auf die Wolken wirft, die sie uns entziehen? War es der Rest des satrapenhaften Luxus, den der ehemalige Offizier zur Schau trug, dessen alter, geiziger Vater nach der Auflösung des Regiments allein zwanzigtausend Francs für Tigerfelle bezahlt hatte, aus denen der Sohn sich seine Schabracken hatte machen lassen? Thatsache ist, daß kein junger Mann aus London oder Paris es an Eleganz mit diesem Misanthropen hätte aufnehmen können, der nicht mehr zur Gesellschaft gehörte und während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in *** höchstens ein paar Besuche machte, — später auch das nicht einmal mehr.

(Fortsetzung folgt.)





# Vom Sterben.

Von Pol de Mont.

(Antwerpen.)

Wie Bienengesumme am Abend eines heißen Sommertages, wie Mückengeschwirr über dem Wasser eines schlafenden Teiches, so summt es mir durch die Ohren; so zuckt es mir durch die Nervenspitzen und das kleine Hirn, wie ein jäh aufsteigender Schmerz, wie der unerwartete Stich eines scharfen Messers . . . .

Morgen muß ich sterben . . . . morgen! Ach, wäre es schon morgen . . . .

Dann wie sonderbar . . . ich hab' heut' Nacht von roten Rosen geträumt! . . . .

Von roten, flammendroten, kußroten, blutroten Rosen . . . .

Und so war mein Traum: Ich stand vor einem Fenster, vor dem kleinen Fenster des Zimmerleins, in dem ich einst als Kind geschlafen. — Und ich fühlte es in meinem Traum, obgleich ich nicht so alt war wie heute, obgleich ich mich noch so ganz als junges Mädchen fühlte, ich wußte es doch, tief, tief in meinem Innersten, — ich fühlte es in meinem Traum — daß ich morgen sterben muß . . .!

Und ich sah die Sonne aufgehen über das kleine Gärtchen vor unserem Haus, und ich sah den Himmel voll roter Rosen, roter, flammendroter, blutroter Rosen . . .

Und nicht nur im Himmel blühten sie — auch auf Erden blühten sie, die roten Rosen meines Traumes, aber die himmlischen, dort oben, leicht und wollig wie kleine Sommerwölkchen beim Sonnenuntergang, waren ja doch die aller—allerschönsten . . .

Und da geschah es! — In ihrem Purpurmantel von lauter Rosen entstieg die Sonne ihrem Bette von lauter Gold, wo sie die Nacht über geruht hatte . . . Und sie küßte inbrünstig die grüne Erde, die sich nach ihr gesehnt, die ganze, lange Nacht . . .

Und im Traum sah ich auch die irdischen Rosen immer voller, immer schöner erblühen; ich sah sie emporwachsen, immer, immer höher, und sie streckten ihre Blumen der Sonne entgegen, die ihren eigenen Rosenmantel über sie ausbreitete . . .

Und so wurde alles zu Rosen, Himmel und Erde; mein ganzer

Traum und meine ganze Seele waren Rosen, flammendrote, blutrote Rosen . . . . .

Wer aber von Rosen träumt, der muß sterben . . . . . . . . . .

Ach, ich bedurfte wohl des Traums, des wunderschönen Rosentraums nicht. — Damit ich es wußte, daß ich sterben soll . . . morgen früh, denn ich Ärmste, nein, wie nannte man mich dort im großen Saale des Gerichts? . . . ich Gräßliche, ich habe meine Mutter getötet!

Darum muß ich morgen sterben. — — —

* * *

Vorgestern, im Gerichtssaal, während der langen, langen Rede meines Verteidigers, da haben die Leute mich angeschaut mit großen, bösen, gierigen Augen. . . . . Und als der Richter die schwarze Kappe aufsetzte und das Todesurteil aussprach, da haben sie sich gefreut und fast in die Hände geklatscht; . . . so freuten sie sich, daß ich sterben soll!

Ich habe ja meine Mutter getötet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und keiner hat mir geglaubt, nicht der Richter, nicht der alte Pastor mit dem weißen Haar, nicht einmal der Anwalt selber, dem ich doch alles erzählte . . .

Das sind die einzigen, denen ich es erzählt habe, warum ich meine Mutter getötet habe! . . . Und sie haben's mir nicht geglaubt!

Der Anwalt hatte wohl Mitleid mit mir, weil ich so jung bin und so schön, und er hat eine lange und sehr zierliche und gelehrte Rede darüber gehalten, der Richter sogar hatte Thränen in den Augen . . . und er hat es versucht, den Beweis zu liefern, daß ich unzurechnungsfähig und eigentlich, im Grunde, — wahnsinnig sei . . . wie es sich besonders zeigte aus den grausigen und vollkommen unwahrscheinlichen Geschichten, die ich ihm erzählt hätte und die er, der Decenz wegen, nicht wiederholen könne . . .

Der Anwalt ist wohl ein kluger Mann, aber geglaubt hat er mir nicht, als ich ihm gesagt, daß ich das Recht hatte . . . das Recht, meine Mutter zu töten . . . .

Denn ich hatte das Recht! . . . .

Ich hatte es! — —

Steht es nicht geschrieben: „Wer des Nächsten Blut vergießt, dessen Blut wird von den Menschen vergossen werden?“

Und meine Mutter hat mein Herzblut vergossen; meine Mutter hat meine Jugend ermordet! . . .

Ich hatte das Recht, sie zu töten.

Und gelassen, in vollem Seelenfrieden will ich sterben, morgen, — ganz ruhig, wenn die Angst vor dem häßlich — unschönen Apparat des Todes, vor dem Beil des Henkers, sich nur etwas gelegt hat . . . .

Denn eine Tote — eine Tote bin ich doch schon längst!

* * *

Jetzt sehe ich wieder die roten Rosen meines Traums und ich rieche den süßen Duft . . . Die Himmelsrosen, die Erdenrosen . . . die flammenbroten, kußroten, blutroten Rosen . . . .

Als vierzehnjähriges Mädchen war ich aus einem berühmten Mädchen-Pensionat nach Hause gekommen und nun wohnte ich mit meiner Mutter zusammen in einem kleinen Häuschen hinter dem alten Sandthor zu Br . . . . . .

Es wohnte sich dort so lieblich unter den hohen Linden.

Das Häuschen lag ganz versteckt zwischen den hohen Bäumen.

Niedrig war es und klein, aber blitzsauber, mit seinem hellroten Dache und seinen weißgetünchten Mauern, woran die Rosen emporkletterten, rote, weiße und hellgelbe Rosen . . .

Auch im Gärtchen blühten die schönsten Blumen — Vergißmeinnicht, blau wie Kinderaugen, blutige Nelken, wie Blutstropfen zwischen dem kurzgeschnittenen Grase, und stille, andächtige Lilien, rein, fromm und weiß wie die Seelen der Engel, und Rosen und abermals Rosen, blutrote, flammenbrote, kußrote Rosen . . . .

Meine Mutter, die sich sehr früh verheiratet hatte, war eine bildhübsche Frau; sanft spielten die rötlichbraunen Löckchen um ihre weiße Stirn, und die Augen waren grün und tief wie das Meer . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt rieche ich wieder den süßen Rosenduft, aber ich sehe die Rosen nicht.

Meine Mutter war zweiunddreißig Jahre alt, als ich vierzehn wurde; sie war eine schöne, üppig-blonde Frau.

Ich war damals ein kleines, schwächliches Ding, mit großen, schwarzen Samtaugen und hellblonden Haaren; die Haare hatte ich von ihr, die schwarzen Augen von meinem toten Vater.

Er war schon vor sechs Jahren gestorben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Mutter hatte einen Liebhaber. Das wußte ich aber damals noch nicht!

Er war ein schöner, junger Mann, jünger als sie.

Er kam abends spät und morgens früh; er ging den ganzen Tag bei uns aus und ein und oft blieb er auch nachts; das wußte ich aber nicht.

So verging ein Jahr, ungefähr ein Jahr.

Da fing Fried an, — sie nannte ihn Fried, — seltener als sonst zu uns zu kommen, — er kam später, ging früher von dannen und schrieb nicht mehr an den Tagen, an denen er nicht kam, die kleinen, weißen, süßduftenden Briefchen. —

Meine Mutter war außer sich!

Sie weinte nicht, sie sprach beinah' nicht, aber mit totbleichem Gesicht schlich sie durch das Haus, wie ein Schatten . . . und ich kannte ihn wohl, den kalten, stechenden Blick in den großen, meerestiefen Augen!

Fried wollte nicht wiederkommen; er wollte sich verheiraten!

Da schrieb sie ihm einen kurzgefaßten Brief und sie bat ihn, noch einmal zu ihr zu kommen, sie habe ihm noch etwas zu sagen . . . Dann würde sie ihn gehen lassen.

Das hat sie mir nachher selbst erzählt . . . .

Ich sehe wieder den süßen, mondlosen Juniabend und ich rieche den Duft der Lindenblüten und der schönen Flammenblutrosen . . .

Sie schweben hin und her im Abendwind. —

Ich war kein Kind mehr in der letzten Zeit; ich war ein schönes Mädchen geworden, mit nachtschwarzen Augen, — die hellblonden Locken glänzten im Licht wie glühendes, lebendiges Gold.

Und er kam, aber er kam nicht früh . . . .

Es war schon gegen neun. Die Rosen dufteten wollüstiger in die Nacht, und die Bäume standen so still, o so ganz still, der Wind hatte sich gelegt.

Schwarz und groß standen sie, die stillen, andächtigen Bäume: schwarze Schatten in der dunklen, blauen Nacht.

Mit meiner Mutter saß ich draußen vor dem Fenster in der Geisblattlaube; — ich wollte weggehen, als er endlich kam, aber meine Mutter gab mir einen Wink, und auch er schien zu wünschen, daß ich bleiben sollte.

Schwer dufteten die Rosen in der Nacht . . . Es war still und schwül . . . . Fried fühlte sich unbehaglich.

Wohl wußte ich nicht genau, was geschehen würde . . . nur verstand ich dies eine . . ., daß der junge Mann sich unbehaglich fühlte.

Später hat er mir dies selbst gestanden. —

Er wußte es wohl, daß eine Erklärung unvermeidlich sei — und darum fürchtete er sich vor ihr mit einer gräßlichen Angst.

Und dann hoffte er wieder, daß sie den Anfang machen würde.

Nervös biß er auf die Zigarre, ohne sie zu rauchen. —

Sie schaute ihn von der Seite an, lauernd mit ihren schönen, grünschimmernden Augen, wie eine Katze — sprach aber kein Wort.

Wie blasse, tote Blumen waren ihre Wangen.

Und ich erinnere mich, daß ihre Augen jenen Abend leuchteten wie von Phosphorglut. — Da ruhte ihr Blick eine Zeit lang auf mir — daß es mir fast unheimlich ward . . . Dann stand sie auf und holte eine Flasche Wein.

Sie stellte sie vor ihn auf den Tisch.

Das habe ich mir sehr genau gemerkt . . . die Flasche war schon aufgezogen!

Mit großen, leeren Augen, in die Ferne schauend, trank, nein goß er, wie im Fieber, mehrere Gläser hintereinander hinunter.

Und auch mir gab sie ein Glas; sie selbst trank aber nichts. „Es ist ein sonderbarer Geschmack in dem Wein," sagte er.

Hatte er wirklich Fieber?

Aber er trank die Flasche leer.

Da stand sie auf und holte eine andere Flasche.

Ich selbst hatte nur ein Glas getrunken. Als sie mir wieder einschenken wollte, zog ich das Glas weg . . .

Denn ich spürte ein gräßliches Gefühl in meinem ganzen Körper; wie feurige Blitzstrahlen zog es mir durch das Rückenmark . . .

Ich schaute sie an . . . meine schöne, blasse Mutter . . . Und ich ahnte es damals schon . . . sie hatte den Wein vergiftet!

„Trink nicht mehr," sagte ich leise zu dem jungen Manne.

Aber er hatte bereits zu viel getrunken, und er trank noch immer mehr. Das Gift zerrte schon an seinen Nerven . . .

Seine Augen standen starr, blutrot zwischen den Lidern . . . . .

Es war wie Feuer. —

Da geschah etwas Sonderbares . . . meine Mutter stand auf und ließ mich allein mit ihm, allein . . . sie hatte noch beinah' kein Wort mit ihm gesprochen. —

Warum that sie das? Das hatte sie früher noch nie gethan! Mich beschlich eine fremdartige Furcht.

„Mutter," schrie ich ihr nach.

Sie hörte es nicht.

Ich sah sie verschwinden zwischen den weißen Rosen, die wie kleine, leuchtende Sterne ihre Köpfchen emporhoben nach dem großen, stillen Mond. Sie dufteten mit demselben, scharf durchdringenden, berauschenden Geruch, wie früher die Rosen am Grabe meines Vaters — damals — vor Jahren — — als sie die einsamen Kirchhofsblumen noch pflegte — —

Ich blieb mit ihm allein.

Ich konnte mich nicht bewegen.

Er starrte mich an, mit gierigen, wilden Augen, — er verschlang mich mit seinen heißen Augen. —

Und eine Stimme — o! Ganz anders als die Stimme, mit der er meiner Mutter zugesprochen, eine sanfte, schmelzend tiefe Stimme, sprach zu mir, als hätte die Nacht gesprochen: „Wie schön Du bist!"

Noch hätte ich fortgehen können . . . er hielt mich nicht fest!

Aber ich kam nicht vom Fleck . . . . Seine Blicke hielten mich gebannt. — —

Ich wollte nur seinen Willen, — ich fühlte nur seine Gedanken zittern auf meine Gehirnnerven . . .

Ich rührte mich nicht.

Der Vollmond war aufgegangen und stand hoch über dem Samtthor . . . als er den Arm sanft um meine Hüften legte. —

Wie ein kleines, weißes Schifflein segelte der Mond durch den Äther — wie der verklärte Geist der Nacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und wieder die wundersüße, bezaubernde Stimme . . .

„Herzchen," sagte er leise und legte den Arm um mich.

Da schaute ich mich um und sah meine Mutter, wie sie in der Hausthür verschwand . . . unheimlich leuchtete ihr blasses Gesicht im Mondenschein.

Er legte beide Arme um mich und küßte mich . . . Ich ließ es geschehen. — Ich hatte keinen eigenen Willen mehr . . .

Da zog er mich mit . . . mit sich auf die Moosbank.

* * *

Seitdem kam er wieder, wie sonst, alle Tage . . .

Von der Heirat mit dem reichen Fräulein war nicht mehr die Rede.

Wie er während jener Zeit mit meiner Mutter stand, hab' ich nie gewußt.

Einmal aber zankten sie sich ganz laut, ohne daß sie wußten, daß ich im benachbarten Zimmer war . . . . und da hörte ich, daß sie ihm drohte mit dem Gericht — wegen Verführung eines unmündigen und kaum mannbaren Kindes . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich verstand damals noch nicht, was sie damit meinte, und lebte mit ihm wie mit meinem Mann.

So oft er das Verhältnis lösen wollte, drohte sie mit der Justiz.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich haßte ihn nicht — ich liebte ihn nicht . . . nur hatte ich keinen Willen gegen seinen und ihren Willen.

Nach zwei Jahren starb er.

* * *

Und ich lebte wieder mit meiner Mutter, in dem kleinen Häuschen vor dem Stadtthor.

Ich hatte es bis jetzt noch nie verstanden, was es war, das sie mir genommen hatten . . .

Darum haßte ich sie auch noch nicht.

Und obgleich ich zwei Jahre lang wie eine verheiratete Frau gelebt hatte, war mein Geist noch der eines Kindes . . . mit meinen langfließenden, blonden Locken und meinen weitgeöffneten Samtaugen sah ich auch noch aus wie ein Kind . . .

Ich war sehr schön. — —

Da war mal an einem heißen Juniabend, als der Wind Nachtlieder sang in den blühenden Linden, Besuch bei unserem Nachbar.

Sie saßen, wie ich, im Garten . . .

Ich konnte den Fremden sehen; ein großer, stattlicher Mann, mit dunklem Vollbart und hellbraunen Augen in einem schönen, blassen Gesicht.

Er hatte dieselben Augen wie ich.

Ich schaute ihn groß an mit weitgeöffneten Kinderaugen.

Mir war es, als blickte er mir bis in die tiefste Seele.

„Wer ist das?" sagte er auf einmal zu unserem Nachbar, dem alten Pfarrer mit dem silbergrauen Haar, der mich neulich auch im Gefängnis besucht hat . . .

„Das ist unsere kleine Nachbarin Lili," sagte der gute, alte Mann, und sich mir zuwendend, rief er:

„Komm' mal her, liebe Lili, daß ich Dir meinen Freund vorstelle."

„Nein," dachte ich, „laß ihn zu mir kommen, wenn er mich sehen will." — Da öffneten sie das Gartenthor und sie kamen herein.

Die Mutter war ausgegangen.

Sie sprachen von meinen Blumen; von den leuchtenden Lilien und den roten Rosen . . .

O wunderschöne Rosen aus dem Garten, dort weit beim Thor! . . .

Der Wind durch das Gitter bringt Rosenduft mit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und er bat mich um eine Rose.

„Darf ich noch 'mal wiederkommen, Fräulein Lili?" fragte er beim Abschiednehmen.

Ich nickte stumm, denn kaum konnte ich sprechen . . .

Ich habe ihn geliebt beim ersten Anblick!

Und er kam wieder; — auch der Mutter gefiel er.

Und immer brachte er mir Blumen mit — blaue Iris, weiße Wasserneiken . . . und rote, feurigrote Rosen, rot wie Blut . . .

Wir liebten uns in der ersten Stunde, und bald hatten wir uns verlobt; ein glückliches, glückliches Paar! . . .

Aber als er mir so sanft und vorsichtig die Lippen küßte und flüsterte: „Meine Rosenblättchen" . . . .

Dann mußte ich weinen.

Zum erstenmale hatte ich gedacht an den andern — der mich zuerst geküßt hatte, geküßt, heiß und inbrünstig geküßt . . . aber ohne Liebe! —

Seit wir verlobt waren, haßte mich meine Mutter; wie wir diejenigen hassen, an denen wir Böses verübt haben . . .

Sie hatte mich eigentlich, seit ich erwachsen war, immer gehaßt, gewiß — weil ich schöner war als sie!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe geschlummert — eine Stunde nur . . .

Wieder war mir im Traum der Himmel voll roter Rosen . . . .

Sie blühten in einem Meer von Blut.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Frühling wollte er heiraten. Er war so lange allein gewesen. Er war nicht ganz jung mehr.

Da war es Winter, und wir saßen eines Abends beim traulichen Herdfeuer . . .

Die Mutter war ausgegangen. Sie ließ mich so oft mit ihm allein.

Ich lag in seinen lieben Armen.

So ganz ohne Gefahr . . ., wie ein Kind in der Wiege.

Die Flammen kletterten empor an den Wänden und spielten mit roten Zungen über die weißen Gardinen — —

„Hast Du mich lieb?“ flüsterte er leise.

Ich nickte stumm. Mit meinem Kopf an seiner Brust hatte ich alles Andere vergessen.

„Hast Du nie zuvor einen Mann geliebt?“

„Nie,“ sagte ich.

Es war die Wahrheit.

„Hat nie ein anderer Mann mein Rosenblättchen geküßt?“

Er lächelte. Er war der Antwort so sicher!

Ich wurde kalt. Bleich wie eine Leiche. Er fühlte die Kälte meines jungen Körpers in seinen armen Armen.

„Lili,“ fing er an, starr vor Entsetzen. „Es hat Dich doch nie ein anderer Mann so geküßt wie ich?“

Aber dann, schnell, gab er sich selbst die Antwort. — „Wie ich ein Narr bin — Du bist ein Kind . . . meine blasse Rosenknospe.“

Ich habe niemals lügen können . . . wie ein jäher Schmerz füllte es meine ganze Seele . . .

Da schlug ich die Arme um seinen Hals und gestand ihm alles.

Ich war damals noch so jung . . . . Ich wußte nicht, was ich that, und er war so gut, so edel . . . durfte ich nicht hoffen, er würde es mir verzeihen? . . .

Aber er verzieh es mir nicht . . . Und nie sah ich ihn wieder!

* * *

Da wußte ich endlich . . . Da sah ich es ein, was sie mir gethan hatten, was sie mir geraubt hatten, er, Fried, und meine eigene Mutter . . .

Und da habe ich sie getötet!

Nachts — als sie schlief — mit den schönen, goldglänzenden Haaren auf dem Kissen, die weichen, nackten Arme hoch über den Kopf, darinnen, durch die halbgeöffneten Lider, die wunderbaren Augen glänzten.

Da bin ich zu ihr gegangen; und mit beiden Händen hab' ich sie um den Hals gefaßt . . . den weißen Marmorhals . . .

Und erstickt hab' ich sie, ich, ihr Kind . . . ihre eigene Tochter . . .

Und ich hatte das Recht dazu . . . ich hatte es, denn sie hatte meine Seele und meine Liebe ermordet.

Morgen! Ach, wäre es schon morgen! wäre es doch morgen, — denn morgen muß ich sterben. —

Wie Bienengesumme am Abend eines heißen Sommertages, wie Mückengeschwirr über dem Wasser eines schlafenden Teiches, — so summt es mir durch die Ohren, so zuckt es mir durch die Nervenspitzen . . .

Ich habe heute Nacht von roten Rosen geträumt . . .

Von roten, flammendroten, kußroten, blutroten Rosen . . .



# Deutsche Lyrik.

## I.

## Vier Gesänge von Georg Stolzenberg.

(Berlin.)

Du hältst mir dein Söhnchen entgegen.

Aus dem gelben Gesichtchen
quellen die wasserblauen Augen
zwischen den kleinen Löffelohren.

Plötzlich thut es mir so leid.

Ich drücke sein welkes Köpfchen gegen meine Backe
und habe es aufrichtig lieb.

Im weißen Kleidchen,
wie in einem Sterbehemdchen,
haben sie das kranke Kind mitten auf die Wiese gesetzt.

Da starrt es in das maigrüne Gras,
in die Pustblumen mit den jungen Greisenköpfchen.

Von seinem Schoß
gleitet die Puppe mit den Glasaugen,
schließt die Lider.

Onkel, wir wollen in den Wald geh'n
und eine schöne weiße Blume pflücken!

Aber deine Füßchen trugen dich nicht mehr . . .

Heute
liege ich, allein, unter den Tannen.

Meine Hand
streichelt eine Sternblume.

Ja, ja, ich bin ein alter, nichtsnutziger Dornstrunk.

Aber im Frühling
treibe ich meine tausend Blumensträuße.

In mein Herz
baut ein Vogel sein Nest.
Der singt so süß.

II.

## Vier Lieder von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

### Stille.

O Schlaf, o Traum, o Heimlichkeit und Stille!
Der Lärm des Lebens läuft am Thor vorbei.
Nie fühlt' ich voller meiner Seele Fülle
Und nie den Atemzug so tief und frei.

Doch ach, das Leben zerrt mich aus den Kissen,
Nun steh' ich in der armen Welt herum
So wie ein Kind, das aus dem Schlaf gerissen,
Zu weinen anfängt und nicht weiß warum.

### Mandelblüte.

Vom Mandelbaum nur eine einz'ge Blüte,
Dazu ein Brieflein dunkelblau Papier
Mit hundert Wünschen, daß mich Gott behüte...
Von wem ist's anders als von Dir?
Das ganze Zimmer öffnet sich der Blüte,
Dem holden Gruß mein innigstes Gemüte . . .
O weh, wie schmacht' ich jetzt nach Dir!

### Indische Weisheit — meine Weisheit.

„Es ist ja nichts! Geh' an der Welt vorüber!"
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Dies fremde Wort, es macht mein Herz nicht frei. —
Wie gerne ging ich an der Welt vorüber,
Doch ach, die Welt geht nicht an mir vorbei!

Denn steh' ich auch gleich Kindern im Verstecke,
Dem Tanz der Tage angstvoll abgewandt, —
Sie reißen mich gewaltsam aus der Ecke
Und jeder drückt mir Schmerzen in die Hand.

### Ein Wort.

Ich wüßt' es gern:

Wir fürchten beide uns vor einem Wort,
Das ich wohl einmal sprechen werde.
Es jagt uns aus dem Himmelsgarten fort
Und treibt uns auf die schön're Erde.

Zur Dämmerstunde find' ich wohl den Mut,
Wenn scheu die Blicke sich bedrängen,
Dann wird mein Wort mit atemloser Glut
Sich herrisch an den Hals dir hängen.

Ob sie dann ihre Arme von mir reißt?
Aus Furcht vorm Schmeichelgriff der meinen?
Ob sie erblassend mir die Thüre weist,
Um bitterlich dann loszuweinen?

Ich wüßt' es gern . . .



## Musikleben in Frankfurt am Main.

Nachdem Anton Urspruchs komische Oper „Das Unmöglichste von allem" in Karlsruhe, Darmstadt und Köln erfolgreich die Runde gemacht hat, ist dem Autor nun auch die Genugthuung geworden, sein Werk auf der Bühne seiner Vaterstadt erscheinen zu sehen. Man begegnet in dieser Oper einem Versuche, das von der zeitgenössischen Produktion quasi ausgeschlossene Genre der komischen Spieloper wieder neu zu beleben. Ob dieser Weg mit dauerndem Erfolge begleitet ist, bleibt abzuwarten.

Urspruch hat sein Textbuch frei nach Lope de Vegas Komödie „El major imposible“ selbst gedichtet und sich so die seinen Absichten am meisten entsprechende Unterlage für die musikalische Bearbeitung geschaffen. Die Behandlung des heiteren Stoffes ist recht lebendig, die Diktion, wiewohl manches nicht ganz Unanfechtbare dabei mitunterläuft, eine gute, an poetischen Wendungen reiche. „Ein liebbegehrend Weib zu behüten, bleibt ewig das Unmöglichste von allem“; diese von der spanischen Königin aufgestellte Behauptung bildet den Gegenstand einer Wette zwischen ihr und dem Edelmann Roberto, der es denn auch trotz der strengsten Bewachung nicht verhindern kann, daß seine Schwester Drana und deren Kammermädchen Celia sich von ihren Anbetern entführen lassen, womit für ihn die Wette verloren geht. Die Handlung ist reich an komischen Situationen, doch im allgemeinen etwas zu durchsichtig, da man das, was kommen wird, so ziemlich voraussieht und sich eigentlich dadurch in keine rechte Spannung versetzt fühlt.

Was die musikalische Illustration betrifft, die Anton Urspruch seinem Textbuch hat zu teil werden lassen, so ist sie eine recht wertvolle und — zumal für den Fachkundigen — interessant. Der Komponist greift auf den Stil zurück, wie ihn etwa Mozart in seinem „Figaro“ zur Anwendung gebracht hat, an den sogar manches, wie z. B. gleich der Anfangsgesang Fulgencios, geradezu erinnert, ohne daß damit eine direkte Entlehnung konstatiert sein soll. Die Orchesterpartie mit ihrem feinen Motivenspiel ist denn auch eine musikalische Filigranarbeit in gediegenstem Stile zu nennen, die uns große Achtung vor dem ansehnlichen Können Anton Urspruchs einflößt. Auf der Grundlage dieses lebensvoll ausgestalteten Begleitungsapparates schreiten die Singstimmen in leichter, ansprechender Führung, den musikalischen Konversationston trefflich innehaltend, daher. Die zahlreichen Ensemblesätze sind wirksam gestaltet; ein ausgedehnter Tummelplatz ist der polyphonen Schreibweise angewiesen, und Urspruch verschmäht es sogar nicht, Fuge und Kanon auf der Bildfläche erscheinen zu lassen. In der charakteristischen Zeichnung der einzelnen Figuren hat der Komponist eine recht glückliche Hand bewiesen, die musikalische Komik ist treffend und nur mitunter — freilich durch die bezüglichen Situationen bedingt — ein wenig in die Sphäre des Possenhaften geratend. Ein wohlgetroffenes Lokalkolorit zeigt das frische, ansprechende Lied der Sänger im zweiten Akt.

Die Aufführung unter Dr. Rottenbergs Leitung war eine sehr gelungene. Mit der freundlichen Aufnahme, die sein Werk hier gefunden, darf Anton Urspruch, dem bei der Première reiche Ehrungen zu teil wurden, sehr wohl zufrieden sein. Es wäre dem ernsten Künstler aufrichtig zu wünschen, daß dieses sein neuestes Opus sich dauernd auf dem Repertoir erhalten möchte, was vielleicht angesichts des Umstandes, daß die mehr intimen Vorzüge der Partitur weniger von dem großen Publikum als von dem Kenner recht gewürdigt zu werden vermögen, einigermaßen fraglich erscheint.

Auch die mit Spannung erwartete Aufführung des Oratoriums „Die Auferweckung des Lazarus“ von Perosi hat nun in unserem Opernhause stattgefunden. Man erinnert sich noch der Vorgänge in Rom, der Begeisterung, mit der vor einigen Monaten dort der junge Kleriker (gelegentlich der Aufführung seiner „Auferstehung Christi“) von der ihm ergebenen Partei auf den Schild erhoben und als Trumpf gegen den weltlichen Mascagni ausgespielt wurde. Jetzt haben wir seine „Auferstehung des Lazarus“ gehört und dürfen mit Mephisto fragen: „Wozu der Lärm?“ Denn die in ihrem textlichen Teile dem Evangelium des Johannes entnommene Schöpfung des jugendlichen Abbate macht einen etwas dürftigen und befremdlichen Ein-

druck, der die hohen Erwartungen, die man nach all der vorausgegangenen Reklame hegen mochte, weit hinter sich zurückläßt. So vermißt man vor allem eine organische Gliederung, eine rechte künstlerische Form des Ganzen: Zwischen die Gesänge sind fortwährend längere Orchestersätze in ganz unmotivierter Weise eingeschoben, der Chor hingegen setzt erst spät und fast nur am Ende einer jeden der beiden Abteilungen ein. Perosi zeigt sich in seiner „Auferweckung des Lazarus“ offenbar als ein Künstler von bemerkenswerter Begabung, der umfassende kontrapunktische und musikgeschichtliche Studien gemacht hat, deren Ergebnisse sich in dem fraglichen Werke niedergelegt finden. So verraten die größtenteils in Fugenform gehaltenen Orchestersätze viele Gewandtheit in der Beherrschung der polyphonen Schreibweise. In den fast durchgängig a capella auftretenden Chören greift Perosi auf den Stil der alten Meister des Kirchengesanges, namentlich Paläſtrina, zurück. Vermögen diese instrumentalen und choralen Abschnitte das Interesse noch teilweise in Anspruch zu nehmen, so fallen dagegen die aus den Partien des Storico (unseres deutschen Evangelisten), des Christo, Servo, der Maria und Martha bestehenden Sologesänge doch ganz bedeutend ab. Sie schleichen, nur von vereinzelten Momenten dramatischeren Aufschwungs belebt, in abspannender Monotonie einher und drücken so, da sie den überwiegenden Raum einnehmen, dem ganzen Werke diesen Stempel auf. Zu kirchlichem Gebrauche dürfte sich die Komposition des jungen Priesters schon durch ihren Stimmungsgehalt eher eignen; zu einer Konzertaufführung indes gebricht es ihr an sehr wesentlichen künstlerischen Erforderniſſen; namentlich der Mangel an eigentlich bedeutsamer musikalischer Erfindung ist nicht unbedenklich. — Unserer Theaterleitung gereicht es immerhin zum Verdienst, dem Frankfurter Publikum die Gelegenheit verschafft zu haben, sich über den Wert oder Unwert der Tonschöpfung dieses neuesten Sternes am italienischen Kunsthimmel aus eigener Wahrnehmung ein Urteil zu bilden. Konstatieren will ich noch, daß die Aufführung eine recht sorgfältige und die Aufnahme eine — beifällige war.

Von hervorragenden Gästen, die in dieser Saison unserer Opernbühne einen vorübergehenden Besuch abstatteten, wäre zunächst die Bellincioni zu nennen, die uns in ihrer Mignon und Carmen zwei Figuren von ebenso charakteristischer wie temperamentvoller Gestaltung bot. Schade nur, daß ihre gesangliche Kunst nicht immer gleichen Schritt hält mit ihrer dramatischen, sonst hätte man es geradezu mit vollendeten Leistungen zu thun. So aber begegnet man allzuhäufig, und zwar vorwiegend in den unteren Stimmregionen Klängen, und Gesangsmanieren, die den ästhetischen Geschmack geradezu verletzen. Es mag solches — wie ich schon früher einmal erwähnte — vielleicht eine Folge allzu häufiger Beschäftigung mit den Werken der neuitalienischen Schule der Mascagni und Genossen sein.

Eine weit unfehlbarere Gesangstechnik weist Frau Sigrid Arnoldsen auf, die mit ihrer Rosine und Margarete zwei in dieser Richtung überaus virtuose Leistungen bot. Dem Ausdrucksvermögen freilich sind engere Grenzen angewiesen als dies bei der Bellincioni der Fall ist; es gravitiert mehr nach der anmutigen, gefälligen Seite und verirrt sich nur selten (wie z. B. in der Kirchenszene) in die gewaltigeren Tiefen menschlichen Seelenlebens. So war die „Rosine“ der Frau Sigrid Arnoldsen recht munter und liebenswürdig, ließ aber das schalkhafte, resolute Wesen dieser Gestalt nicht genügend in die Erscheinung treten. Ihre Margarete war kein deutsches Gretchen, sondern mehr eine Verkörperung der französischen Nachbildung des Goetheschen Originals, in welchem Idiom die Rolle auch gesungen wurde.

Als Dritter im Bunde kehrte der Baritonist Lassalle von der Pariser

Großen Oper auch wieder einmal bei uns ein. Er ist fürwahr kein Jüngling mehr, aber doch noch immer ein Künstler, der sich hören lassen und einem wirkliche Freude gewähren kann. Seine Stimme, hat sie auch ihren Höhepunkt überschritten, erzielt — und nicht zum mindesten durch ihre gute Schulung — eine eindringliche Wirkung. Es thut ordentlich wohl, den bestimmten, urgesunden Tonstrahl auf das Ohr fluten zu lassen. Lassalle ist unter allen Umständen ein nobler Künstler, stets vollendeter Kavalier, und wo dieses Wesen mit dem Charakter der darzustellenden Rolle harmoniert, da ist er naturgemäß am besten. So bildete denn auch sein Don Giovanni eine hochgelungene Darbietung, während sein Mephisto zwar ein recht feiner, ritterlicher Geselle war, aber doch des trocknen Tons zu selten satt wurde und den Teufel nur in vereinzelten Momenten spielen ließ.

In Lassalles Don Giovanni dagegen vereinigten sich alle die hervorragenden Qualitäten des Künstlers zu einer ungemein charakteristischen und anziehenden Repräsentation dieser Gestalt, wobei es ganz besonders wohlthat, die Partie in dem herrlichen italienischen Original zu hören und nicht in der, dasselbe bis zur Unkenntlichkeit entstellenden, miserablen deutschen Textübersetzung, wie sie neben so vielen anderen Unzuträglichkeiten — die genialste Offenbarung unseres Mozart verunglimpfend — auf fast allen unseren vaterländischen Bühnen leider noch immer im Schwunge ist. Ihr Bitter, Viol, Wolzogen, Grandaur, Epstein &c., Ihr wackern Streiter für die gute Sache, Ihr habt vergebens die Wege gewiesen, wie die große Schuld gegen den erhabenen Meister zu tilgen ist. Der Schlendrian und die Gleichgültigkeit haben über euch den Sieg davongetragen; es bleibt nach wie vor alles beim alten.

Eine höchst bedauerliche, rückschrittliche Maßnahme hat unsere Opernleitung bei den Don Juan-Aufführungen neuerdings insofern beliebt, als sie nämlich die seit 40 Jahren hier übliche Begleitung der sogn. Seccorecitative mit Streichorchester beseitigte und an die Stelle des letzteren das Klavier setzte, das schon an sich in dem großen Opernhause lächerlich dürftig klingt und, was die Hauptsache ist, der Oper ihre einheitliche Gestalt benimmt und sie in einzelne Fetzen zerreißt. Bei Figaro ist man sogar weiter gegangen und hat gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, indem man die seit 20 Jahren hier glücklich wieder eingeführten Seccorecitative ganz entfernte und durch gesprochenen Dialog ersetzte. — Mit derartigen unglücklichen Reformen erweist man den Manen Mozarts wahrlich keinen guten Dienst. — Wilhelm Mayer.






## Neue Lyrik.

Leben im Leben. Gedichte von Wilhelm Graf. Worms 1898. Julius Stern.

Aus Nächten. Gedichte und Sprüche von Wilhelm Lentrodt. München-Leipzig. August Schupp.

Neue Gedichte von Friedrich Adler. Leipzig 1899. Georg Heinrich Meyer.

Mit roten Kressen. Ein Gedichtbuch von Clara Müller. Großenhain 1899. Baumert & Ronge.

Mosaik. Gedichte von Otto Hausmann. Elberfeld 1897 (mit Tinte in 98 korrigiert!).

Gedichte von Hans Müller-Irminger. Berlin 1899. Concordia.

Neue Gedichte v. Arthur Pfungst. II. Aufl. Berlin 1898. Ferdinand Dümmler.

Achmed, der Heiland. Epische Dichtung von Adalbert von Hanstein. Berlin 1899. Concordia.

Der Zufall hat hier acht Lyrikbände zusammengeführt, deren Wert und Wesen nichts weniger als charakteristisch ist für unser zu Ende gehendes Jahrhundert, für die starken Lebensströme, die durch unsere Zeit führen. Nichts, nichts von alledem, was aus den unbewußten Seelentiefen emporträumt, durch die diese Lebensströme wegessicher dahinziehen. Solche Bücher berühren wie Briefe, die, vor irgend einer entscheidenden Wendung unseres Lebens abgefaßt, uns antreffen, wenn alles sich gewandelt hat; so fremd, so leer, so phrasenhaft berühren solche Bücher.

Allerdings muß ich eins dieser Bücher davon ausnehmen. Dessen Verfasser ist auf dem Wege nach jenen Strömen, er ahnt sie, sie beunruhigen ihn innerlich, ja, sie scheinen ihm wohl schon das Ziel seines inneren Sehnens: er sehnt sich hinaus in seine Zeit. Und ich denke, diese Sehnsucht wird sich erfüllen. Das Buch „Leben im Leben" des Posthülfsboten Wilhelm Graf ist ein vielversprechender Anfang, trotzdem es darin noch wimmelt von Geschmacklosigkeiten und allerhand Dilettantismus. Ich bemerke im voraus, daß ich die für den Volkserforscher immerhin interessante Thatsache, daß eine Bäuerin — wie Weiß-Schrattenthal jährlich mit zweien auf dem Büchermarkt zu erscheinen pflegt — veritable Gartenlaubengedichte machen kann und auch wirklich macht, nicht für eine Bereicherung unserer Litteratur halte. Wilhelm Graf gehört nicht zu diesen Erscheinungen. Er ist seiner inneren, von ihm selber noch nicht verstandenen Anlage nach ein moderner Mensch. Er hat — ich weiß das aus seinem Buche — rastlos daran gearbeitet, sich eine Seelenbildung anzueignen, die ihm die Verhältnisse, denen er entstammt, nicht bieten konnten.

Seine Form ist, abgesehen von einigen Unbeholfenheiten, rein, schön und tief:

In der Nacht.

In meiner Kammer steh' ich noch und sinne,
Und draußen webt und waltet tiefe Nacht.
Durchs offene Fenster hör' ich tönen sacht
Stillsanften Regens Plätschern und Gerinne.

Die Rosen duften süß, die scharlachroten,
Die Luft weht kühl, es fällt kein Regen mehr.
Ein Friede schwebt so ruhetief, so hehr —
Da denk' ich an die Lebenden und Toten.

Seine Stimmungen sind duftig, sind voll feiner Impressionen; eine Strophe aus „Der alte Turm":

Umwogt von Zweigen steht ein alter Turm
Mit schmaler Thür und Fenstern bunt und blind. —
Stein fällt auf Stein, im Holzwerk haust der Wurm,
An Thür und Fenstern rüttelt rauh der Wind.

Charakteristisch für den Dichter sind große, phantastische, gelegentlich pathetische Empfindungen („Nacht ist's . . .", „Vorm Schlummer"), Menschheitsgefühle („Märtyrertod", „Christus am Kreuz"). Die Schauer moderner Mystik sind ihm nicht fremd („Der Harfner"). Doch ist auch manches von dem vielen Volksliedartigen, das er gedichtet und worin eigentlich nicht seine Stärke liegt, gelungen; so das Lied: „Weißt du?", das sich mit seinen einfachen Tönen tief in die Seele singt. — Nicht auf den ersten Blick in das Buch gewann ich den Eindruck, daß ich es mit einem Dichter zu thun hatte; und ich fürchte, mancher Kritiker wird das Buch achtlos beiseite legen . . .

Nicht uninteressant ist Wilhelm Lentrodt. Er erstickt aber sein Talent vor unseren Augen in Pose, Schwulst, Bombast. Seine Modernität ist nicht ganz echt. Dehmels mächtige Persönlichkeit hat ihn in Seelengebiete verlockt, in denen nur der große Künstler über den Stoff siegt, der kleine ihm erliegt. Von reifem Künstlersinn nirgends gezügelt herrscht in diesem Bande eine fast pathologische Sinnlichkeit, ohne irgend einen Beweis für ihre Echtheit zu erbringen. Brunst kennt keine Vernunft! Für seinen Stil sind Worte wie: blutnackt, glückheiser, rotauszitternd, blutwund, Fleischtanz, blutrunstfahl, die sich nur so jagen, charakteristisch. Ein paar Stilproben:

Und da waren wir beisammen,
Er und ich vor ihr,
Und wir sah'n die irren Flammen
In den Blicken funkeln
Und im Schmerze dunkeln.
Ach, es war nicht bloß das Tier,
Das todwund in uns im Blute schrie! (S. 71.)

Das liest sich wie eine Parodie auf Dehmel. — Oder:

Im Grunde dunkelnd
Dumpfe Glut,
Durch Nacht hinfunkelnd
Strahl wie Blut.

Es wäre schade, wenn dies Talent in solchem Schwulst unterginge und nie den Weg zur Einfachheit fände, ohne die es immer bedeutungslos bleiben wird. —

Friedrich Adler erfüllt mit seinen „Neuen Gedichten" die Hoffnungen keineswegs, die manche Kritiker nach der Herausgabe seiner 1893 erschienenen Gedichte aussprachen. Das Buch leidet an innerer Leere. Neben drei, vier schönen Gedichten, zu denen ich besonders „Dämmerstunde" rechne, stehen die wertlosesten Gelegenheitsverse. Trockene, nüchterne Reflexion überwiegt und verscheucht die Stimmung überall, wo sie sich schüchtern hervorwagt. Das Buch ist eine ziemlich wahllose Zusammenstellung von Gedichten, die zufällig ein und derselbe Autor verfaßt, aber zu keiner inneren Einheit zusammenzuschließen gewußt hat. —

Clara Müller hätte statt der 162 Seiten des Gedichtbuches „Mit roten Kressen" in weiser Mäßigung nur 62 oder noch weniger herausgeben sollen, und man hätte die Umrisse zu einer menschlichen Persönlichkeit vor Augen gehabt, die jetzt in dem Wust des mitgeteilten Wertlosen völlig verloren gehen. Überall der echt weibliche Fehler ungeheuerster Redseligkeit und unprägnanten Ausdrucks. — Eigenart ist in dem bescheidenen Sinne vorhanden, daß nicht mehrere fremde Muster nachgeahmt wurden; ein gewisser, gleichmäßiger Stil herrscht vor. Aber er ist nüchtern, hat keine ihm besonderen Höhen und Tiefen. — Wohlthuend berührt an dem Buche eine gewisse Frische und ihrer selbst frohe Leidenschaftlichkeit, die auch die besten Gedichte des Bandes entstehen ließ. —

„Mosaik" von Otto Hausmann ist mit seinen Festprologen, patriotischen Chorgesängen, Rhein- und Wein-Liedern zur Anschaffung für Liedertafeln, Männergesangvereine, Veteranenbünde geeignet. Privatpersonen widerrate ich den Ankauf. Das Gedicht „Ein welker Strauß" erinnerte mich lebhaft an Annette von Droste; der Schlußvers:

„Mein Blut und die brennende Liebe“

ist wohl nicht ganz unabhängig von dem Droste'schen Verse:

„Sein Blut und meine brennende Lieb'.“ —

Weder Lob noch Tadel verdient Müller-Irminger. Allerdings ist die Indifferenz der Physiognomie, die zu diesem Urteil führen muß, auch nicht gerade ein beneidenswerter Besitz. —

Arthur Pfungst hat seine „Neuen Gedichte“ in zweiter Auflage herausgegeben. Sie sind von einer gewissenlosen oder blöden Kritik leider allzusehr beweihräuchert worden, als daß ihnen hier widerfahren könnte, was ihnen gebührt: Stillschweigen. Um das wenige Gute vorweg zu sagen: Pfungst kann reimen und hat im alleräußerlichsten Sinne ein gewisses Formgeschick. Daß er von Form nicht einmal etwas ahnt, möge eine Strophe beweisen, wie etwa diese:

O Jahrhundert, eh'ne nicht so eilig!
Was die Zeit erschuf, gefeit ist;
Stürz' in Trümmer nicht, was alt und heilig,
Und durch die Vergangenheit geweiht ist!

Mit solchem schönen Deutsch verbindet Herr Pfungst einen schalen und banalen, für Tertianeraufsatzprosa und nicht für Verse geeigneten Inhalt, der sich gelegentlich zum unfreiwilligen Witz verdichtet. Ein Beispiel! Herr Pfungst geht in einem fin de siècle überschriebenen Gedicht abends am Meer spazieren und grübelt nutzloser Weise darüber nach, ob die decadence Ende oder nur Wende sei. Endlich kommt er auf einen Gedanken:

Gieb, ewige Natur, ein Zeichen mir,
Daß ich das Rätsel lösen kann, das schwere,
Am weiten Meer such' ich die Wahrheit hier;
Warum verbirgt sich meinem Blick die hehre?

Die Sonne sank, ich ging dahin im Dunkeln,
Es bebte durch mein Herz ein düst'res Grauen
— Da sah ich plötzlich auf der Erde funkeln
Ein mattes Leuchten — seltsam anzuschauen.

Es lag ein toter Fisch vor meinen Füßen,
Verwesend glühte er in bunten Farben,
Als wollte er die lichte Welt noch grüßen,
Die Fluten auch, die tosend ihn verdarben.

Welch' düst'rer Anblick meinem Blick sich beut!
Bist du das Zeichen, das ich heiß erfleht?
Bist du das Sinnbild, das der Menschheit dräut,
Derweil von hinnen das Jahrhundert geht?

Verwesende Kultur! in Regenbogenpracht
Phosphoreszierst du rings um uns im Tod!
Die Weisen flüstern: Das ist Grabesnacht.
Die Menge jubelt: Das ist Morgenrot!

Wer eine recht lebhafte Phantasie hat, hört die Menge dem faulen Fisch „Morgenrot“ förmlich zubrüllen. Ob das wohl Berliner gewesen sind, die Herren Pfungst uzen wollten? — — Ja! Etwas mehr verlangt denn unsere Zeit doch, wenn man sie verstehen will, als daß man faule Fische findet!! — Daß man bei klassischem Citieren sich einer gewissen Genauigkeit und eines gewissen Verständnisses zu bedienen habe, pflegte Lessing gelegentlich zu betonen und würde es Herrn Pfungst, der auch einer seiner Gegner gewesen wäre, gegenüber auch gethan haben: das höchsten Respekt vor der wenn auch einseitigen Tiefgründigkeit ausdrückende „timeo lectorem unius libri“ übersetzt Herr Pfungst munter:

„Zu meiden ist, wer nur ein einz'ges Buch
Gelesen hat“ so hieß es bei den Alten.

und fährt dann fort:

Sie hatten recht, ein Buch ist nicht genug
Für diese Welt voll wechselnder Gestalten.

Ich bin der Ansicht, ein Buch ist, falls es von Herrn Pfungsts Muse stammt, schon zu viel „für diese Welt voll wechselnder Gestalten“.

Noch sei der schönste Vers des Bandes angeführt:

„Die Kunst für alle ist kein leerer Wahn“. (S. 94.)

Die Bruckmann'sche Verlagsanstalt wird es dem Dichter Dank wissen.

Er sagt von sich:

Ach, ich fürchte nicht die Totenrichter,
Die einst meine Thaten wägen werden;
Doch die Denker fürcht ich und die Dichter,
Welche nach mir wandeln auf der Erden.

Ich kannte eine alte Dame, die in einem kleinen Provinzblättchen ein schlechtes Ge-

dicht gegen Lnccheni veröffentlicht hatte, und nun in der beständigen Angst lebte, mau werde sie in die Luft sprengen. Wer wird Herrn Pfungst denn kennen?! —

Die epische Dichtung — es ist ja jetzt Sitte, das Epos wenigstens auf dem Büchertisch zu den Lyrikbänden zu legen — „Achmed, der Heiland" von Adalbert von Hanstein erzählt uns die Geschichte des Mahdi, die, als sie vor mehreren Jahren die Zeitungsspalten füllte, dem Leser psychologisch klarer wurde als hier, wo aus so vereinfachten Motiven alles sich entwickelt, daß jeder, der nur einmal das wirr Verschlungene aller Lebensmotive empfunden hat, ungläubig lächeln muß. Zudem ist es Hanstein nicht im mindesten gelungen, etwas von gewaltiger, geschichtlicher Stimmung in sein Buch zu bringen, die seinem Vorwurf gewiß nicht ermangelte. Seine Charaktere sind Schablone; Abdalla z. B. erinnert verzweifelt an den bekannten Bühnenintriguanten des XVIII. Jahrhunderts. — Sprache und Vers ist stellenweise schön. Aber man legt diesen Spätling einer längst toten Dichtungsgattung ohne Genuß aus der Hand. Das zukünftige Epos sieht wesentlich anders aus als Hansteins „Achmed". —

Wilhelm von Scholz.

## Historische Romane.

Sophie Junghans, Lore Fay. Dresden, H. Minden. 8°.

Ernst Muellenbach, Von heißem Stein. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°.

Früher war der historische Roman der Tummelplatz für Dilettanten. Unmögliche Handlungen wurden in ferne Jahrhunderte verlegt und damit dem nachspürenden und kontrollierenden Wissen entrückt. Aber der Realismus unserer Litteratur hat auch hier Wandlung geschaffen. Er verlangte Treue im Kolorit der Zeit. Nicht nur die Gewänder, die Schränke, die Schwerter u. s. f. sollten „echt" sein, sondern auch die Ideen der Zeit, das Milieu, die Gestalten. Nur die Sprache ließ und läßt sich nicht in alter Treue heraufzaubern. Hauptmanns Fleiß hat es im „Florian Geyer" versucht, und ein genauer Kenner jener Zeit, Dr. M. Hermann, hat bestätigt, daß er die Sprache sehr geschickt hat wiedererstehen lassen. Und doch hat das gelungene Experiment nicht den Geist der Zeit völlig aufleben lassen. Der „Götz" Goethes mit seiner nur andeutenden Dialektfärbung wirkt unvergleichlich echter als Hauptmanns mikrologische Methode.

Sophie Junghans' historische Novelle „Lore Fay" spielt in Hannover im Jahre 1708. Die Beziehungen zwischen dem englischen und hannoverschen Hofe bilden den politischen Hintergrund der Liebesgeschichte, die sich zwischen der Tochter einer Geköpften, Lore Fay, und dem jungen Lord Herbert abspielt. Ein heimtückischer Kriegsrat will das schöne Mädchen seinem Willen gefügig machen; sie aber übernachtet vor den Thoren, um ins Spinnhaus gesperrt zu werden. Zu Halseisen verurteilt, rettet sie der tapfere Lord in dem gefährlichsten Augenblick und geht mit ihr davon.

Diese romantische Handlung ist mit geschickter Mache erzählt, so daß die Spannung sich nirgends löst. Freilich ist sie nur so stark, um ahnen zu lassen, daß alles ein gutes Ende nimmt. In diesem Punkte unterscheidet sich Sophie Junghans nicht von anderen vielschreibenden Frauen. Ist sie entzückt, so meint sie, die Sprache sei ein „zu armes Werkzeug der Mitteilung" (S. 84). Das ist eine sehr billige Ausrede für Unfähigkeit. Obschon sie die Figuren doch selbst geschaffen hat, wägt sie drollig ab, ob sie gute oder schlechte Menschen sind. Wenn einer nicht feindselig spricht, rechnet sie es ihm zur Ehre an (S. 121); im Fluge erzählt sie noch am Schluß, wie es dem jungen Ehepaar gegangen ist, wie märchenschön die Heldin im langen Mantel ausgesehen, wie ihre Ehe vollkommen war, und knapp vor Thoresschluß muß der Lord

noch sterben, und sie, „die Mutter hochsinniger Söhne und schöner Töchter", folgt ihm bald.

Diese Manier ist der Junghansschen Begabung durchaus unwürdig. Um so mehr, als sie kunstvoll verstanden hat, Gestalten zu zeichnen, die den Geist ihrer Zeit treu wiedergeben. Es steckt viel echtes historisches Talent in dem Buche. Aber die Mischung von historischer Novelle höheren Stils und gewöhnlichster Handlungssimpelei drückt seinen Wert stark hernieder.

Ernst Muellenbach ist eine Entdeckung des Cottaschen Verlags, mit der er nicht viel Ehre einlegt. Das Verhältnis dieses Verlags zur modernen Produktion verdient eines Tages eine eigene Behandlung. Soviel steht fest, daß dieser klassische Name für die Produktion unserer Zeit qualitativ insofern nichts bedeutet, als er keinen einzigen jener Namen eingeführt hat, die die Litteratur unserer Zeit fördern.

E. Muellenbachs neuer „historischer" Roman ist einfach Leihbibliothekware, mehr nicht. Ein gewandter Stil, eine Rücksichtnahme, die geschmeidig selbst in einer historisch intoleranten Zeit es Katholiken und Protestanten recht macht, ja, sogar den Juden ein paar nette Worte sagt, eine Handlung, deren „befriedigenden" Verlauf man schon nach zehn Seiten fühlt, die Paarung des ärmsten und schönsten Mannes mit der schönsten und reichsten Erbin, die Erhebung des armen Erben zum gefeierten Oberst ... wen das nicht rührt, der hat kein Herz! Und doch sind das nur die Bestandteile jener unseligen Familienblatt-Romantechnik, die Jahrzehntelang den Geschmack unseres gebildeten Publikums verdorben hat.

Anno 1660 beginnt der Roman vor sich zu gehen. Schon die Einleitung charakterisiert den Bildungsphilister. Anno 1616 seien Cervantes und Shakespeare gestorben, „zwei Gewaltige des Geistes, die zu gleicher Zeit Unsterbliches schufen ..." u. s. f. Wenn sie sich jetzt in einem „höheren Dasein" gesehen hätten, so würde der Spanier gesagt haben: „Sennor, da unten in der rheinischen Reichsstadt ist ein deutscher Maler, der gefällt mir!" Und Shakespeare erwidert: „Sir Michael, dieser Deutsche gefällt mir." Das ist nämlich Meister Balthasar, ein Maler, der gute Kerl der Muellenbach-Tragödie. Jetzt beginnt die Geschichte. Allerhand Hexenglaube spukt, in der guten Reichsstadt befehden sich die Parteien, vom holländischen Handel wird erzählt und Religionshaß u. a. m. Das Ganze ausgetuscht in Bilderbogenmanier, ohne daß eine Spur jener Zeit auflebt, ohne daß eine Gestalt Leben hat. Nach Schreibtisch und Fleiß riecht alles, nach Bildung und Wissen, aber nie nach Poesie und Geschichte. Wie in einer Abhandlung wird das kulturhistorische Kolorit wiedergegeben, nichts in Handlung und Anschauung umgesetzt. „Allmählich aber hatte sich auf dem Boden dieser Verfassung doch wieder die schönste Aristokratie entwickelt, in dem die führenden Männer und Familien des „Volks", sobald sie erst zur Teilnahme an der Macht gelangt waren, die Gesellschaft ihrer früheren adeligen Gegner weit angenehmer fanden und sich gleich ihnen von der Menge hoffärtig abschlossen." (S. 26.) Zwei Seiten hinterher eine lange Abhandlung über den Hexenglauben mit dem hübschen Satz: „Uns fehlt in einer milden und alles in allem christlicher gesinnten Zeit die Kraft des Erzählens wie des Hörens angesichts der Greuel jenes Verfahrens, das ... u. s. w." „Kenner der Akten und Listen haben die Zahl seiner gerichtlichen Opfer bis auf neun Millionen Seelen berechnet." Ein dummer Junker hat einmal gehört (!), daß man zwei Mädchen aufeinander eifersüchtig machen müsse, weil dies „die Neigung der Mädchen schüre". Das heißt doch, für Mädchen von zehn Jahren erzählen! Die Bildungssimpelei des Verfassers schreibt angesichts eines Be-

richts über einen mysteriösen Vorfall, „einen Dichter oder Gemütsarzt" hätte es weniger überrascht. Wo bleibt da die epische Stimmung, wenn sie der Verfasser selbst durch moderne Ideen und Worte vernichtet! Wenn ein Malerlein über den Hexenglauben à la Posa sagt: „Spätere Zeiten werden darüber ungläubig lachen!" — Damit genug. Das Buch ist in jeder Hinsicht verfehlt. Herr Muellenbach muß noch fast alles lernen, ehe er das ihm gespendete Lob verdient. L. J.

Pater Maternus. Roman aus dem 16. Jahrhundert von Adolf Hausrath (George Taylor). Leipzig, S. Hirzel. 1898. 6 M.

Zwei Augustinermönche wandern in Sachen des bekannten Streites zwischen ihren beiden Ordenszweigen nach Rom. Der eine ein behaglicher Realist, der sich mit allem Irdischen gut abzufinden weiß. Der andere ein Asket, der doch in allen Kasteiungen keinen Frieden findet. Ergo — wird dieser sich von Rom losringen. Das wissen wir eigentlich schon im 1. Kapitel. Dieser Prozeß spielt sich in der Befreiung eines vom Kloster geraubten, neophytischen Judenmädchens ab. Am Ende ziehen die beiden Patres wieder heim, der Realist froh, von der Malaria genesen zu sein, der andere, P. Maternus, im Herzen losgerungen vom Katholizismus.

Der Schluß ist sicherlich das vollendetste am ganzen Buche. Das kurze Auftreten Luthers als Bruder Martinus, der Heimzug der beiden Mönche nach dem kalten, grauen Norden, wo Maternus ein neues Licht aufsluten sieht — das ist knapp und doch vollendet geschildert. Im ganzen aber wird man dieses Buch keine bedeutende Schöpfung nennen dürfen. Die Versinnlichung und Entartung des Christentums im vorreformatorischen Katholizismus muß eigenartig gezeichnet, innerlich bereichert werden, wenn ihre Darstellung uns noch interessieren soll. Davon ist hier keine Rede. Es sind alles die alten Sachen, die wir schon in der Schule gelernt haben: Der Ablaß, die Heiligenverehrung, der Reliquienhandel. Und die Personen dieses Milieus sind vollends schematisch: der skeptisch-frivole Humanist, der gierige Dekan, der satte Kardinal und alle die andern. Kein neuer Zug, nicht einmal das Alte hat besonders Fleisch und Blut. Raffael Santi z. B. ist der reinste Schatten. Am besten, freilich auch nach der Schablone und am Ende ganz unglaubhaft, ist der neophytische Jude gelungen; seine Tochter ist ganz schemenhaft. Viele Stellen des Romans sind geradezu ermüdend; namentlich in den Naturschilderungen und Massenszenen herrscht ein Einerlei, das bei der häufigen Wiederholung fast lähmend wirkt.

Auf den Titel eines historischen Romans hat ein solches Buch kaum Anspruch. Nur auf der modernen Geschichtsauffassung, wie sie etwa Lamprecht vertritt, kann der historische Roman zu neuer Kraft sich erheben. Wer erst einmal die Wahrheit von Basis und Überbau erschaut hat, kann an Intriguengeschichten, die mit etwas „Milieu" herausstaffiert sind, nicht mehr Genüge finden. Mir scheint, wir werden auch hier auf Freytag zurückgehen müssen, der im historischen Roman so gut wie im realistischen der Prophet der Moderne ist. Das geschieht aber noch nicht, wenn man wie Hausrath den herrlichen individuellen Geschichtsstil Freytags zu kopieren sucht. Im ganzen hat sich mein früherer Eindruck von Hausrath nur befestigt; er ist ein trefflicher Kenner der religiösen Bewegungen. Aber er betrachtet sie zu isoliert, die noch von der Gesamtlage der Zeit abhängen sogut wie alle geistigen Mächte. Und um sie gar künstlerisch zu gestalten, fehlt es ihm an individueller Kraft; er bleibt im Konventionellen stecken, das auch der Dilettant sich schließlich anlernt, und nicht einmal auf der höchsten Sprosse. Der historische Roman ist von ihm eher verflacht, keinesfalls bereichert worden; und

er war zuletzt ahnedies schon so arm geworden! Ernst Gystrow.

## Moderne Romane.

Hans von Kahlenberg: „Die Familie von Barchwitz." S. Fischer. 1899. Berlin. M. 2,50.

Diesmal ein Raman schweren Kalibers — aber das beste an ihm ist doch wieder jene heitere, ironische und sehr aufrichtige Art, mit der die Verfasserin sexuelle Probleme nnd Erlebnisse zu schildern versteht. Wenn sie darüber hinausgeht und sich auf anderen Gebieten novellistischer Darstellung versucht, gelingt ihr nur Mittelmäßiges, fremden Mustern Abgelerntes, und sie beginnt zu langweilen. In „der Familie von Barchwitz" wird die Ehe eines Mannschwächlings mit einem lebensvollen, ja, fast brutal-genußsüchtigen Weibe geschildert. Die Psychologie dieses Weibes, ja, auch zum Teil die des Gatten, ist in ihrer Art meisterhaft. Hier wird mit feiner Ironie gezeigt, wie grundfalsch das Idealphantam des Mannes vom Weibe in den meisten Fälle der Liebe ist, wie blind und täppisch der Mann in der Kunst des Genusses und des instinktiven Erkennens im Vergleiche zu der Raffiniertheit, Zielbewußtheit und Energie des weiblichen Willens ist. Das Grundthema der Verfasserin scheint zu sein: die Ideale, welche der Mann sich vom Weibe bildet, mit scharfer Ironie zu zerstören, insbesondere seinen Hang zur Monogamie lächerlich zu machen und andererseits auf Grund einer tieferen Erkenntnis der weiblichen Natur, die polygamischen Instinkte des Weibes zu schildern und aus dieser Erkenntnis heraus zu entschuldigen. Auch nach Hans von Kahlenberg bleibt noch genug des Verführerischen und des zu neuen (aber ästhetischen, nicht moralischen) Idealen Verlockenden am Weibe — aber sie will den Mann von Irrtümern über das Wesen der Frau befreien, die doch schließlich nur ihn selbst mit Leid und Enttäuschung bedrohen.

Max Messer.

Felix Hollaender: „Das letzte Glück." Berlin. S. Fischer. 1899. M. 3,50.

Jeder neue Roman dieses Autors begegnet einer besorgten Frage: wird er endlich alle Erwartungen erfüllen, zu denen der Dichter der „Magdalene Dornis" und der „Frau Ellin Röte" Anlaß gab? Wird es endlich wieder ein Werk sein, das jene innere, tiefe Notwendigkeit in sich trägt, welche die Größe seiner früheren Werke ausmachte? wird es nicht nur ein fein komponiertes, elegant und geistreich geschriebenes Buch sein, sondern auch in allen Poren ein Kunstwerk, d. h. etwas Organisches, Lebendes, wie das Leben selbst? Wenn wir mit diesem hohen Maßstab das neue Buch Hollaenders messen — und einen hohen Maßstab daran zu setzen, ist man dem Dichter Hollaender schuldig —, so werden wir leider nicht zu ungetrübter Freude und Anerkennung kommen. „Das letzte Glück" ist, artistisch betrachtet, vielleicht eine seiner besten Arbeiten. Wie fein und geschickt sind die Fäden eines einfachen Themas: ein in der Ehe unglücklicher Künstler erlebt an der Liebe eines jungen, treuen und naiven Mädchen sein „letztes Glück" — zu einem psychologisch spannenden und dramatisch erschütternden Ganzen vereinigt. Aber das stoffliche und artistische Interesse, das während der Lektüre hinreißt, erlischt bald. Es bleibt nicht wie bei einem großen Werk etwas in uns zurück, von dem wir empfinden, daß es ein organischer, nun nie verlierbarer Teil unserer selbst geworden ist. Geben wir die Hoffnung nicht auf, daß ein solches Werk Felix Hollaender wieder gelingen wird.

Max Messer.

## Nietzsche-Litteratur.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur in Gruppen

und Einzeldarstellungen. Band I: Tschandala Nietzsche. 54 S. Berlin, Schuster & Loeffler. Preis 50 Pf.

Dr. Eugen Heinrich Schmitt: Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter. Leipzig, Alfred Janssen. 151 S. Preis 2 M.

Tschandala Nietzsche — gut, thun wir Arthur Moeller-Bruck den Willen. Wenigstens so lange wir das Bändchen in der Hand halten. Tschandal ist eine der niedrigsten Hindukasten, zugleich, im modernen Gebrauch, die Bezeichnung für Henker, Totengräber und andere, die ein sogenanntes unreines Gewerbe treiben. Paßt also, nach der Meinung und dem Geschmack Moellers, vortrefflich zu Nietzsche. Wie sich doch manchmal die Welt mit ihren herrlichsten Geistern im Kopfe eines zwanzigjährigen Mannes spiegelt! Aber ich glaube, Arthur Moeller hat wirklich Talent, Eifer und Ehrlichkeit. Seine Einsichten werden mit der Zeit in die Breite und in die Tiefe gehen, und nach einigen Jahren wird er seine erste Schrift über Nietzsche umschreiben oder wenigstens öffentlich das Bedauern ausdrücken, sie in dieser Form publiziert zu haben. Wenn nicht, dann eben nicht. Nietzsche wird auch das aushalten. Wenn Moeller meint (S. 46): „Nietzsche konnte sich in seiner Gegenwart nie zurechtfinden, als Denker und auch als Dichter nicht, als Mensch nicht!" so erbosen wir uns nicht allzu sehr darüber. Wenn er findet (S. 48): „Nietzsches geistige Physiognomie zeigt alle Merkmale einer Tschandalanatur unserer Zeit schmerzhaft und deutlich ausgeprägt," so rührt uns das kaum. Wenn er aber mit der nämlichen, seine Art auszeichnenden Sicherheit hinschreibt: „Der Wahnsinn, in den die Genialität seiner Natur zum Schlusse ausartete: das war die rechte, die einzig mögliche Antwort auf jene Frage, die seine Schöpfungen der Menschheit stellten," so möchten wir ihn doch bitten, es einstweilen zu unterlassen, im Namen der Menschheit Antwort auf Nietzsche-Fragen zu erteilen und dafür in aller Bescheidenheit erst einmal an der Hand eines „gelernten" Arztes und Physiologen die Krankheitsgeschichte Nietzsches zu studieren. Und wenn er im stande ist, in Nietzsches Zarathustra-Buch irgendwo „die Nuance einer ganz bewußten, schönen Selbstlüge" herauszuhören (S. 34), so laden wir ihn dringend ein, sich im Interesse seiner eigenen Gesundheit von einem vertrauenswürdigen Nervenarzt untersuchen und sich einmal recht scharf aufs Korn nehmen zu lassen. Nietzsche — und ganz bewußte schöne Selbstlüge! Armer Tschandala!

Wie Moeller-Bruck, so ist auch Dr. Eugen Heinrich Schmitt ein bedenklicher Superlativist und Translosbehaupter. Und als Nietzsche-Schriftsteller in der Sprache so unlitterarisch, dilettantisch und geschraubt wie möglich. Eine grausame Bilderwut, ein greuliches Pastorenpathos, eine haarsträubend hegelische Terminologie machen die Lektüre seines Buches zur Qual. Schmitts krampfhaftes Bemühen läuft darauf hinaus, um jeden Preis zu versöhnen, was für einen reinlichen, klaren Kopf getrennt bleiben muß. Sein Versuch, Nietzsche zu christianisieren, ist leider noch nicht das albernste, was wir in der Nietzsche-Litteratur erleben.

M. G. Conrad.

## Alt-Philologisches.

Motto:

Wenn Du Dich lebenslang beschäftigest mit Wörtern,
Verachten Dich mit Recht, die lieber Ding' erörtern.
(Rückert.)

Daß in einem Zeitalter der exakten Wissenschaften, der technischen Fortschritte minutiöse Sprachforschungen mehr und mehr in der Achtung der Welt zurücktreten, ist ohnehin klar. Abgesehen von den weitere

Kreise interessierenden Studien vergleichender Sprachforschung hat die gebildete Welt heutzutage den Geschmack an den Tifteleien in der homerischen Frage, an der Geschichte des Infinitivs bei Griechen und Römern, über die Partikel ὡς bei den griechischen Tragikern u. dergl. Quisquilien gänzlich verloren. Die jüngere Generation, die unter dem Sturmeswehen politischer Umwälzungen, unter den Ahnungen neuer ästhetischer und moralischer Werte die „klassische" Schulzeit absaß, hat, derselben entwachsen, mit seltener Einstimmigkeit und Überzahl alsbald allen Hohn und Spott über die „klassische" Philologenerziehung auf den Gymnasien ergossen, die Deutschlands Dichter und Denker, die Naturwissenschaften, kurz das Zeitgemäße der Antike zulieb zurücksetzt. Und all der Ingrimm richtete sich auch gegen die Schulmänner selbst — meist unverdient: denn auferzogen in den Isolierzellen alexandrinischer Gelehrsamkeit, versenken sich die einzelnen zu tief in das Denken und Fühlen der antiken Völker, verbrauchen den größten Scharfsinn in Ergründung subtilster Kleinigkeiten, und verlieren in der engen Begrenzung den Sinn für das Weite, Neue, Moderne. Sicherlich regt sich auch in dem jüngeren Philologengeschlechte eine fortschrittliche Strömung, die vor allem darauf sieht, die Antike durch Vergleichung der Moderne interessanter zu gestalten, der Neuzeit Konzessionen zu machen, die Reformbedürftigkeit unserer Gymnasien in vielen Punkten anzuerkennen. Aber der alte Zopf, in Prüfungsordnungen und Schulgesetzen fossil erstarrt, zwingt auch sie, mit den mageren Halmen, die eine überproduktive Blütezeit der klassischen Philologie noch stehen ließ, mühsam einen Studienstrauß zusammenzuzupfen und tausendmal Gesagtes und Geschriebenes wiederzukäuen, in Dissertationen, Zeitschriften und Programmen von dem regen Wachstum und der Unerschöpflichkeit der klassischen Philologie Zeugnis abzulegen — um dann nach Jahren vielleicht über den „Quark" selber zu spotten. „Aber nun ja," wendet jemand ein, „das sind eben Schülerarbeiten, Versuche ... Erfahrene Gelehrte liefern nur Gutes." — So? Nun, was sagen Sie zu J. La-Roche? „La-Roche? 1832 geboren? Der berühmte Homerforscher? Eine Autorität!" — Gut, ich acceptiere und lege Ihnen dessen neueste Arbeit vor in den Wiener Studien Bd. XX (1898). — Der Gelehrte beschäftigt sich mit der geistreichen Arbeit, die Zahl der Daktylen und Spondeen in jedem der 27803 Verse der Ilias und Odyssee zu suchen und auf S. 10—69 (!) samt und sonders mit Benennung der einzelnen Verse zusammenzuschreiben, Gesang für Gesang, Zeile für Zeile. 60 Druckseiten nichts als öde, öde Zahlen!

„Nun ja, mag sein; aber jedenfalls ergeben sich aus dieser — wenn auch trockenen Zusammenstellung wichtige Resultate!" — Gut, hören Sie! Es beträgt also die Gesamtzahl der Daktylen in der Ilias:

5 (d. h. je 5 Daktylen in ? Versen) × 3011 + 4 × 6680 + 3 × 4661 + 2 × 1248 + 1 × 91 = 58345 V.

In der Odyssee: 5 × 2255 + 4 × 4918 + 3 × 3860 + 2 × 1011 + 1 × 62 = 44611 V.

Die Spondeen betragen in der Ilias: 1 × 6680 + 2 × 4661 + 3 × 1248 + 4 × 91 + 5 × 2 = 20121 V.

In der Odyssee: 1 × 4918 + 2 × 3860 + 3 × 1011 + 4 × 62 + 5 × 4 = 15939 V.

Nicht wahr, ein geradezu verblüffend wichtiges Ergebnis? Meinen Sie etwa, ich übertreibe? Bitte, lesen Sie selbst, was der Verfasser selber als Resultat bezeichnet: „In der Hauptsache handelt es sich bei der ganzen Untersuchung um das Verhältnis des Daktylus zum Spondeus

und um die Vorziehung eines der beiden an einzelnen Stellen des Verses." Und dazu verwandte der Mann soviel teure Zeit, verdarb sich die alten Augen, legte seinem unsterblichen Geiste Handlangerdienste auf? Glaubt er denn, Homer habe seine Verse an den Fingern scandiert oder ängstlich nachrevidiert, daß die Spondeen und Daktylen in musterhafter Ordnung aufmarschierten, daß keins der beiden das rhythmische Gleichgewicht störe? Armer Homer! Und wer garantiert denn dem homerischen Adam Riese, daß die Verse alle echt und nicht schon von den alexandrinischen Schulmeistern „kunstgerecht" zugeschustert worden sind? —

Nicht genug der Qual! Diese Zählmaschinenbeschäftigung gefiel dem Gelehrten so sehr, daß er auf S. 71—90 zwanzig Seiten lang durch die gleiche „Untersuchung" den Hesiod Vers für Vers sezierte. Nächstens kommt wohl Vergil, Lucian, Ovid u. s. w. an die Reihe. Was treibt denn unser Homeromastix außerdem? Nach Kürschner soll er Gymnasialdirektor in Linz sein, „Beobachtungen über Lypo bei Homer", „Elision und Hiatus bei Homer", u. a. dgl. geschrieben haben. Arme Gymnasiasten!

Dr. Lucilius.

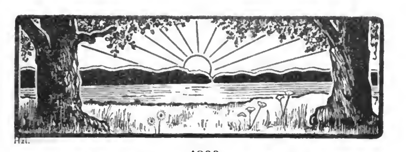
## Französische Litteratur.

Die Frage, wer nach dem Tode Stephane Mallarmés der Fürst der französischen Dichter sei, ist diesmal nicht vom „Mercure de France" noch von der „Plume", den beiden Organen der jüngsten Schulen, sondern vom „Temps" angeregt worden. Diese ernsthafteste Tageszeitung hat nun ebenfalls den Weg der litterarischen Enqueten beschritten und einer beschränkten Anzahl mehr oder minder berühmter Dichter die Frage vorgelegt, wer nach ihrer Ansicht der verdienstlichste der lebenden französischen Dichter sei. Die Umfrage zeigte, daß drei Namen im Vordergrund stehen. Der Streit bewegte sich zwischen dem Akademiker José de Heredia*), der einen Band Sonette veröffentlicht hat, die als Muster der Gattung gelten, seinem Schwiegersohn Henri de Régnier und Léon Dierx, dessen Werke sich trotz eines Lebens von sechzig Jahren auf zwei kleine Bände beschränken, die sich von der Dunkelheit Mallarmés auffallend unterscheiden. Dierx hat aber vor seinen beiden Nebenbuhlern seine bescheidene kleinbürgerliche Existenz als Ministerialbeamter voraus. Er ist auch der Nachfolger Mallarmés geworden. — Man rühmte, gerade wie bei Mallarmé, vor allem die Würdigkeit seines Lebens. C. Mendès, dessen Stimme großes Gewicht hat, eröffnete die Umfrage des „Temps" mit einem Votum, worin er Dierx empfahl, „dessen Leben ebenfalls bewundernswert wie ein vollkommenes Gedicht, ist". Gabriel Trarieux zog Henri de Régnier vor, weil er die stärkste Fruchtbarkeit und die größte Zukunft besitze. Der eben verstorbene Rodenbach setzt Sully-Prudhomme, Heredia und Dierx auf die gleiche Stufe. Saint-Pol-Roux, der sich in jüngeren Jahren den Beinamen „Le Magnifique" zulegte, nannte Dierx und Heredia. Die auch vor der Umfrage des „Temps" unzertrennlichen Brüder Margueritte traten für Régnier ein, weil er „am besten die biegsame Grazie der neuen Prosodie mit der soliden klassischen Schönheit zu vereinigen wisse." So lauten einige der Urteile, die der „Temps" über diese interessante Frage gesammelt hat.

N. Z.

*) Er wird demnächst in der „Gesellschaft" ausführlich gewürdigt. D. Red.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Band II. * 1899. * Heft 2.

# Der ambulante Gerichtsstand der Presse.

Von Dr. Heinrich Cohn.
(Berlin.)

Der ambulante Gerichtsstand der Presse — die Thatsache, daß der Herausgeber eines Druckwerks gelegentlich nicht an seinem Wohnort oder am Erscheinungsort dieses Werkes zur strafrechtlichen Verantwortung herangezogen wird, sondern da, wo das Werk verbreitet wurde, hat die Presse stark beschäftigt.

Die Betrachtungen der Zeitungen, denen man nicht verübeln darf, daß sie pro domo ein lebhafteres Rechtsgefühl und ein größeres Interesse für Rechtsfragen bekundeten als sonst, waren insofern etwas einseitig, als sie fast ausschließlich politische Delikte im Auge hatten, bei welchen ihnen als Verteidiger der freien Meinungsäußerung die Sympathieen der Bevölkerung zur Seite stehen. Diese Fälle bilden der Zahl nach indessen nur den weitaus kleineren Teil der in Frage stehenden Delikte, in der Mehrzahl der Fälle steht den Zeitungen nicht die Staatsanwaltschaft, sondern der verletzte Privatmann mit der Privatklage gegenüber — die Interessen des Publikums sind daher mit denen der Presse nicht überall identisch, und hierauf hinzuweisen erscheint umsomehr geboten, als die Frage des ambulanten Gerichtsstandes der Presse einer gesetzlichen Regelung zugeführt werden soll. —

Nach §. 7 der Strafprozeßordnung ist der Gerichtsstand bei demjenigen Gerichte begründet, in dessen Bezirk die strafbare Handlung

begangen ist. — Wo aber ist eine strafbare Handlung begangen, wenn sie vermittelst eines Druckwerks vollbracht ist? Die eine Partei behauptet, Ort der That sei lediglich der Ort, wo das Druckwerk erscheint. Mit dem Drucken und Expedieren habe der Thäter gethan, was in seiner Macht liegt. Er wisse nicht einmal, wohin die verschiedenen Exemplare seines Druckwerks gehen würden. Es sei unbillig, daß er überall solle verfolgt werden können, wohin sich ein Exemplar seines Druckwerks zufällig verirre. Nach der entgegengesetzten Meinung, die unter anderem vom Reichsgericht vertreten wird, kann eine Verfolgung stattfinden, wo eine Verbreitung stattgefunden hat. Denn die That sei erst mit der Kenntnisnahme durch dritte Personen vollendet.

Beide Anschauungen gehen also von der (seitens des Reichsgerichts stets festgehaltenen) Ansicht aus, daß dieselbe strafbare Handlung an verschiedenen Orten begangen sein kann, und somit mehrere Orte für den Gerichtsstand der begangenen That in Frage kommen können. Beide sehen indessen die That nicht in demselben Augenblick als vollendet an.

Nach der einen Meinung ist sie vollendet mit der Versendung der Druckschrift, nach der anderen mit der Kenntnisnahme ihres Inhalts durch dritte Personen*). Daher kommt nach der einen Meinung als Ort der That und daher als Gerichtsstand nur der Ort in Frage, von wo die Druckschrift versendet ist, nach der anderen auch der Ort, wo Kenntnis von ihrem Inhalt genommen ist. Bei manchen Delikten mag man streiten, welche dieser Anschauungen begründet ist, bei einigen Delikten gehört indessen die Kenntnisnahme des Druckwerks und sogar eine bestimmte Wirkung auf den Leser nach dem Wortlaut des Gesetzes zweifellos zum Thatbestand. — So verlangt zum Beispiel §. 166 des Reichsstrafgesetzbuchs — der bekannte Paragraph, welcher die Beschimpfung einer Religionsgesellschaft unter Strafe stellt, — daß ein Ärgernis gegeben sei. — Erklärt also zum Beispiel ein Denunziant in der Verhandlung als Zeuge, daß er nur aus Feindschaft gegen den Angeklagten zur Anzeige geschritten sei, sich aber nicht verletzt gefühlt habe, und hat auch sonst niemand ein Ärgernis genommen, so sind die Voraussetzungen des §. 166 nicht gegeben, als Ort der That wäre

*) Wen diese Seite der Frage interessiert, der findet eine interessante Darlegung in einem Artikel des Reichsgerichtsrats Stenglein, der in der Deutschen Juristenzeitung S. 500 ff. den ambulanten Gerichtsstand bekämpft.

also neben dem Ort der Versendung jeder Ort zu betrachten, an welchem jemand ein Ärgernis genommen hat, und in jedem Orte wäre die Zuständigkeit des Gerichts begründet.

Es mag dahingestellt bleiben, ob analog die Beleidigung einer Privatperson erst mit der Kenntnisnahme durch den Beleidigten als vollendet zu betrachten ist, denn der Wohnort des Beleidigten kommt regelmäßig als Ort der Verbreitung in Frage. Man mag es als Ungerechtigkeit empfinden, daß der Herausgeber an einem jeden Ort verfolgt werden könnte, in welchen sich ein Exemplar des Druckwerks verirrt hat. Indessen darf man wohl schwerlich den Wohnort des Beleidigten als einen solchen Ort ansehen, hier soll die Beleidigung ja wirken, die Verbreitung an diesem Ort mußte gewollt oder wenigstens vorhergesehen sein.

Der Erscheinungsort eines Druckwerks ist mit dem Ort der Verbreitung nicht immer identisch. Der Erscheinungsort wird häufig mit Rücksicht auf Nebenumstände gewählt, zum Beispiel die niedrigeren Druckerlöhne in einer kleineren Stadt, während die Kreise, in welche die Druckschrift bringen soll, mehr von ihrem Inhalt abhängen. Flugblätter und politische Schriften „erscheinen" häufig am Sitze der Centralwahlleitung, während sie in dem Kreise Verbreitung finden, in welchem gerade eine Wahl vor sich geht. Das Flugblatt wird beispielsweise in Berlin gedruckt, es geht in Ballen nach Liegnitz, wo eine Wahl stattfindet, und wird von der Hauptstadt Liegnitz im Kreise verbreitet. Hier ist sicher Liegnitz der Ort der Verbreitung, und deshalb wäre in diesem Fall selbst nach der Rechtsanschauung der Gegner des ambulanten Gerichtsstandes die Zuständigkeit des Liegnitzer Gerichts begründet. Der Herausgeber hat sich nicht darauf beschränkt, das Flugblatt zu drucken und nun zu warten, was damit geschieht, er hat ihm die Direktion gegeben, die Verbreitung im Liegnitzer Kreise ist eine direkte Folge seines Thuns. Für manche Druckschrift, die anderwärts Verbreitung finden sollte und fand, ist ein Ort als Erscheinungsort nur deshalb gewählt worden, weil der Herausgeber dort auf größeres Wohlwollen zum mindesten bei der Staatsanwaltschaft rechnen konnte. Entstehen zum Beispiel zwischen zwei Universitäten oder zwei deutschen Bundesregierungen Streitigkeiten, so soll augenscheinlich, was am Sitze der einen gedruckt wird, zum mindesten auch am Sitze der anderen wirken. —

In solchen Fällen wird vielleicht — entgegen der von den Gegnern des ambulanten Gerichtsstandes geltend gemachten Ansicht —

durch die meist identischen Gerichtsstände des Wohnorts der verantwortlichen Person und des Druckorts die Möglichkeit der Verfolgung nicht genügend gesichert.

Es wird dem Richter nicht schwierig sein, zwischen einem Ort zu unterscheiden, in welchen ein Druckwerk sich nur zufällig verirrt hat, und einem Ort, an welchem ein Druckwerk verbreitet wurde und zu wirken bestimmt war. Regelmäßig wird man den Ort, an welchem der Verletzte wohnt, als einen solchen Ort betrachten dürfen, und praktische Erwägungen lassen es äußerst wünschenswert erscheinen, an diesem Ort eine gerichtliche Verfolgung zuzulassen. Wenn ein Stettiner in einem Münchener Blatt verleumdet wird, so bietet die Verhandlung vor dem Münchener Gericht dem Verleumdeten keine Genugthuung. Die Publizierung des Tenors in einer Stettiner Zeitung würde keinen Ersatz schaffen, von Fällen ganz abgesehen, in welchen zwar eine Verleumdung vorliegen würde, der Angeklagte aber aus formellen Gründen freizusprechen wäre. Denn gegenüber seinen Freunden und Angehörigen liegt dem Verleumdeten naturgemäß mehr an der Verhandlung, als am Tenor des Urteils, mehr an der Klarstellung des Sachverhalts, als an der Bestrafung des verantwortlichen Redakteurs, der ihm persönlich in den meisten Fällen sehr gleichgültig ist.

Soweit es sich nicht um Verletzung eines Individuums, sondern um politische Vergehen handelt und um Verletzung von Gemeinschaften, deren Mitglieder an verschiedenen Orten getrennt wohnen, kann man einer chikanösen Anwendung des ambulanten Gerichtsstandes de lege ferenda dadurch entgegentreten, daß man neben Wohnort des Anzuklagenden und Druckort eine Verfolgung da zuläßt, wo die gesetzliche Vertretung dieser Gemeinschaft ihren Sitz hat.

Die Presse genießt das große Privileg, daß ihr gegenüber eine kurze Verjährung läuft, trotzdem die Wirkungen des gedruckten Worts sich stets erneuern und weit dauernder und nachhaltiger sind, als die des gesprochenen. Da heute Zeitungen und Verlagsunternehmungen überwiegend sehr kapitalskräftige Betriebe sind, ist die Belästigung einer Strafverfolgung am anderen Ort nicht gerade groß, in den meisten Fällen jedenfalls geringer, als die Mühe für den ökonomisch meist schwächeren Gegner, sein Recht außerhalb seines Wohnorts zu suchen.

Gründe der Billigkeit sprechen daher dafür, die Interessen des Publikums, welche mit denen der Presse nicht überall identisch sind, dieser gegenüber zu sichern. Die politische Wirksamkeit der Presse wird

dadurch nicht behindert, denn hier handelt es sich nicht um den tapferen Kämpen gegen den Racker von Staat, sondern um den klugen Geschäftsmann, der seine Falstaff'sche Tapferkeit unter „Vermischtes“ und „Lokalnachrichten“ bethätigt. —



# Die moderne Seele.

Von Prof. Dr. Franz Marschner.
(Wien.)

Nachdem Nietzsche seit einem Dezennium durch die Genialität seiner philosophischen Lyrik dem realistischen Individualismus soviel Nahrung zugeführt, daß dadurch auch der strenge Systematiker Stirner zu neuem Leben erweckt worden, scheint nun die entgegengesetzte, idealistisch-pantheistische Richtung, deren wirkungsreichster Vertreter unter den Lebenden Tolstoi ist, deutsche Vorkämpfer zu finden.

Max Messers Werk „Die moderne Seele“ (Leipzig, H. Haacke) bedeutet auf dem Wege des Autors, zur richtigen Mitte zwischen jenen Extremen vorzudringen, wohl nur eine vorläufige Rast. Unter dem farbenprächtigen Gewande des modernen Naturalismus schlägt ein edles, reines Herz, das für den christlichen Pantheismus in höchster Begeisterung erglüht. Tiefe und Reichtum des Gedankeninhalts verbinden sich mit außerordentlicher Gestaltungskraft und verbürgen eine starke Begabung, die allerdings noch nicht ausgereift ist, ihrer Widersprüche und Irrtümer aber voraussichtlich bald Herr werden wird.

Die ersten vier Kapitel des Werkes: „Modern“ — „Die moderne Seele“ — „Vom Künstler“ — „Liebe“, bilden das Vorspiel zur Hauptdarstellung, die in den letzten drei Kapiteln gipfelt.

Freiheit ist das Gepräge der modernen Seele. Für die Wahrheiten des Baumeister Solneß, der Nora, der Hedda Gabler, des Tolstoi'schen Christentumes tritt sie ein. „Wir ziehen die Brücken des Verstandes ein und empfangen von Seele zu Seele unsere Weisheit.“ Die modernen Künstler, ein Richard Wagner, ein Burne-Jones, prophezeien das kommende Reich der modernen Seele. Vermögen Auserwählte

durch Philosophie oder Kunst das Wesen der Dinge zu erkennen, so hat die ausgleichende Natur allen Menschen die Fähigkeit gegeben, es vermittels der Liebe zu erfassen. Die physische Liebe allerdings schweigt bei den höheren Menschen. Der Liebende erweitert sich durch seine Liebe zu Gott. Daher der Haß des Liebenden gegen das gemeine äußere Leben, gegen den Tag, wie dies in Tristan und Isolde (II. Akt, 2. Sz.) zur Darstellung gelangt.

Im 5. Kap.: „Judentum und Christentum", werden die Vertreter des Materialismus, Skeptizismus und Idealismus: das Judentum, Pilatus und Christus einander gegenübergestellt. Vom Verstande sind die jüdischen Gesetze begründet, in jedem ist der Vorteil nachgewiesen, den seine Befolgung ergiebt. Der Übergang des Judentums zum Christentume gehört zu den tiefsten Problemen der Menschheit. Die Erlösung des jüdischen Geistes (Kundry) von sich selbst, die nur im liebenden Untergehen erfolgen kann, ist der Inhalt des „Parsifal". Aber es war schon der geheime Inhalt der Tetralogie: Wotan ist wie Jehova das Symbol des Willens zur Macht, er wird befreit und gestürzt von Siegfried-Christus, dem Freien, Unbewußten, dem die Macht des Ringes nichts gilt, der weder Herrschaft begehrt, noch den Tod fürchtet. Siegfried-Christus stirbt, vom Prinzip des Bösen, Selbstsüchtigen, Judas-Hagen, gemordet. Das körperliche Symbol für die Selbstüberwindung der alten Welt, des jüdisch-heidnischen Geistes, ist die Brünhilde, die nach dem Opfertode Siegfrieds die Zeit der Liebe und Freiheit, die Zeit der Selbstlosigkeit verkündet.

Das 6. Kap.: „Die Unbewußten", feiert die Frauen als die Repräsentanten des Unbewußten, der Schönheit, des grundlos Seienden. Gerade, weil nur die Größe des Mannes in dem Bewußtsein liegt, ist es der Frau nicht beschieden, zum Wissen über ihr eigenes Wesen vorzudringen. Nur in einer Kunst kann das Weib Vollkommenes schaffen: die Verkörperung des modernen Weibes auf dem Gebiete der Schauspielkunst ist Eleonore Duse. Die Größe und das Wesen der Frau wie des Kindes liegen im tieferen Zusammenhang mit der Allseele. Der einzige Weg aber zu höherer Entwicklung der Menschheit geht durch das Gehirn des Mannes, durch die Bewußtheit hindurch zur Unbewußtheit. Diesen Leidensweg wandelt jedes Genie, vor allen wanderte ihn Jesus Christus. Durch die Predigt Johannis des Täufers vollzog sich in ihm die heilige Wandlung vom Bewußten zum Unbewußten, vom Denkenden zum Seienden; er ist der vollkommenste Repräsentant, der Gottmensch. Allen Menschen diesen Leidensweg zu zeigen, ist die Absicht Christi ge-

wesen und derer, die da vom Übermenschen predigen. Max Stirner ahnte es, indem er ausrief: „Das Wissen selbst muß sterben, um im Tode wieder aufzublühen als Wille."

Wundervolle Feinheit der Empfindung zeichnet das mittlere (7.) Kapitel: „Von der schweigenden Musik", aus. Für die Musik der Dinge, die ihnen selbst eingeprägt ist, die nicht erst durch die nachschaffende Seele des Tonkünstlers neu ersteht, ist das Ohr ein zu grobes Organ.

Die Weltenseele selbst ertönt nur in erhabenem Schweigen. Die gemeine Stille erzeugt nichts in deiner Seele. Aber wo die Stille in schweigender Musik anhebt, da beginnt deine Seele zu lauschen, es vollzieht sich die unio mystica zwischen ihr und der Allseele. Grazie ist schweigende Musik des Körpers. Die schweigende Musik ist die Musik des Seienden, des Unbewußten. Dem Bewußten ertönt sie nicht. Sie wird vom Herzen gehört, nicht vom Verstande.

Nähert sich das folgende Kapitel: „Über das Leiden", Schopenhauer, wenn es das Leiden als das unbefriedigte Bedürfnis identifiziert mit dem Beherrschtwerden vom Wollen, so überwindet es im Kernpunkt Nietzsches Auffassung vom Leiden Christi: Leidend und seiner Leiden bewußt, lebte er bis zum 30. Jahre. Johannis Predigt hörend überwand er den Menschen Christus und wurde der Gottmensch Christus. Unbewußt lebte er nun, ohne Sorge, ohne Angst, ohne Bedürfnis, nur liebend; er litt nicht mehr; denn der Unbewußte kann nicht leiden.

Das 9. Kapitel: „Geistige Erziehung", stellt unseren großen, einsamen Künstlern und Philosophen den selbstlosen, unbewußt gewordenen, großen Verschenker Tolstoi gegenüber. Nachdem dieser den Litteraten Tolstoi überwunden, wirkte er das neue Christentum und durch ein beschenktes Jünglingsherz die Hoffnung des Weltfriedens.

Mit Nietzsches ersten Schriften Hand in Hand geht die Verurteilung unserer Erziehungsmethoden und der Hinweis auf die Schüler-Freiheit und Lehrer-Selbstlosigkeit vor 2500 Jahren in Athen als ewig aufmunterndes Beispiel für die Menschheit. Die Großen unserer Zeit müssen wie Tolstoi außer an ihren eigenen Werken daran schaffen, daß der „Mensch, der da kommen soll", zu Hunderten und zu Tausenden komme, in Jünglingen und Mädchen: in den Jüngern. Wahrheit und Vernunft sind allen gemein. Der Schluß dieses Abschnittes baut eine Brücke von Montaigne zu Emerson, deren goldene Worte er uns vorhält.

Das 10. Kapitel: „Der Übermensch", weist den Gedanken Nietzsches ab, die Bedingungen dieses Ideales in der vergänglichen und vergange-

nen Kultur der Antike zu suchen, statt mit Richard Wagner in der zeitlosen Idee des Christentumes. Nietzsche geriet auf seine gräßlichen Irrwege dadurch, daß er es unternahm, das Ideal des Herzens durch das des Verstandes zu ersetzen. Logisch beweisbar ist allerdings der Egoismus, wie das Beispiel Stirners lehrt. Nehmen wir nicht den Ikarusflug Nietzsches, denn das Renaissance-Ideal ist ein überwundenes; nehmen wir die Bedingungen des Übermenschen auch nicht aus einer allzu fernen Zukunft, sondern aus der heutigen Menschheit. Was die moderne Seele von der Seele der Rückständigen unterscheidet, ist der Beginn der Entwicklung zum Übermenschen. Jesus Christus ist der erste und bis jetzt einzige Übermensch geworden. Einfach, wahrhaft, einsam steht der Übermensch da „durch Mitleid wissend, der reine Thor". Der zweite Christ wird der Übermensch sein, ihn erwarten wir alle.

Das 11. Kapitel: „Christlicher Pantheismus", erklärt als höchstes Besitztum der Menschen die Erkenntnis, daß ihre Seele unverlierbar sei, ein entlehnter Funke der Allseele. Liebe und Erkenntnis verschwistern sich im Menschen zum Glauben. Aber wer das Dasein der Allseele nur erkennt, ist noch nicht Christ. Christus ist Heiland, weil er im Leben gemäß dieser Erkenntnis lebte, sie in Liebe umsetzte. Dadurch steht das Christentum im Gegensatz zum doktrinären Buddhismus. Das Ideal des griechischen Volkes war der durch vollkommene Bewußtheit zur höchsten äußern Harmonie gelangte Mann. In der religiös-mystischen Zeit des Mittelalters aber entwickelte sich zuerst, erzeugt durch die unbewußte Erkenntnis des Wesens Christi, die Liebe zur Frau als dem irdischen Träger unbewußten Seins. „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" rief der Heiland und zeigte — durch die göttliche Wandlung zum unbewußten kindlichen Genie — der zukünftigen Menschheit den Leitstern: vom bewußten Wissen zum unbewußten Willen, zum Übermenschen sich zu entwickeln.

Das Wesen des Christentums (12. Kap.) ist demgemäß der Übergang vom Bewußten zum Unbewußten, vom Denkenden (Kranken) zum Seienden (Gesunden), vom Sichbewegen zum Ruhen. Christentum ist die Centripetalbewegung des Menschen zum Herzen der Natur, die Rückkehr und Einkehr in die göttliche Allseele! Christus wurde Christ. Er erkannte die Einheit und Gleichheit alles Seienden. Christi Worte sind keine Religions- und Morallehren, sondern unbewußte Emanationen eines über den Drachen: Bewußtheit Sieger gewordenen Mannes. Im Leben Auferstehen, im Leben die schützende Hornhaut der Unbewußtheit ersiegen, heißt Christ sein. Christus ist der Leidlose; ihn

als den Helden-Heiland zu malen, verlangt Messer von den modernen Malern; denn Christus ist Sieg und Friede. Er ist das erste und vollkommenste Genie des Herzens, der vollkommenste Gegensatz zum Judentum als der Religion und Nation der Bewußtheit, des Verstandes als Selbstzweck. Der christliche Mensch, als der gewordene Unbewußte, Seiende, unterscheidet sich vom ursprünglich Unbewußten und ist eine höhere Stufe des Menschen. Auf welchen Wegen aber finden wir Modernen unser Christentum, unsere Abkehr vom Bewußten? Die schweigende Musik kann unser Herz öffnen; in diesem Sinne sind „modern“ und „christlich“ identisch. Die moderne Seele ist die christliche, die unbewußte Seele. Alle Nihilisten und Skeptiker und Antichristen und die „Bewußten“ sind Dekadenten, Ausläufer greisenhafter Zeit und Kulturen, Ausläufer des Ahasver: Judentum. Das Christentum ist die Jugend, die Kraft, das Gesunde, Seiende, Unbewußte.

Das Schlußkapitel: „Allseele,“ tritt auf gegen den atheistischen Materialismus, welcher den Geist als Funktion des Körpers faßt, und tritt ein für den Spiritualismus, indem es lehrt, die Materie sei von der Allseele erschaffen worden. Im Menschen wird die Allseele sich ihrer selbst bewußt. Wie nichts von der Materie, so kann auch nichts von der Seele verloren gehen. Die ganze Weltgeschichte zerfällt in die zwei Epochen bis zur Geburt des Heilandes und von ihr ab. Die zweite Epoche ist die der Rückkehr von den eisigen Gipfeln der Bewußtheit in die friedlichen, göttlichen Thäler der Unbewußtheit, des unbewußten Seins, dessen Verkünder Christus ist. Wie der Instinkt die unbewußten Naturgeschöpfe vor dem Untergang bewahrt, so hat Christus durch sein Erscheinen den Menschen die fortschreitende Entwicklung für ewig gesichert.

Ist es auch nicht möglich, durch die vorliegenden Hauptsätze des Messer'schen Werkes die originelle Persönlichkeit des Autors hinreichend zu charakterisieren — um sie zu erfassen, muß man eben das Buch in einem Zuge lesen —, so ist doch in ihnen die Grundlage gegeben, unbefangener Überlegung und Prüfung zu ihrem Rechte zu verhelfen. Vom philosophischen Standpunkt betrachtet besteht das Hauptgebrechen Messers darin, daß sein Blick nicht ein modern geschulter ist, daß er dort Einfaches, Unbedingtes, Absolutes sieht, wo die moderne Wissenschaft Mehrfaches, Bedingtes, Relatives erblickt. Keiner der Fundamentalbegriffe, auf denen Messer seine Lehre aufbaut, ist absolut giltig, noch sind es ihre Gegensätze. Dies muß sowohl vom systematischen wie historischen Gesichtspunkt aus behauptet werden. Da ich hier nicht Detailausführungen, sondern nur Andeutungen zu geben vermag, ver-

weise ich zunächst auf die Begriffe des Seins, des Bewußtseins und des Unbewußten.

Die erkenntnis-theoretischen Forschungen Wilhelm Schuppes und Richard v. Schubert-Solderns führen den Beweis, daß es Arten des Seins wie des Bewußtseins giebt. Die Abhandlung Schuberts: „Über das Unbewußte im Bewußtsein" (in der Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie) zeigt, daß der Begriff des Unbewußten, wie der des Bewußten nur relative Geltung habe, und weist nach, daß jener wenigstens in vier verschiedenen Bedeutungen Verwendung finde. Als Analogie hierzu seien meine erkenntnis-theoretischen Abhandlungen, sowie die eben erscheinenden „Grundfragen der Ästhetik" (in der Zeitschrift für immanente Philosophie) angeführt, in welch letzterem Aufsatze die Begriffe Natur und Freiheit in je einem halben Dutzend ganz verschiedener Bedeutungen betrachtet werden. Die Messer'sche Formel: das Denken sei durch das Sein zu überwinden, ist durchaus unzureichend; sie beruht auf einer unrichtigen Fassung dieser beiden Momente und ihres gegenseitigen Verhältnisses. Thatsächlich gegeben und allein denkbar ist immer nur die Verbindung von Denken und Sein, Subjekt und Objekt. Die Gleichsetzung von Denken und Bewußtsein läuft auf den oben betonten Hauptfehler hinaus: selbst wenn man das Denken mit dem Bewußtsein im engen Sinne identifizieren wollte, so sähe man sich doch immer noch gezwungen, diesem mindestens noch das Bewußtsein im weiteren Sinne gegenüberzustellen, als die Synthese von Wahrnehmen, Denken, Fühlen und Wollen. In Wahrheit ist nie eine dieser Geistesäußerungen ohne die andere gegeben, immer kann es sich nur um das Vorherrschen der einen oder anderen, genauer gesagt: um ihr Eintreten in den Blickpunkt handeln. Bezeichnend ist es, daß Ferdinand v. Feldegg, der sich wie in vielen andern Punkten, so vor allem in der Grundrichtung auf „das Gefühl als das Fundament der Weltordnung" mit dem jüngeren Mystiker Messer berührt, denn doch in Bezug auf die Fassung des Bewußtseins und dessen Verhältnisses zum Gefühl die eben skizzierte Grundansicht errungen und erhalten hat. Allerdings findet v. Feldegg die unmittelbare Vereinigung von Subjekt und Objekt im Gefühle gegeben; wie immer man sich aber dazu stellen möge, wird man doch anerkennen müssen, daß diese Auffassung dem oben dargestellten Sachverhalt in ganz anderer Weise entspricht als die Messer'sche Identifikation von Seiendem und Unbewußtem. Infolge der Starrheit seiner Grundbegriffe kann Messer, so sehr seine Lehre eine Entwicklung in sich zu schließen scheint, gerade doch eine solche in Wirk-

lichkeit nicht bieten; an ihre Stelle tritt vielmehr der Sprung, und dies stellt seine Denkerarbeit in Parallele zu der des hochbedeutenden Dänen Sören Kierkegaard. So verlockend es wäre, diesen Parallelismus bei allen unverkennbaren Gegensätzen aufzuzeigen, muß ich mich hier doch mit der mageren Bemerkung begnügen, daß Messer infolge dieser Geistesverwandtschaft auch in Bezug auf die historische Auffassung, insbesondere des Verhältnisses von Judentum und Christentum, den Anforderungen wissenschaftlicher Kritik nicht standzuhalten vermag. Ich will hier gar nicht eingehen auf den gelehrten Apparat, wie ihn etwa die Schriften Moritz Friedländers darbieten, sondern nur auf die leicht zugängliche Stelle Moses III, 19, 18 verweisen, aus der sich ergiebt, daß jener fundamentale Gegensatz der geschichtlichen Wirklichkeit nicht entspricht. Wenngleich der Wille zur Macht in allen Entwicklungsphasen des Judentumes als ein Moment desselben gelten kann, so hat sich doch nicht minder selbstlose Hingabe, theoretisch wie praktisch als ein Gegengewicht bewährt. Unhistorisch ist es selbstverständlich nicht minder, das Christentum, im wörtlichen Sinne absehend von dessen wirklicher Entwickelung, nur als unzeitliche Idee zu fassen. Ich kann hier nicht eingehen auf die zahlreichen Widersprüche, die aus jenen Grundirrtümern hervorwachsen. Zwei Beispiele für viele. Wozu bedarf es einer Erziehung zum Willen, wenn ja doch das Nichtwollen das Endziel ist? Ist das Altertum wirklich tot, wenn es doch für die Erziehung als unentbehrlich bezeichnet wird? Zu den erkenntnis-theoretischen und psychologischen Irrtümern gesellen sich ästhetische Unhaltbarkeiten. Eine solche ist es, wenn Beethoven als der Johannes R. Wagners dargestellt wird. So überraschend geistvoll die Ausdeutung der Siegfried-Tragödie ist, auf so schwere Bedenken muß sie doch stoßen, wenn man sich die Gestalt Siegfrieds, sowie das Ende der Trilogie vergegenwärtigt. Wo bleibt da der positive Gehalt des Christentumes?

Trotz all dieser prinzipiellen Ausstellungen muß doch anerkannt werden, daß das Buch Messers, rein gedanklich betrachtet, eine außerordentliche Tiefe und Kraft bekundet. Doppelt bedeutungsvoll erscheint es, wenn aus dem Lager Nietzsches, des Verächters christlicher Anschauung, ein so begeisterter Verkündiger der Grundlehren Tolstois erstehen kann. Rein künstlerisch betrachtet, ist das Buch von einer geradezu hinreißenden Kraft, es entzückt und bezaubert, etwa wie die eine oder andere erzählende Darstellung von Ricarda Huch.





# Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.
(Leipzig.)

## II.

### Der alte Mensch und seine Kunst.

Im Anfang war die Horde. Der Geschlechtstrieb, der Fortpflanzungsanstoß und Lustbefriedigung zugleich in sich schließt, lebte sich für den primitiven Menschen in dieser Urform aus. In der Horde aber entstanden die einfachsten Gewohnheiten des Beieinanderlebens — die Anfänge der Sitte, vornehmlich aus dem generellen Faktor des Sexualbedürfnisses heraus. Es lag nicht allzufern, in den individuellen Genuß, der das Erleben des höchsten sinnlichen darstellt, die Wurzeln des ästhetischen Gefühles und der Kunst zu verlegen. Darwin und viele Darwinisten haben es gethan, und doch war es ein Irrtum. So sonderbar es erscheint: nicht aus der Lust, sondern aus der Unlust, nicht aus den genußvollsten, sondern aus den genußärmsten Stunden des Lebens ist die Kunst hervorgegangen. Unmittelbar die redende, Dichtung und Musik; mittelbar die bildende, Plastik und Malerei. Jene entstand bei der Arbeit, der unangenehmsten Bethätigung, die der Naturmensch kennt; sie war Rhythmisierung der Arbeit — Arbeitsgesang. Diese entwickelte sich an den durch Arbeit geschaffenen Werten, die man durch feindliche Wesen bedroht glaubte und darum mit vielerlei Dingen schmückte — Tieren und Pflanzen; sie ging also Hand in Hand mit dem Wachsen der ersten religiösen Vorstellungen. In dem ökonomischen Urgesetz: die Arbeit mit möglichst wenig merklicher Anstrengung zu verrichten und ihren Werten möglichste Dauer zu sichern — das bis heute das Prinzip aller Arbeit geblieben ist, liegt demnach die Wurzel des

Kunstschaffens. Es ist gut, sich diese dürre Thatsache gegenwärtig zu halten: die Kunst diente dazu, Affekte der Unlust zu betäuben und zu verhüten.

Bei dem schleiernden Dunkel, das immer noch über die weiter zurückliegenden Entwickelungsphasen der Menschheit gebreitet ist, läßt sich nur unsicher vermuten, wie die Kunstübung allmählich jenen rein negativen Zweck zwar behielt, dazu aber Momente ganz anderer Natur in sich aufnahm, indem sie neben der Arbeit auch das Spiel begleitete. Die Spiele sind eigenartige Beigaben der Geschlechtsfunktion; sie stellen in ihren Anfängen wesentlich Vorübungen zum Geschlechtsakt in der noch nicht geschlechtsreifen Lebenszeit dar. Indem das Spiel sich rhythmisiert, wird es zum Tanz; da es den Rhythmus aber der Arbeit entnimmt, tritt es mit dieser in eine merkwürdige Verbindung, die durch das Hereinreichen religiöser Zwecke noch dunkler wird. In dieser Vereinigung von Tanz und Arbeitsgesang in religiöser Feier liegt die älteste Form der Tragödie. Wir müssen heute eingestehen, daß es mit dem Alterspräsidium der epischen Dichtung nichts war; die epische Poesie ist gerade die jüngste, wie es auch Karl Büchers glänzende Darlegungen in seiner Studie „Arbeit und Rhythmus“ bestätigen. Das Drama ist die Urform der von der Arbeit losgelösten Kunst, während die älteste Lyrik, das Volkslied, Arbeitsgesang war und noch sehr lange geblieben ist. Sie ist freilich keine reine sensitive oder gar reflektierende Lyrik; sie ist erzählend, wie alle echten Volkslieder bis auf den heutigen Tag es sind. Bücher hat in der oben erwähnten Studie eine Anzahl von Arbeitsgesängen verschiedener Völker wiedergegeben; ihr Inhalt berührt die mannigfachsten Geschehnisse: Gefahren, Liebesabenteuer, Legenden und vieles andere.

Die großen Züge dieses Werdens im Auge zu behalten, gebietet vor allem ein Grund. Immer wieder wird die Neigung sich geltend machen, der Dichtkunst bestimmte Zwecke unterzuschieben, die in ihrem Stoffe begründet sind. Die geschilderte Entwickelung lehrt uns, daß diese Zwecke, wenn wir sie von irgend einem Zeitpunkte an in den poetischen Erzeugnissen finden, sekundär erworben sind. Der primäre Zweck der Dichtung ist der Rhythmus gewesen; der Stoff war nur sein Substrat, dem — das dürfen wir ziemlich sicher annehmen — nicht einmal große Beachtung von seiten der Teilnehmer geschenkt ward. Bei den religiösen Festen mag dem Zuhörerkreise der Inhalt der die Reigen begleitenden Gesänge gar oft ebenso unverständlich geblieben sein, wie unseren Theaterbesuchern ein neuer Operntext. Die unmittelbare

Empfindung des Rhythmus, und die mittelbare, d. h. der Anblick der Tanzbewegungen einschließlich der Mimik, beherrscht die Gesamtwirkung. Die Menschen waren unkompliziert genug, um im sinnlichen Genuß des Rhythmus aufzugehen, der auch den durch den Charakter der Feier bedingten Andachtsstimmungen durchaus die Klangfarbe gab. Es würde uns viel zu weit führen, nun auch die weiteren Stufen der Kunstentwickelung zu verfolgen. Nur soviel noch: beim griechischen Drama fängt der Stoff erst da an, Hauptzweck zu werden, wo er politische Färbung annimmt. Das beginnt bei Sophokles, steigert sich bei Euripides und gipfelt bei Aristophanes — wobei ich das Wort „politisch" nicht im Sinne der reinen Tagespolitik, sondern in dem viel weiteren der Stellungnahme zur Zeitkultur gefaßt sehen möchte. Was aber unterschiedlos die Dichter jener Entwickelungsstufe verbindet: ihre Gestalten sind typisch, nicht charakteristisch. Allgemein-menschlich wird der Bewunderer sagen. Warum? Weil das, was wir charakteristisch nennen, damals noch nicht existieren konnte. Selbst in dem komplizierten Athen war das Milieu ein für uns unbegreiflich einfaches; und einfach dementsprechend die innere Persönlichkeit. Der Eudämonismus war die hellenische Ethik; die Sexualmoral trug ein Demosthenes auf der Tribüne als selbstverständliche Thatsache vor, und in jener Verfallszeit, wo sie konträr entartete, schuf man zur Verklärung der nie verhüllten Erscheinung den Mythus von Ganymed. Gedenke, daß du leben sollst, und glücklich leben — ist das griechische Axiom der Lebensführung. Wie der einzelne ihm genügte, ob in der Form des Epikur, des Diogenes oder des Alkibiades, ändert an der Unkompliziertheit des Axiomes nichts. Der Liebesgenuß nötigte keinem Geschlechte innere Kämpfe auf; man folgte der Begierde, auch wenn sie ganymedisch oder sapphisch war. Die Religion ebensowenig; ob man an Götter glaubte, die mit dem Gemütsbedürfnisse nicht viel zu schaffen hatten, oder sie ablehnte, war schließlich eine Doktorfrage. Daß man Sklaven für sich arbeiten ließ, war so selbstverständlich, wie daß man sie verachtete. Keine sexualethischen, keine religiösen, keine humanitären Zweifelanfälle: jeder ordnet das Leben, das frische, heiße Leben, nach seinen Stimmungen und Leidenschaften. In dieser protagoräischen Lebenskunst fand man die Erfüllung der Menschenwürde, in der Wirklichkeit wie in der Dichtung. Daß Sokrates diese Kreise störte, war sein Untergang; Platon wußte des Lehrers Ideen mit der hellenischen Natur zu versöhnen. Allein nun hat die Zersetzung schon begonnen. Ihre philosophischen Reflexe sind die epikuräische und die skeptische Lehre, jene mit der privaten

Glückseligkeit, diese mit ihrem Majoritäts-Positivismus, und am allerstärksten die Stoa, in der die Apathie zum Ideale wird, die Persönlichkeit sich auflöst — der treueste Spiegel der sozialen Zerrüttung, die politisch schließlich im Siege des makedonischen Barbaren-Weltreichs über die griechische Kleinstaatskultur gipfelt. Damit vollzieht sich aber ein weltgeschichtlicher Schritt: das Zusammentreffen der hellenischen Welt mit der morgenländischen, aus der eben in Gestalt des Christentums das orientalisch-jüdische Welt-, Lebens- und Menschenideal emporsteigt.

Rückschauende Betrachtung wird der Entwickelung des jüdischen Volkes die höchste Bewunderung nicht vorenthalten dürfen: wie es inmitten der in mystische Theurgie und stumpfen Aberglauben zerfallenden morgenländischen Naturreligionen sich auf die Anbetung seines Stammesgottes Elohim zurückzieht und diesen Kultus zu einem großartigen theokratischen System ausweitet, in dem Religion, Sitte und wirtschaftliche Organisation untrennbar verbunden wurden; wie es dem Zerreißen der Volkseinheit in Klassen vorbeugt, indem es jeder persönlichen Beziehung zu Gott im 1. Gebot den Boden entzieht und dadurch einen vergeistigten Gottesbegriff schafft. Es ist völlig verkehrt, in der altjüdischen Überlieferung die Arbeitsscheu finden zu wollen; im Gegenteil, die Juden sind von vornherein das Volk der Arbeit, die sie freilich — wie alle Völker in ihren primitiven Lebensaltern — als einen Fluch betrachten; aber als einen von den Menschen verschuldeten, von Jahve verhängten Fluch, dem sie sich gehorsam beugen, um die daran geknüpfte messianische Verheißung sich zu verdienen. Daher die Allgemeinheit der Arbeit, das Fehlen der Sklavenwirtschaft, ja, überhaupt einer Klassengliederung. Daß dies keine Bedingung für die Entfaltung eigenartiger Persönlichkeiten war, liegt auf der Hand; dazu gehören eben die komplizierten Lebensbedingungen, der allgemeine Konkurrenzkampf, kurz, das labile Gleichgewicht des griechischen Staatswesens, nicht das stabile des altjüdischen Agrarstaates, in dem kein Ehrgeiz, kein Wettstreit Angriffspunkte fanden. Wie sehr hier alles auf der agrarisch-theokratischen Basis ruhte, zeigt die Wirkung des unter König Salomo vollzogenen Übergangs zum Merkantilsystem — eine geradezu verheerende in Glaube, Sitte und Lebensführung. Solche Verhältnisse konnten ihren künstlerischen Reflex naturgemäß nur in einer religiösen Lyrik finden, da die dramatische Epik anderer Völker, die zunächst auf Göttergestaltung sich aufbaut, absolut ausgeschlossen war; und diese Lyrik sehen wir für die altväterliche, agrarische Zeit in

den Psalmen einen bilderreichen, durch den Gliederparallelismus auch im Aufbau eigenartigen Ausdruck finden, während die Decadenceperiode mir vornehmlich im Kohelet ein Buch hinterlassen zu haben scheint, in dem die Wirkungen der salomonischen Lebensverfeinerung und der aus ihr keimenden, zersetzenden Skepsis sich zu einer selbst für das moderne Empfinden interessanten, tiefen und zarten Dichtung formten. Für eine erotische Poesie fehlte jede Basis; die Familiengründung war ein rein wirtschaftlicher Akt, in streng festgelegten Formen sich vollziehend, deren Durchbrechung unerhörte Opfer kostete (Jakob und Rahel). Die Familie war durchs vierte, sechste und zehnte Gebot aufs festeste fundiert, ein Liebeswerben nur aus Neigung unmöglich — dazu kommt der allen morgenländischen Völkern eigene Zug zu erotischen Extremen: Askese oder Ausschweifung, der auch die jüdische Verfallzeit kennzeichnet — genug Momente, um uns nach der in der Antike überhaupt nicht besonders hervortretenden Liebeslyrik bei den Juden vergeblich suchen zu lassen.

Wie Jesus von Nazareth aus diesem Volke hervorging, wie seine Lehre heranreifte, was überhaupt seine Lehre war — wir wissen es nur allzu wenig und werden uns dabei bescheiden müssen. Den neutestamentlichen Legendenknäuel je zu entwirren, ist keine Hoffnung. Und Renans geistvolle Emanation der christlichen Lehre aus der galiläischen Natur reicht so wenig, vielleicht noch weniger aus, als Nietzsches Auffassung, die den Nazarener zum überfeinerten Vollender des Kohelet machen würde. Die Evangelien lassen sich dualistisch und monistisch, asketisch und eudämonistisch auslegen — wie man will. Es kommt auch wenig darauf an. Der Jesus der biblischen Legende ist in seiner Sündenreinheit eine der uninteressantesten Gestalten der Geschichte; der interessanteste Jesus aber, den Renan und Nietzsche geschaffen haben, ist sicher nicht der echte. Jesus' unmittelbare Wirkung auf die Zeit ist höchst gering; sie wäre trotz der Jünger der schnellen Wiederauflösung im Judentume verfallen, wenn nicht Paulus von Tarsus kam sie zu retten. Der Mann, der hellenisch aufgewachsen und jüdisch-talmudisch gelehrt war, ergriff aus der nazarenischen Lehre einen Gedanken: das Einssein des Menschen mit Gott. Und damit schuf er das historische Christentum. Allein, der Boden war dafür nicht bereitet. Die Verwesung der antiken Welt assimilierte sich mit ihren Fermenten die neue Lehre in der juden-christlichen, asketischen Form, die auch durch die Suggestion der mündlichen Überlieferung seitens der andern Apostel im Vorteile war. Das Ergebnis dieser Assimilation

war die katholische Lehre, der nach einem Entwickelungsjahrtausend Thomas von Aquino die philosophischen Formeln und das systematische Gerüst gab, dessen sie seit des größten christlichen Denkers, Augustins, Lehramt mit Bestimmtheit harrte.

Thomas ist von seiner Kirche heilig gesprochen und von Leo XIII. als der Philosoph des Katholizismus bezeichnet worden. Wenn an der thomistischen Philosophie etwas Bewunderung verdient, so ist es die Kunst, mit der sie von dem christlichen Dogmensystem zu einem geradezu pantheistischen Gottesbegriff die Brücke zu schlagen weiß. Freilich, es ist eine unheimlich schmale Brücke, und wer nicht in den Balancierkünsten der kirchlichen Beweisführung geübt ist, wird den dauernden Aufenthalt auf ihr nicht sehr verlockend finden. Schell glaubt zwar (Dogmatik Bd. 2, S. 148) den Thomismus in diametralen Gegensatz zum Pantheismus stellen zu dürfen, weil jener alles Wirkliche aus Gottes Denken und Wollen, nicht aber aus Gottes Wesen, wie dieser, ableite. Das ist zutreffend für die christliche Gottesidee, in der Denken und Wollen nur zwei von vielen Attributen Gottes sind, jedoch keineswegs für den Pantheismus, der in seinen verschiedensten Gestaltungen Gottes Wesen in Denken und Wollen (wenn nicht gar in einem von beiden) erschöpft sieht. Die thomistische Lehre vollzieht nun den Sprung vom Pantheismus zum christlichen Dogma, indem sie neben die absolute und primäre Ursächlichkeit Gottes im Hinblick auf die Welt eine partielle und sekundäre setzt, neben dem unbedingten Weltzweck einen bedingten proklamiert. Jene bezog sich aufs Universum, diese auf den Menschen; jener ist Selbstverherrlichung, dieser hingegen selige Vollendung der Geschöpfe. In Schöpfung, Erhaltung und Regierung stellt sich die absolute, in Wunder, Offenbarung, Fügung und all ihren Modifikationen die partielle Ursächlichkeit dar. Was aber sind dann Erschaffung, Verfluchung, Erlösung, Heiligung und jenseitige Vollendung des endlichen Geistes (d. h. des Menschen) mehr, als eine Laune Gottes — da die Allweisheit die Annahme eines Experimentes ausschließt? Das ist nicht Blasphemie, sondern Konsequenz des Thomismus; es giebt den ersten Begriff vom katholischen Menschenideal. Wie aber konnte dieser von Gott doppelt verursachte endliche Geist „sündigen“? Nun, vor ihm hatten einige der Geister gesündigt, die Gott am Anfang als Engelwelt erschaffen hatte; die ließen den Menschen versuchen, und er — fiel. Ich gestehe, ich bin außer stande, das zu begreifen. Ich weiß dann nicht mehr, was absolute Ursächlichkeit bedeutet, wenn der endliche Geist Wahlfreiheit und noch dazu zur Abkehr von Gott besitzt.

Oder wurde das Ganze inszeniert, damit die zweite göttliche Person, der „Sohn", etwas zu thun bekäme, nämlich die Erlösung? Das ist wiederum keine Blasphemie, sondern Konsequenz des Thomismus. Es folgt dann die Verdammung: Einsetzung des Todes und der Erblichkeit der Sünde; die Erwählung der Nachkommen Sems, eine ungezählte Reihe von Offenbarungen, endlich die Menschwerdung der zweiten göttlichen Person in Christus, dessen Opfertod und die damit vollzogene, durch die Auferstehung besiegelte Erlösung. Der Tod und die Erbsünde sind zwar damit nicht aufgehoben, aber entkräftet. Der Mensch tritt unmittelbar nach seiner Geburt durch die Taufe in die Gemeinschaft der Erlösten. Allein, nun gilt es, ihn in der rechten Vorbereitung aufs Jenseits zu erziehen, damit er sich nicht der Sünde wider den hl. Geist schuldig mache. So projiziert sich die Erlösung jetzt in einer fortgesetzten Aufhebung der Sünde: der Heiligung. Zu dieser schafft sich Gott eine besondere Gruppe von Menschen, die Priester, denen die Binde- und Lösegewalt gegeben ist. So stellt sich der von Weltanfang her bestehenden Hierarchie der Engel eine Hierarchie der Menschen zur Seite. Überhaupt ist seit der Erlösung alles sehr kompliziert, wie vor allem die Sakramente zeigen. Der Mensch wird in seinen religiösen Pflichten unterwiesen; trotzdem kann er nicht anders, als immer wieder Todsünden begehen. Die muß er dem Priester beichten, der dadurch die Buße einleitet, womit der Stand der Rechtfertigung beginnt. Die Rechtfertigung wird bestimmt durch den Bekenntnisglauben und die guten Werke. Alles das aber ist nur Vorbereitung fürs Jenseits. Die durchs Sterbesakrament „gelöste" Seele geht nach dem Tode zunächst in eine feurige Läuterung, auf deren Verlauf die irdische Kirche immer noch Einfluß üben kann. Danach findet die Seele ihre selige Vollendung in Gott. War ihre Vorbereitung im Diesseits besonders gottgefällig, so erhält die Seele eine höhere Rangstufe der Gemeinschaft mit Gott durch Heiligsprechung seitens der irdischen Kirche. Die Seele aber, die mit der Sünde wider den hl. Geist behaftet ist, geht nicht ins Läuterungsfeuer, sondern unmittelbar an den Ort der Qual, wo sie für alle Ewigkeit verbleibt. Mit dieser erfreulichen Perspektive endet der katholische Glaube. Für das Begreifen der letzten Konsequenz, der ewigen Höllenstrafe, reicht freilich keine apologetische Weisheit mehr aus. Hier stammeln die Dogmatiker alle ein paar Worte kläglicher Ausflucht. Denn man muß es nur recht bedenken: Gott schließt eine Anzahl der Geschöpfe, deren absolute, rastlose und immer währende Ursache er ist, von einem bestimmten Zeitpunkte an

für ewig — von sich aus! Gott scheint also — nein, ich schweige. Die fürchterlichste Lästerung wäre zu schwach, für diese That die rechte Wertung zu finden. Das tollste Hohnlachen ist zu zahm, diesen Schlußeffekt der thomistischen „Philosophie" würdig zu begleiten. Das Menschenideal, das auf der letzten Seite entworfen ward, fand Thomas als Dogma vor, daran konnte er nichts ändern. Daß er aber meinte, dieses Menschen- und Lebensideal in die Entwickelung einer großen, pantheistischen Gottesidee einfügen zu können, das beleuchtet seine philosophischen Qualitäten seltsam; und nicht nur die seinen, ebenso die aller Thomisten bis auf Leo XIII. herunter, die jenen Irrtum als Großthat priesen, um den viel konsequenteren Molina mit seiner zu allem brauchbaren halb-deistischen Gottesidee von sich zu weisen. Doch das nur nebenher. Uns interessiert jetzt vor allem, wie das katholische Lebens- und Menschenideal seine praktische, historische Darstellung fand, was für eine Kultur aus ihm emporkeimte; oder, um mich streng im Sinne der kollektivistischen Geschichtsauffassung auszudrücken: welche Wechselwirkung zwischen diesem philosophisch-religiösen und den ethisch-ästhetischen Symptomen der wirtschaftlich-sozialen Gestaltungen des Mittelalters stattfand.

Der katholische Glaube wies über das Diesseits hinaus. Darin liegt noch nicht eine lebensfeindliche Tendenz begründet. Es wäre durchaus nicht undenkbar, mit einer hedonistischen Ethik den Unsterblichkeitsglauben zu verbinden; mit einer eudämonistischen hätte es gar keine Schwierigkeiten. Gott hatte ja sogar den Menschen die irdische Hedone zugedacht. Die bösen Geister vereitelten die Verwirklichung. Es ist der Dualismus der parsischen Lichtreligion, der hier, abgeblaßt zwar, hereinleuchtet, der in der manichäischen Häresis noch einmal in christlicher Färbung hell aufblitzen sollte. Die Sünde lebte im Jenseits, im Reich der gefallenen Geister, und kam ins Diesseits, über die Menschen, die seitdem erblich mit ihr behaftet bleiben. Mit der irdischen Hedone ist es da ein für allemal aus. Die Erlösung aber bringt das Gnadengeschenk der himmlischen Seligkeit, das nur der Sünde wider den hl. Geist versagt bleibt. Das Diesseits bleibt also die Domäne der Todsünde, und alles Trachten muß nur darauf gerichtet sein, die Sünde wider den hl. Geist zu meiden. Aber auch die Todsünde wird nur ihres Fluches entkleidet, wenn sie im Sakrament der Buße ihre Sühnung findet: Beichte, priesterliche Lösung, Bekenntnisglauben samt guten Werken sind deren Stufen. In diesem katholischen Schuld- und Reinigungsbegriff — der für die späteren Darlegungen von grundlegender Be-

deutung ist — liegt nun nicht der Keim zur Askese, wie man oft fälschlich sagt; sondern vielmehr die — nun, ich darf es nennen: Gewißheit einer Differenzierung in Weltflucht und Weltsucht. Die hat sich denn auch vom zehnten Jahrhundert an immer offenkundiger vollzogen, zunächst als Symptom wirtschaftlicher Vorgänge, als notwendig gewordene Thatsache, die dann als von Gott gefordertes, oder wenigstens Gott wohlgefälliges Verhalten gedeutet ward. Die Angst, die Sünde wider den heiligen Geist zu begehen oder die Todsünden nicht recht zu büßen, mußte jede Thätigkeit lähmen und den Blick mit hypnotischer Starre auf die Vorbereitung fürs Jenseits richten; die Gewißheit, die Todsünden überhaupt und noch dazu ziemlich bequem büßen zu können, und die Vermutung, bei aller Kasteiung der Sünde wider den hl. Geist womöglich doch noch zu verfallen, führten auf der andern Seite dazu, sich sorgenlos und in dem tröstenden Bewußtsein, daß dem Genuß doch unfehlbar der Katzenjammer, also auch der Sünde die Reue folge, der Freudigkeit des irdischen Lebens hinzugeben. Jene Anschauung, die jedes ästhetische Wohlbehagen von vornherein ausschloß, lokalisierte sich vornehmlich in den Mönchsorden; diese fand ihren höchsten und umfassendsten Ausdruck in der Renaissance.

Es zeugt von einer oberflächlichen Auffassung der Dinge, wenn man in der Renaissance einfach das Wiedererwachen der heidnischen Welt- und Lebensauffassung erblickt. Die Weltanschauung bleibt durchaus katholisch; nur versucht man, den katholischen Inhalt in eine neue hellenische Form zu gießen. Hatte die Scholastik das Christentum mit der aristotelischen Philosophie zu einem unsagbar dürren System zusammengeschweißt, so erfolgte jetzt der Rückschlag der Phantasie gegen die Logik, die Kürung Platons zum „heidnischen Vorläufer Christi“ an Stelle des Stagiriten. Es sind vornehmlich die mystischen Ideen des platonischen Lehrgebäudes, wie die Unsterblichkeit, ferner die neuplatonischen Ausläufer, denen die italienischen Gelehrten und Künstler ihre Sympathie zuwenden. Die Katholizität der Weltanschauung wird dadurch gar nicht berührt. In Florenz entsteht die platonische Akademie unterm Schutze des Hauses Medici; und ihre Koryphäen, die Marta, Contarini u. a. sind es, die aufs eifrigste den Laterankonzil-Beschluß von 1512 verteidigen, durch den der in Padua und Venedig herrschende Averroismus und Alexandrinismus verdammt wurden. Der scholastische Aristoteliker Dante steht der Kirche viel skeptischer gegenüber, als der Platoniker und Liebessänger Petrarca, der den ungläubigen Averroes grimmig haßte; und Boccacio konnte den Dekameron schreiben und doch

den Kirchenglauben bekennen. Die wirtschaftliche Blüte der italienischen Staatswesen war es, die reichem Kunstschaffen den Boden gab; sie war es aber auch allein, die zu einer sinnlichen, hedonischen Lebenspraxis führte, die alle Stände umfaßte, auch die, die von Platon kaum den Namen kannten. Man kann diese Ethik heidnisch nennen, weil sie der im heidnischen Athen der goldenen Zeit stark ähnelte — innerlich haben beide mit dem Heidentum wenig zu schaffen. Der Reichtum führte den Genuß als Lebensinhalt ein an Stelle des Glaubens; der sank zum bloßen Bekenntnis herab. Und da das auf die jakobische Rechtfertigungslehre gegründete Bußsakrament Bekenntnis und gute Werke forderte, und zu guten Werken genug Mittel da waren, pekuniäre sowohl wie ideelle, d. h. im Tesaurus operum abundantium, dieser hoch verzinsenden kirchlichen Bank, aufgespeicherte, so fiel es nicht schwer, ein guter Katholik zu bleiben und doch im Strome der hedonischen Lebenspraxis munter mitzuschwimmen; ja, so einfach war es, daß die Kirche zum größten Teil und vornehmlich in ihren höchsten Dienern selber mitschwamm. Mit Pracht zu herrschen, ward ihr Ideal. Das war ein Ideal, dessen künstlerischer Verherrlichung auch hedonische Bildner, Maler und Dichter sich widmen konnten. Wer wollte es bestreiten, daß in der Renaissance die Kirche mächtig fördernd auf die Künste gewirkt hat? Und doch gebar jene Zeit kein Kunstwerk, kein bildnerisches und poetisches, das als eine ästhetische Verklärung des früher entwickelten katholischen Gedankensystems gelten könnte; weil dieses System eben weder den Lebensinhalt der Kirche noch den des Einzelnen mehr bildete, weil es hier halbvergessen neben der individuellen, dort verzerrt im Dienste der politischen Lebenspraxis ein einflußloses Dasein fristete. Die „sekundäre“ Ursächlichkeit und Zweckbethätigung Gottes hatte sich so schön in dieser Richtung entwickeln lassen, daß man samt der primären den Verursacher und Zwecksetzer selbst so ziemlich vergaß.

Ein ganz anderes Bild bietet um dieselbe Zeit das Verhältnis zwischen Leben und Kunst in Deutschland. Der katholische Glaube war ja durch Karl den Großen der Mehrheit niederdeutscher Stämme nicht eben sanft aufgedrängt, im weiteren aber doch unter Schonung altheidnischer Gewohnheiten und Ideen eingebürgert worden. Im Volke lebte eigentlich das Heidentum, etwas in den Hintergrund gedrängt und verblaßt, aber doch unaustilgbar, fort. In den Kreisen der an den Höfen sich aufhaltenden Gelehrten aber entwickelte sich der Katholizismus unter der Erinnerung an heidnische und dem Einflusse morgenländischer Anschauungen (letztere kamen vor allem aus dem maurischen

Spanien) zu einer verworrenen Mystik, die in den Geheimwissenschaften ihre gelehrte Gestaltung fand, während in der Dichtung die Artusromane zum Mittelpunkt eines tiefsinnigen religiösen Mystizismus wurden. In Wales am Anfang des 7. Jahrhunderts entstanden, kam die Artussage dann nach Frankreich, wo sie zuerst von Guiot, am umfassendsten aber von Crestien de Troyas gestaltet ward, an den sich die deutsche Artuspoesie eng anschloß. Das höfische Leben hatte die deutschen Heldengedichte verdrängt oder versüßlicht; so griff man begierig zu dem ganz neuen Stoffkreise, der zunächst wesentlich nach der Seite des Ritterlichen, Abenteuerlichen hin ausgearbeitet wurde, bis der größte Dichter des deutschen Mittelalters, der die Gestalt der „Frau Aventiure" als Fortsetzung der eddischen Saga geschaffen: bis Wolfram von Eschenbach, jene äußeren Begebenheiten zum Hintergrunde nehmend, einem Hintergrunde von bewundernswerter Vielgestaltigkeit und Lebenspracht, im „Parzival" das religiöse Ringen, Zweifeln und Siegen mit unvergleichlicher Kunst zum Ausdruck brachte. Bis auf unsere Tage herab giebt es keine deutsche Dichtung, die — trotz aller morgenländischen Farbenpracht, trotz alles heidnischen Spukes — so warm vom christlichen, katholischen Glaubensideal durchströmt würde. Gleiches aber wie vom größten Epiker, gilt vom einzig großen Lyriker jener Zeit, Walther von der Vogelweide. Mit welchem Zorne er sich gegen die Verweltlichung der Kirche auflehnt; mit welch tiefer Seelenfreude er die Kreuzzüge und das heilige Land preist; mit welch inniger Gläubigkeit er in seinen letzten Gedichten vor seinem Heimgang zu Gott mit Christus Zwiesprache hält — das alles sind die Äußerungen einer ganz im Christentum lebenden und webenden Menschenseele, die bei allem Auskosten irdischen Glückes doch nie vergißt, wo ihr Glaube ihr die wahre Heimat weist. Wolfram und Walther sind die beiden Dichter des Katholizismus im wahren Sinne; freilich nicht der machtlüsternen Kirche, sondern jenes katholischen Glaubens, der aus der Gottes- und Menschenidee eines Augustin leuchtete und Thomas von Aquino seinen alles verursachenden, alles erhaltenden, alles in sich schließenden, pantheistischen Gott schaffen ließ; der aber der römischen Kirche selber verloren gegangen war.

Zwar gab es auch, abgesehen von der trockenen Poesie der Geistlichen, im deutschen Mittelalter eine üppig blühende Mariendichtung. Sie hat neben vielem Wertlosen manches Schöne gezeitigt; allein sie hängt mit dem übrigen Glaubensinhalt so wenig zusammen, sie bildet so sehr eine Gattung für sich, daß wir ihrer in einem beson-

deren Abschnitte gedenken werden, der der Lyrik des Marienkults gewidmet sein soll.

In Walthers religiöser Lyrik lag eins ausgesprochen: daß der nordische Geist, zur Einheit des Glaubens und des Lebens strebend, das romanische Auseinanderfallen beider, die Erniedrigung der Religion zu weltlichem Herrsch- und Prunkmittel, unmutsvoll ablehnte. Die Ethik des deutschen Minnesangs war sicherlich im großen Ganzen nicht viel besser als die der florentinischen Renaissance; allein hier schieden sich auch die vornehmsten Geister nicht vom gedankenlosen Dahinleben der Menge, gerade weil für die Last eines äußerlichen Zugehörigkeitsglaubens die herrschende, weltliche Kirche sie entschädigte; dort erwuchs eine machtvolle Dichtung des echten Gemütsglaubens, die ihr Sehnen nach der Tiefe durch die Verflachung der Kirchenlehre bedroht, beleidigt sah. Darin liegt die große Kluft zwischen deutscher und italienischer Poesie gekennzeichnet; aber auch die noch viel größere zwischen der romanischen und der germanischen Auffassung des Christentums. Daß es sich dabei nicht um zeitweilige und begrenzte Differenzen, sondern um einen diametralen Gegensatz des innersten Wesens handele: diesen Nachweis bewußt und ein für allemal zu vollziehen, war die weltgeschichtliche That der deutschen Reformation. (Schluß folgt.)



# Deutsche Lyrik.

## Lied.

Da waren zwei Kinder, jung und gut,
aber ihr Blut
floß gar schnelle.
Sie lachten sich zu,
da warf ihre Ruh
die erste harmlose Welle.

Doch jeden Tag warf sie eine mehr,
bis gar wild hin und her
Wogen wallten.
Da ging es zum Sterben
gradaus ins Verderben —
sie konnten ihr Herz nicht halten.

Christiania. Christian Morgenstern.

## Im Liliengarten.

Sommerstürmisch ist die Stunde —
Regsam fährt ein starkes Weh'n
Durch die stille Gartenrunde,
Wo die ernsten Lilien steh'n . . .
Drunten geht der Strom in Wellen,
Wie im Herzen uns die Quellen,
Die verschütteten, erwachen
Und mit neuen Wogen lachen.

Knospend flechten sich die Reben
Und verstohlen wie zum Kranz;
Und auf Abendwolken heben
Gold'ne Lichter sich zum Tanz,
Und es stimmt der Wind die Leier . . .
— Wie zu einer zarten Feier
Bieten Duft in Silberbechern
Lilien den verträumten Zechern —
— — — — — — — —

Nur noch süßer Lebenswille
Über allem Elend wacht —
Ringsher legt sich große Stille
Wie zu einer sel'gen Nacht —

— Selbst des Sturmes wilder Flügel
Flattert nur noch zart am Hügel, —
Und er faltet im Verklingen
Leise sich wie Engelsschwingen . . .

Siegend aus den ersten Sternen
Wandelt schon das scheue Glück;
Lilien atmen aus den Fernen,
Alle Schatten flieh'n zurück —
Und aus deinen freudenfeuchten
Blicken zuckt empor ein Leuchten —
Und du trinkst von meinem Munde
Eine unvergeß'ne Stunde.

Und mir ist, als ob indessen
Alle Sterne ihren Lauf
In Mitseligkeit vergessen,
Und ihr Funkeln hörte auf.
Weil sich alle Flammen stahlen
Ganz in uns're Augen Strahlen . . .
. . . . . . . .

Und auf solchen gold'nen Brücken
Wandelt wieder das Entzücken.

Straßburg i. E. — Alberta von Puttkamer.

## Federzeichnungen.

### I.

Sie hing an meinem Arm,
Als wir im Walde gingen,
Und schaute auf die Blumen,
Umgaukelt von Schmetterlingen.

Sie hing an meinem Mund,
Als Turteltauben girrten,
Und wir uns nimmermehr
Ins Laubgebüsch verirrten.

Sie hängt an meiner Wand,
Im Bild sehr gut getroffen,
Und schaut mich fragend an,
Ob Wiedersehn zu hoffen.

### II.

In dem Hofe vor dem Wirtshaus
An der alten Ulme Schaft
War geheftet eine Tafel,
Bunt mit Lettern, riesenhaft.

„Heute Ball mit freiem Eintritt."
Von dem Herbstwind war gefegt
Schon das Laub von allen Zweigen
Und am Boden festgelegt.

Wirbelnd drehten sich die Paare
In dem grünbekränzten Saal,
Dachten lustig nicht der Blätter
Auf dem Hof, verwelkt und fahl.

München. — Heinrich von Reder.

## Serpentine.

Die Winde schlafen,
Ich habe weit das Fenster aufgemacht,
Und deine Arme
Besprengt mit ihrem blauen Silber die Nacht.
Fang' hier den Schleier,
Den schillernden, und tanz' mir den Tanz der Tänze!
Winde ihn, winde,
Daß er in allen seinen Farben glänze!

O deine Linien,
Wenn deine Füße sich im Tanze dreh'n!
O deine Brüste,
Wie jung sie in das schimmernde Dunkel steh'n!
Es ist mir, Mädchen,
Als ob du so dein eigenstes Wesen lebst.
Es ist mir, Mädchen,
Als ob du über Schmerzen und Lüsten schwebst.

Ich in der Ecke,
Ich laß' meine lichten Seifenblasen sprüh'n.
Sie sollen neckisch
Wie kleine Weltenkugeln dich umglüh'n.
Spürst du im Zimmer
Ein Hauchen wie aus den frühesten Menschheitstagen?
Das soll uns beide
Vereint in die blaue Grotte der Liebe tragen.

Zürich. Emanuel von Bodman.

## Leben und Poesie.

Ein traurig Land! Die fahle Heide!
So breit und flach auf brachem Strand;
Am düstern Moore hebt die Weide
Die kahlen Zweige übers Land;
Einförmig ziehen sich die Föhren
Am Horizont, und nah und weit
Kein Laut: nur Krähenflüge stören
Mit heiserm Ruf gleich Unheilschören
Die frostige Alltäglichkeit.

Doch sieh! Es naht die Abendstunde,
Und durch der Wolken trüben Wall
Bricht siegesfroh auf dunklem Grunde
Der Erde mächtiger Vasall!
Der wachen Träume Gottheit sendet
Die weißen Farbentöne aus;
Das Auge hängt, vom Glück geblendet,
Am Schimmer, den die Lache spendet,
Am tiefen Samt des Himmelsblaus.

Nun wird aus dürrem Haidelande
Ein weitgedehntes Zauberreich;
Die Sage ruht am Waldesrande,
Ein Lied erklingt am Elfenteich!
So neigt sich über unser Leben
Der holde Schein der Poesie,
Und in des Alltags Einschlag weben,
Von lichtem Märchenglück umgeben,
Die Träume ihre Melodie.

Gr.-Lichterfelde. Hermann Sieglerschmidt.

## Die Ungetreue.

I.

Ich bin ja nur ein Kind im Wald,
Und hat dir Liebe sich versteckt,
Dann flieh' ich weinend durch den Wald,
Bis meine Stimme and're weckt.

Und stieß mich müd' dir Liebe fort,
Dann flieh' ich wie ein Kind im Wald,
Bis mir ein Trostesruf, ein Wort,
In mein verirrtes Herze schallt.

Das halt' ich fest, den Ruf, das Wort,
Und hauch' es an und küß' es rot —
Und küß' den fremden Mann im Wald
Und wünsche mir, ich wär' tot. —

II.

Wenn der fremde Mann im Wald
Hat gestillt des Kindes Jammern,
Bricht der rote Morgen an.
Tausend grüne Ranken klammern
Sich ans himmelweiße Kleid.
Mit entsetztem Händetasten
Streift das Kind die Ranken ab. —
Springt davon in wildem Hasten.

Herrlich geht der Morgen auf!
Nur das Kind vergißt zu lauschen.
Nieder sinkt es in die Knie — —
Heimatglockenklänge rauschen,
Lachend blüht empor der Tag.
Quellen rieseln, Blätter fallen,
Rings ein Wogen, rings ein Wallen,
— Nur das Kind bleibt stumm und kalt.

Wie ein weißer Winterreif
Liegt's auf seinen blonden Locken.
In den Augen glüht die Angst.
Still, o still, ihr Kirchenglocken!
Wie die Bettlerin der Nacht,
Abgehetzt, umhergetrieben,
Bebt das Kind vor eurem Klang —
Nie mehr kann es betend lieben.

In die Wirrnis tief und bunt
Schaut es mit verwirrten Blicken,
Zuckt vor jedem kühlen Hauch.
Und ein altes, müdes Nicken
Beugt das junge Menschenhaupt.
Abgehetzt, umhergetrieben,
Sänk' es gerne, gern' zur Ruh.
Müd' vom Hassen. Müd' vom Lieben. —

Berlin.

Elsbeth Meyer-Förster.

## Walzer.

### (Kirchweih auf dem Dorf.)

Es mögen die gelehrten Äfflein klagen,
ich sei ein Thor, den Liebesgrillen plagen,
wohlan, so will ich meine Thorheit tragen
und nichts nach aller Äfflein Weisheit fragen.
Fiedeldibum.

Es mögen fromme Weiblein flennen
ob meiner Sünden, zahllos, nicht zu nennen
vor keuschen Ohren, so vor Tugend brennen:
Niemals seht ihr mich in den Beichtstuhl rennen.
Wär mir zu dumm.

In unbußfertiger Thorheit will ich leben
und lachend aller Reue mich begeben:
Nur du allein sollst mich gen Himmel heben
und um den Sünder Gnadenschleier weben
in seligem Liebestanz.
Mädele, kumm! Fiedeldibum.

München. Michael Georg Conrad.



# Wie ich früher über Karl Bleibtreu urteilte.

Eine Antwort von Edgar Steiger.

(München.)

Im zweiten Märzheft der „Gesellschaft“ veröffentlicht Karl Bleibtreu unter dem Titel „Ein ‚sozialistischer‘ Ästhetiker“ eine seiner genugsam bekannten Antikritiken, in der er mich des Renegatentums, d. h. in Bleibtreu'scher Sprache: des Abfalls von dem alleinseligmachenden Glauben an seine messianische Sendung bezichtigt und rundweg behauptet, ich hätte in meinem Werke „Werden des neuen Dramas“ alles, was ich früher, d. h. in meinem „Kampf um die neue Dichtung“, über ihn geschrieben, öffentlich verleugnet und dem einst Gefeierten pöbelhaft ins Gesicht geschlagen. Ich will nun gar nicht bestreiten, daß sich meine Ansichten über Karl Bleibtreus Dichten im Verlauf der letzten zehn Jahre sehr zu seinen Ungunsten verändert haben — nicht nur, weil sich mein kritisches Urteilsvermögen naturgemäß von Jahr zu Jahr verschärfte und klärte, sondern vor allem, weil Bleibtreu die großen Hoffnungen, die wir Jungen damals in ihn gesetzt hatten, so ganz und gar nicht erfüllt hat. Aber wie klar ich schon im Oktober 1888 das künstlerische Manko in Bleibtreus ganzem Schaffen erkannte, wie wenig ich trotz aller jugendlichen Begeisterung an seiner Messias-Selbstreklame und seinem Cäsarenwahn (bezeichnender Weise überträgt

Bleibtreu in seiner Antikritik diese Eigenschaft von sich auf Gerhart Hauptmann!) Gefallen fand, mögen im Interesse der geschichtlichen Wahrheit folgende Citate aus dem „Kampf um die neue Dichtung“ beweisen:

Seite 93: „*Bleibtreus Dichten und Denken ist ganz Wille*, und wer diese bedeutsame Erscheinung der neuesten Litteratur richtig würdigen will, muß sich zuvörderst an die Persönlichkeit selbst, an dieses energische Ich halten, dessen Kraft, Tiefe und Vielseitigkeit auch dem Gegner Bewunderung abringen werden. Es ist kein Zufall, daß gerade Byron Bleibtreus Lieblingsdichter, gerade Napoleon sein Lieblingsheld ist. *Mit beiden teilt er jenes bis zur Selbstvergötterung gesteigerte Ich-Bewußtsein*, das den Gegnern so oft die Zielscheibe wohlfeilen Spottes wurde. Und mag man zur Entschuldigung anführen, was man will, *die fortwährende Verkündigung des eigenen Messiastums*, in der ihn leider einige strebsame Jünglinge nach Kräften unterstützen, *hat immerhin etwas Mißliches*, *solange die große*, *dichterische Messiasthat noch auf sich warten läßt*. Wir bewundern Bleibtreus seelische Kraft, Gedankenfülle und unermüdliche Schaffenskraft, aber *wir vermögen beim besten Willen nicht in so zerfahrenen Werken* wie „Schlechte Gesellschaft“ oder „Größenwahn“ *etwas anderes als hastig hingeworfene, geniale Selbstbekenntnisse* und Liebesskizzen eines *jungen Stürmers* zu erkennen, der die persönliche Erfahrung nicht überall zur selbständigen Individualität umarbeitet, sondern Charakteristisches und Zufälliges ganz unvermittelt nebeneinander stellt.“

Seite 94: „Man schlage das Verzeichnis seiner Werke nach und bestaune die Schaffenskraft und den *Fleiß dieses Menschen, der die Bücher nur so gleichsam aus dem Ärmel schüttelt!* Er ist Lyriker, Novellist, Romanschreiber, Dramatiker, Historiker und Kritiker in einer Person. *Eine fieberhafte Arbeitswut* treibt ihn beständig vorwärts und *läßt ihn kaum zu Atem kommen. Zur Beschaulichkeit, zur selbstzufriedenen Betrachtung des Geschaffenen, zur kritischen Prüfung der eigenen Werke bleibt ihm keine Zeit.*“

Seite 104: „Überall drängt sich jenes energische Ich, von dem wir oben sprachen, in den Vordergrund. Zuerst suchte es sich in der Lyrik von den trübgährenden Gedanken zu befreien; *aber er vermochte nur selten den Gedanken in ein reines Bild umzusetzen und noch viel weniger jene einheitliche Stimmung zu erreichen*, die zum Liede wie zur Ode unentbehrlich ist. *Die Bilder hasten wie eine von der Meute der Gedanken gehetzte Schar in wilder Flucht vorüber, und die Gedanken jagen sich so toll, daß selten einer in seiner ganzen Fülle harmonisch ausklingt* ..... Alles ist zerrissen, stürmisch, leidenschaftlich, *packend, aber selten befriedigend.*“

Seite 105: „Kaum hatte er in seinen ersten Novellen ‚Aus Norwegens Hochlanden‘ und ‚Kraftkuren‘ die genialsten Zeugnisse einer gewaltigen, plastischen Gestaltungskraft gegeben, so *packte ihn wieder der Dämon seines Ich und*

trieb ihn auf die gefährliche Bahn der lyrischen Novelle und des symbolischen Romans, in denen sein Subjektivismus sich mit einer — man weiß nicht, ob beneidenswerten, ob bedauerlichen — Verwegenheit über alle sonst üblichen künstlerischen Schranken hinwegsetzte ..... Ich bewundere die psychologische Tiefe, mit der gewisse Grundprobleme des Lebens in all ihren Verzweigungen analysiert und in ihr geheimstes Zellgewebe zerfasert werden. Aber ich hätte lieber weniger Figuren und diese wenigen durch alle Lebensphasen durchgeführt, lieber weniger Gerede über die Sache und mehr Handlung, mit einem Wort: weniger Lyrik und mehr Epik, weniger Psychologie in Worten und mehr Psychologie der That gesehen. Denn so, wie die beiden Werke (gemeint sind ‚Die schlechte Gesellschaft‘ und ‚Größenwahn‘) jetzt beschaffen sind, können uns die tiefsten Gedanken, die entzückendsten Naturschilderungen für die völlige Zerfahrenheit des Ganzen nicht entschädigen."

Seite 106: „Was ich von dem Lyriker und Novellisten Bleibtreu sagte, gilt im wesentlichen auch von seiner dramatischen Thätigkeit. Er ist hier wie dort Stürmer und Bahnbrecher, ohne bis jetzt die künstlerische Geschlossenheit, die Ruhe in der Bewegung und die Einheit im Wechsel je erreicht zu haben. **Seine Dichtung ist trüber Most, und die Zukunft muß erst lehren, ob er sich zum herzerquickenden Wein abklären wird.**"

Seite 107: „Seine Dramen — es sind bis jetzt davon sechs erschienen: ‚Byrons letzte Liebe‘, ‚Seine Tochter‘, ‚Harold‘, ‚Der Dämon‘, ‚Volk und Vaterland‘, ‚Schicksal‘ — verraten alle das energische Bestreben, jener höheren Auffassung des Tragischen, die wir oben entwickelten, gerecht zu werden. Aber es bleibt beim bloßen Versuch."

Seite 118: „Aber der Dämon seines Ich hinderte ihn auch hier, zur Vollendung durchzudringen. Als ob er keine Geduld hätte, die Selbstentwickelung seiner Welt ruhig abzuwarten, betritt er, während die Geschöpfe seiner Phantasie den heißen Weltkampf bestehen, plötzlich selbst die Bühne, bedient sich einer seiner Figuren als Schallrohr und verkündet dem verblüfften Zuschauer, was der tiefere Sinn des Ganzen, was die Idee der Dichtung sei."

Seite 120: „Bleibtreu aber verletzt sowohl das Grundgesetz aller realistischen wie aller dramatischen Dichtung, wenn er in das Drama, das als Ganzes Weltsymbol sein soll, jene subjektiv-lyrische Symbolik hineinträgt, die das dramatische Gefüge zerreißt und die künstlerische Täuschung vernichtet. Ob es ihm je gelingen wird, den Egoismus im Kunstwerk zu ertöten und den tragischen Lorbeer zu erhaschen, wer könnte das heute schon bejahen oder verneinen?"

So die Citate aus meinem „Kampf um die neue Dichtung", der im Jahre 1888 erschienen ist. Sie zeigen jedem, der lesen kann, was es mit dem angeblichen Widerspruch zwischen diesem, meinem kritischen Erstlingswerke und dem zehn Jahre darauf erschienenen „Werden des neuen Dramas" für eine Bewandtnis hat. Im übrigen fällt es mir gar nicht ein, mich gegen Karl Bleibtreus sonstige Vor-

würfe und Unterstellungen*), die ja doch niemand ernst nimmt, auch nur mit einem Worte zu verteidigen. Möge er ruhig fortfahren, von der Warte seiner höheren Weltanschauung auf mich armen Erdenwurm herabzusehen! Ich bin nicht grausam genug, ihn in diesem unschuldigen Vergnügen, das mir nicht wehe thut, zu stören.



# Jan Toorop.

Von Rudolf Klein.
(Berlin.)

Unser Jahrhundert, das während fast zweier Drittel keine eigene Kunst gehabt (die Länge dieser Dauer variiert in den verschiedenen Nationen), während welcher Zeit die Kunst alles, geradezu Mädchen für alles war, nur nicht reine Kunst, hat in seinem letzten Drittel heftige und nachhaltige Wandlungen erlebt, deren erste, nachhaltigste und einflußreichste, die Rückkehr zur Natur, der Naturalismus war. Diese Wandlung ging parallel mit dem naturwissenschaftlichen Geist in den Wissenschaften, dem naturwissenschaftlichen Roman, der naturwissenschaftlichen Kritik. Nie wohl war eine Kunstjüngerschar so begeistert wie in den Tagen, da die ersten, heißen Kämpfe um die ersten naturalistischen Wagemutstücke tobten, Hunger und Durst schienen diese Leute nicht zu fühlen, sie schienen rein keusch der Begeisterung zu leben. Und dennoch kam der Rückschlag. Man wurde der Kunst überdrüssig, die nichts als Kunst war, d. h. nichts als malerische, technische Qualität, man wollte wieder Gedanken in das Werk hineingeheimnissen. Der Künstler, der vorher mit offenen Augen in die Welt geschaut, richtete

*) Als Kuriosum sei hier nur ein Beispiel Bleibtreu'scher Bescheidenheit angeführt. Bleibtreu schreibt in seiner Antikritik u. a.: „Ja, er (Steiger) hat sich sogar bewogen gefühlt, nach Lektüre des Revolutionsdramas ‚Weltgericht' eine schriftliche Huldigung im Verein mit dem Schweizer Genossen Merian an den Dichter zu richten." Diese Huldigung, von der Bleibtreu hier so viel Aufhebens macht, bestand in einer — Bierkarte, die Merian und ich in später Nachtstunde aus der Selow'schen Klosterschenke vom Stapel ließen. Der Anfang lautete, wenn nicht irre, ungefähr so: „Allah ist Allah, und Bleibtreu sein Prophet. Wir neigen uns gen Norden ꝛc. ꝛc."

den Blick gegen sich selbst, er begann seine Gefühle, seine Träume zu beobachten. Nicht nur inhaltlich, sondern auch technisch war hiermit eine ganz neue Phase eröffnet, da die Seele es ist, der Inhalt, der sich die Form, den Körper baut. Hatte die vorhergehende Schule ihren Gipfelpunkt erreicht bei denen, die von den Gegenständen nichts mehr als Luft und Licht sahen, diese wissenschaftlich zerlegend, sich die Prismatiker nannten, in ihren Bildern alles in eine vibrierende, oscillierende Farbenmasse auflösend, so mußte nun, um die Gedanken zu gestalten, an Stelle dieser Technik die Linie, der Contur, kurzum der Stil treten, bei dem die Farbe mehr und mehr nebensächlich behandelt wurde. Der Künstler, der sich so dem Leben abwandte, verlernte es nicht nur zu gestalten, sondern auch zu genießen, und floh in fremde, die frühen, primitiven Kulturen, deren Kunsttechnik nicht nur der seinen verwandt (da diese Künste ja ebenfalls aus einem Innenleben, dem Klosterleben, hervorgegangen), sondern deren ihm fremde, wirklich naive Innerlichkeit, in einen Tropfen berauschender Essenz herausdestilliert, ihm auf den allzu feinen Nerven und allzu raffinierten Bewußtsein köstlich zerschmolz, die Anregung gebend, die das banale Außenleben versagte. So schoß üppig wie Pilze hervor ein Archaismus, der nur ein Zeichen der Ohnmacht war, und die Künstler spazierten wieder in ihren Werken, genau wie in den Schwächeperioden unseres Jahrhunderts, nur mit mehr Innerlichkeit, in Kostümen und Allüren fremder Völker und Zeiten. Wenn auch das Zeitempfinden in dieser Kunst vibrierte, eine Kunst, die der Erde, dem Volksempfinden entsprossen, hatten wir wieder nicht, bis, in ihren letzten Konsequenz, diese Richtung in rein dekorativen Wirkungen, in der Tapete und dem Gobelin endigte. Einer dieser Generation, der nicht in diese Unbill verfiel, sondern versuchte, das Innerste, das Urwesen des Menschen zu gestalten, ist Jan Toorop.

Als Jan Toorop vor einer Reihe von Jahren an die Öffentlichkeit trat, mochte das schallende Gelächter, das ihn empfing, größer sein als die Entrüstung, die der Kunstbonze sonst ausstößt, wenn er, seiner Meinung nach, auf Verirrungen trifft. Einige praktische Ärzte glaubten zwar, Toorop mit Sicherheit das Irrenhaus prophezeien zu können, während andere, tolerantere, Toorops Kunst aus seiner Abstammung erklären wollten, was mich jedoch absolut unzutreffend dünkt, indem mir seine Kunst durchaus germanisch scheint, wie auch nicht nur in seiner Abstammung das germanische Blut vorwiegt — er stammt aus norwegisch-englisch-javanischem Blute —, sondern er sich auch im Herzen germanischer Kultur, in Holland, zu dauerndem

Schaffen niedergelassen hat. Als Künstler machte Toorop die oben geschilderten Phasen, vom Naturalismus an, mit durch, bis er seine Eigenart fand, in der er bis auf den heutigen Tag weiter schafft, während manche, denen diese Kunst nur Modesache war, längst dies Feld verlassen. — Das erste Bild, mit dem Jan Toorop von sich reden machte und das ihn auch in Deutschland einführte, waren die „Drei Bräute". Es zeigt den Künstler sogleich in seiner ganzen Eigenart und völlig abgeschlossen. Er gab nicht Menschen — noch weniger wie die freiesten Florentiner, die Zeitgenossen der van Eyks, und die Meister der Kölner Schule, die doch auch infolge ihres asketischen Innenlebens, im Gegensatz zu der aus reger Volksmacht entsprungenen Kunst der Hochrenaissance, nur die Seele zart auf Goldgrund, statt des äußeren Menschen gaben — er gab noch weniger wie diese den Menschen, er gab nur sein Wesen als psychologische Formel, in eine geschlossene Linie gebracht. Die irdische, die himmlische und die Sündenbraut, ihr Wesen war so vollendet erfaßt, daß es der beigefügten Erklärung Toorops garnicht bedurfte für den Seelenkenner, der den Inhalt dieses komplizierten Bildes sofort entzifferte, dessen drei Hauptgestalten dann noch von beständig variierenden, das Wesen der einzelnen Figuren symbolisierenden Gegenständen und Figuren umgeben waren, während im Hintergrunde das Bild abgeschlossen wurde vom Meer, dem ewigen, allumrauschenden Meer, dem zeugenden Urschoß alles Seins. Seitdem hat Toorop so weiter geschaffen, sich mit jedem Bilde von einer neuen, aber immer derselben Grundseite gezeigt, so daß man das Wesen seiner Kunst in das eine Wort zusammenfassen könnte: er giebt das transcendentale Ich des Menschen. War der Naturalismus die Parallele des wissenschaftlichen Materialismus, so ist Toorops Kunst die des neubeginnenden Spiritualismus, sie ist Philosophie, Religion. Es giebt zwei Arten, Welt und Dinge zu begreifen: die eine ist die des Gehirns, das die Dinge auf ihre molekulare Zusammensetzung prüft und den Geist aus dem jeweiligen Zusammenrinnen der Stoffe erklärt, die andere ist das visionäre Schauen des transcendentalen Ich, der Sonnengeflechtseele, die Welt und Dinge in ihrem Urwesen und Zusammenhange begreift, jener Erleuchtungszustand, den der Mensch kennt, wenn das Gehirn im Somnambulismus einschläft, sodaß er mit der Seele, dem Kosmischen, Ewigen, für das die Begriffe von Zeit und Raum fehlen, zu fühlen beginnt. Dieses Fremdwesen im Menschen, sein transcendentales Ich, das, wie die Spiritisten behaupten, sich materialisieren könne und als geschlossene Einheit weiter lebe, das transcendentale Ich, das, wie die asiatische Urweisheit der

Leben behauptet, lange Wandlungen durch Tier, Mensch und Welten durchmacht, bevor es ins Nirwana hinüberschlummere, diesen Teil, das Göttliche, weil Ewige im Menschen, sucht Toorop zu gestalten, in eine geschlossene Linie konzentriert. Schief und bizarr daher, wie im visionären Traume entstellt — an die apokalyptischen Allegorien des William Blake erinnernd — sehen wir Gestalten und Gesichter durcheinander schwirren, Greise, Leichname, Dirnen und Jungfrauen um eine kalt lächelnde „Sphinx", die ihre Krallen ihren Opfern in den Rücken gräbt, mit kaltem, von allzu vielem Leiden entstelltem Gesicht, ein beängstigendes Symbol des Lebensrätsels; schief und bizarr, wie im Traume verzogen, der Denkkraft beraubt, aber mit dem visionären Weltfühlen des blinden Auguren, der hysterischen Prophetin, sieht eine Jungfrau — „panis angelicus" — den Himmel offen, da zwei Gestalten schweben, von allem Schmerz und Leid der Welt entbunden, die Einigkeit verträumend, in rhythmisch geisterhaftem Flug; während in dem Bilde „Sehnsucht und Genügen" die irre Seele emporschreit wie die schmerzaufjauchzenden Choräle entfleischter Extatiker am Auferstehungsmorgen. In dem Bilde „Unsere Zeit" sehen wir die schweren Kämpfe des Daseins durch finstere Frauen verkörpert, während die buhlerische Dirne üppig gedeiht mit neun Brüsten. — Ich sagte zu Eingang dieser Besprechung, Toorop sei durch und durch germanisch in seinem Empfinden, und er ist dies nicht allein, er ist auch durch und durch katholisch. Wie im früheren Mittelalter der katholische Asket germanischer Abstammung in seinem nach Innen gekehrten Seelenleben in hysterischen Krämpfen die tiefsten Visionen hatte und sich dem Weib als Urrätsel, so sehr er es wegen seiner verführerischen, buhlerischen Künste als Teufelsbündlerin hinstellte, doch immer wieder zuwandte, als dem Urrätsel, dem Urschoß alles Entstehenden, der Inkarnation von gut und böse, dem Weib als Astarte, Isis Messalina, Maria — so auch Toorop. Das Weib ist seine stete Symbolisierungsfigur. Wir sehen die reine Erdenbraut verkörpert, die in ihrer spröden Keuschheit das Mysterium der Schwängerung erwartet, wir sehen die Himmelsbraut, die unter nächtelangem Geißeln sich die heißen Satanslüste aus dem Blut gepeitscht, wir sehen die Hure, die gierig das Blut der Männer saugt, einmal teuflisch-kalt wie das Symbol des Bösen, dessen Atem tötlich ist, ein andermal brünstig und geil mit neun Brüsten, und wir sehen das Weib als das ewig dunkle Rätsel, eine bleiche, entnervte Masse mit einer Mischung von Schmerz, Unerbittlichkeit und hoheitvoller Reinheit. Seine Männertypen haben etwas fakirhaftes, etwas vom asketischen Wüstenprediger

(das einzige, wo er orientalisch wird) an sich, sie sind Magier, gefühllos und unverletzlich durch Fasten und Beten. Alles in allem: Toorop giebt nur die Welt der Seele. In seinen Bildern thut sich nur das Seelenleben in seiner Urform auf, seinen Urleidenschaften in transcendentaler Jenseitsform, es ist das Reich, da unsere Gefühlswerte aufgehoben, ihre schärfsten Gegensätze aufgelöst ineinander überfließen, das Reich, da tausend Jahre währen wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre, das Reich, da der Incest reiner als die keuscheste Jungfrauenliebe und die unbefleckte Empfängnis nicht nur ein Dogma!

In manchen seiner Entwürfe sehen wir diese Figuren vollends in unsymmetrische Linien eingeflochten, deren grenzenlose Willkür dann wieder organisch ins Dekorativ-Ornamentale einwächst. Während das Gehirn geregelt denkt und konstruiert, sehen wir in dieser bizarren, damit organisch verschmolzenen Disharmonie wieder den Ausfluß und die Kondensation einer rein mechanischen Seelenfunktion, deren Fühlen stets aus dem nächsten ein zweites bildet, nach krystallinisch-organischen Gesetzen — ein Zustand, der mich, um einen Vergleich aus der modernen Litteratur zu wählen, an den abnormen Seelenzustand des Nils Nagel aus Knut Hamsuns Roman „Mysterien“ erinnert. Andere Bilder wieder sind nicht so ausschließlich in Linien komponiert, so z. B. die „Nirwana“ betitelte Frauenfigur, die an della Francescas herbe Profile erinnert, desgleichen die Mädchenköpfe auf dem Bilde „Beim Säemann“, die das Weib als den ewig fruchtbringenden Mutterschoß zu verkörpern scheinen. Der eigentümlichen Technik entsprechend zeichnen sich Toorops Figuren durch eine auffallende Magerkeit aus, selbst die satanische Perversität der sich in heißer Brunst verzehrenden Dirne charakterisiert er nicht, wie dies Rops stets thut, durch eine verführerische Üppigkeit, er muß dies verschmähen, da seinen Figuren ja jede Erdenschwere fehlt, und er weiß nur zu sicher ihr Wesen in die psychologisch-synthetische Linie zu schließen. Toorop hat viele Entwürfe für Fresco-Technik bestimmt, ein von großer Berechnung und Konsequenz zeugendes Vorhaben, da die meisten primitiven Epochen, deren Kunst auf einer verwandten Wesensart beruht, ebenfalls dieses Verfahren vorzogen. Alsdann verfolgt Toorop auch, wie die ganze Richtung, der er entsprungen, rein dekorative Absichten. Ich hatte zu Eingang erwähnt, wie die neue Kunst, die den Naturalismus ablöste, ihrem Wesen nach schließlich aus Gefühlsdürre in rein dekorative Wirkungen, in der Tapete und dem Gobelin endigte — welchem Kunstniedergang wir seltsamerweise ein neues Aufblühen des Kunstgewerbes verdanken — ein

höchst charakteristisches Merkzeichen dieser neuen Kunst, die die Primitiven verehrte und ihrem Wesen nach mit ihnen verwandt war, da auch in den primitiven Epochen das Dekorativ-Ornamentale stets mit der Kunst und sich gleich entwickelnd Hand in Hand ging — nur daß in jenen primitiven Epochen nicht, wie heute es manche möchten, und wie die traurige Lage eines Teils dieses Kunstzweigs es mit sich zu bringen scheint, das Dekorative die Tiefe der Kunst, die tiefe Kunst überhaupt ablösen sollte. In diesen Fehler verfällt nun Toorop nicht. Könnte man sich z. B. etwas vollendeteres für ein Kirchenfenster denken, wie seinen Entwurf „Sehnsucht und Genügen", der nicht nur dürre Dekoration, sondern von einem tieffühlenden Künstler verkörperte menschliche Gefühle enthält, die gerade an ihrem Bestimmungsort, einem Fenster, oder noch besser Kirchenfenster, eine nicht zu überblickende Wirkung ausüben würden. — So ist Jan Toorop, gleich vollendet in seinen Bestrebungen wie seltsam und eigen in seinem Inhalt, ein markanter Typus des zur Neige gehenden Jahrhunderts, das, das heraufdämmernde Arbeiterregime fürchtend, noch einmal zurückflieht in die späte Romantik der traumhaften Neubelebung mittelalterlicher Gefühlstiefe.



# „Es wird schon spät . . ."

Von Hermann Häfker.
(Berlin.)

Ich hatte aufgehört zu antworten.
Die Dame vor mir, eine dicke, große, sagte mit einem Augenblitzen: „Es wird schon spät. Gehen Sie noch tanzen." Sie hatte ein Kleid von matt-himbeerroter Seide und trug einen großen, hellgoldigen Haaraufsatz. Ihr Gesicht, das voller Falten war, ihr Nacken, ihre Arme, und selbst die große Tafel ihres Busens, alles sah aus wie gepudert.

Ich verbeugte mich wie abwesend und trat linkisch hinter eine Gruppe ganz junger Herren. Ich fühlte, daß sie mir verstohlen nach-

sah. Ich schlängelte mich weiter in eine Ecke des Zimmers und von da in die offenstehende Thür eines Kabinetts, das im Dunkel lag.

In der rechten Ecke auf einem Divan regte sich bei meinem Eintritt etwas und näselte undeutlich: „Gnädige Frau . . .“ Es war ein weißes Vorhemd und ein dunkler schimmerndes Gesicht. Als er merkte, daß ich nur ein Gast war, wurde es wieder still.

Ich trat mit schnellen, gleichen Schritten in die Nähe des Fensters, wo ein Damenschreibtisch stand. Meine Brust wogte . . .

Langsam erst, dann mit plötzlicher Schnelligkeit, übermannte mich eine Art Hitze, die mich gleichsam durchwogte vom Kopf bis in die Zehen. Meine Muskeln spannten sich, mein Atem beengte mich einen Augenblick . . . Dann glitt ein leises Zittern und eine wohlige Frische über meinen Leib . . .

Ich trat wieder an die Thüre, wo ich einen Augenblick zögernd stand. Durch das hellerleuchtete Zimmer, in dem die Gesellschaft summte, durcheinander wogte, lachte, klangen die Walzertakte aus dem gegenüberliegenden Salon . . .

Schnell ging ich hindurch. Etwas hatte mich durchzuckt, nicht ein Gedanke, nicht ein Gefühl, — etwas wie Überzeugung; wie der Gedanke eines andern, der mich getroffen hat . . .

Ich war im Tanz. Meine Dame war ziemlich klein, beinahe schmächtig, und die Linien ihres Gesichtes von unvergleichlicher Schönheit. Ich sah unaufhörlich auf die mildzarte, rosige Farbe ihrer Schultern und ihres Busens, dessen zart abgetönte Schatten sich hinter einer feuerrot glänzenden Kleidung verloren . . . Ihr Haar war schwarz, und sie hatte einen goldenen Pfeil darin. An dem Pfeil hing ein goldenes Herz, mit einer Zeichnung von dunkelpurpurnen Rubinen.

Ich drängte sie an mich, und sie gab sich hin . . .

Plötzlich ergoß sich in meine Glut etwas wie ein Strom von milder Zärtlichkeit, eine Sucht zu spielen und zu schmeicheln, und gab mir eine heitere Leichtigkeit. Wie ein Schmetterling flatterten meine Gedanken über den Blumen der Erinnerung . . .

Es war eine Sommernacht, da sangen die Lüfte süße, summende Lieder, und die Luft koste um alles Lebende. Darin hörte ich eine Stimme klingen und plaudern wie einen Silberton, und sah ein Gesicht wieder mit einer feinen Linie um den lächelnden Mund, und ringsum glitten die wollüstigen Schatten der Nacht . . .

Ich trat zurück. Und plötzlich empfand ich eine so ergreifende,

übergewaltige Sehnsucht nach dieser Stimme und dieser Linie, daß meine Augen brannten.

Gleich fand ich sie wieder, meine alte Liebe. Ich erblickte sie in einer der Frauen, die allein saßen. Sie fächelte sich. In ihrem Gesicht lag ein Ausdruck glücklichen Gewissens. Und mich rührten ihre Augen, in denen ein feuchter Glanz schimmerte.

Als ich mich vor ihr verbeugte, folgte sie mir gleich. Ich umfaßte sie behutsam wie ein Kind und sah sie mit versonnenem Lächeln an. Da fühlte ich, wie sie plötzlich leise zuckte; dann rötete sich langsam ihr Gesicht und nahm wieder den Ausdruck glücklichen Frauenlächelns an . . .

Alte Liebe! . . . Sie hielt ich im Arm . . . Und die Sommernacht summte in den Walzerklängen . . .

Ich sah nur auf die Linie um ihren Mund, den Fetisch meiner Anbetung. Und dann fühlte ich ihren schweren Körper in meinem Arm . . .

Da sagte sie, während ihr Busen wogte, mit einer wohlklingenden, dunklen Stimme: „Es wird schon spät. Ich werde aufbrechen. Begleiten Sie mich, wenn es nicht ein zu großes Opfer für Sie ist . . ."

In der Garderobe holte ihr Mann sie ein. Ich hörte vom Herrenzimmer aus, als ich mich über meine Gummischuhe beugte, seine Stimme: „. . . Du gehst schon? — Unmöglich! — Was, Migräne? — Zu heiß? — Du träumst! Deine Launen. Unmöglich. Ich bleibe . . ." Dann ging er hinaus, an der offenen Thür vorbei, in die Gesellschaftszimmer zurück, ohne zu sehen, daß ich ihm ein höhnisches Gesicht schnitt. Ich trat vor die Thüre und sah ihm nach. Er hatte einen kahlen Schädel, bis auf ein paar große Haarflocken in der Nähe der Ohren. Wie ein Esel . . . wie ein Esel. —

Wir gingen. Draußen wehten die ersten Frühlingslüfte durch die Nacht . . .

Sie war groß und von guter Gestalt; ihre Formen vollerblüht, dem Übergange nahe, wo sie die Binden der Schönheit sprengen, wo sie sich verzerren und verquellen, wo sie nicht mehr zusammen das Bild eines zarten, feinen, sprießenden Wesens bieten, in dem *eine* Seele herrscht, sondern das Bild eines alten Hauses, an dem so viele Leidenschaften gebaut haben.

Als wir vor ihrem Hause standen, lud sie mich zu einer Tasse Thee ein, weil ich hustete. Ihre Stimme klang rein und mild wie eine

Glocke, voll harmloser Zärtlichkeit . . . Da wandte ich mein Auge auf sie und lächelte ironisch. Und plötzlich flammte mein Blick auf . . .

Sie hielt aus. Ein wenig lächelnd zeigte sie mir ihre weißen Zähne. Um ihren Mund lag wieder eine Spur von dieser feinen, zärtlichen Linie, bei deren Anblick die Erinnerung in mir schlug . . . Ich bot ihr meinen Arm.

Ich wartete in ihrem Boudoir. Es wurde Theegeschirr gebracht. Dann sagte sie von nebenan, ich solle mir eine Zigarette anstecken. Dann kam der Thee und ließ eine leichte, süßlich riechende Wolke in die Luft.

Und dann etwas wie eine Betrübnis, ein bitteres Bangen, ungreifbar und doch lastend . . . . . . . . . . .

Sie kam lächelnd, noch im großen Kleid, den Mantel noch über den Schultern, um ihn dann auf ihr Ruhebett fallen zu lassen, mir gegenüber . . . Da sah ich ihre Schultern leuchten. Und sie reichte mir ihre noch schöne Hand, daß ich sie küßte.

Ich that es. Ich goß eine Tasse Thee hinunter, zündete eine zweite Zigarette an, legte sie fort, — und stand auf. Ich stand vor ihr. In den weichen Strom von Liebe, der mich durchrauschte, mischte sich etwas wie Schmerz.

Und lächelnd sagte ich ihr, wie schön sie sei und ergoß einen Strom von unendlichen Zärtlichkeiten über sie, wie die, die das Gefäß voll köstlicher Narde zerbrach über dem Haupte dessen, den sie liebte; nannte all die Reize, die ihre Jugend geschmückt hatten, malte sie so schön, wie sie sich träumte . . . küßte ihre Hand mit vielen Küssen und ging.

Da sprang sie auf und bat mich, als hätte sie seidene Fesseln in ihren Worten, noch zu verweilen — wozu schon wieder in die Nacht hinaus?

Ich aber nahm meinen Hut in die Hand, führte nochmals leicht ihre Hand an die Lippen und sagte, während meine Augen fast zufielen, mühsam ein Gähnen verhaltend: „Es wird schon spät, gnädige Frau . . . . .“

Da draußen umhauchte mich die Frühlingsnacht.

Ich ging eine Weile torkelnd wie im Traume, wieder umsummt von den Melodieen des Abends. Es wurde mir schwül, so warm war die Luft. Ich hörte die silberne Stimme von damals und fühlte plötzlich wieder an meiner Seite die kleine Feuerrote, mit der ich getanzt . . .

Mit einem Schlage brach das Summen ab. Ich riß meinen Paletot auf, zog die Handschuhe aus und erwachte wie aus einem Traum.

Ich sah um mich her . . . Am Himmel schimmerten viele blasse, goldene Punkte, Sterne, die durch leicht unsichtbar treibende Düfte flimmerten. Und vor mir sah ich ein trippelndes Mädchen, das sich niederbeugte, um seinen Strumpf hoch zu ziehen . . .

Da stürzte ich mich auf sie und küßte sie mit einer rasenden Wildheit, daß sie aufschrie. Ein greller, silberner Klang . . .

Dann wurde es still in der träumenden Gärtenstraße der Vorstadt. Da, wo sie hinausführte in die unbebauten Felder, brach sie ab und fiel in einen alten, tiefen Feldweg, an dessem Rande Weiden und Birken abwechselnd die Wacht hielten. Und rechts ab und links führten kleine, schmale Wege in die Felder und verloren sich in der Natur . . .

Da war's . . . Da haben wir von unserer Liebe gesprochen.

Langsam schwamm der Mond herauf, eine blasse, feine Sichel. Es war sehr spät geworden, sehr spät.

# Kurze Geschichten.

Von Paul Scheerbart.
(Nieder-Schönhausen.)

## Der Weg zur Schlachtbank.

Rede eines Ochsen.

„Ich bin ein großes Tier und ein gutes Tier. Ich weiß, wohin man mich führt. Und ich habe auch nichts dagegen. Ich bin der wahre Wohlthäter der Menschheit. Ihr gehört mein Herz — ihr gehören auch meine Nieren und meine Schinken — und meine Knochen mit dem herrlichen Mark! Daß man mich nicht so ehrt wie andere Wohlthäter, macht mir nichts aus. Auf Dank hab ich nie gerechnet. Daß man mich aber noch schlägt mit dem Ochsenziemer — halte ich für gemein. Muß ich auch noch zum Märtyrer werden? Wozu?“

## Groß!

Sechstausend Ellen lang und fast ebenso breit ist die große Kröte, auf der mein Palast erbaut wurde.

Vor vielen, langen Jahren zog ich ein — in den Palast.

Und die Kröte wandelt nun mit mir durch die große, große Welt.

Ob die Kröte was von mir weiß?

Ach! Die Kröte ist so groß.

Ich bin grausam klein dagegen.

Natürlich ist es eine Schildkröte — die Kröte, von der ich so viel spreche.

Wenn bloß diese Schildkröte ein wenig schneller gehen wollte!

Ich möchte so gerne noch heute ans Ende der Welt gelangen — ans Ende!

Geh schneller, liebe Kröte!

Ich möchte ja endlich mal die Größe der ganzen Welt begreifen — oder verstehen — fassen!

Aber wie soll ich das?

Ich kann ja doch nicht ans Ende kommen, denn es giebt ja kein Ende!

Geh schneller, liebe Kröte!

Sie will natürlich wieder nicht.

Was hilft mir da ihre Größe?

Alles wird immer größer — und es hilft uns alles nichts.

Es nützt auch nichts, daß unser Durst immer größer wird!

Den Weltrand werden wir niemals an unsere Lippen setzen können.

Ich würde auch den Weltrand zerbeißen.

Geh schneller, liebe Kröte!

Nützen zwar thut es nichts — aber mir kommt dann — wenn du dich beeilst — wenigstens die Zeit nicht so maßlos groß vor.

Ach, du „liebe" Zeit!

## Das Knäblein.

„Ich weiß nichts," sagte das Knäblein in der Badewanne.

„Das ist auch garnicht nötig!" bemerkte die weise Mama.

„Ich will doch aber," rief nun das Knäblein, „ein großer Mann werden."

„Dann brauchst du," schrie krächzend das weise Weltweib, „erst recht nichts zu wissen."

„Dolle Welt!" murmelte das Knäblein.





# Gedichte von Lorenzo Stecchetti.

Aus dem Italienischen von Walter Kaehler.
(Berlin.)

## I.

## Auf den Tod eines höchst ehrenwerten Halsabschneiders.

O, hört nur die Glocken,
Wie düster sie bummen,
So süß für die Heuchler,
So schön für die Dummen; —
Gebogene Hälse
Den Tempel durchirren,
Den Sterbegebete
Gar emsig durchschwirren.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Den Frieden des Geldmanns
Erfleh'n die Gesänge,
Der, ehe er adlig,
Arg rupfte die Menge;
Es sagt nicht die Grabschrift
Welch Lump hier verblichen,
Doch siebenmal, weiß man,
Ist flugs er entwichen.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Er prellte den Sprengel,
Betrog im Konvente
Und lieh seinem Nächsten
Für hundert Prozente.
Nach Reichen und Armen
Streckt' er die Hände,
Fand trotz Katechismus
Als Christ dann sein Ende.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Und jetzt stammelt murmelnd
Mit frommer Gebärde,
Die Brüste sich schlagend,
Die Priesterherde:
Nimm auf ihn, o Jesu,
Im Chore der Frommen,
Wir soll'n von den Erben
Bezahlung bekommen.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Das gold'ne Wort: „Zahlen“,
Kaum ward es gesprochen,
Da fühl'n durch die Stola
Die Herzen wir pochen;
Ihr, Arme und Reiche,
Bringt Gold ohne Qualen,
Im heiligen Kanon
Steht klar: „Ihr sollt zahlen!“
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Der Himmel bleibt Thränen
Und Bitten verschlossen,
Der Papst aber löst den,
Der zahlt unverdrossen.
Zwar wollten Apostel
Vom Gelde nichts wissen,
Wohl wahr! Doch wir mögen
Die Dienstmagd nicht missen!
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Ihr trachtet voll Eifer
Nach himmlischer Krone,
Auf! Zahlt, Katholiken,
Zahlt Pacht denn zum Lohne!
Den Weg, den die Seelen
Zum Acheron nehmen,
Zeigt Charon, man muß ihn
Mit Geldspenden zähmen.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Der heilige Trödel
Will hold sich erweisen,
Er löst euch und bindet
Zu Schlenderpreisen;
Verschachert Verdienste,
Tilgt Sünden und Grauen,
Gelöste, euch winken
Die himmlischen Auen!
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

## II.

## Bekenntnis.

O, nenne mich nicht jung,
Weil lang und blond mein Haar,
Und rosig überhaucht
Und weich mein Wangenpaar.
Ich gleich' der faulen Frucht,
Die außen glänzend rot,

Doch innen nagt an mir,
Den jung Du wähnst, der Tod.
Dem Schmeichelwort, dem Trost
Schloß ich die Seele zu.
Lach' nicht, Verführerin!
— Die Toten achte Du! —

## III.

## Spes, ultima, spes.

Herz, armes Herz, ich habe Dich gefragt:
„Was soll der Sehnsucht, der Verzweiflung Glühen?"
„Die Liebe starb," hast schluchzend Du geklagt.

Herz, armes Herz, ich habe Dich gefragt:
„Wenn Liebe starb, kann dann noch Hoffnung blühen?"
„Wer nicht hofft — stirbt," hast weinend Du gesagt.

## IV.

## In Verborgenheit.

O, Heckenblümchen, das der Dunkelheit entsprossen,
Du armes Blümchen, ungekannt von allen,
Du bleibst wie meine Lieb' dem Blick der Welt verschlossen,
Uns ist ein unglückselig Loos gefallen! —
Kein freundlich Sonnenlächeln hast Du je genossen,
Du stirbst in Dornen, die Dich eng umkrallen,
Und ohne Hoffnungsleuchten sterben meine Triebe.
Wer sollte sie auch ahnen! — Arme, arme Liebe! —

### V.

### Gedenken.

Der Leiermann spielt seine munt'ren Lieder,
Die Erde liegt im Abendsonnenschimmer,
Der Felder Frühlingsodem schleicht sich wieder
Durch mein geöffnet Fenster in das Zimmer.

Wie plötzlich meine Kniee zitternd beben,
Und heiße Thränen nach den Augen streben!
Ich berge stumm das Haupt in beide Hände.
Und denk' an Dich, du Ferne, ohne Ende! —



## Der neue Maeterlinck.

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

(Berlin.)

In meinem letzten hier veröffentlichten Aufsatz über Maeterlinck schloß ich, nach einer Charakteristik seines letzten Werkes „Aglavaine und Selysette", mit den Worten:

. . . „Soviel von diesem köstlichen Nachschößling des „Trésor", der uns aber nicht darüber hinwegtäuscht, daß mit ihm Maeterlinck eine Periode seines Schaffens abgeschlossen hat. Was wir noch von ihm zu erwarten haben — es wird gewiß etwas Großes sein — muß die Zukunft lehren. Wird Maeterlinck auf dem Wege seelischen Innenlebens, nach-innen-Lebens fortfahren, oder wird seine Seele sich auch des verwirrenden Außen bemächtigen?"

Bald darauf sandte mir Maeterlinck einen — hier gleichfalls abgedruckten — Brief, in dem ich die Bestätigung dieses „oder" fand. „In der That könnte ich, streng genommen," schrieb er, „von diesem Trésor wie von einem Werke sprechen, das mir nicht mehr angehört; denn mehr als ein Gedanke hat sich in mir seit jenem Buch gewandelt, wie Sie es in meinem neuen Buche „La Sagesse et la Destinée" sehen werden."

Als ich dann die Handschrift des in kurzem erscheinenden*) Buches zur Verdeutschung erhielt, machte ich mich hoffend und zagend zugleich an das erste Studium dieser Blätter. Was würde die neue Weisheit bringen? Was würde sie aus dem Schicksal gemacht haben? Oder was würde das Schicksal aus ihr gemacht haben? Und was würde dann ihr Schicksal sein? In solchen Stunden banger Neugier empfindet man einmal an geistigen Dingen, was man bei jedem äußeren Ereignis so oft, schnell und leicht empfindet: daß sich nach wenigen Stunden etwas Wesentliches entschieden, etwas ein für allemal geändert haben muß; und darum möchte man aus jedem Worte, jeder Nebensächlichkeit, gern die volle und schnelle Gewißheit schöpfen, welcher Art sie auch sein möge. Denn die schlimmste Gewißheit ist besser als die Ungewißheit. Und man weiß doch nicht einmal, was aus einem selber noch werden kann, wessen alles man noch fähig ist: „Wie will man da über das urteilen, was andere gethan haben," sagt Maeterlincks König Arkel. Freilich sagt Maeterlinck selbst an andrer Stelle: „Bei jeder längeren Bekanntschaft kommt ein wundersamer Augenblick, wo wir sozusagen die genaue Stellung unseres Freundes zu dem Unbekannten, das uns umgiebt, und die Stellung des Schicksals gegen ihn erkennen. Wir wissen, daß dem einen seine Vorsicht zu nichts nutzen wird; die unzähligen Ereignisse, die ihm verhängt sind, werden ihn entdecken, wo immer er sich birgt. Wogegen ein anderer vergebens auf Abenteuer ausgehen wird; er — wird stets mit leeren Händen zurückkommen." Und doch schien mir diese leichte Neigung zur Kanonisierung, zur Versteinerung, zum Ein-für-Alle-mal, um so mehr als sie in einer Generalabrechnung, einem Abschlußwerke stand, wie es der Trésor des Humbles ist, nicht wenig verdächtig. „Wer lange an einem Orte bleibt" — sagt Maeterlinck in einem feinen Aperçu des neuesten Buches — „lernt ihn zuletzt als den einzigen Fleck ansehen, wo der Himmel, die Erde, die Pflanzen wirklich und bewunderungswert sind." Und jetzt war er doch aus der alten Heimat der Mystik aufgebrochen, — selbst formell; dieses in einem Zuge durchgeschriebene Buch konnte nichts mehr mit dem stückweise in langen Zwischenräumen und in kleinen Essays entstandenen „Abrechnungsbuche" seiner ersten Periode, noch weniger aber mit deren produktiven Werken gemein haben. Was konnte jetzt nicht alles noch aus Maeterlinck werden! Seine Herkunft aus neukatholischem Altruismus konnte bei ihm zur

*) Paris 1898. Bibl. Charpentier. 5. Auflage. — London, George Allen, Englisch. — Deutsch, von mir übersetzt, bei E. Diederichs, Florenz und Leipzig.

allerschlimmsten Nächstenquälerei, zum Urchristentum par excellence ausarten. Seine Neigung zum Alltag konnte zur weltmüden, ins Ideal flüchtenden, ins Ideale verflüchtigten Resignation, zum heiligen Nihilismus führen. Seine übersensitive Anlage konnte — wenn sie ihm auch feinere und fernere Dinge zugänglich machte, als die grobe Sinnlichkeit des Durchschnitts auch nur ahnt, — zur teilweisen Lähmung, Abstumpfung und Anästhesie gegen alle minder zarten, lebensvolleren Reize werden. Vielleicht auch verzerrte der Schmerz dem Empfindlichen das Antlitz der Welt und ließ ihn mit bösem Blicke alles Starke, Gesunde, „Wohlgeborene", Aktive, Übergreifende als böse sehen, ins Böse verfälschen. Oder seine subjektive Veranlagung ließ ihn alle Lehren, alle Erscheinungen des praktischen Lebens mehr und mehr verwerfen oder als Bestätigung seines Wesens ansehen; sie setzte ihn in das schiefe Verhältnis des „an und für mich an allen Dingen", das selbst den Größten gefährlich wird, weil es die Ursprünge verschüttet, das Auge für eine Zahl von Realitäten, für die allgemeinen Gesetze in den Realitäten blind macht, weil sie den Menschen nicht mehr über die Dinge hinauskommen, nicht mehr über sich selbst hinauskommen läßt, weil es alles verscherzt, was wir durch vergleichende Methoden über die Dinge davongetragen haben; — und gehen unsere vergleichenden Methoden nicht bis in die erste Menschheit zurück? Beruht nicht die Menschwerdung, die Befreiung aus „der Sinne dumpfer Fessel", auf der freimachenden Vergleichung vieler Dinge? Heißt Mensch nicht — der „Messende"?

Indessen war ich bald hierüber beruhigt, denn fast ein Drittel des Buches barg biographische Notizen und Betrachtungen über „die kleine Gemeinde" einiger edler Seelen am gleißnerischen Hofe des roi soleil, den Charakterabriß einer vergessenen schottischen Romandichterin Emily Brontë (der Schwester der bekannten Currer Bell und ihres als „Waise von Lowood" noch vor kurzem auf einer Berliner Bühne herumspukenden Jugendromans „Jane Eyre"), lange Untersuchungen an der Hand von Balzacs „Pierette", dem französischen Pendant zu Hauptmanns „Hannele", und einige schöne Beispiele antiken Heldentumes. Ich schloß daraus augenblicklich auf größere Hinneigung zur vergleichenden Betrachtung und zur Realität überhaupt; und begann mich darauf, nach guter, alter Sitte, in die Einleitung hineinzulesen, die der hastige Moderne so gern überschlägt. Ich fand aus ihren etwas gewundenen Sätzen — es sind die einzigen gewundenen im Buche — etwa folgende Hauptpunkte heraus:

„In diesem Buche, fing es an, wird oft von Weisheit, Schicksal,

Gerechtigkeit, Glück und Liebe die Rede sein. Es liegt, so scheint es, ein gewisser Hohn darin, inmitten der wirklichsten Widerwärtigkeiten des Lebens ein wenig sichtbares Glück, im Schoße einer ach! nur zu materiellen Ungerechtigkeit eine vielleicht ideale Gerechtigkeit und im offenkundigsten Haß und Stumpfsinn eine schier unerreichbare Liebe zu beschwören. Im Grunde gäbe es ja wohl, wenn man nur auf die einfachste, nächste, dringendste Stimme seines Gewissens hörte, nur eine völlig zweifelslose Pflicht, nämlich die, rings um sich, in einem möglichst weiten Umkreise, so viel Leiden zu lindern, wie man vermag. Man müßte Krankenwärter, Armenbesucher, Tröster der Betrübten, Gründer von Musterwerkstätten, Arbeiter-Arzt und was weiß ich noch werden. Freilich würde eine Zeit, wo es nur noch solche Leute gäbe, die sich gegenseitig beispringen, nicht lange bei diesem barmherzigen Werke verharren, wenn sich keiner die nötige Muße nähme, sich mit anderen Dingen abzugeben. Das bessere Teil des Guten, das zu dieser Stunde ringsumher geschieht, ist zuerst in den Geistern entstanden, die mehr als eine unmittelbare und dringende Pflicht vernachlässigten, um nachzudenken, in sich zu gehen, zu reden . . .

„Der Moralist, der über die gegenwärtige Stunde hinauszublicken trachtet, sollte von einer glücklichen — oder doch wenigstens von einer solchen Seele ausgehen, die — das zureichende Bewußtsein ausgenommen — so viel hat, wie ein Wesen haben muß.

„Jedenfalls ist es nützlich, den Unglücklichen von Glück zu reden, damit sie es kennen lernen. Sie bilden sich so gerne ein, das Glück sei etwas Außergewöhnliches und fast Unerreichbares. Wenn aber Alle, die sich für glücklich halten können, ganz einfach die Ursachen ihrer Zufriedenheit nennten, würde es sich zeigen, daß es zwischen Trübsal und Freude nur den Unterschied giebt, der zwischen einer etwas mehr lächelnden, etwas mehr geklärten Entgegennahme und einer feindlich düsteren Unterwerfung, einer kleinlichen und eigensinnigen Auslegung und einer harmonischen, weiten Ansicht liegt. Sie riefen dann aus: „Also nur das ist es! Aber dann besitzen wir in unserem Herzen auch die Elemente dieses Glückes." In Wahrheit, Ihr besitzt sie dort! Von großem körperlichen Ungemach abgesehen, besitzt sie jedermann. Aber man spreche von diesem Glücke nicht mit Verachtung. Es giebt gar kein anderes. Der glücklichste Mensch ist der, welcher am tiefsten weiß, daß Glück und Trübsal nur durch einen hohen, unermüdlichen, menschlichen und mutigen Gedanken getrennt sind. Von diesem Gedanken ist es heilsam, so oft wie möglich zu sprechen, nicht, um den seinen anderen auf-

zudringen, sondern um im Herzen unserer Hörer nach und nach den Wunsch reifen zu lassen, auch einen Gedanken dieser Art zu besitzen. Denn dieser Gedanke ist für jeden von uns verschieden. Der Eure behagt mir keineswegs; vergeblich werdet ihr ihn mir mit Beredsamkeit einzureden suchen; er wird die verborgenen Organe meines Lebens nicht berühren. Ich muß den meinen in mir selbst und durch mich selbst erlangen."

Es folgen dann einige positivistische Gedanken, wie sie schon August Comte vorgeschwebt haben mögen, worauf er folgende Konsequenz zieht:

„Gewiß ist der Tag aufs innigste herbeizuwünschen, an dem wir endlich in der Gewißheit, in der wissenschaftlichen, allgemeinen und unerschütterlichen Wahrheit leben. Inzwischen aber ist es uns gegeben, in einer noch viel wichtigeren Wahrheit, der Wahrheit unserer Seele und unseres Charakters, zu leben; und einige Weise haben uns bewiesen, daß dieses Leben selbst unter den größten Irrtümern möglich ist.

„Man sollte leben, als befände man sich stets am Vorabend der großen Entdeckung; man sollte sich bereit halten, sie so weit, innig und eifrig aufzunehmen, wie man vermag. Wir können ihr gar nicht Umfang, Schönheit und Majestät genug verleihen. Es ist gewiß, daß sie besser sein wird, als unsere beste Hoffnung; aber wenn sie auch von ihr abweicht, wenn sie ihr selbst widerspricht, so wird sie uns doch — eben durch die Thatsache, daß sie die Wahrheit bringt, etwas Größeres und Höheres bringen, als alles, was wir uns ausgedacht hatten. Für den Menschen wird das Bewunderungswerte par excellence — und müßte er darüber alles einbüßen, was er bewunderte — die innere Wahrheit des Weltalls sein. Und das Wunderbare wird in unsere Seele mit mehr oder weniger mächtigen Fluten eindringen, je nach der Breite und Tiefe des Bettes, das unsere Erwartung darein gegraben hat."

In diesen Worten ist in nuce alles enthalten, was dieses neue Buch von seinen älteren Geschwistern prinzipiell scheidet und die tiefe Wandlung beweist, die Maeterlinck in seinem ganzen Denken und Fühlen durchgemacht hat. Abkehr vom praktischen Altruismus, ruhiger Blick auch dem Leiden gegenüber, anstatt der — wie die Altruisten und Krankenhaus-Anwärter jeden Grades wollen — bewußtlosen und instinktiven Reaktion des Mitleids, sowie auch nur das Wort Leid ertönt. „Redlicher Positivismus." Vertrauen in die Realität, in die Wissenschaft, in die einst als „tausend Meilen unter uns" bemitlächelte Vernunft. Vor allem humanistische Moralforschung, ohne Voraussetzung oder Beweis einer sittlichen Weltordnung, einer „artigen Un-

sterblichkeit", eines „kleinen lieben Gottes". Redlichkeit und Charakter. Soviel Gewissen wie Bewußtsein. Diese Vorzüge sehe ich wenigstens dem Buche schon in der Einleitung an.

Es scheint für vieles ein für allemal die letzte Stunde gekommen zu sein, ganz gewiß für die erkenntnistheoretischen Grundlagen, auf denen die intimen Schicksalsdramen der ersten Periode aufgebaut waren, wahrscheinlich auch für manche mystisch-poetische Empfindung, die einer „schlicht menschlichen Weisheit" geopfert ist, vielleicht selbst für Maeterlincks ganze Kunstart. Es giebt ein für allemal Abschied zu nehmen; es gilt, nicht zu klagen und den Enttäuschten zu spielen. Denn eben diese innere Wandlung, die sich übrigens schon lange vorbereitete, hat bewiesen, daß er noch jung, regenerationsfähig, zukunftsreich ist. Und auf dem Wege, den er eingeschlagen, wird er, deucht mich, noch weit kommen. Warum wohl gehen Geister wie Schopenhauer, Nietzsche, Napoleon und Maeterlinck ganze Zeitalter zurück, in das Urchristentum, die Griechheit oder Renaissance, das römische Reich und das christliche Mittelalter? Sie sehen aus wie Rückwärtsler, besonders, wer zur alleinseligmachenden Kirche zurückfällt; und mancher mag sich eben darum einem Maeterlinck als Verehrer angehängt haben. Diesen allen wird jetzt die Enttäuschung kommen und das Wehgeheul, das schon Nietzsche zu hören bekam, als er nicht weiter ins Parzivalische zurück, sondern nun endlich vorwärts wollte. Diese alle werden heulen, daß Maeterlinck sie nasführte, daß er nur mit ihnen zurückging, um Nachzügler und Zeitgenossen beide zu überflügeln, daß er die Konsequenz vielleicht von zwei Jahrtausenden ziehen möchte, daß er sich von Rückwärts nur die Kraft geholt hat, um vorzudringen, daß er schaffen will ... Wir aber, die wir auch schaffen wollen, und nur darum einige Gänge zum rückwärts mit ihm teilen — wir wollen diesen erfreulichen „Fortschritt" begrüßen, wie wir den bedrohlichen Rückschritt mitgemacht haben. Wir wollen verstehen, welche Würfel jetzt gefallen sind, welche Wege offen stehen, welches Programm in dem Buche liegt.

Kurz gesagt hat Maeterlinck das Christentum jeder Schattierung so gut wie überwunden. Er fühlt sich moralisch so sicher, daß er Gott nicht mehr nötig hat; folglich läßt er ihn fallen. Er spricht es offen aus, daß ihm ein hoher und tiefer Unglaube weit angenehmer wäre, als eine kleinliche Gotteskindschaft. Es kommt ihm, wie allen wirklich innerlich frommen Seelen — die ja oft und vielmals unter Freigeistern zu finden sind — nicht auf das Was, sondern lediglich auf das Wie an. Er will nichts mehr „von Zuckerbrot und Peitsche wissen, welche die po-

sitiven Religionen uns bieten"; und mit der Aufhebung derselben wird es ihm „notwendig, das Gute um seiner selbst willen zu thun". „Am Abgrunde des Zufalls, wo die Moralen sich endgiltig läutern oder verwirren," sind wir gezwungen, Farbe zu bekennen und zu zeigen, was in uns wirkliche, echte moralische Kraft oder eine Schauspielerei um irgend welchen „Lohn" ist. Ohne Moral kein Leben; der Mensch korrumpiert, wenn er nur seinem Verstande folgt, wenn er nur Kopfbildung, Geschäftsroutine und keine ethische Praxis besitzt. Maeterlinck ist mit der Sonde des Verstandes bis ins Herz aller moralischen Probleme gedrungen; er sieht das moralische Phänomen noch in jenen „Gefühlsgrenzen, die jeder Mensch auch seinen Lastern und Verbrechen setzt. Sie scheinen in der That eine Kleinigkeit, wenn man sie in Rechnung zieht. Und doch liegen hier die Lebensregeln jedes Wesens. Wer gemordet hat, wird sich sagen: ‚Gewiß morde ich, aber ich stehle nicht.' Und wer gestohlen hat, stiehlt wohl, aber verrät nicht. Und wer verrät, verrät nicht seinen Bruder. Der verworfenste Mensch hat noch einen Rückhalt und Zufluchtsort in seiner Seele, wo er ein wenig reinen Wassers findet, aus dem er die Kraft schöpft, die zur Fortsetzung des Lebens nötig ist".

So ist im Anschluß an sokratische Lehren der Gerechte auch der Glücklichste: „Sokrates hat viel weniger zu fürchten, als der Than von Cawdor, daß alles ein schlechtes Ende nähme." Und doch sucht auch der Verbrecher in der bösen That noch seine Art von Glück; und im Grund ist „alles Unrecht nur Gerechtigkeit, die den Weg zum rechten Glücke nicht wiederfindet". Bekanntlich bestätigt auch Nietzsche etwas Ähnliches. „Nicht die Gesellschaft, sondern die Art Glück, deren die allermeisten nur fähig sind",*) läßt sie auf der Stufenleiter der Gesellschaftsklassen ihren Platz wählen. Darum ist, wie auch Mark Aurel lehrt, der Böse nicht zu bestrafen, sondern zu bedauern, daß er kein besseres Glück gefunden hat; denn „die Freude der Seele ist den anderen Freuden nicht vergleichbar". Darum sollten Leute, „die das Glück haben", als Lehrer des Glückes auftreten, da es sich so schnell erlernt. Sie sollten sagen: „Heute kann ich mich glücklich schätzen, nicht der Gaben wegen, die das Glück mir gewährt hat, sondern weil diese Gaben mich gelehrt haben, über das Glück hinauszusehen." Diese Theorie, die zuerst beängstigend an englische Utilitätsmoral anklingt, hat also ihr Ende nicht im feisten Philisterglück der Allzuvielen, da sie den evolutionistischen Sohn des

*) Antichrist 303.

Christentums in transcendentale Höhen hinaufhebt, von denen aus er das ganze Dasein überschaut und „annimmt“, erkennt und anerkennt. „In dem Maße, wie Herz und Geist sich erweitern, sprechen sie minder oft von Ungerechtigkeit;“ und selbst „verzeihen ist nur halb verstehen“. „Auch der Mindestbegünstigte kann sich gewöhnen, ohne Übelwollen, Neid und Rachsucht um sich zu blicken;“ und „wir können an dem Zuwachs von Neugierde, Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung für alles, was uns im Leben begegnet, die Schritte zählen, die wir der Wahrheit zu gemacht haben.“

„Ich glaube nicht,“ sagen wir mit Maeterlinck, „ich glaube nicht, daß in all diesem knechtische Annahme, schläfriger Fatalismus, thatloser Optimismus liegt. Es ist möglich, daß der Weise bei mancher Gelegenheit einen Teil jenes hartnäckigen, blinden, selbstgenügsamen Eifers verliert, kraft dessen gewisse Wesen gleichsam übermenschliche Dinge verwirklichten, eben, weil sie die Gesamtheit der menschlichen Vernunft nicht befaßen. Aber es ist nicht minder gewiß, daß es keiner rechtschaffenen Seele erlaubt ist, Thatlust, guten Willen, Einbildungen oder Blindheit in einer Gegend zu suchen, die unter den Gedanken ihrer besten Stunden liegt. Und wenn es im praktischen Alltagsleben bisweilen geboten ist, sich den Umständen zu fügen, so ist es im Gedankenleben Pflicht, in jedem Falle bis zum Ende seines Denkens zu gehen.“

Diese unerbittliche Folgerichtigkeit, die dem mystischen Künstler wohl keiner zugetraut hätte, führt ihn dann schließlich auch über sich selbst hinaus und behütet ihn vor Überschätzung ihres gedanklichen Wertes. „Ein weiter und selbstloser Gedanke ist etwas Treffliches, aber die Wirklichkeit fängt erst bei der Realität an.“ „Es ist vollständig möglich, ohne Denken zu existieren, aber es ist nicht möglich, zu denken, ohne zu leben.“ Vivere necesse est, cogitare non est necesse! Und in wunderbar feiner Alternative faßt er alles Für und Wider dieser vita activa und contemplativa aphoristisch kurz zusammen. „Handeln — das heißt, die tiefsten Quellen des Lebens im Traume verschütten, um sie in der Wirklichkeit zu eröffnen.“ Einen Schritt weiter und „ein unvollendetes Buch ist besser als ein unvollendetes Leben“; denn „Bücher haben im Leben gar nicht den Wert, den die Mehrzahl der Menschen, die sie schreiben oder lesen, ihnen zugestehen möchten.“ Klingt das nicht ein wenig wie Nietzsches übermütiges Pochen auf Selbstlosigkeit: „Was liegt an dir?“ Und in der That sind, wie man wohl schon gemerkt hat, die Anklänge an Nietzsche nicht selten; der „neue Weise“ Maeterlincks deckt sich in vielen Punkten mit Zarathustra. Die „tapfere und vollkommene Be-

jahung des Lebens" ist beider Ideal; beide sprechen Glück und Lachen heilig. Freilich ist es dort das protestantisch-barbarische Männerlachen Zarathustras des Gottlosen, der dem St. Peter den Einsturz wünscht, und hier das sou-rire des katholischen Spätlings, der sich in übermütiger Freigeisterei und Künstler-Jenseitigkeit über die feste Kuppel seiner Weltkirche hinausgeschwungen hat. Aber ist es nicht schon etwas sehr Großes, dieser „weihrauch-düftelnden, süßen Höhle" entstiegen und der réalité und utilité wiedergegeben zu sein? Dem „absoluten" Begriffs-Spinnengewebe entkommen zu sein und das Recht einer starken, selbsteigenen Persönlichkeit zu proklamieren?



# Ein Atheisten-Diner.

Von J. Barbey d'Aurévilly.

(Paris.)

(Fortsetzung.)

Er lebte hier, wie er in Paris lebte, bis spät in die Nacht hinein nur mit seiner Kunst beschäftigt. Er ging sehr wenig aus in dieser sauberen, reizenden, ein wenig träumerischen Stadt, die von Träumern und Poeten erbaut war und die jetzt wahrscheinlich keinen einzigen barg. Manchmal, wenn er durch die Straßen ging, zeigten ihn die Ladenbesitzer den Fremden und sagten: „Das ist der Kommandant Mesnilgrand," als müsse alle Welt ihn kennen. Wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn wohl nicht wieder. Er imponierte, wie alle Menschen, die nichts vom Leben verlangen. Wer nichts vom Leben verlangt, steht über demselben, und es mag vergebens seine Niederträchtigkeiten an ihm versuchen. Er ging nie ins Café, wie die übrigen Offiziere, die die Restauration außer Dienst gestellt, seine aristokratischen Instinkte lehnten sich gegen die Provinzialcafés auf, es war eine Forderung seines Geschmacks, sie nicht zu besuchen. Das berührte ja auch niemanden weiter, denn seine Kameraden fanden ihn immer bei seinem Vater, der während seines Aufenthaltes aus einem Geizhals ein Ver-

schwender wurde und ihnen Feste gab, die sie „Balthasars“ nannten, obwohl keiner von ihnen jemals die Bibel gelesen hatte.

Und der Alte wohnte den Festen bei, saß stets seinem Sohne gegenüber, und obgleich er wegen seines Alters und seines Anzugs fast wie eine Komödienfigur aussah, erkannte man doch, daß der Vater seiner Zeit würdig gewesen, die Nachkommenschaft, auf die er so stolz war, hervorzubringen. Er war ein großer, vertrockneter Greis, gerade wie ein Mastbaum, der stolz dem Alter Trotz bot. Er trug immer einen langen Überrock von dunkler Farbe, der ihn noch größer erscheinen ließ, und äußerlich schien er so streng wie ein Denker oder ein Mann, für den die Welt keine Bedeutung mehr hat. Seit Jahren trug er ein lammwollenes Mützchen mit lilaner Quaste, aber keinem Spötter fiel es ein, über diese traditionelle Kopfbedeckung des „Eingebildeten Kranken“ zu lachen. Der alte Mesnilgrand hatte sonst nämlich nichts Komödienhaftes an sich. Er hätte das Lachen auf den fröhlichen Lippen Regnards erstickt, und den nachdenklichen Blick Molières noch nachdenklicher gemacht. Wie die Jugend dieses majestätischen Géronte oder Harpagon verflossen war, wußte niemand; das war zu lange her. Aus der Revolution war er als politischer Atheist hervorgegangen, wie er als religiöser in sie eingetreten war, und dieser doppelte Atheismus hatte aus ihm einen Weltverneiner gemacht, der sogar Voltaire erschreckt hätte. Er sprach übrigens wenig von seinen Ansichten; höchstens hin und wieder einmal bei den Diners, die er seinem Sohne gab, und zu denen nur Männer eingeladen wurden, und wo er sich in Bezug auf Geistesverwandtschaft ganz en famille fühlte, wurde man klar über seine Meinungen, die das, was man in der Stadt von ihm sagte, gerechtfertigt hätten. Sein Leben verfloß sehr einfach. Er ging nie aus. Sein Gartenzaun war für ihn das Ende der Welt. Im Winter saß er in einem riesigen, blauroten, samtenen Lehnstuhl in der Küche neben dem großen Herde und genierte die Dienstboten durch seine Gegenwart, die dann nicht laut zu sprechen wagten, sondern flüsterten, wie in der Kirche; im Sommer hielt er sich in dem kühlen Eßzimmer auf, las Zeitungen oder irgend einen alten Schmöker, den er sich bei der öffentlichen Versteigerung einer alten Mönchsbibliothek hatte kaufen lassen, oder ordnete Quittungen vor seinem kleinen Ahornschreibtisch, den er sich der Bequemlichkeit halber hatte herunterschaffen lassen. Ob in seinem Gehirn noch etwas anderes existierte als Zinsenberechnungen, wußte so recht niemand. Sein Gesicht mit der kurzen, etwas zusammengedrückten Nase ließ nichts von seinen Gedanken erra-

ten, die so unenträtselbar waren, wie die der Katze, die in der Ofenecke schnurrt. Die Pocken, deren Spuren überall auf seinem Gesicht zurückgeblieben waren, hatten seine Augen gerötet und den Augendeckeln ein Blinzeln hinterlassen, so daß er oft, wenn er mit jemandem sprach, die Hand über die Augen legte, um scharf zusehen zu können; den Kopf neigte er dann ein wenig vor und erhielt dadurch ein zu gleicher Zeit stolzes und anmaßendes Aussehen. Kein Lorgnon konnte einen so hoffärtigen Eindruck machen, wie diese zitternde Hand des alten Mesnilgrand. Seine Stimme klang wie die eines Mannes, der jederzeit das Recht gehabt hat zu befehlen, eine Stimme, die mehr aus dem Kopfe als aus der Brust zu kommen schien, und wie sie zu einem Manne, der mehr Kopf als Herz hatte, ausgezeichnet paßte. Doch bediente er sich ihrer selten. Er war so geizig mit ihr, wie mit seinen Thalern. Er sprach kurz, à la Tacitus, er unterstrich die Worte, er redete im Lapidarstil, jawohl, im Steinschriftstil, denn er war der geborene Kaustiker, und die Steine, die er in anderleuts Garten warf, trafen immer. Früher hatte er, wie alle Väter, wie ein Seerabe über die Ausgaben und Thorheiten seines Sohnes geschimpft, aber seit Mesnil wie ein Titan unter dem umgestürzten Gebirge des Kaiserreichs litt, hatte er für ihn die Ehrfurcht des Mannes, der das Leben auf der Goldwage der Verachtung gewogen hatte, und fand, daß es nichts Schöneres giebt, als eine von der Dummheit des Schicksals zermalmte Menschenkraft.

Und er bezeigte ihm diese Ehrfurcht in seiner eigenen, ausdrucksvollen Art. Wenn sein Sohn sprach, lauschte er mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit in seinem kalten, totenfarbigen Gesicht, das aussah, wie ein mit weißem Bleistift auf graues Papier gezeichneter Mond, — die Ränder um die Augen waren mit Rotstift gezogen. Doch der größte Beweis, wie wichtig er seinen Sohn nahm, war doch wohl, daß er während seines Aufenthaltes ganz seinen Geiz vergaß, die Leidenschaft, deren kalte Faust am schwersten von dem Menschen, den sie einmal gepackt hat, abläßt. Seine berühmten Diners störten Herrn Deltocqs Schlaf und machten ihn um seine Lorbeeren bange, denn diese Mahlzeiten schien der Teufel selbst für seine Getreuen ausgeheckt zu haben. Und die Teilnehmer dieser Diners gehörten in der That zu den ganz besonderen Lieblingen des Satans. „Was an Taugenichtsen und Bösewichtern in der ganzen Stadt, ja, im ganzen Kreise lebt, ist da zu finden," murmelten die Royalisten und die Frommen, die den Ansichten von 1815 treugeblieben waren. „Man erzählt sich dort die gräßlichsten Gemeinheiten, — ja, man vollführt sie wohl auch,"

fügten sie gewöhnlich noch hinzu. Man schickte die Bedienten nämlich bei dem Dessert nicht weg, wie es bei den Soupers des Barons d'Holbach geschah, und die guten Seelen berichteten natürlich die fürchterlichsten Sachen, die man sich bei den Gelagen erzählte, und der öffentliche Unwille wurde so stark, daß die Freundinnen der Köchin des Herrn von Mesnilgrand sich von ihr zurückzogen und ein Gerücht ging, der Herr Pfarrer werde sie, solange die Anwesenheit des jungen Herrn Mesnilgrand dauere, nicht zu den Sakramenten zulassen. Diese soviel beklatschten Mahlzeiten auf dem Thurinerplatz flößten der Bevölkerung von *** einen ähnlichen Abscheu ein, wie ihn die Christen im Mittelalter vor den gemeinsamen Gastereien der Juden empfanden, bei denen man Hostien entweihte und kleine Kinder tötete. Allerdings wurde dieser Schrecken durch die Begehrlichkeit, die allen Gourmands der Stadt das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ, sowie man nur von den leckeren Diners sprach, etwas gemildert. In der Provinz und in der kleinen Stadt weiß man alles voneinander, es geht einem schlimmer wie mit dem Glashaus des Römers, die Häuser haben da überhaupt keine Mauern. Man wußte bis auf ein Rebhuhn oder eine Schnepfe, was es bei den wöchentlichen Diners auf dem Thurinerplatz gab oder geben würde. Die Mahlzeiten fanden gewöhnlich Freitags statt, und die besten Fische und die besten Schaltiere wurden zu diesem Zweck in der Markthalle aufgekauft, denn in herausfordernder Weise speiste man Fisch und F l e i s c h bei dem Diner, damit das Abstinenzgebot der Kirche doppelt übertreten wurde. Dieser Gedanke war in des That des alten Mesnilgrand und seiner satanischen Genossen würdig. Daß sie an einem Fasttage genossen wurden, gab ihren Fleischspeisen erst die höchste Würze. Sie ähnelten darin der jungen Neapolitanerin, die sagte, ihr Sorbet schmecke gut, doch würde er noch viel besser sein, wenn sein Genuß eine Sünde sei. Für diese Gottlosen hätten es am liebsten gleich mehrere Sünden auf einmal sein müssen; alle, die sich an dem verruchten Tische niederließen, waren nämlich Atheisten schlimmster, gefährlichster Art, die tötlichsten Feinde der Priester, die ihnen die ganze Kirche versinnbildeten, absolute, wütende Atheisten, wie sie nur jene eine Epoche hervorgebracht hat, denn der damalige Atheismus war von ganz besonderer Art. Das war nicht mehr der Atheismus des 18. Jahrhunderts, aus dem er entstanden war. Der erhob noch Ansprüche auf Wahrheit und Gedankentiefe. Er war raisonnierend, sophistisch, deklamatorisch, aufdringlich. Doch hatte er noch nicht die unverhüllte Anmaßung der

königsmörderischen Apostaten von 93. Und wir, die wir nach jener Generation aufwuchsen, haben ebenfalls unsern Atheismus, einen absoluten, lückenlosen, gelehrten, glatten, haßerfüllten, unerbittlich haßerfüllten Atheismus, und für alles Religiöse den Haß des Insektes gegen den Stoff, den es zerstört. Doch weder unsere noch jene erste Gottlosigkeit ist mit dem rasenden Atheismus der Menschen vom Anfang des Jahrhunderts zu vergleichen, die von den Voltairianern, ihren Vätern, wie die Hunde erzogen worden waren, und, als sie zu Männern erwachsen waren, die Arme bis an die Schultern in alle Schrecken der Politik und des Krieges und ihrer doppelten Korruption getaucht hatten. Nach drei oder vier Stunden gotteslästerlichen Essens und Trinkens wehte in dem lärmenden Eßsalon des alten Herrn Mesnilgrand eine andere Stimmung, als in dem armseligen Restaurantzimmerchen, in dem neulich ein paar Litteraturmandarinen ihre fünf Francs-Orgien zum Hohne Gottes feierten. Das war hier ein anderer Schmaus! Und da so etwas wahrscheinlich nie mehr, jedenfalls nicht mehr in derselben Art und Weise, wiederkommen wird, ist es im Interesse der Sittengeschichte interessant und nötig, sich einmal wieder daran zu erinnern.

Die Teilnehmer der Gott verhöhnenden Schmause sind tot, schon lange tot; doch damals standen sie noch alle im Vollbesitz ihrer Kräfte, die sie in allen Ausschweifungen der Begehrlichkeit und des Lebensgenusses gestählt hatten, ohne daß einem von ihnen jene aufreibenden Freuden geschadet hätten. Jetzt war jedoch die Quelle, an der sie so gierig gesogen hatten, versiegt, für sie wie für Mesnil war die Stunde der großen Wut gekommen, doch hatten ihre Seelen nicht die Größe dieses neuen, rasenden Rolands, dessen Ariost das tragische Genie Shakespeares hätte besitzen müssen. Doch war auch für sie nach dem Niveau ihrer Seele, ihrer Leidenschaft und ihres Intellektes das Leben zu Ende, sie waren Entwaffnete mit der Kraft und dem heißen Wunsche, noch Waffen zu tragen. Sie waren nicht nur aus der Armee, sie waren vom Leben und von der Hoffnung verabschiedet. Das Kaiserreich war zerfallen, die Revolution von der Reaktion, die sie nicht wie St. Michael seinen Drachen unter ihre Füße hatte bändigen können, niedergeschlagen worden, und alle diese Männer, ihrer Stellung, ihrer Beschäftigung, ihrer Hoffnungen auf die Verdienste ihrer Vergangenheit beraubt, waren ruiniert und gedemütigt in ihre Vaterstadt zurückgekehrt, um dort „gleich Hunden zu krepieren“, wie sie sich voller Wut ausdrückten. Im Mittelalter wären sie Bauernführer,

Wegelagerer oder Abenteurer geworden; aber man kann sich ja seine Lebenszeit nicht wählen, und die Civilisation, die jedem geometrisch seinen Platz abteilt, zwang sie, stehen zu bleiben, in den Zügel zu schäumen, ihr eigenes Blut mit ihrer Wut herunterzuschlucken! Es blieb ihnen ja immerhin noch der Zweikampf, aber was galten ihnen ein paar Säbelhiebe oder ein paar Pistolenschüsse, wo ganze Ströme Blutes nötig gewesen wären, den hitzigen Ansturm ihrer Leidenschaft zu kühlen? Da kann man sich wohl denken, welcher Art die Anrufungen waren, die sie zu Gott emporschickten, denn wenn sie auch nicht an ihn glaubten, andere thaten es doch: — ihre Feinde! Und das war Grund genug, alles, was den Menschen heilig war, in ihren Unterhaltungen zu verfluchen und zu lästern. Mesnilgrand sagte eines Abends, als er sie so an dem Tisch seines Vaters bei einem gigantischen Punsch sitzen sah: „Wenn doch jetzt ein Korsar unter uns auferstände!" „Es fehlte weiter nichts," fügte er hinzu, da er unter den ehemaligen Soldaten auch zwei oder drei ausgetretene Priester erblickte, „nicht einmal der Schiffsprediger, falls der Korsar einen solchen für nötig hielte!" Doch nicht an einem Korsaren fehlte es in dieser Epoche der Kontinentalsperre, sondern nur an einem Raubschiff!

Also diese Männer, die allwöchentlich der Stadt *** ein so großes Ärgernis gaben, kamen auch an dem Freitag wieder im Hause Mesnilgrand zusammen, der dem Sonntag, an dem ein alter Kamerad den jungen Mesnil zu seiner größten Überraschung und Wut in der Kirche getroffen hatte, folgte. Dieser alte Kamerad war der Kapitän Rançonnet. Er war heute der erste, der erschien. Während der ganzen Woche hatte er Mesnil nicht wiedergesehen, dessen Kirchenbesuch er noch nicht verdaut und noch weniger die Art und Weise, in der ihn sein Freund abgewiesen hatte, als er eine Erklärung verlangte. Er hatte sich fest vorgenommen, auf diese verblüffende Sache wieder zurückzukommen und darauf zu bestehen, daß Mesnil sie heute in Gegenwart aller übrigen Eingeladenen erklären solle. Der Kapitän Rançonnet war nicht der schlimmste der Schlimmen der Freitaggesellschaft, doch war er der lauteste und naivste Ausschreier seiner Gottlosigkeit, und obgleich er nicht dumm war, war er in dieser Beziehung oft fast albern. Wie eine Fliege in der Nase kitzelte ihn immer der Gedanke an Gott. Er war von Kopf zu Fuß ganz der Offizier seiner Zeit mit all ihren Fehlern und Eigenschaften, durch den Krieg und für den Krieg verhärtet, an nichts anderes außer ihm glaubend, nichts anderes liebend, einer von den Dragonern, „die mit den Hacken klappen", wie das alte Dra-

gonerlied sagt. Von den fünfundzwanzig, die heute im Hause Mesnilgrand speisten, war er vielleicht derjenige, der Mesnil am meisten liebte, obgleich er sich nicht mehr recht in ihm auskannte, seit er ihn in die Kirche hatte treten sehen. Es ist wohl unnötig, zu bemerken, daß die Mehrzahl der Eingeladenen Offiziere waren, alle gehörten jedoch zum Militär. Es waren ein paar Ärzte unter ihnen, ein paar ehemalige Mönche, die das Kloster verlassen und ihre Gelübde gebrochen hatten, Zeitgenossen des Vaters Mesnilgrand, zwei oder drei verheiratete, d. h. im Konkubinat lebende Priester, und, alle überstrahlend, ein ehemaliger Volksvertreter, der für den Tod des Königs gestimmt hatte ... es waren Rotmützen und Tschakos da, Revolutionsmänner vom reinsten Wasser und wütende Bonapartisten, die jeden Augenblick bereit waren, ihre Haut zum Markte zu tragen, — doch waren sie alle Atheisten, und was ihre Gottverneinung und Verachtung der Kirche anbetraf, von rührender Übereinstimmung. Und diesem Synedrium verschieden gehörnter Teufel stand der große Teufel in der Baumwollmütze vor, der Vater Mesnilgrand, dessen bleiches Gesicht unter dieser Kopfbedeckung noch erschreckender aussah und ihr alles possenhafte nahm. Er saß aufrecht steif an der Mitte des Tisches, wie der mitrageschmückte Erzbischof bei der schwarzen Messe, seinem Sohne Mesnil gegenüber, dessen müdes Gesicht an einen ausruhenden Löwen erinnerte, der jeden Augenblick sein Mienenspiel wieder aufnehmen und Augenblitze schleudern kann.

Er zeichnete sich kaiserlich unter all den übrigen aus, die auch Schönheit und Eleganz besaßen. Aber ihre Schönheit war regelmäßig, äußerlich, physisch, und ihre Eleganz soldatisch, und trotz ihrer Zivilkleidung bewegten sie sich abgemessen und steif, als trügen sie noch die Uniform. Sie sahen immer noch ein wenig angezogen aus. Die übrigen Tischgenossen, die Ärzte und Mönche schienen sich gar nicht um ihre Kleidung zu kümmern und machten fast den Eindruck von Landstreichern. Aber Mesnilgrand war — die Frauen würden sagen — wundervoll gekleidet. Da es noch Vormittag war, trug er ein wahres Kunstwerk von einem schwarzen Überrock und eine Kravatte von écrufarbenem Foulard mit handgestickten, kleinen, goldenen Sternchen. Sein nervöser, feiner Fuß, der selbst den Bettlern am Straßenrande auffiel und machte, daß sie ihn „Prinz" anredeten, war mit durchbrochenen Seidenstrümpfen und ausgeschnittenen Schuhen mit hohen Absätzen bekleidet, wie sie Chateaubriand liebte, der Mann, der sich wohl nach dem Großherzog Konstantin am meisten mit seinem Fuß beschäftigte. Sein offener Überrock ließ eine pflaumfarbene Hose mit skabiosenfarbenen Reflexen

sehen und eine einfache Weste von schwarzem Shawlkaschmir ohne Goldkette. Er trug heute überhaupt kein Schmuckstück, ausgenommen eine sehr wertvolle, antike Camée, den Kopf Alexanders des Großen darstellend, die die Falten seiner knotenlosen Kravatte auf der Brust zusammenhielt. Dieser Anzug, dieser sichere Geschmack allein sagten jedem Beobachter, daß aus dem Soldaten ein Künstler geworden war, und daß der so gekleidete Mann nicht von derselben Art sei, wie die übrigen, obwohl er sich mit vielen von diesen duzte. Er sprach wenig bei den geräuschvollen Zusammenkünften, deren Ton ihm nicht ganz zusagte und bei denen man, waren erst die Austern serviert, die Stimme oft so hoch erhob, daß man fürchten mußte, nach den vielen Pfropfen werde noch die Decke, dieser Pfropfen auf dem Saale, springen müssen.

Man setzte sich pünktlich um zwölf zu Tische, nach der ironisierenden Sitte dieser pietätlosen Spötter, die sich die geringste Kleinigkeit zu nutze machten, um ihrer Verachtung gegen die Kirche Ausdruck zu geben. Man glaubt nämlich im Osten allgemein, daß der Papst um zwölf Uhr speist und vorher allen Christen seinen Segen giebt. Diese Benediktion kam den Freidenkern äußerst komisch vor. Und um sich recht über sie lustig zu machen, verfehlte der alte Mesnilgrand niemals, beim zwölften Glockenschlag mit seinem voltairischen Lächeln, das zuweilen sein starres Mondgesicht teilte, seinen Gästen zuzurufen: „Zu Tisch, meine Herren! Christen, wie wir, dürfen den Segen des Papstes nicht verfehlen!“ Dies Wort war wie ein Sprungbrett, von dem aus sie sich alle in die wilde Unterhaltung eines Diners von nur Männern und noch dazu Männern ihres Schlages, stürzten. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß alle festlichen Zusammenkünfte selbst geistvoller Männer, denen nicht das harmonische Genie einer Hausherrin vorsteht, oder die sonst durch die verschleiernde Gegenwart einer Frau beruhigt werden, deren Grazie wie ein Heroldsstab über all den groben Eitelkeiten, den aufdringlichen Prätentionen, ihrem oft sinnlosen, leicht erregten Zorne schwingt, leicht wie der Schmaus der Lapithen und der Centauren enden, bei dem auch keine Frauen zugegen waren. Bei diesen Festen, denen die Krone, die Frau fehlt, verlieren oft die höflichsten und best erzogenen Männer alle ihre Höflichkeit und ihr natürlich distinguiertes Wesen; und das ist gar nicht erstaunlich . . . Es ist ja niemand mehr da, dem sie gefallen wollen, sie lassen sich gehen und werden grob, so bald man ihnen nur im geringsten zu nahe tritt. Der Egoismus, der nicht zu verdammende Egoismus, den zu verbergen und unter liebenswürdige Formen zu verstecken die höchste Kunst

der „Welt“ ist, stützt bald die Ellbogen auf den Tisch und wartet nun auf den günstigen Moment, sie dem Nachbarn in die Seite zu stoßen. Und wenn das so bei den Athenern unter den Männern ist, wie könnte es anders sein bei den Gästen im Hause Mesnilgrand, diesen Kriegsknechten, Gladiatoren, Jakobinern, die sich immer vorkamen, als seien sie im Biwak oder im Klub oder an noch schlimmeren Orten! Wenn man es nicht gehört hat, kann man sich nur sehr schwer ein Bild von ihrer Unterhaltung machen, die nach zerbrochenen Stöcken und zerschlagenen Gläsern und Scheiben schmeckte, und wie diese Männer sie liebten, diese großen Esser und großen Trinker, wenn sie sich mit hitzigen Speisen vollgestopft, mit berauschenden Weinen entzündet und ihren Redensarten die Zügel schießen ließen. Es waren nicht immer Gottlosigkeiten, um die sich die Unterhaltung drehte, doch waren sie die Blumen jeglichen Gespräches . . . ! Denken Sie nur, daß es die Zeit war, in der Paul Louis Courier, der aber gut den Diners hätte beiwohnen können, seinen berühmten Satz geschrieben hatte, mit dem er Frankreich bis aufs Blut peinigen wollte: „Hier ist nun die Frage, ob wir Kapuziner oder Lakaien sein werden?“ Aber das war nicht alles. Außer der Politik, dem Bourbonenhaß, dem schwarzen Gespenst der Kongregation, dem Schmerz über die Vergangenheit, — lauter Lawinen, die donnernd von einem Ende des dampfenden Tisches zum andern liefen, gab es auch noch andere Unterhaltungsthemata — zum Beispiel die Frauen. Die Frau ist ja von jeher der liebste Gesprächsstoff der Männer unter sich gewesen und besonders in Frankreich, dem geckenhaftesten Lande der Erde. Man sprach von den Frauen im allgemeinen und im besonderen, von der Frau im Weltganzen und der in nächster Nähe, von der Frau auf dem Lande, das diese Soldaten in ihren schönen Uniformen siegreich durchstreift hatten, und den Frauen der Stadt, die sie frech bei Namen und Vornamen nannten, als hätten sie intim mit ihnen verkehrt und deren guten Ruf sie zum Dessert zerrissen wie die Pfirsichschalen. Alle nahmen an diesem Bombardement gegen die Frauen teil, sogar die ältesten, knorrigsten, die am meisten von den „Weibern“, wie sie sich cynisch ausdrückten, degontiert waren, denn die Männer können vielleicht auf die Liebe verzichten, aber nie auf ihre Eigenliebe auf Kosten der Frauen, und wäre es auch am Rand des offenen Grabes, sie sind immer bereit, ihre Nasen in das leckere Gericht solcher geckenhafter Geschichten zu stecken.

Bei dem heutigen Diner steckten sie nicht nur ihre Nasen, sondern den ganzen Kopf bis über die Ohren hinein, denn dies Mahl war in

Bezug auf Anekdoten wohl eins der stärksten, die der alte Mesnilgrand je gegeben. Die Stunde des Sichrühmens und Großthuens, die bei jeder Männerzusammenkunft so schnell herbeikommt, schlug auch in diesem Speisesaal, dessen Mauern uns schöne Geschichten überliefern würden, wenn sie sprechen könnten und nicht so gleichgültig wären (was ich von mir nicht sagen kann), ziemlich früh. Jeder erzählte, aufgeknöpft bis zur Schamlosigkeit, Anekdoten, die er erlebt, und die sich anhörten wie die Beichte eines Teufels. Alle diese unverschämten Witzbolde, die nicht genug über die laute und in Gegenwart seiner Ordensbrüder vor dem Oberen abgelegte Beichte eines armen Mönches lachen konnten, thaten hier ganz dasselbe, nicht um sich zu demütigen wie der Mönch, sondern um sich zu brüsten und sich der Ruchlosigkeit ihres Lebens zu rühmen. Sie spieen ihre Seele zu Gott empor und merkten nicht, daß sie in ihr eigenstes Angesicht wieder zurückfiel.

In diesem Meer von Prahlereien jeder Art, war eine — soll man sagen pikanter als die übrigen? Doch wäre „pikant" noch nicht das genügende Wort, ich meine vielmehr gepfefferter, gewürzter, ganz besonders passend in diesem Hause der höllischen Geister, und doch war der Erzähler der kälteste von all den versammelten Teufeln, eisig kalt wie der derrière des Satans nach den Erzählungen der Hexen, die ihn bei der schwarzen Messe küßten. Es war ein ehemaliger Abbé Reniant — bedeutungsvoller Name — der aus einem Priester ohne Glauben ein Mediziner ohne Wissen geworden war und heimlich eine verdächtige, wenn nicht gar tötliche Quacksalberei betrieb. Mit wirklich studierten Ärzten sprach er nicht gerne über seine „Industrie", doch hatte er die Leute der niederen Klassen zu überreden gewußt, daß er mehr wisse als alle Ärzte mit Diplom und Staatsexamen. Ja, man flüsterte, daß er im Besitze von Heilgeheimnissen sei. Geheimmittel! Das ist ja das große Wort, das alles erklärt, weil es nichts erklärt, das Schlachtroß aller Empiriker, die die letzten Überreste der Zauberer sind und noch etwas von ihrer Macht über den Geist des Volkes haben. Dieser ehemalige Abbé Reniant — er selbst behauptete mit Zorn, sein Teufelstitel säße wie ein Grind auf seinem Namen — hatte sich nicht etwa aus Gewinnsucht auf die Fabrikation geheimer Heilmittel geworfen, er hatte genügend zu leben. Das menschliche Leben erschien ihm jedoch als interessantes Versuchsobjekt, und ein gefährlicher Dämon trieb ihn, daran herum zu experimentieren. Mit den „patentierten" Ärzten, wie er sie verächtlich nannte, wollte er nichts zu thun haben, er machte seine Rezepte selbst, er verkaufte oder verschenkte das Gebräu, letzteres

allerdings unter der Bedingung, daß man ihm die Flaschen zurückbrachte. Dieser Ehrenmann, der absolut kein Dummkopf war, wußte seine Kranken für seine Medizin zu begeistern. Er gab den aus Trunksucht Wassersüchtigen Weißwein mit ein wenig Saft von irgend welchen Kräutern und den Mädchen, die sich ein „wenig schwer fühlten", wie die Bauern augenblinzelnd sagten, kleine Tränkchen, die ihre Schwere bald behoben. Er war ein Mann von mittlerer Größe und kaltem, verschlossenem Gesicht und gerade so gekleidet, wie der alte Mesnilgrand, doch in Blau. Seine Hautfarbe erinnerte an ungebleichtes Leinen, die Haare, die von abscheulicher, flachsgelber Farbe waren und steif standen wie Bindfaden, trug er noch nach Priesterart rund geschnitten; er sprach wenig, sozusagen auszugsweise. Kalt und sauber wie der Hängekessel über einem holländischen Herde, schlürfte er gelassen seinen Wein, während die andern ihn herunterstürzten. Er gefiel diesen Hitzköpfen nicht besonders und sie verglichen ihn mit dem sauer gewordenen Weine von Sainte-Nitouche. Das war ein Weinberg ihrer Erfindung. Aber sein Aussehen gab seiner Geschichte erst die rechte Würze, als er sagte, daß er sein Bestes gethan habe, um die Verräterei des Herrn von Voltaire wieder gut zu machen. Es thue ja jeder, was er könne — er habe eine Büchse geweihter Hostien den Schweinen vorgeworfen.

Bei diesen Worten erhob sich ein ganzer Donner von triumphierenden Ausrufen, die der alte Mesnilgrand mit seiner dünnen, schneidenden Stimme übertönte. „Das war wohl das letzte Mal, Abbé, daß Sie die Kommunion austeilten?" Und ohne im geringsten zu lachen, beschattete er seine Augen mit seiner vertrockneten, weißen Hand, um nach Reniant hinüberzusehen, der höchst mager erschien zwischen seinen zwei breiten Nachbarn, dem Kapitän Rançonnet, der purpurn glühte wie eine Fackel, und dem Kürassierhauptmann Travers de Mautravers, der wie ein Munitionskasten aussah.

„Selbst damals war es schon lange her, daß ich sie nicht mehr austeilte," erzählte der Abbé weiter, „und meinen Pfaffenkittel in die Nesseln am Wege geworfen hatte. Es war mitten in der Revolution, und Sie, Citoyen Le Carpentier, waren Volksvertreter. Sie erinnern sich wohl noch eines jungen Mädchens aus Hémèves, das Sie ins Arresthaus bringen ließen? Sie war toll, epileptisch!"

„Guckt!" rief Mautravers, in der Hostiengeschichte spielt also auch eine Frau eine Rolle! Haben Sie die vielleicht auch den Schweinen vorgeworfen?"

„Du willst wohl geistvoll sein,“ unterbrach ihn Rançonnet, „aber störe lieber den Abbé nicht. Abbé, erzählen Sie weiter.“

„Ich bin bald zu Ende“, begann dieser wieder. „Sie erinnern sich also dieses Mädchens aus Hémèves, Herr Carpentier? Sie hieß Tesson, Josephine Tesson, wenn ich mich recht erinnere, und war dick und pausbäckig und in Bezug auf ihr sanguinisches Temperament von der Art der Maria Alacque. — Die Priester hatten ihr Blut entzündet und fanatisch und toll gemacht. Sie that ihr ganzes Leben nichts anders, als diese Priester verbergen und schützen, und wenn es sich darum handelte, einen von ihnen zu retten, hätte sie dreißig Guillotinen getrotzt. Sie hätte ihn unter ihrem Bett, in ihrem Bett, unter ihren Röcken verborgen, und wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie ihnen da Unterschlupf gegeben, wo sie — hol' mich der Teufel — ihre Hostienbüchse versteckt hielt — zwischen ihren Brüsten!“

„Tausend Bomben!“ rief Rançonnet entzückt aus.

„Nein, keine tausend — nur zwei, Herr Rançonnet,“ rief, seinen Witz belachend, der alte Apostat und Wüstling, „aber sie waren von schwerem Kaliber!“

Ein schallendes Hohngelächter belohnte ihn für seinen Witz.

„Sonderbar, — ein Frauenbusen als Ciborium!“ sagte nachdenklich der Doktor Bleny.

„Ein Ciborium aus Notwendigkeit,“ — fing der Doktor, der wieder in sein altes Phlegma verfallen war, von neuem an. „Alle Priester, die sie verbarg, waren verfolgt, vertrieben, gehetzt, ohne Kirche und Heiligtum. Sie gaben ihr das heilige Sakrament zum Aufbewahren, und glaubten, daß niemand es dort, wo sie es verbarg, suchen würde. Sie setzten ein unerschütterliches Vertrauen in sie, sie nannten sie eine Heilige und erweckten das Verlangen nach der Märtyrerkrone in ihr. Und sie, glühend und unerschrocken, ging und kam und lebte, immer die Hostienbüchse unter ihrem Brustlatz. Bei Regen, Schnee, Wind und Nebel trug sie sie durch ungebahnte Wege zu den verborgenen Priestern, die sie dann heimlich den Sterbenden reichten .... Eines Abends überraschten wir sie auf einem Bauernhof, in dem ein bourbonisch Gesinnter im Sterben lag, ich und ein paar famose Kerls vom Regiment. Einer von ihnen, den ihre Üppigkeit reizte, wollte sich ein Späßchen mit ihr erlauben, aber sie schrieb ihm ihre zehn Finger dermaßen ins Gesicht, daß man es sein ganzes Leben hindurch noch lesen konnte! Doch trotzdem er über und über blutete, ließ er das, was er gefaßt hatte, nicht mehr los und entriß ihr die Liebe-Gott-Büchse. Ich

zählte ungefähr zwölf Hostien, die ich trotz ihres Geschreies und ihres Umsichschlagens, — sie stürzte sich nämlich wie eine Furie auf uns —, gleich in den Schweinetrog werfen ließ."

Er hielt inne und that sich dick auf diese schöne Sache, wie eine Laus auf einer Beule.

„Bekamen die Schweine keine Beschwerden darnach, Herr Reniant, oder die Liebhaber, die später von ihnen aßen?" fragte ein häßlicher, kleiner Bügerlicher namens le Hay, ein Wucherer, der fünfzig Prozent nahm und immer behauptete, „man müsse bei allem auf das Ende sehen".

Man hielt einen Augenblick mit diesen schmutzigen Gottlosigkeiten inne.

„Aber Du, Mesnil, sagst nichts zu der That des Abbé Reniant?" fragte plötzlich laut der Kapitän Rançonnet, der auf eine Gelegenheit lauerte, um von dem Kirchenbesuch Mesnilgrands reden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

# Münchener Kunst.

Daß auch Bühnenwerke ihre Schicksale haben, davon weiß J. Ruederers kürzlich im Gärtnertheater zum erstenmale öffentlich aufgeführte, köstliche oberbayrische Dialekt-Komödie „Die Fahnenweihe" ein lustiges Liedlein zu singen. Bringt es da ein Unterpfaffenhofener Pfaffe F. Schaitzach, von dessen Ruhm bisher die Welt noch nie ein Sterbenswort vernahm, in typischer Wichtigthuerei fertig, dieser von vitaler Energie geradezu durchtränkten Satire einen geräuschvollen Fingerklaps zu versetzen, ihr den Mund zu stopfen und sie wie einen dummen Jungen in die Ecke zu stellen. Unter dem Schutze der residenzstädtischen Polizei und mit Zuhülfenahme der allzeit willfährigen Zeitungsspalten wehrte sich der gestrenge Herr gegen die Verunglimpfung seines geheiligten Namens, den Ruederer ganz zufällig in die Liste der dunklen Ehrenmänner seiner Komödie aufgenommen hatte. Vierzehn Tage lang mußte also das ketzerische Werk auf dem bühnenpolizeilichen Index verharren, bis der für die klerikale Reklame wider Willen dankbare Schalksnarr Ruederer den Pfarrer Schaitzach mit dem wohlklingenderen Pfarrer Meyer vertauschte.

Kommt man von Ruederers Fahnenweihe, diesem Tummelplatz bis zur Roheit gesteigerter Leidenschaften, dummdreister Instinkte und frecher Verschlagenheiten, einem Dithyrambus der Häßlichkeit, zu Paul Heyses „Vanina Vanini", das gleichfalls dieser Tage im Residenztheater zur ersten hiesigen Aufführung gelangte, so muß man sich erst auf die geschliffene Form und die zivilisierten Gefühle, die manirierte Grazie und stilgerechte Hoheit des maßvollen Schönheits-Ästhetikers und formellen Apollinikers zurückkonstruieren. Bei Ruederer alles brutalste Lebenswahrheit, der das purpurne Blut durch die Adern schimmert, ein unbeirrtes Geradeaus: ein Stil wie mit

Hämmern und Keulen. Bei Heuse tausend Umwege und Halbheiten, maskierte Gefühle, unterdrückte Lebenswelle: ein Stil von Silber und Seide. · Superlative und Kuriositäten, tändelnde Erotik und Ungesundheit allüberall. Bei Ruederer eine ungebrochene Härte, Strenge und Schwere der Linien, bei Heuse eine Barockkunst, bei der die großen, einfachen Verhältnisse und die reinen, klaren Linien verschwinden. Alles durch tausend Schnörkel kompliziert, schwellend, ausschweifend, gewunden. Welch ein Schwall empfindsamer Worte und thränenreicher Szenen, welch ein Gefühlsüberschwang in Banina Banini! Welch eine Häufung von Konflikten, ehe die arme Prinzessin, welche ganz „Geschlecht" ist und so gar nicht Kameradin und Genossin sein kann, von dem geliebten und von ihr verratenen Carbonaro umgebrungen wird, darauf in schöner Pose an sich selbst die Mordthat verübt, und der edle Kammerdiener sich als dritter im Bunde der Leichen ihnen zugesellt!

Jeder Unbefangene muß die Frage mit nach Hause nehmen: „Der grobschlächtige Naturalismus oder der stilisierte Idealismus — wer von beiden vergewaltigt wohl mehr unser künstlerisches Empfinden?"

Daß aber unser künstlerisches Empfinden nicht nur durch das Werk selbst und seine Reflexauslösungen, sondern vielmehr auch durch die Urteilslosigkeit und litterarische Unreife des Theaterpöbels vergewaltigt werden kann, das erlebten wir jüngst zur Evidenz an Max Haldes umgearbeiteter „Lebenswende" und Joh. Schlafs „Meister Ölze".

Nietzsche sagt irgendwo sehr treffend: „Damit ein Kunstwerk wirke, ist zweierlei nötig: der große Sinn dessen, von dem es ausging und der große Sinn dessen, der es aufnehmen soll!" Nun, wir kennen ja das Theater und was drin sitzt! Was Wunder also, daß die kleine Schar der Dekadenten, welche durch Sensationen aufgepeitscht werden wollen, das Ewig-Weibliche, welches des „gehobenen Busens und schönen Gefühls" bedarf, und die Glücklich-Verdauenden, für die nichts kompromittierender als ein versteckter Gedanke ist, bei Haldes Stimmungs- und Milieu-Kunst nicht auf ihre Rechnung kamen?

Halde ist niemals ein Mann der großen Worte und Attitüden, niemals ein Fanatiker des Ausdrucks gewesen. Tendenzschnüffler und Philosofaseler verborgener Symbole finden seine Kunst leer und taubstumm. Er ist kein Massenbändiger. Aber vielleicht gerade darum ist er ein vornehmer Künstler! Er erschüttert uns nicht bis in die Gedärme hinein, aber er klopft mit leisem Finger an unser Herz! Auch in seiner „Lebenswende" erklettert er nicht die höchste und gefährlichste Spitze eines bestimmten Gedankens, aber er nimmt uns an die Hand und führt uns auf eine lichte Anhöhe, von der er uns die leicht umrissene Gestalt des heiter schaffenden Menschen zeigt, der durch die Gradheit, Unbeirrtheit und das feste Zielbewußtsein seines gleichmäßigen Charakters mit einer Art egoistischer Grausamkeit und gefühlsarmer Kühle das Geschick einiger unklarer und schwankender Naturen wendet. Ein Stück vager Eroberer-Typus. Ob er ihnen und sich selbst als Lenker ihres Lebens damit das wahre Glück gebracht hat, bleibe ununtersucht. Aber er hat sie die Resignation gelehrt, die ja das Glück der Stoiker bedeutete.

Viel energischer wendet sich Johannes Schlaf in seinem „Meister Ölze" an unsere Sinne — und dennoch fiel auch hier das Publikum durch und begrub unter brutalem Zischen und Lachen den armen, schwindsüchtigen Tischlermeister. Die Niederlage Schlafs bedeutet eine Niederlage des Publikums der „Münchener Litterarischen Gesellschaft"! Man ist in Bierbajuvarien in punkto Litteratur-

ästhetik noch sehr rückständig. Man will entweder junge Münchener Autoren zum Ruhme poussieren oder man will große, anerkannte Namen auf dem Zettel sehen, um deren künstlerische Wertung man sein verhopftes Gehirn nicht zu bemühen braucht. Was wußten die meisten Mitglieder der Ölze-Première von Joh. Schlaf und dessen tiefstem Wollen? „Der Vater des deutschen Naturalismus, mit Arno Holz associiert," ja, besten Falls, dies hat man munkeln gehört! Aber daß die spezielle Eigentümlichkeit des intimen Dramas im Unsichtbaren und Unhörbaren beruht, das kapierte der Premièren-Janhagel nicht. Der Mangel an Haupt- und Staatsaktionen, an äußeren Geschehnissen, und der Mangel an Situationsunmöglichkeiten in diesem furchtbar wahr beobachteten Charakterdrama lähmte wohl von vornherein das Auffassungsvermögen des nur auf Schauinstinkte spekulierenden Publikums. Daß hier Schlaf zum erstenmal den Versuch gemacht hat, die Handlungen, Worte und Gedanken seiner Menschen nur auf dem seelischen Milieu der Charaktere fundamentieren zu lassen, die Psychopathie Ölzes zum Mittelpunkte des Interesses zu gestalten, einen gewissen unterbewußten psychophysischen Kontakt zwischen Pauline und Ölze, den beiden sich umschleichenden Lauerkatzen, in dem fast durchweg indirekten, verborgenen Dialog herzustellen, an Stelle der pathetischen Bühnensprache eine Lebenssprache, aus der lebendigen Wortkunstentwicklung des Volkes hervorgegangen, treten zu lassen: All das blieb den Münchener Auguren natürlich verborgen. Die Leutchen wollten auf der Szene nichts von vierter Dimension wissen, sie amüsieren sich in den drei Dimensionen ihres Bierlebens gut genug. Die Regie Basils war sehr gut; meisterhaft die „Pauline" der Betty L'Arronge. Herr Schröder bot als „Ölze" eine grauenhaft realistische Verkörperung des bösen, trotzigen Gewissens.

Björnson der Vater und Björnson der Sohn gehören zu den wenigen Autoren, welche sich nicht in banger Schmiegsamkeit dem Berliner Premièren-Monopolring einzwängen. Beide begnügten sich damit, ihre Musenkinder in München aus der Taufe heben zu lassen und verzichteten leichten Herzens auf das Kriterium der reichshauptstädtischen Anerkennung. So bei „Johanna", des Sohnes Schöpfung, so bei des Vaters „Über unsere Kraft" und jetzt wiederum bei „Paul Lange und Tora Parsberg", welches Stück hier seine erste öffentliche Aufführung erlebt hat. Björnson ist nie ein eigentlicher Dramatiker gewesen, dafür war er immer zu sehr Doktrinär. Am besten präzisiert man sein neuestes Werk mit dem Untertitel „Der alte und der neue Mensch", denn die politische Einkleidung ist meines Erachtens nur ein brauchbarer Mantel, unter dem uns ein Charakter-Typus dargelegt wird. Ein Charakter voll innerer Unfreiheit, knechtisch dem qu'en dira-t-on unterthan, und darum der alte Mensch, der überwunden werden muß, wenngleich Björnson mit dichterischem Wohllaut für ihn plädiert. Tora Parsberg, die unabhängige, die freie, die mit Stolz das Gekläff der Hetzmeute verlacht, ist der Höhenmensch, der neue Mensch. Das Leben braucht Starke, die allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, die sich zur Gesundheit durchkämpfen mit einem befreienden Lachen. Darum bleibt das Werk mit seinem senilen Süjet immer ein Drama der Schwäche, die, auch wenn sie der Herzensgüte entspringt, zuletzt doch eine Feigheit ist. Die Darstellung bemühte sich, die Björnsonsche Elegie, die, obgleich lautes Partei-Getriebe sporadisch hineintost, in blassen Farben an uns vorüberträumt, so blutreich wie möglich zu gestalten. Herr Schneider als Paul Lange faßte seinen Part aber doch von vornherein wohl etwas zu müde, während Frl. Heese als Tora sich erst ganz zuletzt zur Einfachheit des modernen Dialogs durchrang. Anfangs war sie von einer Jambenschwere ältesten Tragödienstils.

Von den Ereignissen im Münchener Musikleben will ich nur kurz eines kühnen Vorstoßes Bernhard Stavenhagens gedenken, der unseres großen, verkannten Alexander Ritter symphonischen Walzer „Olafs Hochzeitsreigen" in einem Akademiekonzert zur Aufführung brachte, eine eminent musikalisch empfundene Tondichtung voll innerer, gefühlsbestimmender Charakteristik, voll beseelten Ausdrucks und großzügiger Melodik. Lebhafter Beifall des linken Flügels dankte Stavenhagen aufmunternd für den Versuch, abermals einige neue Töne in die vom Geiste konservativster Tradition behüteten Räume des „Odeon" einzuschmuggeln.

Mitten im Trubel des Fasching veranstaltete Sigmund v. Hausegger aus Graz, der Komponist der Oper „Zinnober", der Sohn des vor einigen Wochen verstorbenen großen Wagnerforschers und Musikästhetikers Friedrich v. Hausegger („Musik als Ausdruck"), ein Konzert im Kaimsaal, in dem er sich als Dirigent und Orchesterkomponist vorstellte. Das Programm enthielt nur 3 Nummern: die Coriolan-Ouverture, die neue Tondichtung Hauseggers: „Dionysische Phantasie" und Anton Bruckners „VII. Symphonie in E". Die in vier übersichtliche, musikalisch verbundene Teile gegliederte, für hypermodernstes Orchester berechnete „Phantasie" drückt in jüngstdeutscher Weise, d. h. mit komplizierter Polyphonie, kraftgenialer Dissonanzenprasserei, mehr dekorativ, wie illustrativ wirkendem musikalischen Ausdruck etwa folgenden poetischen Gedanken in Tönen aus: „Stärker als Kampfesdrang und Liebeslust, die beiden Hauptbethätigungen im menschlichen Leben, ist der Tod. Doch den Würger Tod besiegt die heilige Kraft des schaffenden und im dionysischen Hochflug einem sonnenbeglänzten Ziele: der Unsterblichkeit, zueilenden Künstlers." Der Komponist läßt das dionysische Gefühl im Hörer durch zu viel reflektierte Episoden in seinem Tongedicht nicht ganz aufkommen. Er verfügt mit großer Sicherheit über eine Skala schöner und neuer Tonfarbenmischungen. Er ist konsequenter Ausdrucksmusiker schon durch väterliche Erziehung und findet für die Töne der Melancholie und des Seelenschmerzes wahrhaftigeren Ausdruck wie für die der Liebe und des idyllischen Glücks. Hausegger wurde nach seinem vom Kaimorchester meisterhaft gespielten, sehr komplizierten Werke stürmisch gerufen und erhielt das übliche Ruhmesgemüse mit Schleifen garniert.

Wilhelm Mauke.



# Kritik.

## Der letzte Fontane.

Was der Künstler uns in seinen Werken giebt, ist das Echo des Lebens. In des Künstlers Seele dringt das tönende Leben, und aus seiner Seele klingt es im Kunstwerke wieder rein hervor. Von den vielen Formen, in denen der Künstler oder Dichter so das Leben neu erzeugt, das er als Mensch betrachtet oder genossen hat, ermöglicht es der Roman ihm noch am ehesten, das ganze Leben in seiner scheinbar unendlichen Mannigfaltigkeit in einem Werke widerzuspiegeln.

Dementsprechend bietet der Roman von allen Kunstformen die vielfältigste Wirkung und den mannigfachsten Genuß. Er kann als reines Kunstwerk wirken, also ästhetisch — er kann durch die in ihm niedergelegten, der Persönlichkeit des Dichters

entspringenden Betrachtungen des Lebens vom Standpunkt ewig-menschlicher Perspektiven, also ethisch wirken — und er kann endlich durch realistische Schilderung einen beinahe wissenschaftlichen, sicher aber kultur-historischen Wert erringen. Ein wahrhaft großer Roman wird aber alle drei Eigenschaften in sich vereinen, er wird gleichzeitig ästhetisch, ethisch und kultur-historisch wertvoll sein. Der große Romancier muß Künstler, Persönlichkeit und Realist sein. Verkümmert der Künstler im Romancier, so wird sein Werk unerquicklich wie alles Zwitterhafte, verkümmert die Persönlichkeit, so gerät er nur zu leicht in Gefahr, langweilig zu werden, verkümmert der Realist in ihm, so wirkt es unplanmäßig.

Drei große Romanciers scheinen mir unter den modernen Künstlern diese Forderung in hervorragendem Maße zu erfüllen. Flaubert, in dem der Realist etwas überwiegt, ohne daß Künstler und Persönlichkeit dabei zu Schaden kommen, Daudet, in dem der Ästhet vorherrscht, ohne daß er durch einseitige Subjektivität die Schönheiten seiner Werke gefährdet, und unser Fontane, der — in noch höherem Maße als er Künstler und Realist ist, eine Persönlichkeit darstellt. Alle drei sind uns gestorben, aber jeder von ihnen hinterließ ein Meisterwerk, welches nicht nur ihre übrigen Werke an innerer Bedeutung weit überragt, sondern auch noch lange Zeit so eifrig gelesen werden wird, wie bei ihren Lebzeiten. Wir meinen Flauberts „Madame Bovary“, Daudets „Fromont jeune et Risler aîné“ und Fontanes „Effi Briest“. Alle drei Romane behandeln das alte Thema des Ehebruchs, aber je nach der in ihnen dominierenden Fähigkeit in höchst unterschiedlicher Weise . . . .

Als vor einigen Jahren eine Umfrage unter deutschen Schriftstellern nach dem besten deutschen Roman der letzten zehn Jahre gehalten wurde, da lautete die Antwort mit merkwürdiger Übereinstimmung: Theodor Fontanes „Effi Briest“. Wer es bis dahin nicht wußte, der mußte es fürderhin wissen, daß das moderne Deutschland in Fontane einen Romanschriftsteller gefunden hat, um dessentwillen es sich vor den Franzosen, Russen und Skandinaviern nicht mehr zu schämen braucht. Als er uns verließ, vermachte er uns noch als letztes Geschenk seinen letzten Roman: „Der Stechlin“. Auch dieser „letzte Fontane“ ist ein echter Fontane. Wieder führt uns der Dichter in jene Welt ein, die er immer mit Vorliebe geschildert hat, in die Welt des preußischen Landadels. Er giebt uns in ihm vielleicht das vollendetste, am liebevollsten und treuesten ausgeführte Porträt, das er je in eines seiner Werke hineingestellt hat: den alten Major von Stechlin. Da haust der Major lange Jahre, verwitwet und vereinsamt, mit seinem alten Diener Engelke auf Schloß Stechlin. Es ist eigentlich nichts weniger als ein Schloß, und Herr von Stechlin selbst hört es nicht gerne, wenn man es „Schloß“ nennt. „Für die armen Leute ist es ein „Schloß“, aber sonst ist es ein alter Kasten und weiter nichts.“ Auf das Schloß ist er nicht stolz, wohl aber auf den See, an dem es liegt und den es beherrscht. Auch der See heißt „Stechlin“ und ist ein gar merkwürdiger See. „Hie und da wächst ein weniges von Schilf und Binsen auf ihm, aber kein Kahn zieht seine Furchen, kein Vogel singt, und nur selten, daß ein Habicht drüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Und doch, von Zeit zu Zeit wird er lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt, oder gar der Aschenregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe . . .“ Nur wenn der junge Stechlin, Leutnant Woldemar v. Stechlin,

aus Berlin zu Besuch kommt, beginnt ein regeres Leben in dem stillen Heim des Alten. Aber trotz seiner Einsamkeit verliert der Alte seinen Humor nicht, seinen guten, goldigen Humor, der nichts anderes ist als die richtige Mischung von scharfer, durchdringender Erkenntnis und großer, selbstloser Herzensgüte. Keiner versteht es wie er im Geplauder Worte ernstester Lebensweisheit zu verstecken und so auf den mit ihm Sprechenden tiefer zu wirken, als es diesem selbst zum Bewußtsein kommt. Die einzigen „Ereignisse", welche in dem 600 Seiten langen Roman erzählt werden, sind die Kandidatur des Alten für den Reichstag und die Verlobung des Jungen mit Komtesse Armgard. Der alte Stechlin unterliegt gegen den Kandidaten der Sozialdemokratie. Aber darüber tröstet er sich rasch, folgte er ja mehr äußerem als innerem Drängen, indem er sich in die Politik stellte. Er war nicht geschaffen, um auf der großen Bühne der Öffentlichkeit erfolgreich auftreten zu können. Dazu war er vielleicht eine zu ehrliche und feine Natur. Auf der Hochzeit seines Sohnes erkältet er sich. Er wird krank, um nicht wieder zu genesen. Das langsame Sterben des alten Herrn von Stechlin gehört zu dem ergreifendsten, innigsten und größten, das Fontane je geschrieben. Diese letzten Kapitel geben Ersatz für manche kleine Enttäuschung, die uns sein letztes Werk bereitet. Denn wir dürfen es uns nicht verhehlen: dieses letzte Buch ist mit der überströmenden Redseligkeit des Alters geschrieben. Es ist in der Schilderung der Landschaften und einzelner Charaktere vollkommen, aber es fehlt eine eigentliche Handlung, ein Konflikt, eine Spannung. Die Charakteristik des alten Stechlin nimmt auch räumlich den breitesten Raum im Buche ein. Sie macht das Werk fast zu einer Monographie.

Fontane hatte, wie ein breiter Strom, der seiner Mündung ins Meer nahe ist, nicht mehr die Kraft zur Konzentration. Er breitet in diesem Roman die Gewässer seines Geistes in zu breiten Flächen aus. Was einst ein reißender, mächtiger Strom war, ist nun zu weiten, ruhigen Seeen geworden. Aber es giebt Menschen, welche die Kraft und Bewegung vermissen können und reichen Ersatz finden an der Breite, dem Frieden und der unbewegten Klarheit des Werkes. Diese wird auch der „Stechlin" entzücken.

Max Messer.

## Ästhetik.

Das Schöne und die Kunst. Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Mit seinem Bildnis. 2. Aufl. Stuttgart. J. G. Cotta.

Es ist ein köstliches Buch, das uns hier aus dem Nachlaß des alten Vischer beschert wird. Sein Sohn Robert Vischer (Professor der Kunstgeschichte in Göttingen) hat die Vorträge nach skizzenhaften Aufzeichnungen des Vaters und nach den Kollegienheften einiger Hörer zusammengestellt. „Es ist ein armer Rest," sagt er im Vorwort, „aber es liegt viel darin, und ich denke, in der Wirkung auf den Leser müßte doch ein Reflex aufleuchten von der einstigen Wirkung auf den Hörer." Nicht nur ein Reflex leuchtet auf, sondern das volle Licht fällt auf Auge und Seele. Aus diesen oftmals aus dem Stegreife gehaltenen Vorträgen, in denen der Augenblick das Wort gebar (nicht den Gedanken, der nur in mühsamem Ringen mit der Wahrheit gefunden wurde!) tritt uns in wundervoller Frische und Unmittelbarkeit der ganze prächtige Mensch entgegen. Man erkennt, daß der Gelehrte, der objektive Wahrheitsucher, nichts anderes war als der ganze, eigene und eigenartige Mensch, der sich und sein Leben zur Harmonie zu läutern und in Einklang mit dem Weltganzen zu setzen versuchte. Vischers Gedankenwelt wird wesentlich aus einem künstlerischen Drange geboren, und deshalb hat er auch

wohl das Wesen der Kunst so tief verstanden wie kaum ein zweiter. Es ist eine goldene Fülle reifster Weisheit so gut für den Schaffenden wie für den Genießenden in dem Buche enthalten. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, einige besonders hervorleuchtende Sätze hier aufzuführen, die blitzartig die Vischersche Gedankenwelt für uns erhellen. „Nur aus der Kraft kann Kunst erwachsen." „Ganze Menschen werden sie nur durch die Kunst." „Das Schöne bringt Frieden." „In der Kultur wird nur fertig, was in der Natur liegt." „Wir sind Krüppel, wenn wir nicht unsere Sinnlichkeit erziehen. Vom Bande des Geistes getrennt, verwildert sie; und ohne sie verdorrt der Geist." „Das ist die Kunst: eine menschlich durchfühlte Natur mitten in der Natur." „Nicht mit Denken, sondern mit Versenken muß das Kunstwerk erfaßt werden." „Je reiner eine Kunst, um so stärker waltet in ihr Freiheit." „Schönes entsteht nur, wenn ein ganzer, voller Mensch sein inneres Wesen, das Geheimnis seiner Seele, in einen Gegenstand getaucht hat." „Wer uns nicht schauen macht, der ist kein Künstler." „Im Schönen heißt es wie in einem Tiroler Liede: „Auf der Alm, da giebt's kei Polizei!" „Der Luftballon der Poesie kann doch mehr tragen, als die meisten glauben. Er hebt die Last der ganzen Welt als freien Schein empor." „Die Duftigkeiten am Leben hören nur mit dem Tode auf — und nur in der Kunst" u. s. w. u. s. w. Man hat die Empfindung, als ob man in Vischers Buch durch eine goldene Sommerwelt schreite, an beiden Seiten hohe, wogende Kornfelder, deren schwere, reife Fülle fast über dir zusammenschlägt . . .

Paul Remer.

## Kroatische Kunst.

Eine neue Äußerung der starken, jungen Bewegung in Kunst und Litteratur, welche sich in der kroatischen Nation bemerkbar macht, stellt der von der Gesellschaft kroatischer Künstler in Agram (Zagreb) herausgegebene „Kroatische Salon" dar (Hrvatski Salon, Zagreb 1898). Diese Gesellschaft, deren Leitung in den Händen des Malers Vlaho Bukovac und der Bildhauer Robert Franges und Rudolf Valdec liegt, will einerseits einen festen Zusammenschluß der jungen kroatischen Künstlerwelt fördern, sodann aber auch vor allem den Landsleuten die Werke heimischer Kunst in einem Sammelpunkte vor Augen führen. Diesem Zwecke dient auch der „Salon", welcher Reproduktionen von Werken kroatischer Künstler, die jetzt in Agram ausgestellt sind, vorführt. Es ist eine gute Wahl getroffen, und das hier Gebotene fordert Achtung für die kroatische Kunst; nur leider sind die Reproduktionen nicht alle durchaus sauber gelungen, was man jedoch wohl dem anerkennenswert billigen Preise zugute halten muß. Besonders hervorgehoben sei das in der Auffassung originelle und lebensvolle Relief „Justitia" des jungen Robert Franges und das Diptychon „Ikarus" von Vlaho Bukovac; des weiteren schließen sich Arbeiten von Bela Csikos, Oto Ivekovic, Rudolf Valdec, Robert Auer, Ferdo Kovacevic, Klement Crncic, Zora Preradovic und Slava Raskaj an. In kurzen, kraftvollen Sätzen entwickelt Ivanov die Ziele der modernen kroatischen Künstler. Folgende Worte, die wohl auch sonst aufrichtige Beherzigung verdienten, bilden die Quintessenz seiner Ausführungen: „Die moderne Bewegung ist der Kampf des Individuums um die Freiheit. Der moderne Künstler gehört keiner Schule an. Die Moderne haßt das Epigonentum . . . Jeder lebe sein eigenes Leben. . . Die Moderne will den ganzen Menschen auffassen, sie strebt nach einer Synthese des Idealismus und des Realismus, sie will das Mittel finden, daß der Mensch am besten und am schönsten sein Wesen zum Ausdruck bringen mag . .

Wir brauchen entwickelte Persönlichkeiten, welche das Leben ihres Volkes leben, welche die gegenwärtigen Bedürfnisse des Volkes verstehen: freie Menschen und eigene Seelen. So wünschen wir unsere jungen Künstler und Schriftsteller, und darum verlangen wir für sie Freiheit, zu leben und zu handeln, ganz wie sie fühlen, und so ihrem Volke Nutzen zu bringen. Dem Volke kann man nicht nützen durch Regeln, Rezepte, Schablonen, ihm muß man seine ganze Arbeit weihen. Geben wir ihnen heute, da sie noch am Anfang ihres Lebens und ihrer Arbeit stehen, um so mehr Freiheit, und ihre Werke mögen für sie sprechen." — Lyrische Beiträge und kleine, stimmungsvolle Skizzen von Mihovil Nikolic, Alberto Weber, Ivo Pilar, D. P. Nikolajew, Branimir Livadic u. a. vervollständigen das erfreuliche Bild dieses „kroatischen Salons".

Georg Adam.

# Briefe an die Redaktion.

## I.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Soeben sehe ich, daß Sie vor kurzem in der „Gesellschaft" das Urteil der ersten Instanz meines Prozesses gebracht haben. Ich nehme an, daß Sie nicht aus den Tages-Zeitungen der letzten Woche ersehen haben, daß inzwischen die zweite Instanz zu meinen Gunsten entschieden hat, und sende Ihnen deshalb beiliegend eine knappe Notiz. Ich bitte Sie, dieselbe zu bringen, und erinnere bei dieser Gelegenheit daran, daß die „Gesellschaft" dadurch ein altes Unrecht gegen mich wieder gut machen könnte: Ihr Blatt hat im Sommer 97 eine Flut von Angriffen gegen mich gebracht (Ludw. Kraft) und mir nicht nur keine Gelegenheit zur Antwort gegeben, sondern meinen Gegenartikel drei Monate lang unter Versprechungen bei sich lagern lassen, — bis er auch für andere Blätter abgelagert war.

In der festen Überzeugung, daß Sie mir, trotz Ihrer Gegnerschaft in dieser Sache, Gerechtigkeit werden angedeihen lassen, bin ich Ihr

sehr ergebener
Börries Frh. von Münchhausen,
Berlin, Flottwellstr. 8 II.

In der Privatklagesache des Schriftstellers Börries Frh. von Münchhausen gegen die Schriftsteller Otto Julius Bierbaum und Julius Meier-Graefe ist auf die gegen den Beschluß der Ablehnung eingereichte sofortige Beschwerde vom Kgl. Landgericht I der Beschluß gefaßt worden, das Hauptverfahren vor dem Schöffengericht I Berlin zu eröffnen. Das Kgl. Landgericht ist scheinbar zu anderen Resultaten bei der Beurteilung der Frage gelangt, wie die erste Instanz. Es hält die Angeklagten für hinreichend verdächtig der öffentlichen Beleidigung und fügt hinzu:

> Der Artikel in der „Fr. Z." enthält namentlich in den Äußerungen einiger Schriftsteller, welche die Privatbeklagten durch die Veröffentlichung und die Aufnahme in den Artikel auch dem Wortlaute nach zu den ihrigen gemacht haben, objektive Beleidigungen des Privatklägers. Es erscheint nach den bisherigen Erklärungen der Parteien fraglich, ob und wessen berechtigte Interessen die

Privatbeklagten haben wahrnehmen können. Auch sind die Äußerungen in einzelnen der wiedergegebenen Antworten, ...... so verletzende, daß auch zu prüfen sein wird, ob nicht die Form der Äußerung das Vorhandensein einer Beleidigung erkennen läßt.

Berlin, 20. Februar 1899.

Königliches Landgericht I, Strafkammer 8.
gez. Reinicke, Munkel, Rade.

---

## II.

Sehr geehrte Redaktion!

In Erwiderung des „Letzten Wortes“ des Herrn Gustav Falke (Heft 5, 1899, Ihrer Zeitschrift) beschränke ich mich auf das Folgende:

Herr Falke konstatiert, daß ich in meiner Frankfurter Kritik ihn einen „echten Poeten“ rc. rc., dann aber gelegentlich meiner Zurückweisung seines Angriffs (letzterer Heft 23, 1898) ihn „ein Halbtalent, eine Halbnatur“ genannt (Heft 2, 1899) — er konstatiert ferner, daß ich in besagter Zurückweisung diesen Wechsel der Tonart damit begründe, daß ich sage, ich habe in meiner Frankfurter Kritik jenes spätere „harte Wort“ lediglich aus „Kourtoisie“ unterdrückt. In alledem hat Herr Falke völlig recht. Wenn er nun aber mit dieser Feststellung meine Qualitäten als Kritiker bemängeln will, so habe ich ihm darauf nachstehendes zu entgegnen:

Wer das eine Mal der Meinung ist, ein Lyriker „legitimiere“ sich durch einige seiner Lieder als „echten Poeten“ rc. rc., aber hinzufügt, dieser Lyriker „lehne sich“ allzu oft „an gegebenes an“ — der widerspricht sich, denke ich, keineswegs, wenn er das andere Mal sagt, der betreffende sei „eben ein Halbtalent, eine Halbnatur“. Sehen wir doch zu! „Echter Poet“ — das ist ein die Gefühlsseite (Temperament, Phantasie rc.) in dem Beurteilten bezeichnendes Epitheton — und zwar ein positives. Die „Anlehnung an gegebenes“ aber trifft die geistige Persönlichkeit des Poeten und negiert sie gewissermaßen, insofern Anlehnung stets Mangel an Eigentum ist. Gefühlsseite und geistige Persönlichkeit (die Begriffe als Kollektivbegriffe genommen), sind das nicht die zwei Hälften wie der Menschennatur so auch der Dichternatur? Wer nun in einem gegebenen Poetenindividuum der einen Hälfte dieser Natur eine positive, der andern eine negative Beurteilung zu teil werden läßt, der darf konsequenter Weise sein Urteil subsumieren, indem er sagt: dieser Dichter ist (bei der vorliegenden Negierung der einen Hälfte) keine Voll-, er ist eine Halbnatur. Wenn ich über Herrn Falke zweimal geurteilt habe, so habe ich als ehrlicher Kritiker und ohne mich eines Widerspruchs schuldig zu machen, das eine Mal nicht beschönigt („Anlehnung an gegebenes“!), das andere Mal nicht geschont („Halbnatur“) — das andere Mal, wohlverstanden! nachdem Herr Falke mich mit Unhöflichkeiten regalierte (Heft 23, 1898). Das der ganze Unterschied zwischen „Courtoisie“ und Nicht-Courtoisie!

So viel an die Adresse des Verfassers der „Neuen Fahrt“!

Und ferner, geehrte Redaktion: Ihr Herr Dr. Ludwig Jacobowski, den ich aufrichtig hochschätze, hat ein gegen mich gerichtetes und „Vergleichungssucht“ betiteltes Zitat aus Klopstock dem „Letzten Wort“ des Herrn Falke hinzugefügt. Der, wie ich sehe, vergleichsfeindliche Herr Doktor weiß, daß zwischen dem von ihm zitierten Messiassänger und heute ein ganzes Jahrhundert liegt; er weiß ferner, daß eben dieses Jahrhundert nicht zu seinen kleinsten wissenschaftlichen Errungenschaften gerade den

Sieg der vergleichenden Methode zählt. Und nun „unterschreibt“ mein geehrter Kollege, der mit vollem Recht für einen der allerberufensten Führer unserer Modernen gilt, nun „unterschreibt“ er „die Trefflichkeit“ jenes sehr unmodernen, um nicht zu sagen: vorsündflutlichen Wortes? Die Klopstockſche Argumentation ist diese: wer nicht weiß, daß die Nichtvergleicher eine Stufe höher stehen als die Vergleicher, „der buchstabiert noch“. Daraus folgt: unsere vergleichenden Wissenschaftsmänner, die das nicht wissen, sind samt und sonders noch halbe oder ganze Analphabeten. Ein hübsches Kompliment — wirklich! Und diese Klopstockſche Argumentation nebst Kompliment adoptiert Herr Dr. Jacobowski? Wofür plädiert er? Unähnlich ihren Schwestern, der modernen vergleichenden Litteraturgeschichte und der modernen vergleichenden Psychologie, möge die moderne Kritik sich entschließen, heute, im Zeitalter der vergleichenden Disziplinen, sich des Vergleichens zu entschlagen, und zwar nach dem Rezept des Messiassängers — das, geehrte Redaktion, will mit seinem Zitat der sehr moderne Mitherausgeber Ihrer sehr modernen Zeitschrift, des Organs der Modernen, das will er der heutigen Kritik empfehlen? Nein! Bei aller Achtung vor dem von mir — ich wiederhole — aufrichtig geschätzten Herrn Zitator —: das kann ein Ludwig Jacobowski im Ernst nicht wollen. Es wäre, meine ich, ein deplaziertes Wollen.

Aber auch an sich betrachtet, kommt mir das auf den Plan geführte Klopstock-Zitat einigermaßen deplaziert vor —: mit seinem Mangel an Klarheit dient es gar nicht einmal seinem Zweck. Gleich die Eingangszeilen:

„Untersuchest du deinen Gegenstand nur in Vergleichung mit andern, so wird es bald um dich von großen und kleinen Irrtümern wimmeln“ —

— gleich diese Zeilen, weit entfernt vergleichsfeindlich zu sein, lassen meines Erachtens vielmehr das Vergleichen zu, wenn auch nur ein bedingungsweises —: sie wenden sich gegen das Nur-Vergleichen — also wenden sie sich nicht gegen das Auch-Vergleichen. Ich habe in meiner kurzgefaßten Kritik der Falkeschen Gedichte nicht — **nur** verglichen, ich habe — **auch** verglichen. Diese Eingangszeilen des Zitates treffen mich also nicht. Aber hören wir weiter! Die in etwas unklarem Zusammenhange nunmehr folgenden Zeilen:

„untersuchst du ihn (den Gegenstand) aber allein und für sich, so kannst du bisweilen dahin kommen, daß du ihn ganz siehest, und du stehest dann, in Absicht auf die Erkenntnis eine Stufe höher als die Vergleicher —“

— diese Zeilen, die ich oben bereits streifte, stellen eine Forderung auf, welche mir so unmodern erscheinen will wie möglich. Was wollen sie? Sie wollen, wenn ich recht verstehe, den Dichter isoliert, d. h. zusammenhanglos und losgelöst von allen anderen litterarischen und sonstigen Erscheinungen der Zeit (Milieu!!) beurteilt wissen. Dieser Zumutung eines Zitats aus dem achtzehnten Jahrhundert muß ich als Bürger des neunzehnten, als moderner Mensch entschieden widersprechen; ich muß es, wie ungern ich auch einem so vortrefflichen Kollegen, wie Ludwig Jacobowski, opponiere — ich muß es auf Grund dessen, was ich soeben über die vergleichende Methode des modernen Wissens und Denkens gesagt habe.

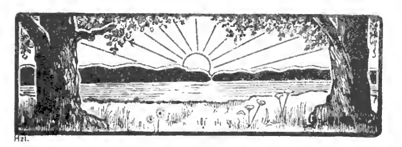
Das Recht des Vergleiches, argumentiere ich, muß der zeitgenössischen Kritik gewahrt bleiben.

Es empfiehlt sich Ihnen, sehr geehrte Redaktion,

Hochachtungsvoll

Cannstatt, 9. März 1899. Dr. Ernst Ziel.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Band II. * 1899. * Heft 3.

# Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution.

Von Karl Bleibtreu.
(Berlin.)

„Man muß Partei ergreifen," heißt der Titel einer geistvollen Schrift Voltaires. Ja, man muß sich ein für allemal schlüssig werden über das große Entweder-Oder politischer und religiöser Fragen. Dies hat auch Tolstoys mystischer Radikalismus begriffen, sobald er das Urchristentum in den Mittelpunkt seiner Weltanschauung stellte. Denn dies führte ihn notwendigerweise zur äußersten revolutionären Schärfe, zur Verwerfung aller und jeder Gewaltobrigkeit und monarchisch-hierarchischen Bevormundung. Das Christentum der Evangelien, das innerste Streben des Jesus von Nazareth, lief auf Befreiung der Verfklavten, aufs Revolutionieren des unterdrückten Volkstums im Cäsarenreiche, hinaus, und die ersten Christengemeinden betrieben praktischen Sozialismus, ja, Kommunismus. Der einzige, allerdings erhebliche Zwiespalt zwischen dem religiösen Gefühl und der Freiheitsidee besteht darin, daß ersteres auf materielle Gewalt verzichtet und dem Herrn dieser Welt nicht mit gleicher Münze heimzahlen will. Daß sich diese theoretische Maxime, die Tolstoy heute absolut wörtlich nehmen möchte, kaum mit den realen Bedürfnissen verträgt, haben alle religiösen Bewegungen gegen Staat und Staatskirche erprobt: sie sahen sich endlich genötigt, nachdem sie lange ohne Gegenwehr ein Martyrium erduldet, selber zum Schwerte zu greifen, als dem letzten Mittel, die Herrschaft des „Antichrist" zu brechen. Siehe Albigenser, Hussiten,

Puritaner. Denn jedes echte religiöse Gefühl zwingt unmittelbar zum „Aufruhr“, da Staats- und Kirchenhierarchie vom Standpunkt des Christentums unbedingt verurteilt werden müssen: der Tyrann erscheint so zugleich als „Heide“, Baalspfaffe, Satansdiener. Dies ahnten die Regierenden stets sehr wohl und witterten bald genug in „Ketzern“, die gegen den übermütigen Klerus sich auflehnten, zugleich politische Empörer. Obschon die Hohenstaufen selber als Ketzer anrüchig, begrüßten sie daher keineswegs in den norditalienischen Kirchenfeinden (Waldenser u. s. w.) willkommene Bundesgenossen gegen das Papsttum, sondern verfolgten die Sekten aufs grausamste. Als Arnold v. Brescia dem päpstlichen Holzstoß überantwortet wurde, erwies der Feudaltyrann Friedrich Barbarossa nur sich selber einen Dienst: der „Ketzer“ war ja ein Republikaner und lehrte Umsturz gegen den Cäsar wie gegen den Papst. Geradeso verfuhr der geniale Friedrich II., obschon selber ein Todfeind der Kirche, und Heinrich V. von England, anfangs den Wycliffiten günstig, ließ sich bald von den Pfaffen überzeugen, daß wahres Christentum gleichbedeutend mit republikanischem Umsturz. Die deutsche Ritterschaft begeisterte sich zu ihren Massenkreuzzügen wider die Hussiten wahrlich nicht aus Liebe zum Klerus, sondern aus Haß gegen die offenkundige Demokratie. Und so merkte denn schon Elisabeth von England die subversive Tendenz der Puritaner, obschon sie sich damals noch aufs rein religiöse Gebiet beschränkte, und schritt tyrannisch dagegen ein, wie es dieser Komödiantin, ebenso „jungfräulich“ wie „protestantisch“, würdig war. Karl I. wußte dann gut, was er that, als er Bischof Laud die ganze Grausamkeit des Pfaffentums gegen die „Schwärmer“ entfalten ließ, und wie wenig er sich getäuscht hatte, sollte er später am eigenen Leibe erfahren. Die Puritaner — nicht zu verwechseln mit den lauen Presbyterianern, den Nationalliberalen jener Tage — betrachten von Anfang an König und Kirche, Adel und Kastenstaat als Ausgeburten der Hölle. Wir finden heute bei den großen russischen Religionssekten das nämliche. Ist's zu verwundern? Wer das Christentum ernst nimmt, kann gar kein anderes Feldgeschrei erheben, als „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit“, wie ja die Jakobiner Jesus „den ersten Sansculotten“ nannten. Nicht nur widersprechen alle Staats- und Kircheneinrichtungen schnurstracks den christlichen Lehren, sondern atmen geradezu den „Geist des Heidentums“. Daß also die beispiellose Unverschämtheit, womit die Enkel jener Pharisäer, die den „Heiland“ ans Kreuz schlugen, sich nachher als seine Stellvertreter einsetzten, die Erbitterung über solch ungeheuerliche Heuchelei fortdauernd gesteigert hat, blieb wohl

nur noch dem kleinsten Teil der Herrschenden und Besitzenden unverständlich. Denn Borniertheit und Unbildung „gottesfürchtiger“ Junker und Pfaffen erklärt zwar manchmal solche Selbsttäuschungsfähigkeit der Wahn-Umnachtung. Aber bei der Mehrzahl waltet einfach klare und bewußte Heuchelei, „ungläubiges“ und freches „Heidentum“ vor, mag die Lippe noch so sehr von Kirchenbauen, christlicher Liebesthätigkeit und Gezeter wider „Unglauben“ und „Materialismus“ (der Dieb schreit: Haltet den Dieb!) überfließen. Denn für jeden gesunden Menschenverstand klafft der Zwiespalt zwischen der bestehenden Ordnung (Unordnung) und dem Geist des Christentums zu offenbar. In der That, „man muß Partei ergreifen“: entweder ist das Christentum eine Wahrheit, und dann muß der angeblich christliche Staat sich reumütig auflösen, oder alle Religion ist Wahn und nur das Recht des Stärkeren gilt. Nun, dann liegt auf der Hand, daß der Egoismus der vielen bedingt, sich nicht von wenigen ausbeuten zu lassen und die Machtfrage auf ihre Weise zu lösen. Wer begreift aber nicht, daß die Macht einer revolutionären Bewegung sich notwendig verdoppelt, wenn sich in diesem großen Dilemma beide Elemente mischen, d. h. wenn das tiefverletzte religiöse Gefühl sich mit der materiellen Logik der unterdrückten „Vielen“, einmal selber das Recht des Stärkeren auszunützen, verknüpft! Deshalb die erstaunliche Kraft und Wirkung des Puritanismus der englischen Revolution.

Ihre jüngere Schwester, die französische, hat, teils wegen ihres größeren Umfangs, teils wegen ihrer unendlich weiterreichenden kontinentalen Wirkung, in der landläufigen Tradition jene ältere Revolution ebenso verdunkelt, wie etwa Napoleon so unvergleichlich populärer sich dem Gedächtnis der Menschheit einprägte als Cromwell. Und doch scheint diese Wirkung eine rein äußerliche und oberflächliche. Im Grunde nämlich bedeutet die „große“ Revolution doch nur ein Plagiat der kleineren insularen, wie denn bekanntlich*) die Namen Cromwell und Karl I. damals in Paris in aller Munde waren und man Ludwig XVI. darauf vorbereitete, er werde das Schicksal seines englischen Genossen teilen. Ja, man darf so weit gehen, zu behaupten, daß die Hinrichtung des schwachen Bourbonen, woran anfangs niemand dachte und die von vielen heimlich gemißbilligt wurde, lediglich der Nachahmung des britischen Musters entsprach, und daß die Ausrufung der Republik,

*) Selbst die trotzige Anrede „Louis Capet“ war nur eine plagiatorische Umformung des „Karl Stuart“, wie schon der puritanische Leutnant Joyce den König anschnauzte, als er ihn von Holmby entführte.

wovon anfangs sogar Robespierre nichts wissen wollte, ebenfalls nur am englischen Vorbild sich stärkte. Auch ist, ganz abgesehen von dieser direkten Wirkung, die indirekte auf alle folgende Zeit eine noch gewaltigere gewesen. Denn bekanntlich entlehnte das übrige Europa im 18. Jahrhundert all seine Begriffe von Freiheit nur den englischen Zuständen, und diese waren, wie sie unter Wilhelm von Oranien bis Georg III. sich herausbildeten, lediglich ein Ergebnis der „great Rebellion". Endlich brauchen wir nur daran zu erinnern, daß die große Weltrepublik Amerika von den puritanischen „Pilgervätern" gegründet wurde und der Befreiungskrieg der ganz puritanisch fühlenden Franklin und Washington nichts als ein Nachhall der Cromwellzeit gewesen ist.

Außerdem kommen eine Reihe von Fragen in Betracht, die uns jene ältere Revolution weit verwandter und vorbildlicher vor Augen rücken, als die äußerlich modernere und verständlichere französische. Hier zeigt sich für deutsches Empfinden auch die größere Ähnlichkeit und innere Verwandtschaft der Rasse. Der schöne, ideale Enthusiasmus des Franzosen und seine raschere Beweglichkeit sind uns ebenso fremd, wie seine Neigung zu lärmender Zügellosigkeit, an der dann die Revolution, wenigstens für den Augenblick, scheiterte. Nicht als ob wir letzteres in dem oberflächlichen Sinne meinten, wie es in landläufigen Historien ausgelegt wird. Nein, die Revolution hat in Frankreich, im Verhältnis zum übrigen Europa, durchaus endgültig gesiegt, die Feudalmonarchie ein für allemal unmöglich gemacht. Die Intermezzi der fünfzehnjährigen, doch auch schon mehr oder minder konstitutionellen Bourbonenregierung bis zur Julirevolution, das neunzehn Jahre dauernde zweite Empire waren äußerlich aufgedrungene Episoden, die keineswegs die Herrschaft des republikanischen Gedankens unterbrachen. Aber unter keiner Staatsform verlernte Frankreich den blinden Zentralismus, Beamtendruck und Militarismus, der mit der mangelhaften politischen Erziehung des erst seit 100 Jahren mündigen Volkes zusammenhängt, und lernte weder die hohe Achtung des Engländers vor der Freiheit des Individuums, die sogar unter Karls II. unmenschlicher Reaktion eine auf dem Kontinent noch heute undenkbare Habeas-Korpus-Akte erzwang, noch seinen ernsten Ordnungssinn dem selbstgeschaffenen Gesetze gegenüber. Es wurde ferner die französische Revolution gleich anfangs in schädliche Bahnen gelenkt, was auch Robespierre sofort richtig erkannte, indem die bewaffnete Einmischung des Auslandes der ganzen Bewegung bald ein militärisches Gepräge gab. Eine Kriegerkaste bildete sich aus den ursprünglich begeisterten Freiheitsheeren, die all-

mählich blutwenig nach Freiheit, desto mehr nach „Gloire“ und „Eroberung“ fragte. Statt inneren Ausbaues bekam man auswärtige Kämpfe zur Erweiterung der geographischen Grenzen, als ob nicht die „Menschenrechte“, sondern die Rechte der großen Nation auf Welthegemonie den Sinn der Revolution ausmachten. Einen eigentlichen Bürgerkrieg kannte man nicht. Die anhaltenden Guerillascharmützel in der Vendée konnten kaum dafür gelten, und Lyon ward im Handumdrehen bewältigt. Wahrscheinlich wäre es nicht mal zu solchen partiellen Auflehnungen gekommen ohne das grausame Wüten der Jakobiner, das mutwillig zur Reaktion reizte. Selbst das Schweizer-Gemetzel beim Tuileriensturm wurde absichtlich und grundlos von den Revolutionären als Schreckmittel herbeigeführt. Vor allem fraternisierte die Armee sofort mit der Revolution, zu welcher auch die größte Mehrzahl der Offiziere und ein Teil des Adels übergingen. Außer den Höflingen, Landjunkern und dem höheren Klerus stemmte sich niemand ernstlich der höheren Sturmflut entgegen, wie denn die Ideeen der Revolution bis zum höchsten Adel und den Finanzmagnaten hinauf längst Allgemeingut der Nation waren, ehe der gewaltsame Ausbruch begann.

Das sind nun alles Verhältnisse, die sich schwerlich jemals wiederholen werden. Jede künftige Revolution wird zwar ihrem Wesen nach international sein, eben deshalb aber wird jeder Staat sich hüten, in politische Vorgänge des Nachbarlandes überzugreifen, da jeder genug mit sich selbst zu thun hätte. Andererseits aber wird kein heutiger Staat bei seinen so unendlich straffer organisierten Machtmitteln so schwach wie das Ancien Regime kapitulieren müssen, zumal einheitliche Revolutionsstimmung wie damals gewiß nicht vorhanden wäre. Man wird sich daher, sollte irgend ein gewaltsamer Ausbruch erfolgen, auf einen harten und vielleicht ziemlich langen Bürgerkrieg gefaßt machen müssen, nicht nur auf partielle Nebenkämpfe à la Vendée und Lyon, die im Grunde nur der Niederwerfung Irlands und Schottlands durch Cromwell gleichen, nachdem der eigentliche englische Bürgerkrieg lange beendet war. Wir haben also sowohl für die vorbereitenden Bedingungen als für die Kampfformen selber von der Epoche 1789—93 nichts, von der 1642—46 alles zu lernen. — Die Verhältnisse lagen etwa folgendermaßen. Das englische Volk war im allgemeinen „loyal“ und monarchisch gesinnt, obschon die Schriftsteller aus puritanischen Kreisen einen entschieden staatsfeindlichen Sinn nährten, war aber dabei an demokratische Institutionen gewöhnt. Die französische Revolution hat sich den Konstitutionalismus überhaupt erst erkämpfen müssen, ihr fehlte

also die Grundlage, von der heute jede Demokratie ausgeht. Um so mehr bietet die englische einen Vergleichspunkt, da sie zuerst die Waffe des Parlamentarismus schwang. Letzterer bestand freilich in England bereits seit Jahrhunderten, und schon die vergötterte Elisabeth hatte in Steuersachen ihr Unterhaus oft recht schwierig gefunden. Aber wie die reichlich vorhandenen Keime englischer Bürgerfreiheit erst durch die puritanische Revolution zur Entwicklung kamen, so trat auch damals erst die ganze einschneidende Bedeutung einer Volksvertretung zu Tage. Denn wesentlich die gesetzmäßige Autorität des Reichstags, aus sich selbst Gesetze zu geben und staatliche Anordnungen zu erlassen, ist es gewesen, was den Widerstand gegen den absolutistischen Staat im Namen des Staates ermöglichte, dies der Schild, an welchem das Königsschwert zersplitterte. Denn die Masse des Volkes, ans Gehorchen gewöhnt, folgt nur derlei festgelegten gesetzmäßigen Formeln und das Schlagwort „das Parlament für den König" genügte, um gegen den König, d. h. gegen den angeblich von Höflingen beeinflußten Monarchen, den Schein des Staatsrechts zu verleihen. Selbst die Royalisten, sofern sie sich nicht aus unzurechnungsfähigen Landjunkern rekrutierten, fühlten sich davon eingeschüchtert und der gemeine Mann schwankte sofort, wohin er hören solle, wenn das vom König als hochverräterisch gebrandmarkte Parlament umgekehrt jede Dienstleistung für des Königs Partei als Hochverrat in die Acht erklärte. Diese Ausnutzung der parlamentarischen Prärogative brachte sogar Schwankungen im Adel selber zuwege. Denn die liberaleren Elemente — später hätte man gesagt „Whigs" — der Aristokratie, sozusagen die Freikonservativen und Nationalliberalen, fühlten sich vom Absolutismus abgestoßen, von der Höflingskamarilla verletzt, und es fehlte auch nicht an Idealisten darunter, die eine Beeinträchtigung der Volksfreiheit nicht dulden und einen völligen Bruch zwischen Adel und Volk nicht mit ansehen wollten. Zu diesen gehörte u. a. Lord Essex, ein ziemlich mittelmäßiger, aber gebildeter Mann, dem man die Obhut der Parlamentstruppen anvertraute, sowie Lord Montague, der republikanisch schwärmende Sidney, der staatsmännisch veranlagte Landedelmann Hampden. Diese Gemäßigten standen anfangs allein im Vordergrund, und Radikale, wie der vom König infam gemaßregelte und gefolterte Schriftsteller Prynne, die starren Doktrinäre Bradshaw und Ludlow, gewannen erst später maßgebenden Einfluß. Erst hinter ihnen erhob sich unheilverkündend der Jakobinismus jener Tage, das Puritanertum mit seinen sozialistischen Abzweigungen, den „Gleichmachern" (Levellers) John Lilburns, den

„Männern der Fünften Monarchie" wie Harrison. Bis dieser Fleischer und die Studenten Ireton und Lambert durch Cromwell an leitende Heeresstellen aufstiegen, mußte noch viel Zeit vergehen. Vorerst hatte die höhere Bourgeoisie die Leitung in Händen, daneben freilich das Bildungsproletariat der damals schon sehr entwickelten Flugschriften-Presse, in welcher nun bald der gewaltige Milton, der blinde Seher des Republikanismus, seine Donnerstimme als „Götzenzertrümmerer" polemisch erheben sollte.

Wie entstand nun in einem so behäbigen und „loyalen" Volke der Umsturz? Einfach auf dem gleichen Wege wie immer, wenn eine verblendete Monarchie, in größenwahnsinniger Selbsttäuschung über ihre Rechte, Pflichten und — Machtmittel befangen, dem Drängen reaktionärer Kreise nachgiebt. Karl I. wünschte das persönliche Regiment nach bourbonischem Muster einzuführen und ließ sich in allen Schrullen des Gottesgnadentums gehen. Er verlangte für sich eine prächtige Repräsentation, d. h. einen üppigen, verschwenderischen Hof, ferner erhöhte Steuern für Militär- und Marinezwecke. Er knebelte die Freiheit des Wortes und der Schrift, begünstigte Klassenjustiz, suchte bigotte Kirchlichkeit aufzudrängen, welcher doch die Lebenshaltung seiner Höflinge und Junker aufs ekelhafteste widersprach, und verhängte Ausnahmegesetze über die Puritaner und alle Umstürzler, die an seiner Gottähnlichkeit zu zweifeln wagten. Das paßte bald weder dem niederen Volke, noch dem höheren Bürgerstande, und besonders London ließ recht bald Symptome ärgerlicher Abneigung spüren. Die anfangs dem merry old England mißliebigen Puritaner wurden durch Verfolgung und Unterdrückung zu Heiligen und Märtyrern gestempelt, der Übermut des Adels forderte zu Repressalien auf. Umsonst alle Staatsstreichversuche auf gesetzmäßigem Wege durch Bedrohung und Auflösung des Reichstags; parlamentarisch vermochte Karl den Demokraten nicht beizukommen. Sogar seinen Bismarck Strafford, der auf dem Schafott für seine „Konfliktspolitik" als Verräter gegen die Verfassung büßte, hatte er dem Volksgrimm ausliefern müssen. Es blieb dem Royalismus keine Wahl mehr, als sich den Ultras in die Arme zu werfen und an die rohe Gewalt zu appellieren. Der König begab sich nach Oxford, berief dorthin ein Gegen-Parlament und richtete einen Aufruf an sein Volk, ihm gegen die widerspenstigen Empörer beizustehen. Da nun die ganze Ritterschaft nebst ihren Landvasallen in sein Lager strömte, alle Staatsbediensteten und Garnisonen ihm zu Willen waren, der Bauernstand zu ihm hielt und auch die meisten Städte, wie der wichtige Haupthafen

Bristol, alle Schlösser und Festungen in seinen Händen lagen, so schien der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft. Denn das Parlament verfügte anfangs nur über den Süden. Bald aber zeigte sich, daß die großen Hauptstädte — London, Paris, Berlin, Wien — eine besondere Kraftfähigkeit in sich selber tragen, weil dort die Hauptöhülfsquelle des Reiches zentralisiert. Vor allem besaß man Geld und Kredit. Man warb Soldaten an, reihte die vielen Abenteurer ein, die sich bei derlei Bewegungen rasch einzufinden pflegen, sammelte um sich die Streber, die dabei etwas zu gewinnen haben, und gab den Londonern statt Krämerellen Piken in die Hand.

Die Zusammenstöße im ersten Kriegsjahr blieben freilich günstig für die Royalisten und es konnte auch nicht anders sein. Denn auch abgesehen von dem besseren Menschenmaterial des Königlichen Aufgebots, der waffengeübten Kavaliere und Yeomen nebst den vielen Berufsoffizieren, die auf dem Kontinent gedient hatten, besaß das Adelsheer ein Übergewicht an Talent und Erfahrung in den oberen Kommandostellen. Denn man muß wohl unterscheiden zwischen dem Gros der ungebildeten Gentry, der Landjunker, und der höheren Nobility, die sich meist eines hohen Bildungsgrades erfreute. Der geistig Bedeutendste der Partei, Lucius Carey, Viscount Falkland, Sohn des Vizekönigs von Irland, war ein Gelehrter, der sich anfänglich vom Hofe fernhielt, da sein vornehmer Charakter absolutistische Neigungen verabscheute und konstitutionellem Liberalismus huldigte. Erst dann wandte er sich dem Könige zu, als er bei der Parlamentspartei die Absicht zu erkennen glaubte, die Krone aller und jeder Rechte zu berauben. Denn für Volkssouveränität hielt er die Zeit nicht reif, sah in den Presbyterianern nicht ohne Grund nur halbe und laue Phrasenmacher und wünschte daher die Übel des Bürgerkrieges so bald wie möglich erstickt. Vielleicht hätte er anders gehandelt, wenn er die innere Kraft der Puritaner gekannt und den verborgenen Herrschergeist Cromwells geahnt hätte. Ein wohlmeinender und „klassisch" gebildeter Mann war auch der Minister Lord Vaux von Boughton Hall, jedoch unentschlossen und wenig begabt. Höher standen der gelehrte Earl of Leicester, ein ausgezeichneter Mathematiker, und der Herzog von Newcastle, der wahre Typus eines Grandseigneur, prächtig in Erscheinung und Haltung, wohlwollend und liebenswürdig, den Musen ergeben und daneben Autor eines Buches über Pferdesport, Hofmann und Gouverneur des Prinzen von Wales, aber im Felde ein furchtbarer Gegner. Den „seidenen General" nannte ihn spöttisch der Feind, aber der elegante Höfling hielt sich ebenso brav,

wie die „Gecken“ der Leibgarde, die in ihren Spitzenkragen und parfümierten langen „Liebeslocken“ wie die Teufel fochten. Einen anderen, aber militärisch gefährlichsten Typus stellten die Lords Wilmot und Goring dar, geschworene Todfeinde aus Eifersucht, einander verdächtigend und beide mit Grund, denn ihre „Treue“ ging nur so weit wie ihr Vorteil, und sie hätten ihren Souverän gern verraten, wenn sie selber dabei zu höherer Macht gelangt wären. Schade, daß Cromwells Auftauchen ihnen später jede Aussicht raubte, eine Rolle zu spielen, sonst wären sie sicher zum Sieger übergegangen. Vorerst aber fochten sie noch leidenschaftlich für ihre aristokratischen Vorrechte, in herzlicher Verachtung des Bürgerpacks und Arbeiterpöbels. Witzig, geistreich, in allen Lastern gewälzt, Verführer und gewaltige Trinker vor dem Herrn, glänzende Kavallerieoffiziere, Goring der beste Degenfechter und Duellist, immer bereit, jede seiner Infamieen „ehrenhaft“ im Blut des Gekränkten auszuwaschen. Zu seiner Clique gehörten noch der achtzehnjährige Lord Francis Villiers, später als Herzog von Bukingham historisch, der verworfene Sir Thomas Lundford, der Abenteurer Will Searthe, genannt der „Schwarze“, und ähnliches „schneidiges“ Gesindel, bei dem nur die eine Tugend wilder Bravour alle Sünden zudeckte. Von besserem Schlag, wirkliche Edelleute vom alten Schrot und Korn, waren Sir Jacob Astlay, Sir Rolf Hopton, Sir Giles Allonby, Lord Byron (der ritterliche Ahnherr des größten Revolutionsdichters), Langdale, der rauhe Haudegen Colepepper u. a., während die Günstlinge der Königin Lords Digby und Jermyn das kriechende, intrigante Hofgeschmeiß lenkten. Ein Deutscher aber, Rupert von der Pfalz, unter ihm sein Bruder Moritz, fungierte als Generalissimus, nicht nur dem äußeren Range nach als Neffe des Königs, sondern weil ihm als dem renommiertesten Reitergeneral die Führung gebührte.

Die ersten Kriegsjahre, wo auch die Royalisten nur spärliche Streitkräfte entfalteten, brachten keine Entscheidung. Bei Roundway Down, Landsdowne, Brentford, Edgehill hatte Rupert die Oberhand. Bei Newburg schon weniger.

Das Heer von Essex nahm dort eine starke Stellung ein. Auf den Biggs-Hügeln standen die dichten Massen seines Fußvolks, in der Erwartung, daß die übermächtige Reiterei der Royalisten bergan attackieren werde. Die Absicht der letzteren, umgekehrt den Feind in die Ebene herabzulocken, veranlaßte Lord Goring, der am rechten Flügel die Kavallerie befehligte, einige Schwadronen unter Sir Giles Allonby zu einem fingierten Anritt vorzusenden, dessen baldiger Rückzug dann

die Parlamentstruppen zum Vorgehen verführen sollte. Aber Sir Giles sah sich alsbald von Reiterei und Fußvolk so bedrängt, daß mehrere Kavallerieobersten der Royalisten, ohne Befehl abzuwarten, zur Unterstützung vorbrachen. Alsbald vermochte Prinz Rupert sein gewohntes Ungestüm nicht länger zu zügeln und ritt mit der Hauptmasse der Reiterei an. Die Brigaden Wilmot und Goring warfen wirklich die Parlamentskavallerie über den Haufen, obschon letztere alle Vorteile des Geländes für sich hatte, und schon schien der Tag für die Royalisten gewonnen, als der unerwartete Widerstand des Londoner Miliz-Fußvolks ihrem Triumph ein Ende machte. Diese Handwerker, Arbeiter, Kellner, Krämer und Kaufleute hatten bisher reichlichen Stoff zum Lachen gegeben, als man im Royalistenlager von ihrer Ankunft beim Revolutionsheere hörte, und die anderen Parlamentssoldaten selber mißtrauten völlig ihrer Leistungskraft. Aber zur Beschämung aller entschied diese Bürgerwehr das Schicksal der Schlacht. An ihren Piken scheiterten alle Attacken Ruperts, eine hitziger als die andere. Noch blieb aber die Reserve, Brigade Colepepper und die „Schwarzen“ Lord Byrons, unberührt, und im Augenblick, als die siegreichen Londoner aus ihren tiefen Vierecken in Linie deployierten, ritten Goring und die Reserven neuerdings an. Doch die unerschrockenen Milizen hielten auch diesen Stoß aus, das ruhige Feuer ihrer Musketiere leerte manchen Sattel, kaum gelang ein ordentlicher Rückzug dem Angreifer. In diesen Kämpfen fiel der Reisende und Sportsman Lord Carnarvon, vom Pferde gehauen; den jungen Flügeladjutanten des Königs, Earl von Sunderland, riß eine Kanonenkugel in Stücke; beim Sturm auf einen Obstgarten fand der bedeutendste Staatsmann der Königlichen Partei, der Lord Falkland, den Tod. (Ebenso war der wichtigste Parlamentsmann, Hambden, gleich bei Beginn der Feindseligkeiten gefallen, auch Sir Hopton bei Landsdowne durch Pulverexplosion verstümmelt.) Die Nacht brach herein, das Treffen blieb unentschieden. Die Londoner Miliz biwakierte auf dem Boden, den sie so hartnäckig behauptet. Trotz solcher hoffnungsvollen Leistung bemächtigte sich aber der Parlamentspartei eine gewisse Entmutigung, denn man sah ein, daß man in der Hauptwaffe, der Reiterei, niemals den Royalisten gewachsen sein werde. Der unermüdliche Rupert hat am folgenden Tage noch den Abmarsch Essex' nach London, infolge der gehabten Verluste, mit allen gefechtsfähigen Schwadronen und 1000 Musketieren zu belästigen gesucht, allerdings ohne Erfolg bei der kühlen Ruhe des Londoner Bürgerfußvolks. Wenn das so weiter ging, war ein Ende des Kampfes nicht

abzusehen: so lange die königliche Reiterei überlegen blieb, konnte an irgend welche Erfolge in offener Feldschlacht nicht gedacht werden. Der pedantische Essex wollte abdanken, man dachte schon an Verständigung mit dem König, wobei Unterhandlung immer Unterwerfung bedeutet hätte. Da trat plötzlich der Reichstagsabgeordnete Oliver Cromwell auf und machte sich anheischig, auf eigene Faust eine neue Reiterei zu bilden, wenn man ihm freie Hand lasse. Bisher nämlich hatten die eigentlichen Revolutionäre, die puritanischen „Independenten" (Unabhängigen), am Kriege nur indirekt teilgenommen, da ihr religiöser Fanatismus einerseits vor dem soldatischen Blutvergießen zurückschreckte, andererseits nicht gesonnen war, im Heere der Gemäßigten unter dem Kommando der „Lauen" und „Verdächtigen" zu fechten. Cromwell aber, als Haupt dieser englischen Jakobiner, warf nun die ganze Wucht ihrer finstern Entschlossenheit in die Wagschale. Mit wunderbarem Organisationsgenie gelang es ihm bald, aus den Pächtern und Tagelöhnern der östlichen Provinzen eine stattliche Reihe von Kürassierregimentern aufzustellen, denen bald der Name „Die Eisenseiten" im Volksmund verliehen ward. Dies Aufgebot, dem sich Dragoner und Musketiere beigesellten, trat 1644 unter dem Titel „Die Musterarmee" (Model Army) auf den Plan. Hauptquartier Gloucester. Ihr Führer, General Cromwell, sah weder aristokratisch noch militärisch aus. Wie der beste Gentleman des Königs, jener vielbeklagte Lord Falkland, klein, unansehnlich und fast häßlich im Äußern, so hatte der kommende Mann des Schicksals wenig Bestechendes für den gemeinen Mann oder Frauenaugen. Mittelgroß, breitschultrig, aber unbeholfen und schwerfällig gebaut, machte Cromwell auch wenig Anspruch auf einnehmende Gesichtszüge. Die große, dicke Nase — „rotnasiger Noll", sangen die Kavaliere —, der breite Mund, das mächtige Kinn, die tiefliegenden, ziemlich kleinen Augen, das schon sehr spärliche, blondgraue Haar — das sah alles gewöhnlich aus. Aber die blauen Augen blitzten gewaltig, Schläfen und Stirn bauten sich mächtig vor wie eine Burg tiefer Gedanken, die etwas barsche, kräftige Stimme hatte den angeborenen Ton widerspruchslosen Selbstgefühls. Bei näherem Beschauen war es das Antlitz eines großen Mannes, dies derbe angelsächsische Demokratengesicht, und nicht lange sollte es währen, bis man erkannte, dies sei wahr und wahrhaftig ein großer, ein allergrößter Mann. Seine mystische Frömmigkeit, d. h. sein Sinn für das Unendliche und das geheimnisvolle Ahnen seiner Mission, ging manchmal in Fanatismus über, sein ehrlicher Patriotismus und sein Freiheitsheldentum entartete

später zu persönlichem Ehrgeiz, denn ach, nichts Menschliches ist vollkommen. Aber so wie er nun einmal war, bleibt er Englands größter Herrscher und Feldherr, der wenigen einer, die in der Geschichte der Menschheit fortleben für und für, weil er es ehrlich meinte mit Befreiung und Besserung des Menschengeschlechts, obwohl in seiner subjektiven Weise und von Selbstsucht nicht unbefleckt. — Der bisherige Befreiungskrieg hatte im wesentlichen ein Übergewicht der Royalisten ergeben; was man von der neuen Armee erhoffen durfte, war höchstens ein Erfolg. Statt dessen, was geschah? Kaum schwang der „Zivilist“ den Feldherrnstab, stellte alles Bisherige sich förmlich auf den Kopf. In jedem kleinen Scharmützel, sowie in dem Treffen von Alresford, wo Hopton von Oberst Waller gründlich geschlagen wurde, zogen die Kavaliere den Kürzeren gegen die „Heiligen des Herrn“; und als Prinz Rupert alle Kräfte des Herzogs von Newcastle und Lord Gorings vereinte zur Deckung von York, zogen ihm das Parlamentsheer unter Sir Thomas Fairfax und das Aufgebot der Östlichen Bünde (Eastern Association) unter Cromwell unverzagt entgegen. Die Gegner, von ungefähr gleicher Stärke, lagerten im Feld von Marston Moor.

Es war Mittag vorbei, als die Vorposten scharmützelten, und der Abend kam heran, ehe der Aufmarsch beendet. An Schlacht dachte heute (2. Juli) niemand mehr. Die Reiterei bildete wie gewöhnlich die Flügel, das Fußvolk und Geschütz das Zentrum. Letzteres kommandierte auf Ruperts Seite Lord Newcastle, auf der der anderen Fairfax, an den sich rechts das schottische Hülfskorps unter Lord Leven und andere Parlamentsreiterei anschloß, ans Dorf Long-Maston gelehnt. Hier stand der wilde Lord Goring gegenüber, die Hauptmacht royalistischer Reiterei hingegen am rechten Flügel Ruperts unter dessen persönlichem Kommando. Und hierher zog sich Cromwells ganze Reiterei, darunter eine ihm unterstellte Division, die nicht zu den eigentlichen „Eisenseiten“ gehörte und vom schottischen General Lesly befehligt wurde. Das Fußvolk der Eastern Association unter Crawfurd, das gleichfalls Cromwell gehorchen sollte, rückte neben ihm ins Zentrum zu Fairfax ab oder bildete vielmehr das Verbindungsglied zwischen Cromwell und Fairfax. Vor dem linken Flügel Cromwells bis ins Zentrum lief ein schmaler Bach mit einer Art Hügel-Knick und einigen Hecken, welcher die beiderseitige Reiterei am Attackieren hinderte. Auf Cromwells Seite zog sich eine leichte Erhöhung hin, bei deren rascher Besetzung durch seine Avantgarde dieser Feldherr dem Feinde sofort zuvorkam. Ein Versuch der „schwarzen“ Brigade Byron, über die Wasserrinne

vorbrechend den Aufmarsch zu stören, ward abgelehnt. Im allgemeinen begann man beiderseits nach anfänglichem Beobachten sich aufs Lagern einzurichten, sintemal es schon 6 Uhr abends geworden war. Indem nun Cromwell die gegnerischen Maßnahmen auskundete, gewann er plötzlich den Eindruck, daß Rupert mit gewohnter Sorglosigkeit sich schon der Ruhe hingab und nach Ausstellung einiger Vedetten jede Vorsichtsmaßregel vernachlässigte, d. h. seine Schlachtformation auflöste, um später rasch lagern zu können. Auf der Stelle beschloß Cromwell Schlacht, diesen Vorteil zu benutzen. Dem intriganten Lord Montague, der nominell den Oberbefehl führte, dies melden lassen, dem widerwilligen und Gehorsam weigernden Crawfurd den Befehl zum Vorgehen mit dem Fußvolk übermitteln, ohne sich um andere Meinungen zu kümmern, und selbst mit seinen nächsten vier Kürassierregimentern über den Wassergraben vorbrechen, war ihm das Werk eines Augenblicks. Den General Lesly ließ er augenblicks mit dem zweiten Treffen der Reiterei folgen, nach links überhöhend, um die Flanke zu decken. Fast unmittelbar befand man sich in vollem Ausbruch der Entscheidung. (Schluß folgt.)



# Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

## II.

## Der alte Mensch und seine Kunst.

(Schluß.)

Ich sage mit Bedacht: der Reformation — und nicht etwa: Luthers. Vom Humanismus bis hinüber zu Thomas Münzer lehnt sich die freie Persönlichkeit gegen den kirchlichen Despotismus, die wahrhafte und einheitliche Persönlichkeit gegen den Zwiespalt von Bekenntnis und Lebenspraxis auf und fordert die unmittelbare Beziehung zwischen

Gott und Mensch, die Erneuerung des paulinischen „In Gott leben, weben und sind wir", die Durchdringung jedes Lebensmomentes mit dem Gottesbewußtsein, die Erhebung jeder Handlung zur sittlichen, verantwortlichen That: damit aber die Gestaltung eines nicht trotz des Glaubens, sondern aus Glauben freudigen Lebens. Das hat Luther bei weitem nicht so konsequent durchgedacht wie Ulrich von Hutten, wie Thomas Münzer, die ihm beide an geistiger Begabung wie an Charaktergröße überlegen waren; aber er war der Realpolitiker, er benutzte die Macht, der leider Gottes die nächste Zukunft gehörte: das Fürstentum; und so verkörperte sich in ihm der Erfolg des Protestantismus, dessen große, frühlingshafte Idee er selber in die Ketten einer zelotischen Kirche schmieden half. Es war eine tiefe Tragik, daß der protestantisch-deutschen Renaissance, dem Erwachen des freien und wahrhaften Geistes, alle, aber auch alle äußeren Bedingungen zur Verwirklichung in der Geburtsstunde zerstört wurden: durch die Verlegung des kommerziellen Schwergewichts nach dem Südwesten Europas, der das eben erblühende deutsche Städtetum lahmlegte und den Zusammenbruch Deutschlands einleitete, wie er dann in dem vom Auslande zu gunsten des sittlich verlumpten Fürstentums diktierten Westfälischen Frieden gipfelte. Nur auf kurze Zeit konnte in den Zünften der freien Reichsstädte die Lebensfreudigkeit einer im sozialen Ringen mit dem Patriziat aufstrebenden Klasse den deutschen Meistergesang gebären, in dessen Reihen der weltliche Dichter des neuen Glaubens, Hans Sachs, erstand. Er gab dem evangelischen Glauben und Leben einen markigen und tiefen Ausdruck von prächtiger Originalität. Allein, es war nur ein kurzes Leuchten, dem bald die große, zweihundertjährige Finsternis folgen sollte, in der es keine deutsche Dichtung, keine deutsche Kultur überhaupt gab.

Am Faden der ausländischen Kunst müssen wir uns forttasten, um den nächsten Anknüpfungspunkt für die deutsche Poesie aufzufinden. In England hatte der Titane Shakespeare das Drama geschaffen, mit der naiven Einfachheit des Genies, indem er die Menschen seiner Zeit auf die Bühne seiner Zeit stellte. Allein, die Bürgerkriege mit der kurzen, aber tief nachwirkenden republikanischen Episode gingen über seine Kunst vorläufig hinweg und gaben dem bürgerlichen Schauspiel, der bürgerlichen Komödie das Leben, abgesehen von dem besonderen Ausdruck, den der republikanische Puritanismus in Miltons „Verlorenem Paradiese", einer der mächtigsten religiösen Dichtungen aller Zeiten, fand. In Frankreich war unter höfischem Protektorate ein

formenglatter, an Äußerlichkeiten der antiken Poesie und Poetik sich klammernder Klassizismus erblüht, den auch Voltaire in seinen Tragödien noch pflegte; aber derselbe Voltaire saß gleichzeitig im Salon Holbach, wo dem erwachenden Bürgertum die Formeln geprägt wurden, und versuchte es mit dem bürgerlichen Lustspiel, dem Diderot das bürgerliche Schauspiel samt einer theoretischen Grundlegung zur Seite stellte. Währenddem lastete über Deutschland noch bleischwer der beschränkte und aufgeklärte Despotismus und ließ den Anläufen zur Poesie nur die Wahl zwischen dröhnenden Heldenliedern und harmloser Naturanschwärmung. Da trat Lessing auf den Plan. Er verband mit staunenswerter Meisterschaft der Sprache ein trotziges bürgerliches Bewußtsein; aus dieser Mischung formte er, dem die dichterische Schaffenskraft so gut wie fehlte, eine Reihe von Schöpfungen, die zwar keine Offenbarungen eines künstlerischen Geistes waren oder sein wollten, sondern nur die Berechtigung, ja, die Notwendigkeit einer neuen Dichtung zu erweisen hatten. Lessing fühlte und erkannte den nahen Klassenkampf des Bürgertums, und er lud ihn auf seine Schultern. Aus dieser Gesinnung heraus ist bei ihm Kritik und Dichtung mit dem Griffel eines scharfen Verstandes geschrieben; gerade dieser scheinbar so unkünstlerischen Entstehung, nicht einer einheitlichen Weltanschauung, um die Lessing vergeblich rang, verdanken sie ihre Bedeutung und Wirkung auf die nächste Zeit, an die nicht Wielands Glättung der Sprache, nicht Klopstocks feurige Leidenschaft heranreicht, trotzdem diese beiden viel mehr Dichter waren als Lessing. Der riß eben den Bretterzaun des ästhetischen Thesenzanks zwischen Gottsched und Bodmer nieder; der wies die Souveränität des Künstlers über alle Regeln an dem echten Aristoteles und an Shakespeare nach, und damit war freie Bahn für den Sturm und Drang, aus dem dann in Goethe und Schiller die klassische deutsche Dichtung emporstieg. Ihr wesentliches in kurzen Strichen zu zeichnen ist unumgänglich für die rechte Auffassung und Würdigung der Moderne, auf die es uns vor allem andern ankommt.

Goethe und Schiller vereint sind die höchste und reinste, in dieser Höhe und Reinheit aber auch letzte dichterische Verkörperung der alten Lebens- und Menschenauffassung. Goethes ästhetische Lebenskunst fand Platz in einer naturalistischen Religion; Schillers sittliche Lebensforderung weitete sich aus in eine idealistische Philosophie. Goethe sah den Menschen als stets bedingtes Naturglied; Schiller als den freien Träger der Geschichte. Darin liegt schon Goethes weiterreichende Bedeutung; denn die Beziehung, in der er den Menschen ansah, ist die

unumstößliche, allgültige. Freilich nicht die vollständige. Innerhalb des ewigen Kreises der kosmo-biologischen Abhängigkeit steht der zeitliche der sozialen, der in steter Veränderung begriffen ist. Den umging Goethe, man kann sagen: er floh ihn; den suchte Schiller auf — aber er begriff ihn falsch, indem er ihn als Freiheit begriff. So füllte Schiller die klaffende Lücke in Goethe mit seinem Irrtum aus. Die natürliche und die soziale Abhängigkeit waren noch unvereinbar miteinander: das ist das Alte, Rückwärtsweisende der kassischen Dichtung.

Und aus diesem Zwiespalt heraus wuchs dieser Dichtung Eigenart. Goethe empfand die unmittelbare Ankettung an die Natur in der Liebe zum Weibe. Die schien ihm von so unerbittlicher Notwendigkeit in ihrem Wirken, daß er sie der chemischen Affinität in Wesen und Namen gleichordnete. Sie war der Brennpunkt seines Lebens und Dichtens. Wo Schiller sich in ihrer Gestaltung versuchte, streifte er fast an Komik. Das Gleiche aber passierte Goethe, sowie er sich einmal die sittliche Begeisterung für die Menschheit anquälen wollte. Ganz von selbst ergab sich daraus für Goethe die lyrische und die epische Form, die alle feinsten Wendungen, Nüancierungen, Ausfüllungen gestattete; für Schiller das Drama in seiner straffen Großzügigkeit, die bei ihm ihren Gipfel erreichte. Der Konflikt zwischen Pflicht und Neigung, die tragische Schuld und Sühne samt der Reinigung der Affekte — das war im großen die Ästhetik des alten Dramas von den Griechen über Shakespeare auf Schiller. Und alles das war Goethe wesensfremd. Was galt ihm die sittliche Pflicht? Der Neigung folgen war für ihn Lebenskunst, nicht Schuld; verstrickte es in Schmerz, so hieß es der unabänderlichen Notwendigkeit sich fügen. Man nehme seine Verse:

„So sind wir scheinfrei dann, nach manchen Jahren
Nur schlimmer dran, als wir's am Anfang waren" —

und stelle daneben die Schiller'schen:

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entfloh'n" —

und man hat aufs klarste den Gegensatz der beiden Anschauungen, von denen die eine mit dem Wollen, die andere mit dem Müssen nicht fertig wurde; diesen Gegensatz, der aus der Weltanschauung in die Dichtung

hinübergreift, der die Gattungen stempelt, die epische für die Notwendigkeit, die dramatische für die Freiheit; der schließlich auch den Grad der Lebenswahrheit bedingt. Die Frau, dieses unmittelbare Naturwesen, dessen Aufgaben viel weniger ins Gebiet der sozialen Abhängigkeit fallen, fand in Goethes Hand vollendete Formung; er gab uns die Lotte, Philine, Gretchen, Dorothea, Leonore, Mignon. Die Gestaltung des Mannes aber, der in der Beschränkung auf den geschlechtlichen Kreis unerträglich wird, blieb Schillers Kunst vorbehalten; sie schuf die Moor, Verrina, Wallenstein, Burleigh, Demetrius. Denn was bedeutet gegen sie der politischste der Männer Goethes, Antonio? Was andererseits gegen jene Frauen das sinnlichste der Weiber Schillers, die Eboli? Natürlich suchte jeder von ihnen gelegentlich ins Reich des anderen einzutreten. Für die Naturabhängigkeit fand dann Schiller nur die Form des astrologischen Aberglaubens oder des verhängnisvollen Fluches; Goethe wiederum für die politischen Wogen nur kleine Intriguen und Lächerlichkeiten; oder aber er lauschte ihnen aus der Ferne, wo er eben noch leise ihr Branden hörte, wie im Tasso und Hermann, und sich desto behaglicher in seiner Ruhe fühlte.

Das ist im wesentlichen der Boden, auf dem unsere klassische Dichtung erwuchs, und ohne dessen genaue Kenntnis sie in ihrer tiefsten Eigenart nie begriffen, und auch nie genossen werden kann. Bei der Betrachtung der Moderne wird sich Gelegenheit bieten, die Frage zu erörtern, ob nach dem Siege neuer Weltanschauungen und einer ihnen entsprossenen Kunst der Klassizismus, namentlich der Schillers, mehr als eine große Erinnerung, ob er einen aktiven Faktor auch fernerhin bedeutet. Jetzt gilt es erst einmal die für unseren Gegenstand so eminent wichtige Thatsache zu beleuchten, daß der Katholizismus die Kunst Goethes aufs schroffste ablehnt und Schiller nur in einzelnen Schöpfungen eben duldet, im ganzen aber ebenfalls zurückweist. Die Thatsache bedarf keines Beweises; ich hoffe, kein Katholik wird sie bestreiten wollen. Warum nun diese Gegnerschaft?

Der strenggläubige Vilmar hat seiner Zeit mit Recht ausgeführt, daß Goethe weit religiöser gewesen sei als Schiller. Die Praxis der Kirche aber scheint das Umgekehrte zu erweisen. Der Widerspruch löst sich sehr einfach. Der Pantheismus Goethes ist freilich Religion, nicht Philosophie; aber eine Religion, die neben sich kein einziges christliches Dogma duldet. Von der Gotteslehre bis zur Bestimmung des Menschen ist der Pantheismus unver-

einbar mit dem kirchlichen Lehrsystem. Schillers Idealismus ist zunächst durchaus Philosophie; aber wo er sich religiös äußert, geschieht es stets (und ganz konsequent) in theistischer, dualistischer Weise. Dazu die sittliche Wahlfreiheit des Menschen — da läßt sich ganz leidlich paktieren. Schillers eigene ästhetische Teleologie freilich ist auch für die Kirche unannehmbar. Aber sie liegt eben von dogmatischen Fragen weitab und kollidiert nicht mit ihnen, was bei Goethe, begreiflich genug, alle Augenblicke geschieht. Sehen wir also einmal ganz von dem fanatischen Zorn ab, den die katholische Kirche gegen Goethes Lebenspraxis im Busen trägt, ein Punkt, in dem Schiller sich ja auch viel weniger exponiert hat, so bleibt eben doch der ganze Haß gegen des ersteren antikirchliche Weltanschauung, der um so mehr Goethes ganzes Schaffen mittreffen muß, als Goethe in jedem seiner für die Öffentlichkeit in Betracht kommenden Werke, vom Faust und Meister bis zu den kleinsten Gedichten einen Ausschnitt seiner Religion oder Lebenskunst gegeben hat. Im Gegensatz dazu hat Schiller leider nicht einmal selten poetisch experimentiert. Die Schöpfungen, in denen er ganz aus sich selbst heraus den sittlichen Willen als Forderer oder gar als Nehmer der Freiheit darstellte, sind freilich für Rom ein Greuel; sein allerunnatürlichstes, erquältestes Experiment aber, die „Jungfrau von Orleans“, hat allenfalls Gnade vor dem katholischen Richterstuhl gefunden. Die anderen Dramen sind als revolutionär geächtet — denn in der That enthalten sie von den „Räubern“ bis zum „Demetrius“ mit nur zwei Ausnahmen die Rebellion des freien Willens gegen die Autorität, die Rebellion in allen möglichen Formen bis zum Tyrannenmord — und das alles ist nach dem Moralkodex der Gesellschaft Jesu doch nur für den einen Fall gestattet, daß es im Interesse der Kirche geschieht. Also: bei Goethe ist die ganze Weltanschauung, bei Schiller die Art, wie der sittliche Wille sich bethätigt, durchaus unkatholisch. Das genügt. Andere Maßstäbe kennt der Katholizismus nicht. Denn entsinnen wir uns nur: Herr P. Kreiten S. J. hat es mit Emphase verkündet, daß auch alle Kunst letzten Endes der Gottesverehrung diene; und damit man nicht als schlagendes Beispiel dafür Goethe zitiere, möge man bedenken, daß Gottesverehrung im katholischen Sinne nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als das Bekenntnis des gesamten Tridentinums samt Nachträgen, vom Dreieinigkeitsglauben bis zu Mariä unbefleckter Empfängnis und päpstlicher Unfehlbarkeit. Vor diesem Maßstabe freilich vermag die klassische Dichtung nicht zu bestehen.

Ich sagte eben schon, daß die in Goethes Weltanschauung klaffende

Lücke durch Schillers Idealismus eine ganz heterogene Ausfüllung erfuhr. Die alte Weltanschauung fiel hier in zwei Hälften auseinander, die sich fremd und unvermittelt gegenüberstanden. Sie noch einmal zur Einheit zusammenzufassen, war der Versuch der Romantik, der letzte Versuch großen Stiles in diesen Fragen. Sie trat dabei als Erbin der Goethe'schen Ideen auf, indem sie die dort ausgesprochene naturale Abhängigkeit durch die soziale ergänzte. Die strengste Form sozialer Bedingtheit aber war die klerikal-feudale Gesellschaftsordnung des Mittelalters, die denn auch das Ideal der Romantiker darstellte. Der spinozistisch klare Pantheismus Goethes ward mystisch durchtränkt und damit befähigt, langsam in den Katholizismus hinüberzudämmern, ohne daß er freilich seinen Ausgangspunkt je verleugnet hätte: selbst bei dem urkatholischen Eichendorff ist die religiöse Lyrik pantheistisch angehaucht. Alles das ist der künstlerische Reflex des letzten Vorstoßes, den um jene Zeit der Feudalismus gegen die sich emporringende bürgerliche Demokratie auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete unternahm. Indem aber die Romantik eine vergangene Welt- und Lebensanschauung, die in Wahrheit finster und brutal war, als Ideal sich und den anderen vorgaukelte, wurde sie die Verkörperung der Lüge in der Kunst. Daß in Kleist eine vieles verheißende Kraft, in Novalis eine vielleicht einzige Empfindlichkeit der Stimmung sich offenbarte, ist unbestritten; hätten aber beide länger gelebt, so hätte jener sich ebenso sicher zur Gegenwartskunst durchgerungen, wie dieser in den Sümpfen der Lebensflucht und Phantastik erstickt wäre. Im Ende der Romantik lösen die alte Weltanschauung, der alte Mensch und seine Kunst sich auf. In ihrem Zusammenbruch begrub sie freilich für ein paar Jahrzehnte die Entwickelungsbedingungen einer neuen Dichtung, die nur in tastenden Versuchen an der Oberfläche auftauchte. Mit der Romantik aber machte auch der Katholizismus als Kunstinhalt Bankerott. Es hatte sich gezeigt, daß man aus der neuen Zeit ins Mittelalter flüchten mußte, um überhaupt katholische Lebensinhalte, katholische Lebensideale poetisch zu gestalten. Diese Flucht war möglich, so lange das jesuitische Habsburg, die despotischen Romanows und das orthodox-beschränkte Hohenzollern alle freien und neuen Regungen daniederhielten. Aber gewaltig erhob sich schließlich die neue Zeit und rief alle Mann auf Deck. Und die sich hinter die Klostermauern des Katholizismus verkrochen hatten und hinter ihnen am sichersten Schutz vor den losbrechenden Stürmen zu finden meinten, versäumten den Anschluß. Als sie sich hervorwagten, da merkten sie,

daß die Brücke zur neuen Weltanschauung, zum neuen Leben abgebrochen war; daß sie auf dem alten Lande zurückblieben und sich damit begnügen mußten, von ferne die lebensüppige Pracht zu schauen, in der aus dem jungfräulichen Erdreich eine neue Kunst hervorsproß.



# Ein Atheisten-Diner.

Von J. Barbey d'Aurévilly.

(Paris.)

(Fortsetzung.)

Mesnil sagte in der That nichts. Er hatte den Ellbogen aufgestützt, lehnte eine Wange in seine Hand und hörte ohne Schaudern, aber auch ohne Genuß all die Scheußlichkeiten an, die man sich da vor ihm erzählte und gegen die er längst unempfindlich und blasiert war. In dem Milieu, in dem er sein Leben lang gelebt, hatte er soviel dergleichen gehört. Für den Mann ist das Milieu fast sein Schicksal. Im Mittelalter wäre der Chevalier von Mesnilgrand wahrscheinlich ein glaubenseifriger Kreuzfahrer gewesen. Im 19. Jahrhundert war er ein Soldat Bonapartes, dem sein Vater nie von Gott gesprochen, der lange Zeit in Spanien in einer Armee gelebt hatte, die sich alles gestattete und sich soviel Sakrilegien erlaubte, wie nur je die bourbonische Armee bei der Einnahme Roms. Glücklicherweise ist das Milieu jedoch nur für die gewöhnlichen Seelen ein Verhängnis. In den wahrhaft starken Persönlichkeiten lebt immer etwas, und sei es auch nur ein Atom, das sich über die umgebenden Verhältnisse hinwegsetzt und den Kampf mit ihnen wagt. Dies Atom lag unbesiegbar in Mesnilgrand. Er hätte heute nichts gesagt und mit der Gleichgültigkeit einer Bronze den Strom gottlosen Unrats, der wie höllisches Pech und Schwefel kochte, an sich vorüberrauschen lassen. Aber da ihn Rançonnet fragte, antwortete er mit einer Ruhe, die fast an Melancholie streifte:

„Was sollte ich auch sagen? Herr Reniant hat doch nicht eine

solche Heldenthat vollbracht, daß sie solcher Bewunderung würdig wäre! Wenn er geglaubt hätte, daß es Gott sei, der lebendige, rächende Gott, den er da den Schweinen vorwarf, auf die Gefahr hin, vom Blitze getroffen zu werden und in die Hölle hinabzustürzen, wäre es tapfer gewesen und ein Mut über den Tod hinaus, denn Gott kann ja ewig strafen. Das wäre Verwegenheit, tolle Verwegenheit, übermenschlicher Hohn gewesen. Leider hatte die Sache jedoch nicht diese Schönheit. Herr Reniant glaubte nicht, daß diese Hostien Gott wären. Er zweifelte nicht im geringsten, daß es Brotstücke seien, die irgend ein abergläubischer Dummkopf geweiht hatte, und für ihn, wie für Dich, mein lieber Rançonnet, war es nicht heroischer, diese Hostienbüchse in den Schweinetrog zu leeren, als etwa eine Tabatière oder ein Brotbüchse.

„Eh! eh!“ machte der alte Mesnilgrand, lehnte sich in seinem Stuhle zurück und betrachtete seinen Sohn unter der vorgehaltenen Hand. Alles, was der junge Mesnil sagte, interessierte ihn, selbst wenn sie nicht einer Meinung waren. Diesmal waren sie es jedoch und er wiederholte sein „Eh! eh!“

„Hier, mein guter Rançonnet,“ begann Mesnil wieder, „handelt es sich also eigentlich — sagen wir das Wort nur gerade heraus — um eine Schweinerei! Aber was ich schön finde, sehr schön und mir zu bewundern erlaube, das ist diese Tesson, die das, was sie für ihren Gott hält, auf dem Herzen trägt, die aus ihren jungfräulichen Brüsten dem Gott aller Reinheit ein Tabernakel baute, die ruhig alle Niedrigkeiten und Gefahren des Lebens durchschreitet mit unerschrockener, glühender Brust, Gottes Trägerin, Tabernakel und Altar zugleich! Und ein Altar, auf dem sie in jedem Augenblick ihr eigenes Blut vergießen konnte. Du, Rançonnet, Du, Mautravers, Du, Selune und ich selbst, wir tragen den Kaiser auf der Brust, da uns sein Orden schmückt, und dieser Anblick erhöhte oft im Feuer unsern Mut. Aber sie trägt nicht das Bild ihres Gottes auf dem Herzen, er ist es wirklich, für sie! Der greifbare Gott, den man berühren kann, und der sich den Kranken, die nach ihm hungern, hingiebt! und den sie ihnen mit Gefahr ihres Lebens an das Lager bringt. Mein Ehrenwort, das kommt mir erhaben vor. Ich denke von diesem Mädchen wie die Priester, die ihr ihren Gott zu tragen gaben, von ihr dachten. Ich möchte gerne wissen, was aus ihr geworden ist. Vielleicht ist sie gestorben; vielleicht lebt sie elend in einem Winkel; aber wäre ich auch der Marschall von Frankreich und träfe sie eines Tages bettelnd und barfuß im Straßenkot, ich stiege vom Pferde und zöge tief den Hut vor dem edlen Mädchen, als

trüge sie wirklich Gott auf dem Herzen. Und Heinrich IV. konnte sicher nicht bewegter vor dem Sakrament, das man zu einem Armen trug, in den Staub niederfallen, als ich vor dem Mädchen niederknieen würde."

Seine Wange lehnte nicht mehr in seiner Hand. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, und während er vom Niederknieen sprach, schien er zu wachsen, und wie die Braut von Corinth in dem Gedichte Goethes, ohne sich vom Stuhle erhoben zu haben, plötzlich bis an das Plafond zu reichen.

„Da hört denn doch alles auf" — rief Mautravers und schlug mit der geballten Faust wie mit einem Hammer einen Pfirsichkern entzwei. „Jetzt knieen die Eskadronchefs der Husaren vor frommen Weibern nieder!"

„Wenn sie es noch machten wie die Infanterie vor der Kavallerie," schrie Rançonnet, „um sich auf dem Bauche an den Feind zu schleichen!" Eigentlich sind es ja keine unangenehmen Maitressen, die Oremusfängerinnen, die sich für jeden Spaß, den sie uns und wir ihnen bereiten, schon verdammt glauben. Aber, Kapitän Mautravers, es giebt noch etwas Schlimmeres für einen Soldaten, als so einer Bigotten zu ein paar Gewissensbissen zu verhelfen, nämlich, wenn man selbst fromm wird, wie der erste beste Schwachmatikus, und das, nachdem man den Krummsäbel geschwungen hat! . . . . Wo meinen Sie wohl, meine Herren, daß ich am letzten Sonntag in der Dämmerung den Kommandanten Mesnilgrand, denselben, der hier sitzt, erwischt habe?"

Man dachte nach und antwortete nicht gleich, aber von allen Seiten des Tisches richteten sich fragende Blicke auf den Kapitän Rançonnet.

„Bei meinem Säbel," fuhr dieser fort, „ich bemerkte ihn von weitem, wie er gerade durch die niedrige Thür auf dem Platze in die Kirche schlüpfte. Ich war wie aus den Wolken gefallen. ‚Donnerwetter,' sagte ich mir, ‚bin ich denn mit Blindheit geschlagen? Das war doch ganz bestimmt Mesnilgrands Haltung . . . aber was will der denn in der Kirche?' . . . Dann erinnerte ich mich plötzlich wieder an unsere alten verliebten Komödien mit den verfluchten Betschwestern in den spanischen Kirchen. ‚Halt,' dachte ich, ‚das ist also noch nicht zu Ende; wie in alten Zeiten zieht ihn wohl irgend ein Unterrock dahinein! Aber der Teufel soll mir noch heute mit seinen eigenen Krallen die Augen auskratzen, wenn ich nicht sehe, welche Farbe er hat.' Ich trat also ein . . . . unglücklicherweise war es so dunkel darin, wie im Schlund der Hölle. Man trat und fiel über alte, knieende Weiber, die ihre

Paternosters hinschwatzten. Ich tappte mich, so gut es ging, durch dies infernalische Gemisch von Dunkelheit und betenden Gerippen, und meine Hand faßte plötzlich meinen Mesnil, der den Seitengang schon wieder zurückkam. Aber stellen Sie sich vor, — er wollte mir nicht sagen, was er in dem Kasten da gemacht habe. Und deshalb denunziere ich ihn heute, damit Sie, meine Herren, ihn zwingen, sich zu erklären."

„Na also, Mesnil, sprich! Rechtfertige Dich! Antworte heute!" schrie man von allen Ecken und Enden des Saales.

„Ich soll mich rechtfertigen?" fragte Mesnil erheitert. „Aber ich glaube, ich darf doch thun, was mir gefällt. Ihr schreit ja den ganzen Tag gegen die Inquisition, wollt Ihr nun selbst Inquisitoren für Eure Sache sein? — Ich bin am Sonntag Abend in die Kirche gegangen, weil es mir so gefallen hat."

„Und weshalb hat es Dir so gefallen?" fragte Mautravers. „Wenn der Teufel ein Logiker ist, kann ein Kürassierhauptmann es auch einmal sein!"

„Allerdings," lachte Mesnilgrand. „Ich ging also in die Kirche — vielleicht um zu beichten. Jedenfalls ist meinetwegen die Thür eines Beichtstuhls geöffnet worden. Aber, Rançonnet, nicht wahr, man kann nicht sagen, daß meine Beichte sehr lange gedauert habe?"

Sie merkten wohl, daß er im Scherz rede, doch hinter dem Scherz verbarg sich irgend ein Geheimnis, das sie reizte.

„Deine Beichte? Himmeldonnerwetter! Du bist also ein Duckmäuser geworden?" rief Rançonnet, der die Sache tragisch nahm, in höchster Betrübnis aus. Dann aber wandte er sich von diesem Gedanken wieder ab, so schnell und brüsk wie ein Pferd sich aufbäumt: „Aber nein," schrie er, „das ist ja unmöglich! Stellt Euch doch nur vor, der Eskadronchef Mesnilgrand beichtend, wie ein altes Weib auf den Knieen auf einem Klappkniestühlchen, die Nase am Gitter in dem Schildwachhaus eines Priesters? Das Schauspiel kann nicht in meinen Schädel. Eher dreißigtausend Bomben!"

„Du bist sehr liebenswürdig, ich danke Dir" — antwortete Mesnilgrand mit komischer Sanftmut wie ein Lamm.

„Nun wollen wir aber mal ernsthaft reden," unterbrach ihn Mautravers. „Ich bin derselben Meinung wie Rançonnet. Niemals werde ich glauben, daß ein Mann Deines Kalibers, mein alter Mesnil, zum Kreuze kriechen würde. Nicht einmal in der Todesstunde springen Leute Deiner Art in den Weihwasserkübel wie ein erschrockener Frosch!"

„Ich weiß nicht, was Sie, meine Herren, in der Todesstunde

machen werden," — gab Mesnil langsam zurück. „Aber was mich anbetrifft, möchte ich für jeden Fall vor der Abreise in die andere Welt mein Bündel sauber geschnürt haben."

Er hatte so ernsthaft gesprochen, daß seinen Worten ein Schweigen folgte, als sei eben ein Pistolenschuß gefallen.

„Aber lassen wir das" — fuhr Mesnilgrand fort. „Ihr seid, wie es scheint, noch abgestumpfter als ich durch den Krieg und das Leben, das wir alle geführt haben .... Ich sage nichts über die Ungläubigkeit Eurer Seelen, aber da Du, Rançonnet, nun durchaus wissen willst, weshalb Dein Kamerad Mesnilgrand, den Du für einen ebenso überzeugten Atheisten hältst, wie Dich selbst, neulich abends in die Kirche gegangen ist, will ich es Dir gerne sagen. Es handelt sich da um eine ganze Geschichte ... und wenn ich sie erzählt habe, wirst Du vielleicht, auch ohne an Gott zu glauben, verstehen, warum ich es gethan habe."

Er machte eine Pause, um seiner Erzählung mehr Feierlichkeit zu geben und begann dann:

„Du sprachst eben von Spanien, Rançonnet, — dort spielt sich meine Geschichte ab. Mehrere von uns haben ja den verhängnisvollen Krieg von 1808 mitgemacht, mit dem der Untergang des Kaiserreiches und all unser Unglück begann. Keiner von uns wird diesen Feldzug je vergessen, am allerwenigsten Du, Selune, Du trägst ja das Andenken an ihn nur allzu deutlich auf dem Gesicht."

Der Kommandant Selune saß in der Nähe des alten Herrn von Mesnil, dem jungen gerade gegenüber. Er war ein stark gebauter Mann, der noch eher wie der Herzog von Guise den Beinamen „mit der Schmarre" verdient hatte. Er hatte nämlich bei einem kleinen Vorpostengefecht in Spanien einen fürchterlichen Säbelhieb empfangen, der sein Gesicht von der linken Schläfe bis ans rechte Ohr in zwei Hälften geteilt hatte. Unter normalen Umständen hätte diese schreckliche Verwundung, gut verheilt, auf dem Gesichte eines Soldaten eher einen guten Eindruck gemacht. Aber der Chirurg, der die Wunde zusammennähen sollte, war entweder eilig oder ungeschickt gewesen, — man befand sich gerade auf der Flucht, und um schneller fertig zu werden, hatte er die Wundlippen ungleich miteinander verbunden, so daß eine höher stand als die andere, und dann mit der Schere den überstehenden Fleischkamm einfach abgeschnitten, wodurch nicht nur eine Furche, sondern eine grauenhafte Schlucht in dem Gesicht Selunes zurückgeblieben war. Es sah schrecklich, grandios schrecklich aus. Wenn ihm das Blut in den Kopf stieg, was bei seinem heftigen Wesen oft der Fall war, rötete sich

die Wunde und lag wie ein breites, rotes Band auf seinem bronzenen Gesicht. In den Tagen ihres gemeinsamen Strebens hatte ihm Mesnil einmal gesagt: „Du trägst das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Gesicht, noch ehe Du es auf der Brust hast, aber warte nur, es wird auch bald dahin hinabsteigen.“

Doch das Reich war untergegangen, ehe sich das Wort erfüllte; Selune war nur Chevalier.

„Ja, meine Herren,“ sprach Mesnilgrand weiter, „wir haben in Spanien gräßliche Sachen erlebt, nicht wahr? Und wohl auch verübt; doch glaube ich nie etwas Abscheulicheres gesehen zu haben, als das, was ich nun die Ehre haben werde, Ihnen zu erzählen.“

„Ich,“ unterbrach ihn Selune mit der ganzen Blasiertheit eines alten Verstockten, der nicht versteht, wie sich jemand wegen solcher Kleinigkeiten aufregen kann, „ich habe einmal gesehen, wie man achtzig Nonnen halbtot eine auf die andere in einen Brunnen geworfen hat, nachdem sie vorher von zwei Schwadronen brillant vergewaltigt worden waren.“

„Das sind Brutalitäten ganz gewöhnlicher Soldaten,“ entgegnete Mesnilgrand kalt, „hier handelt es sich um die raffinierteste Bosheit eines Offiziers.“

Er nahm einen Schluck aus seinem Glase, und während sein Blick die Tischgesellschaft überflog, fragte er:

„Kannte jemand von Ihnen, meine Herren, den Major Ydow?“

Nur Rançonnet antwortete: „Ich kannte ihn, den Major Ydow! Und wie! Er war mit mir bei den 8. Dragonern.“

„Da Du ihn also kanntest,“ begann Mesnil wieder, „kanntest Du ihn nicht allein, er hatte doch eine Frau bei sich ....“

„Die Rosalba, — genannt Pudica,“ fiel Rançonnet ein, „seine berüchtigte ....“, er sprach das Wort unverhohlen aus.

„Ja,“ antwortete Mesnil gedankenvoll, „denn eine solche Frau verdiente nicht den Namen Maitresse, nicht einmal als die eines Ydow .... der Major hatte sie aus Italien mitgebracht, wo er vor Ausbruch des spanischen Krieges in einem Reservekorps als Hauptmann stand. Da ihn außer Dir, Rançonnet, niemand hier kennt, mußt Du mir gestatten, die übrigen Herren mit diesem Satan von einem Menschen bekannt zu machen, dessen Ankunft bei den 8. Dragonern ziemlich viel Aufsehen erregte. Er war offenbar kein Franzose, und Frankreich braucht das nicht zu bedauern. Er stammte, glaube ich, aus Illyrien oder aus Böhmen, aber wie dem auch sei, er war jedenfalls ein sonderbarer

Mensch und deshalb überall ein Fremder, er schien überhaupt das Blut mehrerer Rassen in sich zu haben. Er selbst behauptete, man müsse seinen Namen griechisch aussprechen Ἀΐδεν, da er aus Griechenland stamme. Seine Schönheit ließ das auch glaublich erscheinen, denn er war schön, fast zu schön für einen Soldaten. Wer weiß, ob es einem dann nicht weniger angenehm ist, sich das Gesicht zerhauen zu lassen, wenn man so schön ist? Man hat dann doch gewissermaßen eine Achtung vor sich wie vor einem Meisterwerk. Aber ein wie prachtvolles Kunstwerk er auch war, er ging tapfer mit den anderen ins Feuer; und nachdem man das von dem Major Ydow gesagt hat, hat man eigentlich alles von ihm gesagt. Er besaß nicht das, was der Kaiser „le feu sacré“ nannte. Trotz seiner Schönheit fand ich oft bei ihm, wie unter den prachtvollen Zügen versteckt, ein häßliches Gesicht. Als ich neulich einmal wieder in den Museen herumbummelte, fand ich irgendwo eine Ähnlichkeit mit dem Major Ydow und zwar in einer Büste des Antinous, der der schlechte Geschmack oder die Laune des Bildhauers zwei Smaragden als Pupillen eingesetzt hatte. Nur erhellten die meergrünen Augen des Majors einen heißen, olivfarbenen Teint und ein tadellos proportioniertes Gesicht; aber was in dem Licht der melancholischen Abendsterne seiner Augen wollüstig schlief, war nicht Endymion: das war ein Tiger, . . . und eines Tages sah ich ihn aufspringen. Der Major war eigentlich beides: blond und brünett. Seine dichten Haare lagen in kohlschwarzen Locken um seine niedere Stirn und seine ausgebuchteten Schläfen, während sein langer, gepflegter Schnurrbart das fade, fast gelbe Blond des Zobels hatte . . . . Man sagt, es sei ein Zeichen von Treulosigkeit und Hinterlist, wenn Haar- und Bartfarbe nicht übereinstimmten. Nun, der Major könnte so gut wie mancher andere den Kaiser verraten haben; doch sollte er dazu nicht Zeit finden. Als er zu den 8. Dragonern kam, war er nur falsch und auch das nicht einmal so sehr, als daß man es ihm angemerkt hätte. Vielleicht verdankte er diesem Umstande seine Unbeliebtheit bei den Kameraden. Jedenfalls wurde er nach und nach das böse Tier im Regiment. Er war äußerst eitel auf seine Schönheit, der ich jedoch manche Häßlichkeit meines Bekanntenkreises vorgezogen hätte, und schien überhaupt nur ein Spiegel für — na, für die Geschöpfe zu sein, zu denen Du Rançonnet, eben die Rosalba rechnetest. Er war ungefähr fünfunddreißig Jahre, und Sie können sich wohl vorstellen, daß er bei seiner Art von Schönheit, die allen Frauen, selbst den stolzesten, gefällt — das ist nun einmal ihre Schwäche — gräßlich von ihnen verzogen wor-

den war, und alle Laster, die sie uns beibringen, gründlich kannte; doch sagte man, daß er auch in jenen, die sie uns nicht lehren, und mit denen man sich nicht brüstet, wohl erfahren war. Damals waren wir ja alle keine Mucker, eher ziemlich schlimme Gesellen, Spieler, Wüstlinge, Verführer, Duellanten, gelegentlich auch Trinker, die sich auf jede Art und Weise zu amüsieren suchten. Wir hatten aber vor allen Dingen nicht das Recht, es mit anderen genau zu nehmen. Aber er galt selbst bei uns als der schlimmste! Man traute ihm alles zu. Ich stand nicht bei den 8. Dragonern, doch kannte ich mehrere Offiziere des Regimentes, die alle in der absprechendsten Weise über ihn urteilten. Sie klagten ihn der Speichelleckerei und der niedrigsten Streberei an, ja, sogar der Spionage; er schlug sich zweimal wegen dieses Verdachtes, doch änderte es die öffentliche Meinung nicht. Eine gewisse Unklarheit über seinen Charakter vermochte er niemals wegzuschaffen. Wie er zu gleicher Zeit blond und brünett war, was doch sehr selten vorkommt, hatte er stets Glück, sowohl ihm Spiel als bei den Frauen, was wohl noch ungewöhnlicher ist. Übrigens mußte er dies doppelte Glück teuer bezahlen. Die Eifersucht, die seine Schönheit einflößte — die Männer mögen noch so gut die Gleichgültigen spielen, wenn es sich um Häßlichkeit handelt, und sich noch so oft ihr selbst erfundenes Trostwort wiederholen, daß ein Mann schön genug ist, wenn er seinem Pferde keinen Schreck einflößt — sie sind untereinander ebenso kleinlich und niederträchtig eifersüchtig, wie die Frauen unter sich — also diese Eifersucht und seine Erfolge im Spiel erklärten wohl zum großen Teil die Antipathie, die man gegen ihn hegte, und die sich aus Haß in Verachtung kleidete, denn die Verachtung beleidigt noch mehr als der Haß, und der Haß weiß das sehr wohl .... Wie oft hörte ich ihn nicht mit halber Stimme „gefährliche Kanaille“ schimpfen, obwohl man keine Beweise für die Wahrheit dieser Behauptung hätte liefern können .... Aber ich,“ hier erhob Mesnilgrand seine Stimme mit seltsamer Energie, in der etwas wie Grausen durchbrach, „ich weiß etwas, das man nicht laut von ihm sagte, das mir aber genügt ....“

„Dann wird es uns wahrscheinlich auch genügen,“ lachte Rançonnet, „aber zum Teufel, ich kann nicht begreifen, welcher Zusammenhang zwischen Deinem Kirchenbesuch am Sonntag und dem verdammten Major vom 8 Dragonerregiment sein könnte, der alle Kirchen und Kathedralen Spaniens und der ganzen Christenheit geplündert haben würde, um seinem Weibsstück aus dem Gold und den Steinen der Monstranzen Schmuck machen zu lassen?“

„Stillgestanden, Rançonnet," erwiderte ihm Mesnil. „Du bist doch immer der gleiche Feuerkopf und ungeduldig, als ging's in den Feind. Laß mich nur ruhig mit meiner Geschichte manövrieren, wie ich will."

„Na, also marsch!" schrie der hitzige Kapitän und kühlte seinen Mut an einem vollen Glas Piccardans.

Mesnilgrand begann wieder.

„Wahrscheinlich wäre Ydow ohne die Frau, mit der er lebte, und die man als seine Gattin behandelte, trotzdem sie nur seine Maitresse war und einen andern Namen trug, nur sehr wenig mit den Offizieren seines Regiments zusammengekommen; aber eine Frau könnte selbst den Teufel anziehen. Man verkehrte mit dem Major seiner Frau wegen, und manch einer, der sonst kein Wort mit ihm gewechselt haben würde, that es nun in der stillen Hoffnung, einmal von ihm eingeladen zu werden und mit ihr zusammen zu sein. Es giebt eine moralisch-arithmetische Gleichung, die, ehe eine Philosoph sie niederschrieb, alle Menschen wie vom Finger des Satans in ihre Brust geschrieben fühlten: „daß bei einer Frau der Weg zum ersten Liebhaber weiter ist, als vom ersten zum zehnten", und das schien sich bei keinem Menschen besser zu bewahrheiten, als bei der Frau des Majors. Da sie sich ihm hingegeben hatte, konnte sie sich ebenso gut einem anderen hingeben, und jeder Mensch konnte dieser andere sein. In kurzer Zeit wußte man bei den 8. Dragonern, wie wenig frech diese Hoffnung gewesen war. Von allen Männern, die sich auf Frauen verstehen und durch alle weißen, parfümierten Tugendmäntelchen hindurch ihr wahres Wesen wittern, wurde die Rosalba sofort als der korrumpiertesten eine erkannt — als eine Vollkommenheit in der Verderbnis.

Und ich versäumte sie nicht, nicht wahr, Rançonnet? Du hast sie vielleicht besessen und weißt, daß es keine strahlendere, faszinierendere Kristallisation aller Laster auf Erden geben kann. Wo hatte der Major sie her? Sie war noch so jung. Man wagte zuerst nicht recht, sich darnach zu fragen, doch dauerte das Zögern nicht lange. Die Feuersbrunst, die sie anstiftete, — sie begnügte sich nicht mit den Offizieren des 8. Dragonerregiments, — nahm bald ganz seltsame Dimensionen an . . . . Wir waren an Maitressen gewöhnt, aber niemand von uns hätte sich eine Frau wie diese Rosalba auch nur vorstellen können. Wir kannten viele schöne Mädchen, aber sie waren fast alle von demselben Typus, kühn, männlich und fast unverschämt, meistens leidenschaftliche Brünetten, pikant und aufreizend in der Uniform, die sie auf Wunsch

der Liebhaber oft trugen. Wie die legitimen und anständigen Offiziersgattinnen haben auch diese Maitressen ein Etwas an sich, woran man erkennt, daß sie fast ausschließlich mit Militärs zusammenkommen. Aber die Rosalba des Majors Ydow hatte nichts mit den üblichen Abenteurerinnen und Regimentsanhängerinnen gemein. Beim ersten Anblick erschien sie einem als ein schlankes, bleiches, junges Mädchen — sie blieb nicht immer bleich, wie man gleich sehen wird — mit einem Wald von blonden Haaren. Das war alles, — es war äußerlich nichts Erstaunliches an ihr. Ihre Gesichtsfarbe war nicht weißer als die aller Frauen, in denen ein frisches und gesundes Blut zirkuliert. Ihr Haar war nicht von jenem glänzenden Blond, das wie Gold metallische Reflexe hat, oder von der matten Bernsteinfarbe, wie ich es oft bei Schwedinnen sah. Ihre Züge waren klassisch, sie hatte ein sogenanntes Cameengesicht, das aber kein Härchen von den Gesichtern dieser Art abwich, deren korrekte Regelmäßigkeit für alle leidenschaftlichen Seelen etwas so langweiliges hat. Kurz und gut, sie war im ganzen, was man ein schönes Mädchen nennt — aber die Tränke, die sie reichte, waren nicht von derselben Art wie ihre Schönheit; die lagen irgendwo anders verborgen und zwar da, wo man es nie erraten hätte .... in dem Ungeheuer von Schamlosigkeit, das sich Rosalba zu nennen wagte, das den unbefleckten Namen trug, der nur der Unschuld gebührt, das, nicht zufrieden, „die Rose“ und „die Weiße“ zu heißen, sich auch noch die Schamhafte, „Pudica“, nannte.

Und dieser Name Rosalba war nicht etwa eine Ironie, die Natur hatte ihn selbst auf ihre Stirn geschrieben ... denn Rosalba war nicht allein ein junges Mädchen von seltsam keuschem Aussehen, sie war die Scham selbst. — Wenn sie so rein gewesen wäre wie die Jungfrauen im Himmel, die vielleicht unter dem Blicke der Engel erröten, sie könnte nicht mehr Scham in sich gehabt haben. Ich glaube ein Engländer — es kann auch nur ein Engländer sein — hat einmal gesagt, die Welt sei das Werk des tollgewordenen Teufels. Jedenfalls war es dieser Teufel, der in einem Anfall von Verrücktheit die Rosalba geschaffen hatte, um sich einen Spaß zu machen — den Teufelsspaß, die Wollust mit der Scham und die Scham mit der Wollust durcheinander zu hacken und mit einer himmlischen Würze dies höllische Ragout des Genusses, den dies Weib sterblichen Männern bereitete, zu würzen. Das Schamgefühl der Rosalba drückte sich nicht allein in ihrer Physiognomie aus, — die trotz allem das ganze System Lavaters auf den Kopf gestellt hätte, sie war sowohl in ihrem Innern als in ihrem Äußern.

Sie war auch keine Heuchelei, — diese Huldigung brachte die Lasterhaftigkeit der Rosalba der Tugend niemals dar. Die Rosalba war schamhaft, wie sie wollüstig war, — das Außerordentliche war eben, daß sie beides zu gleicher Zeit in gleich ungeheurem Maße in sich vereinigte. Wenn sie das . . . das gewagteste gesagt oder gethan hatte, hatte sie eine so wunderbare Art zu flüstern: „Ich schäme mich," daß ich es noch heute zu hören glaube. Sie war ein unerhörtes Phänomen — man war mit ihr immer noch am Anfang, selbst nach dem letzten Ende. Sie war aus einer bacchantischen Orgie hervorgegangen, wie die Unschuld aus der ersten Sünde. Noch in dem besiegten, wollustermatteten, halbtoten Weibe erkannte man die verwirrte Jungfrau wieder mit der jungen Grazie ihrer Scham und dem keuschen Reiz des Errötens. Niemals können Worte das Entzücken ausdrücken, das diese Kontraste den Männern gewährten."

Er schwieg; — er dachte darüber nach, und sie auch! Fast scheint es unglaublich, daß er durch diese Worte die wüsten Soldaten, die ausschweifenden Mönche, die alten Ärzte, alle diese Lebemänner schlimmster Art zum Nachdenken gebracht habe.

„Sie können sich wohl denken," sprach Mesnilgrand weiter, „daß dies Phänomen erst später bekannt wurde. Anfangs sah man nur ein äußerst hübsches Mädchen in ihr, in der Art wie die Prinzessin Pauline Borghese, die Schwester des Kaisers, der sie sehr ähnelte. Auch die Prinzessin Pauline hatte jenen Zug idealer Keuschheit in ihrem Gesicht, und wir wissen doch alle, woran sie gestorben ist . . . . Aber Pauline hatte nicht einen Schimmer von Scham in sich, mit dem sie das kleinste Fleckchen ihres wundervollen Körpers hätte rosig färben können, während die Rosalba so viel davon in den Adern hatte, daß ihr ganzer Leib davon scharlachrot werden konnte. Die naive und erstaunte Antwort der Borghese, als man sie fragte, wie sie denn nur dem Canova habe nackt Modell stehen können: ‚Aber das Atelier war ja geheizt!‘ wäre von der Rosalba unmöglich gewesen. Wenn ihr diese Frage gestellt worden wäre, hätte sie schamhaft ihr himmlisch purpur-errötetes Gesicht in ihre Hände, die ebenfalls erröteten, verborgen. Aber seien Sie überzeugt, daß zu gleicher Zeit in irgend einer Falte ihres Kleides alle Versuchungen der Hölle gelauert hätten.

So also war die Rosalba, deren jungfräuliches Gesicht uns alle anfangs hinters Licht führte. Der Major Ydow hätte sie uns als seine legitime Gattin, ja, sogar als seine Tochter vorstellen können, wir hätten es geglaubt. Obgleich ihre klaren, blauen Augen sehr schön waren,

waren sie doch gesenkt am schönsten. Der Ausdruck ihrer Lider war bedeutungsvoller, als der des Blickes. Für die Menschen, die sich Zeit ihres Lebens mit dem Feind und den Frauen herumgeschlagen hatten, war dies Weib, dem man, wie das Volk sagt, den lieben Gott ohne Beichte gereicht haben würde, eine neue Sensation. „Welch entzückendes Mädchen! Aber wie verschämt!“ flüsterten sich die alten Sünder zu. „Wie mag sie es nur anstellen, um den Major zufrieden zu stellen?“ Er wußte es, aber er sagte es nicht. Er genoß sein Glück im stillen, wie die wahren Trinker, die heimlich trinken, und niemandem machte er eine Andeutung über die verborgenen Genüsse, die ihn diskret und zum erstenmale in seinem Leben treu sein ließen, diesen verrufensten Gecken, den man in Neapel den Tambour-major der Verführung nannte, wie ein paar Offiziere, die ihn dort gekannt, berichteten. Seiner Schönheit, auf die er so eitel war, hätten alle Mädchen Spaniens zu Füßen fallen können, — er hätte keine von ihnen angesehen. Wir befanden uns damals an der spanischen und portugiesischen Grenze und hielten uns in den Orten auf, die dem König Joseph am wenigsten feindlich gesinnt waren. Der Major Ydow und die Rosalba lebten so zusammen, wie sie es in der Garnisonstadt und im Frieden gethan hätten. Wir wissen alle, wie mitten in dem fürchterlichen Blutvergießen dieses grausamen Krieges oft Pausen entstanden, die wir in den französisch gesinnten Städten mit Festlichkeiten ausfüllten, die wir den edlen Spaniern gaben. Auf einem dieser Feste nun gelangte die Rosalba zu ihrer Berühmtheit. Sie glänzte unter den braunen Töchtern Spaniens wie ein Diamant in schwarzer Fassung. Von da ab begann sie ihren unerhörten Einfluß auf die Männer auszuüben, die ohne Zweifel von der diabolischen Zweiteilung ihres Wesens angezogen wurden, die sie selbst zur wütendsten Courtisane mit dem Angesicht einer himmlischen Madonna machte.

(Schluß folgt.)





# Deutsche Lyrik.

## Gedichte von Hugo Salus.

(Prag.)

### Alte Uhr.

Ist eine alte Uhr in Prag,
Verrostet das Werk und der Stundenschlag,
Verstimmt ihre Stimme im Munde,
Zeigt immer die gleiche Stunde.

Doch täglich einmal, so tot sie sei,
Schleicht zögernd die Zeit an der Uhr vorbei,
Dann zeigt sie die richtige Stunde,
Wie die Uhren all in der Runde.

Es ist kein Werk so abgethan,
Kommt doch einmal seine Zeit heran,
Daß es sein Wirken bekunde,
Kommt doch seine richtige Stunde.

### Sehnsucht.

Meine Sehnsucht hat so weiche Schwingen,
Daß sie nur für Zephyrwellen taugen,
Hat so märchen-märchentiefe Augen,
Die durch Wolken zu den Sternen dringen.

Meine Sehnsucht kommt an Frühlingstagen,
Wie ein Hauch die Stirne mir zu küssen,
Kommt ein Wörtlein mir ins Ohr zu sagen,
Daß sich meine Lider senken müssen.

Und das Wörtlein hat nicht Sinn noch Kunde,
Aber ist so seltsam süß im Klange,
Und mein Herz vergeht im Überschwange,
Und zum Seufzer wird der Hauch im Munde ...

### Die Stufe.

Ich bin eine Stufe, die aufwärts führt,
Darüber der Priester zum Tempel schreitet;
Und bin eine Stufe, die abwärts führt,
Darüber sein Purpurmantel gleitet.

Ich bin aus Marmor, weiß und rein,
Und höre gar oft meine Schönheit loben,
Und weiß, aus dem gleichen Marmorstein
Ist auch der ewige Tempel da oben.

Und daß ich's weiß ohne Sehnsucht und Neid,
Das ist mein Glück und ist mein Leid!

### Kleine Ballade.

Schon lange war ich nicht so frohgemut:
Auf diesen Dolch schreib' ich mit warmem Blut
Meinen Namen.

Sie schwor mir einst: Mein Herz ist treu und rein;
Und noch im Tod bewahr' ich drin allein
Deinen Namen.

Du Dolch! So faff' ich dich! So stoß' ich zu!
Und, wie in roten Flammen, jubelst du
Meinen Namen!

## Der Dichter.

Wie der Sterne goldne Schar
Seine Lieder leuchten!
Menschenaugen, die sie sah'n,
Mußten still sich feuchten.

Doch bedenkt, daß erst die Nacht
Sterne läßt erblinken —
Auf des Dichters Seele muß
Tiefe Nacht erst sinken.

Berlin. Max Messer.

## Entschuldigung.

Nun bin ich schon — Gott weiß wie lang! —
In kein Kolleg gegangen.
Das macht der Himmel blink und blank,
Das macht der Vögel Sing und Sang
Und der Blumen Düften und Prangen.

Mag doch der Teufel sich erbau'n
An dürren, juristischen Brocken,
Wenn blühende Linden ins Fenster schau'n,
Wenn Rosen drängen durch Hecken und Zaun,
Wenn die Amseln jubeln und locken.

Mag doch der Teufel Stund um Stund
In dumpfigen Sälen sitzen,
Wenn blühende Mädel mit blühendem Mund,
Wenn schimmernde Blusen, hell und bunt,
Durch die offenen Fenster blitzen.

Ich wahrlich kann und will jetzt nicht
Versauern bei dieser konfusen,
Bei dieser dürren Pandektenschicht.
Mich ruft das lachende Sonnenlicht.
Mich rufen die schimmernden Blusen.

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

## Gottmenschentum.

Hätt' Gott nicht die Menschen aus Staub gemacht,
Sie hätten's selber dazu gebracht.
Und da sie ihm ebenbildlich sind,
Halten sie ihn auch niedrig gesinnt
Und glauben, durch Opfer und durch Reue
Dürften sie sündigen immer aufs neue,
Und da sie's auf Erden zu nichts Rechtem gebracht,
Haben sie die ewige Seligkeit erdacht.

## Nächtens . . .

Grauvoll düstre Nacht bedeckt mich,
Mein Körper ist müde,
Und die Glieder lasten
Ruhtrunken auf dem warmen Lager.
Im engen Schrein des Gehirns
Spinnen unermüdlich die Gedanken,
Verweben in den dunklen Vorhang der Nacht
Traumhaft verworren Nahes und Fernes.
Die Welt ist in meinem Herzen,
All ihr Leid ist schmerzhaft in mir.

Linz. Rudolf Kafka.

## Dorngekrönter, lichter Menschensohn.

Dorngekrönter, lichter Menschensohn!
Laß mich wieder deine Knie umfassen! —
Lange schweift' ich auf der Sünde Gassen. —
Dorngekrönter, lichter Menschensohn!

Hin ist meiner Seele Krone! — Hin!
Wie ein Rost zerfraß sie das Gemeine. —
Schauernd neige ich mich deiner Reine. —
Hin ist meiner Seele Krone! — Hin!

Hebe wieder mich zu dir empor,
Rette mich! — Denn in der Seele Gründen
Recken hoch sich meine schwarzen Sünden. —
Hebe wieder mich zu dir empor!

Friedenau. Peter Baum.

## Monolog.

Ich bin ein kindischer und schwacher Fant,
Und irrend schweift mein Geist in alle Runde,
Und schwankend fass' ich jede starke Hand.

Und dennoch regt die Hoffnung sich im Grunde,
Daß etwas, was ich dachte und empfand,
Mit Ruhm einst gehen wird von Mund zu Munde.

Schon klingt mein Name leise in das Land,
Schon nennt ihn mancher in des Beifalls Tone:
Und Leute sind's von Urteil und Verstand.

Ein Traum von einer schmalen Lorbeerkrone
Scheucht oft den Schlaf mir unruhvoll zur Nacht,
Die meine Stirn einst zieren wird zum Lohne

Für Dies und Jenes, was ich hübsch gemacht.

München. Thomas Mann.



# Münchener Ateilerbesuche.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

II.

Münchener Künstler, darunter einige der bekanntesten, hauptsächlich die um Lenbach, haben in einer offenen Zuschrift an den Reichstags-Architekten Wallot Protest erhoben gegen die Behandlung, die Wallot, Stuck und Hildebrand von seiten des deutschen Reichstags erfahren haben. Der deutsche Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung und Verfassung ist keine kunstkritische Instanz, die irgendwie ernst zu nehmen wäre. Ihn zu koramieren, könnte man am besten den deutschen Karnevalsgesellschaften und in der außerkarnevalistischen Zeit den Witzblättern und Tingeltangel-Coupletsängern überlassen.

Der Münchener Künstler-Protest hat aber selbst eine humoristische Seite. Wie oft haben die Leute um Lenbach nicht schon ihre Macht gegen die eigenen Standesgenossen gewendet und gegen noch

unberühmte, aufstrebende Talente, die sich der Lenbach'schen Tyrannis nicht gefügig zeigten, die schönsten Bosheiten entwickelt! Wie rücksichtslos hat nicht Lenbach die Modernen befehdet und die Schalen seines Zornes und Spottes über die Sezessionisten ergossen! Und der große Meister hat sich dabei zuweilen in Redewendungen gefallen, die unter dem parlamentarischen Formen-Niveau lagen. Kunst- und Menschenkenner gingen darüber kopfschüttelnd oder lachend zur Tagesordnung über. Man müßte doch mit kindlich naiven Augen in die Welt blicken, wenn man sich durch solche uralltäglichen Dinge verblüffen und aufregen oder die Kunstkreise moralischer haben möchte, als die übrige Menschheit zu haben ist.

Überall strebt die Macht nach Übermacht, d. h. nach Mißbrauch ihrer Einflußmöglichkeiten. Und das liebe Publikum freut sich darüber und jauchzt den Erfolgreichen zu, gleichgültig, mit welchen Mitteln der Erfolg zustande gekommen. Der Erfolg an sich ist ihm heilig. Habe Erfolg und du bist die Wonne des großen Haufens. Sei im Besitze und du bist im Recht.

Die Aufnahmefähigkeit der Masse ist gering in allen feineren Dingen. Sie kann nicht allzuviel Größe vertragen. Ein paar kräftige Berühmtheiten — und sie ist gesättigt. Es genügt ihr vollkommen, in jedem Fache zwei, drei Tagesberühmtheiten zu haben, denen sie sich nachwerfen kann, kritiklos, sorglos. Die patentierten Berühmtheiten schließen dann mit ihrem nächsten Anhang einen Ring, gegen den die nachwachsenden Höhenstreber wieder anrennen müssen, um sich ihren Platz in der Sonne öffentlicher Gunst zu erkämpfen. Wohl dem, der Glück hat; wehe dem Besiegten! Daß sich das Talent immer und überall von selbst Bahn breche, ist eine der zahlreichen Morallügen optimistischer Blindheit. Die Moral steht auf dem geduldigen Papier, im Leben steht sie nicht. Es giebt keinen verwegeneren Immoralisten, als das Leben. Lachend bejaht es jede Frechheit.

Im Umkreise dieser Gedanken bewegten sich meist die Gespräche, wenn ich mit jungen, talentvollen, aber noch unbekannten Künstlern zusammenkam, und irgend ein Lebenserfahrener, der schon durch mancherlei Trübsal gegangen, das Wort nahm. Man kann doch nicht immer alte Atelierscherze wiederkäuen oder sich an theoretischen Fachsimpeleien heiser reden. Die Notdurft des Lebens und die Schrecknisse der Kunst stimmen oft bitter ernst, mitten in der Heiterkeit fröhlicher Vorsätze.

Eine von Haus aus tiefernste Künstlernatur offenbarte sich mir in dem Maler **Eduard Lammert**. Sohn eines Arztes und Forschers, wandte er sich anfänglich der Wissenschaft zu, kam dann von der Universität weg verhältnismäßig spät zur Malerei, um in ihr endlich alle geistigen und gemütlichen Elemente zur Fixierung seines Lebensberufes zu entdecken. In diesem geschmeidigen, stillen, rotblondgelockten Franken am Ausgang der Zwanziger lernte ich eine feine, originelle Künstlerpersönlichkeit kennen. Die landsmannschaftliche Wurzelgemeinschaft, nicht weniger die Strenge unserer Kunstauffassung und die mutige Gelassenheit unserer Weltschau ließen uns rasch Freunde werden. Ich bin vorsichtig und zurückhaltend geworden, es giebt viel Pöbel in der Welt der Kunst und Dichtung. Eduard Lammert gehört zum künstlerischen Adel. Das wußte ich sicher, nachdem unser Verkehr kaum Wochen gedauert. Ich habe köstliche Stunden mit ihm in seinem Atelier in der Landwehrstraße verlebt. Wie der Mann, so ist auch sein künstlerisches und Familien-Milieu von einer einnehmenden, gesunden Schlichtheit und phrasenlosen Bestimmtheit. An seiner Gattin, einer jugendlichen ungarischen Dame, besitzt er für die Kämpfe des Lebens und Berufes einen treuen, verständnisvollen Kameraden. Manchen winterlichen Nebel-Nachmittag saßen wir zusammen im kleinen Atelier mit dem grünen Ephen an der grauen Wand und plauderten uns in die schöne Dämmerung hinein.

In einer Münchener Privatmalschule fing Lammert an. Dann ging er zu Meister Lindenschmitt, um's regelrecht akademisch zu probieren. Das dauerte aber nur Wochen. „Warum denn?" fragte ich ihn.

„Aufrichtig, das Unzulängliche ward hier Ereignis. Hier war nichts zu holen."

„Was dann?"

„Ich ging schnurgerade nach Paris, zu Laurens, einem Mann, der es in seiner Lehrthätigkeit mit dem strengsten deutschen Schulmeister aufnimmt. Bei ihm bekam ich erst einen Begriff, was zeichnen heißt, und wie es getrieben werden muß. Von ihm kam ich zu Lefèbre, um einmal richtige Farben-Unterweisung zu kriegen. Im Januar 1895 malte ich auf Anregung Gari Melchers — bezüglich der selbständigen Arbeitsweise, nicht der malerischen Idee — mein erstes Bild und stellte es im Marsfeld-Salon sofort aus."

„Alle Wetter, so mit einem Satz gleich ins Champ de Mars?"

„Mit einem Satz. Es war das erste und letzte Mal. Sieges-

bewußt stürme ich mit dem Bild nach München, werde von Uhde und und anderen belobt —"

„Und von der Jury zurückgewiesen!"

„Stimmt. Des Marsfeld-Ausstellers Glück und Ende. Dann hin und her zwischen München und Ungarn —"

„Ungarn? Warum gerade Ungarn? Was ist da Besonderes für einen jungen, deutschen Maler zu holen?"

Frau Louisa Lammert lachte und wurde rot bis über die feinen Öhrchen.

„Ach so. Natürlich gab's jetzt interessante Porträts und siebenbürgische Landschaften und Zaubergärtlein in Hülle und Fülle zu pinseln."

„Bitte, hier diese dreiteilige romantische Mär vom Zauberwald — imponiert Ihnen nicht wenigstens das Format und die Einteilung? — wurde im selben Jahre 96 gemalt und mein Kain und Abel — 4×5 Meter! — dazu."

„Wo ist dieser Kain? Den kenn' ich nicht."

„Der ist ausgestellt — auf meinem Dachboden, zum Ergötzen der Mäuse und Spinnen."

„Je nun, man kann nicht ausschließlich für das zweibeinige Kunstphilisterium und die übersatte Bourgeoisie arbeiten. Ein renommierter Heiliger hat einmal den Fischen gepredigt und keinen geringeren Effekt erzielt, als ein beliebiger Hofprediger. Weiter: Was schufen Sie im Jahr 97?"

„Meine Pietà!"

„Ein gutes Werk. Da dürfen Sie das ‚meine' noch kräftiger betonen. Klingers Pietà ist in der Farbe nicht interessanter, in der Auffassung nicht inniger, in der Wirkung nicht ergreifender. Koloristisch haben Sie beide natürlich die Posaunen der Böcklinschen Pietà nicht erreicht. Sie wollten auch gar nicht die Posaunen blasen. Was noch außer diesem Bilde?"

„Der Rest des Jahres und der Anfang 98 waren fast ausschließlich der dekorativen Kunst und dem Kunstgewerbe gewidmet. Ich schuf Tapeten, Bucheinbände, ornamentalen Buchschmuck, Plakate — ja, ich ging bis zur handwerklichen Bethätigung in der Schlosserei, machte Leuchter, Jardinièren, elektrische Beleuchtungskörper und dergleichen. Auf der Ausstellung im Glaspalast 98 war verschiedenes davon zu sehen."

„Ich hab's mit Vergnügen gesehen. Und der Absatz?"

„Paris (L'art nouveau) und England waren unter den Abnehmern die ersten. Aber die Malerei mit ihren großen seelischen Vorwürfen ließ mich doch nicht los. Ich malte die umfangreiche Kreuzigung und die Versuchung Christi."

„Der Hang zum Religiösen schlägt immer wieder durch."

„Persönlich empfinde ich diese Themata eigentlich nicht als religiöse, wenigstens mit kirchlicher Gläubigkeit oder Unterwerfung unter eine Dogmatik haben sie bei mir nichts zu thun. In den Dingen, die hier zum Ausdruck gebracht werden, vernehme ich nur eine Grundstimme, die reinmenschliche oder reinnatürliche. Kain und Abel, Brudermord — Kampf zwischen Gutem und Bösem, resultiert daraus anderes, als was wir an den zerstörenden und aufbauenden Kräften der Natur erleben? Für diesen Prozeß ewiger Regeneration setzen wir dann, sobald uns Höhenmomente im Bilde vor die Phantasie treten, allgemein verständliche Schlagworte und religiöse Titel: Kain und Abel, Kreuzigung, Auferstehung. So beschäftigt mich jetzt eine Vision, der ich erst in einer flüchtigen Skizze habhaft zu werden im stande war: ein naives Menschenpaar in Einsamkeit, vor dessen träumendem Seelenblick die kommende Menschheit mit all ihren Leiden aufsteigt. Und eine Variation dieses Themas: ein jugendfrisches Paar in einer Vorfrühlingslandschaft, das seinem Leben entgegengeht oder entgegengetrieben wird. Soll ich das Bild abstrakt etwa Menschen-Schicksal betiteln? Ist es nicht sinnlich entsprechender, wenn ich Adam und Eva sage? Religiöse Anklänge und biblische Namen haben nun einmal diese reiche suggestive Kraft in der Kulturmenschheit. Freilich, einer bornierten Kritik gegenüber setzt man sich der Gefahr aus, als naturalistisch ungeschlachter Mißhandler biblischer Stoffe verschrieen zu werden. Buchstäblich hat das einer in der Augsburger Abendzeitung von mir gesagt."

„Bei welchem Anlasse?"

„Gelegentlich einer Ausstellung im Münchener Kunstverein im Jahr 96. Ich zeigte dort mein Pariser Bild: die Verlassenen."

„Ja, das kenn' ich. Unendlich traurig-stille Nacht. Drei ragende Kreuze auf kahler Höhe, das mittlere leer, die beiden anderen mit den verendeten Schächern. Der am mittleren Kreuzesgalgen gehangen, war von liebender Hand geborgen und bestattet worden. Die armen Schächer waren vergessen. ‚Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein,' hatte Christus dem einen versprochen. Aber seinen Leichnam rettet keine Barmherzigkeit, der ist Aas für die Raubvögel. Kein Heilands-Jünger denkt an ihn. Die frommen Herrschaften sind zu sehr damit beschäftigt,

sich selbst in Sicherheit zu bringen, nachdem ihr Meister gestorben. Kein Johannes, kein Petrus, keine Maria Magdalena hat mehr eine Empfindung für die beiden Unglücklichen übrig, die das Los des Heilandes geteilt, den bitteren Kreuzestod. Das tote Lumpenpack mag der Geier holen. Wie ein dumpfer Wehschrei erbarmungsloser Verlassenheit hallt's durch die düster-fahle Nacht, und das Landschaftliche bildet eine erschütternde Resonanz dazu. In dieser Beziehung ein tadelloses Kunstwerk. Aber der nüchtern kritisierende Herr aus Augsburg weiß das besser: Naturalistisch ungeschlachte Mißhandlung eines biblischen Stoffs! Trösten Sie sich mit Uhde! Und nun sagen Sie mir noch, wer in der ersten Zeit Ihres Werdens am stärksten auf Sie wirkte?"

„Puvis de Chavannes in seiner Wahrhaftigkeit, Einfachheit und monumentalen Größe."

„Bravo!" — — —

Zum Schlusse zeigte mir der Künstler noch das Bildnis seiner Schwester, das er vor kurzem vollendet. Die ganze Figur in Lebensgröße gegen einen lichten, indifferenten Hintergrund gestellt, damit sich alles Leben in der Gestalt konzentriere. Das von vornehmstem Geschmacke zeugende Werk wurde aber noch übertroffen von der überaus charakteristischen Porträtskizze des Reichstagsabgeordneten Dr. Heim. Der streitbare Zentrumsmann ist in jedem Wesenszuge erfaßt und mit energischem Pinsel gebannt.

In dem vielseitigen Schaffen des jungen Künstlers, der mit gesund moderner Erobererlust von Gebiet zu Gebiet schreitet, wird vielleicht seine Bildnismalerei doch den ersten Rang behaupten. Er ist eine Kämpfernatur in seinem stillen Reich — möge bald ein voller, lauter Sieg an die Thür seiner bescheidenen Werkstatt pochen! Ich bin überzeugt, daß er sich treu bleiben und seinen eigenen Weg gehen wird wie ein Held, unbekümmert um die schlechten Sitten der Krämerseelen und Mietlinge und eitlen Erfolgsjäger.



# Die Waldseelen.*)

Von Bruno Wille.
(Friedrichshagen bei Berlin.)

I.

## Der Wachholderbaum.

Da bist du ja wieder, alte Moorlake — düstres Geheimnis dieser weiten Forste. Sachtes Sausen wogt ewig über dich hin — und manchmal nicken die Föhren mit den struppigen Grüblerköpfen. Schwärzliche Flut unter trübem Aprilhimmel — an das Unergründliche mahnst du, wo man versinkt. Wie schaudernd kräuselt sich die graue Fläche, wenn ein Windhauch durch das dürre Schilf raschelt — dessen junge Schossen noch kaum aus dem Wasser ragen. Und doch kann die Moorlake wieder so lieblich sein — wenn aus ihr das Blau des Sommerhimmels lächelt. Dann schwamm ich in der lauen Flut — lag auf dem Rücken — träumte mit den gelben Seerosen empor zu den weißen Wölkchen — und die grünen Halme wankten und tuschelten — als verstecke sich drin das Wasserfräulein.

Sieh — da ragt auch der Wachholderbaum auf der kleinen Halbinsel, wo das Waldfließ eine knappe Windung macht — bevor es sich in des Weihers Umarmung schmiegt. Feierlich steht er da — ein Patriarch, umringt von einem Volke kleiner Sprößlinge. Ich besuche ihn gern, wenn ich in diese Gegend komme. Seltsame Träume hausen hier. Auf das Moospolster gestreckt, lasse ich mich von ihnen einspinnen — bis eine andere Welt sich aufthut. Baum und Schilf und Wasser starrt mein Auge an — doch die Seele dringt hindurch zu einem tiefen Grunde. Die bläulichgrüne Wachholdersäule — rötlich blühendes Moos — das schleichende Wässerlein — drüben über der Moorlake die alten Erlen — schwarze Stämme, die erst über dem Wasser beginnen und auf senkrechten Wurzeln wie auf Stelzen waten — die rehbraunen Föhrenäste mit den düsteren Nadelbüscheln — das lugende Wolkengrau — alles webt sich seelenvoll, geschwisterlich zusammen. Und ich fühle mich hineingezogen in die Umarmung und komme mir vor wie ein Wanderer, der endlich heimgefunden hat.

Auf einmal regt es sich vor meinem Träumerblicke. Steht da nicht ein alter Mann in dunkelgrüner Kutte?

*) Aus den „Offenbarungen des Wachholderbaums".

Staunend spähe ich hin; es ist der Wachholderbaum!

Wahrhaftig, alter Freund, wie ein Eremit stehst du da — versunken in Mystik! Hegst du mit nebelhaftem Grün, mit dicht geschmiegten Stachelzweigen etwa ein Geheimnis, spröder Grübler? Und möchtest du aus den Tiefen der Natur deine Offenbarungen spenden, alter Sonderling?

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!“

„Hollah! Jetzt war mir gerade, als hättest du geredet!“

„Wahrlich, ich rede!“

„Reden? Du? ein alter Wachholderbaum? Ach nein! Dryaden giebt es nicht — die Götter Griechenlands sind dahin — der große Pan ist tot! Du redest nur in meiner Einbildung. Ich selber spreche zu mir und übertrage meine Gedanken auf dich. So habe ich jüngst zu Hause mit meiner Guitarre geredet. Bin eben ein Träumer!“

„Und warum willst du deinem Einbilden nicht glauben? Ist nicht alles Verstehen solch Einbilden? In das fremde Wesen bildest du hinein, was in deiner Seele vorgeht — und dann darfst du sagen: Ich verstehe das Wesen!“

„Doch das Einbilden soll nicht zu weit gehen. Bedenke doch, reden — nach Menschenart reden . . .“

„Läßt sich denn nur nach Menschenart reden? Horch, wie die Wildgänse ihrer nordischen Heimat entgegenschnattern! Skool, skool! reden sie — skool, dägeck!“

„Meinethalben, die Wildgänse reden — mögen sogar Skool rufen. Du aber, alter Freund — so lieb du mir bist — was ein Tier kann, du kannst es nicht! Die Tiere fühlen, sie haben eine Seele. Du hast keine — bist eben eine Pflanze.“

Traurig wiegte der Wachholderbaum das Haupt: „Ich keine Seele? Mir sprichst du ab, was du einem Tier — dort dem elenden Regenwurme — zugestehst?“

Ein schwermütiges Raunen ging durch die Föhren: „Oh — oh! Zu ist der Sinn — auf einmal zu! Was hat ihn verschlossen? Oh — oh! Merlin, Merlin!“

„Was tausend! Ihr Bäume wollt auch mitreden? Und Merlin nennt ihr mich? Wie kommt ihr denn dazu?“

Die Föhren raunten weiter: „Hörtest du nicht vom weisen Merlin — der die Sprache der Bäume und aller Waldwesen verstand? Wir glaubten, du seist ein Merlin. Hast du nicht im Herbst zu unseren

Füßen gelauscht auf unsere schwermütige Weise und aufgeschrieben, was wir klagten?"

„Ja — das war in Gedichten! Als Denker bin ich anderer Meinung!"

Der Wachholderbaum nahm wieder das Wort: „Bist du denn zweierlei? ein anderer, wenn du denkst? und ein anderer, wenn du dichtest? und da liegst du doch, ein einziger Merlin!"

„Einzig wohl! Nicht einig!"

„Oh!" klagten die Föhren — „Merlin ist krank! Oh!"

„Ach ja!" seufzte der Wachholderbaum — „Merlin glaubt nicht an sich! Er möchte so gern glauben; aber dann räuspert sich der Superkluge, der in ihm wohnt und schilt: Unsinn!"

Die Föhren blickten finster: „Ei, wie kommt denn der Superkluge dazu?"

„Ihr guten Bäume — ihr werdet mich wohl nicht verstehen! Der Superkluge, sagt ihr; ich sage: Wissenschaft. Meine Wissenschaft lehrt: Was du in Gedichten Föhrenraunen nennst, ist nichts als seelenlos' Geräusch. Die Wipfel schwingen im Winde — ganz mechanisch — und erschüttern die Luft."

„Seelenlos' Geräusch!" entgegnete der Wachholderbaum. „Und wenn nun der Mensch redet? Sage, Merlin, wie entsteht das Geräusch deiner Rede?"

„Das ist doch was anderes! Beim Menschen wird die Luft aus den Lungen gepreßt und versetzt die Stimmbänder in Schwingung."

Die Föhren meinten: „So entsteht eure Rede eigentlich ähnlich wie unsere Rede. Bei uns schwingen die Wipfel — beim Menschen die Stimmbänder!"

Der Wachholderbaum fügte hinzu: „Und warum nennst du nicht das Geräusch deiner Stimmbänder seelenlos?"

„Weil in der Menschenrede eine reiche Abwechslung lebt — die auf ein inneres Fühlen schließen läßt! Dagegen giebt das Geräusch der Wipfel nur von Kräften Kunde, die von außen stoßen. Bei gleicher Windstärke ist es dasselbe Geräusch, mag es Sommer, mag es Winter sein."

„Glaubst du wirklich" — versetzten die Föhren — „daß in winterlicher Starre und Verholzung unsere Wipfel kein ander Geräusch von sich geben, als zur Zeit der Jugendsäfte?"

„Nun gut! Saft und Trockenheit bedingen verschiedene Geräusche.

Ich gebe auch zu, Saft und Trockenheit sind was Innerliches; doch sie bedeuten nichts Seelisches!"

„Still!" tuschelten die Föhren — „da kommt wer!"

Ein Ast knackte. Mit klatschendem Flügelschlag flog ein Reiher von der Moorlake empor. Dann sang eine helle Stimme:

„Alle Vögel sind schon da —
Alle Vögel, alle!"

Es mußte ein Kind sein.

Und noch eine Stimme: „Lenchen!" — es klang krächzend — kumm vun de Moorlake wech!" — „Das war ein altes Weib."

„Woher weißt du das?" murmelte der Wachholderbaum. „Du siehst doch nichts!"

„Ich sehe nichts; aber das hört man doch leicht heraus!"

„Ja — die Haidehanne ist es. Woran hast du es denn gemerkt? Kennst du sie?"

Ich kenne sie nicht; aber so vertrocknet spricht nur ein altes Weib. Und die helle Stimme — das muß doch ein frisches, munteres Ding sein!

„Noch eins, Merlin — ehe sie kommen. Du sagtest vorhin, Saft und Trockenheit seien nichts Seelisches. Doch warum denkst du zu der trockenen Stimme eine alte, zu der frischen eine junge, muntere Seele hinzu?"

„Nun, das ist doch einfach: Weil Saft und Frische schließen lassen auf eine junge, muntere Seele, während der Trockenheit ein altes, mattes Fühlen entspricht!"

„Und warum willst du nicht auch bei uns Pflanzen diesen Schluß gelten lassen? Warum bildest du nicht in uns dasselbe hinein, wie in die Alte und in das Kind — ein Seelenleben, der menschlichen Seele ähnlich? — Und klänge selbst das Föhrenrauschen im Frühling nicht anders wie beim Nahen des Winters — ich weiß, wie mir um diese Jahreszeiten zu Mute. Schon aus den Umständen darfst du schließen, daß die Föhren bald jubeln, bald wieder stöhnen. Jubeln müssen sie, wenn der laue Frühlingssturm sie aufrüttelt. . . ."

„Ja, der Dichter schließt so! Er beseelt Baum und Blume, Wind und Wolke. Doch der Denker. . . ."

„Wenn nun aber dein Dichten ein rechtes Denken wäre?"

„Sst!" machten die Föhren.

Das Kind und die Alte kamen hinter einer Schilfmasse hervor. Das Kind stutzte, als es mich erblickte; ein zierliches Mädchen mit rot-

goldenem Haar; es trug Reisig in der Schürze. Die Alte bückte sich, zerbrach einen dürren Ast und warf die Stücke in die Kiepe auf ihrem Rücken. Das Mädchen hielt sich scheu zur Alten. Die murmelte vor sich hin, und dann gingen die beiden wieder fort, indem sie sich hier und dort nach Holz bückten.

Als sie zwischen den braunen Stämmen verschwunden waren, wandte ich mich zum Wachholderbaum: „Das also war die Haidehanne? Lenchen ist wohl ihre Enkelin?“

Starr und steif stand der Wachholder, als kenne er mich nicht. Und auch die Föhren waren so fremd und stumm. Ich hörte nur ihr feines Sausen und des Schilfes Lispeln. Ich sah mich um; schon wob die Abenddämmerung zwischen den violetten Stämmen. Voll dunkler Verstecke lag der Forst; wohin war denn nun das scheue Märchen geschlüpft? Komm doch wieder, liebes Märchen!

## II.

## Am Teufelsmoor.

„Lebwohl, Wachholderbaum! Oder willst du mich ein Stück geleiten? Warum nicht? Wenn du redest — natürlich in meiner Einbildung —, wirst du auch gehen können. Sieh die Erlen drüben, wie sie mit den Wurzelbeinen im Wasser umherstelzen möchten. Zieh deine Wurzeln aus dem Boden und komm mit!“

Wie ich über den moosigen Waldboden schreite, und es dumpf unter meinen Tritten hallt, kommt es mir vor, der Wachholderbaum sei wirklich mein Begleiter. Da huscht er zwischen den Föhrenstämmen, und kleine Wachholderbüsche humpeln ihm nach. Dann steht er auf einmal am Wege und hat die Wurzeln eingegraben, als gehöre er von je dahin.

Jauchend fliegt ein Käuzchen durch die Wipfel. Halt! Rechts hat sich der Wald aufgethan, und da dehnt sich dunstig die moosige Wiese — das Teufelsmoor. Im Vordergrunde greifen ein paar Eichen mit schwarzen Polypenarmen in den mattgelben Abendhimmel. Nebel brodeln empor und quirlen um Erlenstumpfe, die halb versunkenen Gerippen gleichen. Ein Kiebitz flattert hin und her, kreischend vor Zorn über den Störer. Unbesorgt! Dein Nest ist sicher vor mir. Die tückische Moosdecke ließe mich in Schlamm versinken.

Unheimliche Stätte! Drunten in der schwarzen Tiefe liegen Knochen und rostige Waffen. Eine Schlacht ward hier geschlagen, so

geht die Sage. Und nun sehe ich in der Dämmerung aus seinem Modergrabe steigen den Spuk der grauen Zeit — sehe die fremde Reiterhorde, wie sie durch den Forst bricht, gehetzt von den heimischen Fischern und Bauern — die mit Armbrust, Spieß und Sense vordringen von Stamm zu Stamm. Im Dickicht ward die Behendigkeit der braunen Rossekrieger zu Schanden. Da thut sich auf einmal die Lichtung vor ihnen auf, und hastig streben sie hin. Doch hier lauert, begünstigt von der Dämmerung, das Teufelsmoor. Und wie die Vorhut jubelnd hineingaloppiert, brechen Roß und Mann durch die Moosdecke. Über sinkende Leiber stürzen die Nachdrängenden — von hinten hauen Sensen, wüten Spieße. Ein Krachen und Patschen, ein Brüllen, Wiehern und Stöhnen, Ringen und Zappeln — und die Nachtwolken schütten ihre Finsternis drüber aus.

Dann lodern Feuer im Walde — die Sieger wärmen sich, schmausen Rehfleisch und zechen Bier. Und wenn dumpfer Hülferuf vom Sumpfe schallt, der mit zähem Maule die letzten Zappler hinunterschlürft — dann bricht am Feuer höhnisch Gelächter los.

„Supt man tau, jü Wülf'! Supt Modder!“ ruft ein Bauer.

„Jo,“ meint ein anderer, „Minschen sind dat nich — büse geelen Fratzen mit de knokigen Backen und Slitzoogen!“

„Se plappert un hnult — keen Minsch versteiht dat — dat is keen Dütsch un is ook keen Wendisch! Tierspraak is dat!“

„Von de zobbelige Peer', up dei se rid', stammt se af — half Minsch und half Peerd. Rünner mit dat Ludertüg! Sluck se man rin, Düwelspuhl! Heilo!“

Dumpfes Brausen dröhnt auf einmal fernher. Ich höre nicht mehr den Lärm der Siegesfeier — die Eisenbahn ist es, die drüben den Forst durchquert. Von Südosten kommt der Zug, in donnerndem Fluge trägt er die Urenkel der gelben Rossekrieger durch die Kiefernhaide. Mensch und Mensch haben einander verstehen gelernt.

„Aber nicht Seele und Seele!“ Es ist der Wachholderbaum, der neben mir ragt. „Ja — fährt er fort — Menschenseele versteht noch nicht die Pflanzenseele. Da wollt ihr klug sein und seid fast wie die Bauern hier vor Zeiten. Die sagten von den gelben Rossekriegern: „Minschen sind dat nich.“ Und so meint ihr von uns Pflanzen: Das sind keine Seelen! Lernt doch im Fremden das eigene Wesen erkennen!“

„Du thust mir unrecht, Juniperus! Die Bauern waren beschränkt, wenn sie ihresgleichen nicht erkannten. Doch die Pflanze ist ja nicht meinesgleichen — ist mir gar zu unähnlich — im Bau und Benehmen.“

„Bin ich dir etwa unähnlicher als Wurm, Krebs und Fisch? Denen schreibst du eine fühlende Seele zu! Warum nicht auch mir? Wie? Was meint der Superkluge dazu?"

„Er meint: Bewußtsein kann nur wohnen, wo ein Organ dafür — Hirn oder Nervengezweige — vorhanden ist. Reh und Vogel, Fisch, Krebs und Regenwurm haben deswegen seelisches Leben . . . Doch was horchst du in den Wald? Kommt schon wieder wer?"

Der Wachholderbaum nickte: „Hundekläffen — es wird der Förster sein." Nach einigem Besinnen fuhr er fort: „Was ich sagen wollte — Nerven sind ja wohl so was wie Fasern oder Fäden, die im Innern sitzen? Und das Hirn steckt oben im Kopfe?"

„Allerdings! Und weil euch Pflanzen Nerv und Hirn fehlt, drum habt ihr keine Seele."

„Sieh, Merlin, dort kommt der Förster. Daß der eine Seele hat, weiß die Haidehanne ebenso gut wie du. Wie kommt aber die Haidehanne dazu? Weswegen bildet sie in den Förster eine Seele hinein? Wegen seines Hirns? Läßt sich die Haidehanne sein Hirn und seine Nervenfäden vorzeigen, ehe sie an seine Seele glaubt? Was weiß sie überhaupt von Hirn und Nerven! Nein, die Alte denkt einfach: Da kommt was, das mir ähnlich ist und sich auch benimmt wie ich! Drum wird es auch innerlich mir ähnlich sein — wird eine Seele haben! — Nun sage, Merlin, denkt die Alte nicht ganz richtig?"

„Das schon! Wenn zwei Wesen äußerlich übereinstimmen, so werden sie es auch im Innern thun, soweit dies dem Äußern entspricht."

„Nun gut, Merlin! Wende das auf die Pflanzen an! Siehst du nicht, daß wir in Bau und Benehmen euch Menschen recht ähnlich sind? Nicht? Ach freilich, deswegen eben leugnet ihr unsere Seele, weil ihr kein rechtes Verständnis habt für unsere Ähnlichkeit mit euch! Ich sage ja, ihr seid wie die Bauern. . . . Na — ich kann mich jetzt nicht länger mit dir abgeben, Merlin. Da ist der Förster. Mit dem magst du nach Hause gehen; es ist schon dunkel. Ich muß hier bleiben. Nimm aber ein Andenken von mir mit — diesen Zweig, — er soll dich mahnen an den alten Wachholderbaum, der es gut mit dir meint, dem du aber die Seele absprichst. . . ." (Fortsetzung folgt.)





# Lieder von Alfred de Musset.

## I.
## Mimi Pinson.

Mimi Pinson, ein jeder kennt sie,
Das blonde Kind mit leichtem Blut.
Ein einzig Kleid ihr eigen nennt sie,
Tandaradeie!
Und einen Hut.
Der Sultan mag sein Gut verschwenden,
Doch so ist's weislich angelegt
Von Gottes Händen:
Denn schwerlich kann's der Büttel pfänden,
Das Kleid, das unsre Mimi trägt.

Mimi Pinson trägt, sich zu schmücken,
Ein weißes Röschen vor der Brust,
Jedoch im Herzen voll Entzücken,
Tandaradeie!
Die Lebenslust.
Sie singt, wenn nachmittags vorm Thore,
Beim heitern Schmaus der Wein sich regt,
Manch Lied im Chore.
Zuweilen wippt auf einem Ohre
Der Hut, den unsre Mimi trägt.

Wie flink die Augen, flink die Hände!
Die Herrn Studenten, schmal und fett,
Scharwenzeln ohne Ziel und Ende,
Tandaradeie!
Um ihr Büffett.
Und besser weiß sie zu dozieren,
Als mancher vom Katheder pflegt
Zu demonstrieren.
Doch Vorsicht! Keiner darf schimpfieren
Das Kleid, das unsre Mimi trägt.

Mimi Pinson kann Jungfer bleiben,
So Gott will, und es ihr gefällt,
Weil sie, die Gecken zu vertreiben,
Tandaradeie!
Die Nadel hält.
Doch wem sie mal soll angehören,
Ob er auch „schön", (was nichts verschlägt,)
Muß Treue schwören.
Das Köpfchen läßt sich nicht bethören,
Das Mimi unterm Hute trägt.

Soll einst der Kranz von Myrtenblüten
Sie schmücken auf dem Ehrenplatz,
So will sie treu und heilig hüten,
Tandaradeie!
Ein' edlen Schatz.
Was mag es sein? — nicht von Baronen
Ein Wappenschild auf Gold geprägt,
Geziert mit Kronen;
Nein, köstlichere Perlen wohnen
Im Kleid, das unsre Mimi trägt.

Fürwahr, nicht von gemeinem Schlage
Ist Mimis Herz: sie kämpfte mit,
Als neulich am Entscheidungstage,
Tandaradeie!
Die Freiheit stritt.
Jedoch anstatt der Hellebarde
Hat sie den Pfriemen ausgelegt
Wie bei der Garde.
Wie prächtig leuchtet die Kokarde
Am Hut, den unsre Mimi trägt!

Hamburg.

Deutsch von Hans Müller.

II.

## Lied des Fortunio.

Glaubt nicht, daß ich sie nennen kann,
Die mir gefällt,
Und läg' euch noch soviel daran,
Nicht um die Welt.

Wir singen einen Rundgesang,
Soviel ihr wollt.
Ich liebe sie, ihr Haar ist lang
Und gelb wie Gold.

Sie will: Ich thu', was immer ihr
Den Sinn durchfährt.
Mein Leben selber gäb' ich ihr,
Wenn sie's begehrt.

Uneingestand'ner Liebe Lohn,
Ich kenn' ihn wohl.
Mein armes Herz ist mir davon
Zum Sterben voll.

Glaubt nicht, daß ich Verrat verüb',
Schweigen ist Pflicht.
Und sterben will ich für mein Lieb —
Sie nennen nicht.

Wien. Deutsch von Margret Hönigsberg.



# Sie haben Augen und sie sehen nicht! ....

Eine Seelenoffenbarung von Emil Klein.

(Karolinenthal-Prag.)

Ich weiß nicht, ich weiß nicht, woher ich das nur habe, mit diesem ewigen Hineininterpretieren meiner eigenen Phantasiegedanken in fremder Menschen Gesichter, in wildfremder Leute kleines Thun und Lassen. Ganze Balladen dichte ich mir so, ohne die geringste Berechtigung dazu erhalten zu haben; ganze Romansituationen stelle ich mir da zusammen. Wie ich dazu komme? Fragt mich, ich weiß es nicht zu sagen. Und so werde ich froh und so werde ich traurig ob fremder Menschen Glück und ob fremder Menschen Leid. Glück und Leid, die vielleicht niemals geboren waren, Glück und Leid, die ich erst erfunden; die ich erst zurechtgeschneidert auf das Maß von im Lichte meiner Träume besehenen Puppen. Und doch bleibt mir von solch einem Traumgespinst

oft ein so freudig helles Gedenken, oder ebenso oft ein thränenschweres, mitleidsvolles Erinnern. Lern' einer die Träumer auskennen!

* * *

Hôtel du Lac, Genève! Table d'hôte, man ist schon beim Beaf; kein Mensch hat Zeit, sich um seinen Nachbar zu kümmern. Und doch machen sie jetzt alle eine Pause bei dem hastigen Schlingen; alle erheben sie ihre Blicke.

Ruhig vor sich hinsehend schreitet sie zwischen den beiden langen Tischen dahin. Sie führt ihn. Nicht vielleicht sorgsam, wie man ein kleines, unbeholfenes Kind führt mit sorgender Hand und mit zärtlichem Blick; o nein, still, — da kommt mir der präzise, bezeichnende Gedanke — geschäftsmäßig leitet sie ihn, gleich einem bezahlten Wärter.

Wie er sich so schwer auf ihren Arm stemmt, und mit der anderen Hand sich auf seinen silbernen Stockgriff legt; wie er die Füße, die mageren, langen Beine schlendernd weit nach auswärts treibt bei jedem seiner schwankenden, tastenden Schritte! Und sein verzogenes, zerfurchtes Gesicht, mit den blinzelnden, stumpfen Augen hinter der bauchigen, grauen Brille! Er ist jung, kaum drei Jahrzehnte zerrt er da hinter sich der Grube entgegen.

Die Revolte bricht in mir empor. So was legt man an ein junges, freudenblühendes Leben. Das kommt doch nur in Sibirien vor, daß man Leichen an Lebende gekettet läßt, bis sie dann beide zusammen verfaulen.

Hündische Welt! verkommenes Gezücht! Seines Geldes, seines Namens wegen haben sie diese da an ihn verkuppelt! O, mir macht ihr nichts weiß! Ich habe scharfe Augen, ich errate das.

Die Kraft seiner saftsprießenden Jahre hat er die stinkenden, morastigen Feldraine des Genusses entlang gewälzt; er mit seinen Freunden und Freundinnen. Und dann, als er nicht mehr konnte, chou blanc! da hat er sich eine Heilanstalt gekauft, einen Gesundbrunnen sich angelegt. Avec de la galette, da bekommt man ja alles auf dieser schönsten aller Welten.

Ha, wie ich nicht der Einzige bin, der die Wahrheit erwittert! Da neben mir die beiden Gänse, die einen Quark von dem wissen können, was da draußen für Lüfte wehen, da draußen, von dem wir sagen: die Welt. Wie sie die langen, mageren Hälse zusammenstecken und wie sie schnattern! Sie haben das rechte Ei gelegt: Evidemment il a trop vécu!

Und sie mit ihrem bleichen, stillen Gesicht, sie verachtet gewiß uns alle, uns zusamt unserem faulen, krämermäßigen Mitleiden! Ihr gerader, abweisender Blick trifft uns nur einmal; ich empfinde ihn wie einen Klaps über meine vorwitzigen Gefühle.

— Was gehe ich Euch an — und sie faltet ihm die Serviette auseinander, legt sie ihm über die hochragenden, eckigen Kniee. Nicht einmal das kann er allein! Wirr fahren seine Finger umher, und aus den Steinen seiner Ringe kollern zackige, blutige Lichter über das lange, weiße Tafeltuch.

— Was gehe ich Euch an; was habt Ihr in meinem Willen umherzustochern mit Euren Gedanken; und was dürft Ihr meine Entschlüsse auf den Rücken legen mit Euren dummen Menschenfingern! Laßt sie doch platt daliegen, so wie ich sie hinlegte, breit, auf den Boden, vor mich hin. Was kümmert's Euch, wie sie wohl auf der unteren Seite aussehen mögen. — — —

O diese weißen, träumenden Hände! Wie ich die küssen möchte!

Was sie für steile, zarte Schultern hat. Auf denen zittern dann — des Abends — seine gestorbenen Finger entlang!

Steinigen sollte man das Gesindel, das verbriest und versiegelt diesen grünlichblassen Lippen da das Recht verschrieb, ihre bebende Schwäche in den schmiegenden Fluten zu baden, die gleich einer Garbe reifen Kornes um jene Stirne dort liegen.

Sein Stock fällt um, seinem Nachbar auf den Fuß. Sie neigt sich, ein Schatten von Ausdruck prägt ihre Miene: Excusez!

Dann stehen sie auf, und sie führt ihn fort. Noch einmal fange ich den harten, geraden Blick. Ob sie den als Wächter gesetzt hat vor den Schrein ihrer Seele, in den sie die empfundene Schande ihres Daseins fest eingeschlossen hält? Keiner soll wagen, da hineinzublicken.

Und ein Strom von mitleidiger Neugier ergießt sich hinter ihnen her, aus hundert Augen.

* * *

Den nächsten Morgen. Wir sitzen schon alle vollzählig im Omnibus. Es ist knappste Zeit zur Abfahrt. Man schilt, man flucht. Der Portier bittet: Einige Sekunden Geduld. Ein kranker Herr — — — —

Die gutmütigen Leute geben sich schnell zufrieden. Nur ein Herr Handlungsreisender keift: Ces sacrés Anglais, c'est toujours eux, qui se font attendre!

Meinen Groll von gestern hat dieses Wort wieder aufgescheucht.

Da treten sie beide aus dem Hausflur. Er, warm eingemummelt in einen Pelz, eine dicke Kappe über den Kopf gezogen, Gamaschen an den gelben Schuhen. Ich bemerke einen offengebliebenen Knopf daran. Aha! deshalb. Und ich sehe sie vor ihm knieen, wie sie ihm hastig die Stiefel schnürt, wie sie flink einen Knopf um den andern durch die schmalen Löchelchen drückt. Sie muß so eilen. Man wartet ja auf sie; und sie wollen mit.

O sie, seine Dienerin, seine Sklavin! Wie ich diesen Kerl hasse!

Endlich hat sie ihm hereingeholfen in den engen Kasten; hat ihm sorgsam zwei Decken um die langen Beine gestopft.

Aber da kommt ja noch was! Sie wartet noch, und da hebt sie ein Kindchen herein, rosig, mit dicken, lachenden Backen; dann kommt noch eine ältliche, wie juchtenlederne Miß, bepackt mit Fußsäcken und Mänteln. Sie nimmt das Baby auf die Kniee.

Und ich sehe das Kind an und wie aus verworrenen Träumen erwachen meine Gedanken, während der holpernde Omnibus nach dem Takte der Pflastersteine mich in den Rücken stößt, und das dröhnende Klirren seiner Scheiben mein Hören erwürgt.

Ja dies Kind — ihr Kind, beider Kind! — Es greift ihm nach dem Arme und schreit vor Lachen über die ungewohnte, donnernde Fahrt. Und ein müdes Leuchten, ein kranker, halbgestorbener Schein steigt an seinen Mundwinkeln empor und verliert sich hinter der Brille; seine zitternde Hand versucht mit dem Stockgriff das Kind unter dem Arme zu kitzeln.

Und sie? Eine Flut von Leben bricht von ihrer Stirn; von ihren Lippen scheint mir ein Glänzen und ein Strahlen sich zu breiten, gleich kreisenden, Ringe ziehenden Wellen; und ihr Blick überschüttet uns alle mit einem sprühenden Regen von Selbstbewußtsein und von Freude.

O über mich Schlauen, der Menschenschicksale von stummen Stirnen herabzulesen weiß! O über mich und meine Welterfahrung; Gott, wie dumm sind wir alle beide!

Das Kind dieser beiden! Natürlich! Und ja, ihr beider Kind! Pfui Teufel, aus reinster Rechthaberei will da meine Skepsis ihre gespaltene Zunge gegen diese Frau hier recken! Oho, das gebe ich nicht zu! Das dulde ich nicht! Wie froh bin ich doch, daß ich wieder einmal im Leben meine eingebildete Alleswisserei auf einer Blamage ertappt habe!

Sie und er; durch meine geschlossenen Augenlider hindurch sehe ich sie beide vor mir einherschreiten. Und jetzt führt er sie am Arm. Wie ist sein Gang so kräftig und so biegsam; wie stätig, besitzesbewußt herrschen seine Augen, hält er sie fest und sicher an seinem kräftigen, ruhigen Arme, dies sein stolzes, blondgekröntes Weib!

Ja, ja; so muß es gewesen sein; so und nicht anders!

Und dann kam das große Unglück ihres Lebens. Wie er ihr zum Krüppel siechte, wie seine Kraft und sein Leben unter ihren ängstlich gekrampften Mutterfingern dahinschwanden. O wie sie ihn hielt, wie sie sich stemmte gegen jeden entschwindenden Tag und wie sie jammernd an jedem Augenblick zerrte, der ihr und ihrem Kinde wieder ein Teilchen und wieder ein Stückchen von diesem geliebten Leibe hinwegschwemmte! Und es konnte ihnen nichts helfen, unbarmherzig floß rieselnd Bröckelchen für Bröckelchen von seinem Dasein herab, unaufhaltsam kollerte es stäubend seinem Grabe entgegen.

Und da hatte sie mit kräftigem Schwunge ihr beider Kreuz auf die Schultern genommen.

Wie er sie früher von Freude zu Freude geführt, so leitete nun sie ihn von einer Leidensstation zu anderen, ihrem Golgatha zu.

Aber die Landpfleger am Wege, die da fragten: Hörest Du nicht, wie hart sie Dich verklagen? Und die da vorbeigingen, die Hohenpriester und die Schriftgelehrten und die Ältesten! Und die vielen Häuser, in denen ein Schuster Ahasver wohnte!

Ach über diese mitleidsvollen, über diese verständnisinnigen, über diese abschätzenden, über diese sie anspeienden Blicke! —

Und da hatte sie eine Mauer um sich und um ihn gezogen. Alles was sie wußte, alles was sie ahnte, was sie schmerzend in ihrer Seele trug; alles was sie einst jammernd in die Menschheit hinausgeschrieen hatte, als sie dem Gegeißelten, dem Dornengekrönten zu Füßen lag; all ihr brennendes Leid, all ihr gestorbenes Hoffen und alle ihre wunde, zuckende Liebe — all das hatte sie fest in ihre kleine, tapfere Faust zusammengedrückt, hatte es in den verborgensten Schrein ihres Herzens gethan. Und dann hatte sie ihre kaltgewordenen Augen als Wächter davorgesetzt, die schlugen auf jeden wühlenden Finger los, der es wagte, an ihren Heiligenschrein zu rühren.

Und nur eines, eines allein durfte für kurze Augenblicke den schweren Deckel von den Reliquien heben. Eines allein — hier dieses ihr Kind. Ihr, sein Kind! Und wenn es dann einem aus dem Volke gelungen war, sich hinter dem Kleinen heranzuschleichen, dann durfte

auch er seine verwunderten, thränenden Blicke eintauchen in all das fließende, träufelnde Glänzen.

* * *

Ich war noch immer nicht recht erwacht und schon drängte ich mich mit der Menge auf dem Bahnsteig. Meine Blicke hingen noch immer an ihr.

Sie waren schon eingestiegen, in einen Zug, der nach dem Süden ging. — Sie lehnte am Fenster; ihr Blick hatte wieder sein Wächteramt aufgenommen. Ihre Augen waren wieder gerade, stumm, hart, so wie sie gestern gewesen. Fühlten sie wieder das Pochen der Neugierfinger an der verschlossenen Pforte?

Doch jetzt senkten sich ihre Lider für einen kurzen Moment, und als sie sich hoben, da glaubte ich wieder die Strahlen, das Glänzen von vorhin zu sehen.

Gewiß, gewiß sie hatte bemerkt, sie mußte es erraten, daß da inmitten der vielen Söldner einer auf den Knieen lag, der mit angstvoll ausgestreckten Armen um ihr Verzeihen flehte.



# Düsseldorfer Frühjahrsausstellungen.

Die Ausstellung der Künstlervereinigung 1899 brachte für Düsseldorf etwas Neues, sie war in einem Atelier veranstaltet. Hermann Emil Pohle, der den Kunstsalon Bismeyer für sein Atelier hat umbauen lassen, hat dieses für die von ihm ins Leben gerufene Künstlervereinigung zur Verfügung gestellt. Diese Idee scheint nur gerechtfertigt, wenn es sich um Werke handelt, die in dem Raume oder für einen solchen Raum geschaffen sind, das ist natürlich bei den meisten Bildern der zwölf Maler der Vereinigung, C. Becker, Prof. Bergmann, Bönninger, Prof. Claus-Meyer, Funck, Heimes, Max Hünten jr., Prof. Huthsteiner, G. Marx, Nikutowsky, Hermann Emil Pohle und Ungewitter, durchaus nicht der Fall. Den meisten der Bilder schadet die weiße Wand sehr, namentlich leiden Funck und Nikutowsky darunter. Daß diese Ausstellung selbst jedoch durch den Privatcharakter des Ateliers, durch die orientalischen Teppiche, die Truhen, Stühle und Tische mit Blumenvasen, einen viel geschlosseneren und vornehmeren Eindruck macht, als die sogenannten Kunstsalons, liegt auf der Hand.

Die „Künstlervereinigung 1899“ hat nur einen Grund ihres Entstehens: das ist der Klub St. Lucas. Ein Zusammenhang unter den Mitgliedern der Vereinigung be-

steht nicht, nicht einmal ein äußerlicher, geschweige denn ein künstlerischer. Und so ist denn das Ende dieser Vereinigung vorauszusehen, sie wird in kurzem auseinanderfallen, da sie keine Existenzberechtigung hat. Einen Vergleich mit dem St. Lucas kann die Vereinigung 1899 in keiner Weise aushalten, wenn sie auch Bergmann, Funck und Nikutowsky unter ihre Mitglieder zählt. Diese drei Maler sind es, die sich aus dem sonst sehr mittelmäßigen Niveau der Ausstellung herausheben. Der Claus-Meyer-Schüler Theodor Funck bringt ein Porträt der Gemahlin seines Professors, eine Arbeit, die ihm sicher die rückhaltloseste Anerkennung seines Lehrers eingetragen haben wird. Funck ist außerhalb Düsseldorfs, das ihn seit zwei Jahren mit Aufträgen überhäuft, noch sehr wenig bekannt, zwei Damenporträts in der Berliner Ausstellung 1898 haben erst dort auf ihn aufmerksam gemacht. Seine jetzige Arbeit steht noch bedeutend höher als diese Porträts, namentlich in der sicheren und klaren, alle technischen Kunststücke verschmähenden Auffassung. Funck ist schon jetzt der erste Porträtmaler Düsseldorfs; wohl möglich, daß er einmal die Erbschaft Lenbachs antreten wird. Wie wirkt sein Bild anders, als das neben ihm hängende, lebensgroße Porträt des Königs von Württemberg von Professor Huthsteiner! Hier eine langweilige, konventionelle, mittelmäßig gemalte Arbeit, dort ein Bild, das aus jedem Pinselstriche künstlerischen Hauch atmet! Noch mehr schadet Funck dem Damenporträt H. E. Pohles, einer Auftragarbeit, die ohne Lust und Liebe heruntergemalt ist. Interessanter ist Pohle in seinem Figurenbilde „Christus bricht unter dem Kreuze zusammen". Aber was hieran gut ist, ist nicht von Pohle, sondern von Franz Stuck, dessen Einfluß auf den Maler ein Blinder erkennen würde. Ebenso beeinflußt zeigt sich R. Bönninger in seinem „Idyll", einem Bilde, das man hier bewundert und an dem man in München mit einem mitleidigen Achselzucken vorübergehen würde. Die Kalkmalerei, die sich Bönninger in Paris geholt hat, ist schon lange nicht mehr modern, wenn sie hier auch als „ganz was apartes" gelten mag. Auch dieser Maler hat keine Eigenart, ebensowenig wie Pohle. Beide haben entschieden Talent, beide können zeichnen, aber ein Kunstwerk können sie beide nicht schaffen. — Prof. Claus-Meyer bringt drei Interieurbilder, „Alte Fischer", „Kavalier und Dame", „Klosterbrüder", die von neuem die sattsam bekannte, liebenswürdige Begabung dieses Malers bekunden. Von G. Marx sind nur einige Kleinigkeiten in der Ausstellung da, die durchweg gut sind; leider scheint er zu versagen, wenn er sich an ein größeres Bild heranmacht. H. Ungewitter hat ein ausgestopftes Tier gemalt, das er einen sibirischen Tiger nennt, wir wollen ihm diese Illusion lassen. Seine Kohlezeichnungen „Kürassierattacke" und „Artillerieattacke" aber machen uns dem Maler die schlimme Stunde verzeihen, in der er das wohlgenährte Tigertier das Licht der Welt erblicken ließ. Hier verrät sich ein Mann, der unsern großen illustrierten Wochenzeitschriften, die Tagesereignisse ihren Lesern im Bilde vorführen, schon lange fehlte: ein geborener Illustrator im besten Sinne des Wortes.

Den Karlsruher Professor Julius Bergmann, der seit einigen Jahren an der hiesigen Akademie wirkt, hat die Künstlervereinigung 1899 gewonnen, um den Jernberg, Liesegang, Herrmanns und Eugen Kampf des Klubs „St. Lucas" gegenübertreten zu können. Die Vereinigung hat damit einen sehr glücklichen Griff gethan: die vornehme Eigenart dieses feinfühligen Künstlers ist sicher geeignet, die gebildetsten Kreise des Publikums heranzuziehen. Seine kleine Frühlingslandschaft mit Kühen und seine Flußlandschaft sind so ganz aus einer Stimmung herausgeschaffen, daß sich der Beschauer des suggerierenden Einflusses nicht zu entziehen vermag. Vielleicht vernachlässigt Bergmann eben dieser Stimmung zuliebe ein wenig zu sehr die Zeichnung.

H. Heimes, der manchmal an Bastien-Lepage erinnert, erscheint immer noch unfertig. Er giebt zu wenig aus sich heraus und läßt deshalb kalt. Vielmehr versteht Nikutowsky zu fesseln, der zuerst mit reinen Eifellandschaften von sich reden machte. Ich weiß nicht, ob dieser Maler Clara Viebig kennt, doch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren: Nikutowskys Eifeldörfer erscheinen mir fast Übersetzungen der Schilderungen in den „Kindern der Eifel" dieser viel zu wenig bekannten und anerkannten Schriftstellerin. Und doch wahrt Nikutowsky seine Eigenart: er versteht eine gewisse schwermütige Melancholie mit einer versteckten Kraft zu vereinigen. Wir fühlen in einer jeden seiner Landschaften und Straßenbilder einen Hauch künstlerischen Geistes. Davon kann bei Max Hünten jr. einstweilen noch keine Rede sein. Seine Fortschritte sind überraschend; während wir von ihm bisher nur Kitsch und 18×24er gesehen haben, bringt er nun auf einmal ganz erträgliche Arbeiten. Max Hünten ist ein großes Stück vorangegangen, aber der Weg, den er noch vor sich hat, ist immer noch ein sehr, sehr weiter. Karl Becker ist der Marinemaler der Vereinigung 1899, sicher nicht der schlechteste. Es ist erfreulich, daß man hie und da im Publikum wenigstens anfängt, sich von der Achenbachtradition, die wie ein Alp über der Marinemalerei Düsseldorfs hing und keine frischen Talente aufkommen ließ, loszumachen. Becker ist ja gewiß kein Stern erster Größe, er läßt uns immer nüchtern und wird höchstens einen Seemann, der mit Schiffen, mit Sturm und Wogen so vertraut ist, wie Becker selber, erwärmen können, aber die Thatsache, daß er an Stelle Achenbach'scher Mache und Manier mit einem klar und wahr sehenden Auge arbeitet, ist schon ein sehr großer Fortschritt.

Das ist die Ausstellung der neuen Vereinigung 1899. Wirklich Schlechtes ist wenig da, aber auch wenig Gutes: sie trägt den Stempel solider Mittelmäßigkeit. —

Von der Märzausstellung der „Düsseldorfer Künstlerschaft" in der Kunsthalle wird man ähnliches freilich nicht behaupten können, sie ist so maßlos schlecht, daß man selbst hier in Düsseldorf die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. So etwas hätte man wirklich nicht für möglich gehalten — und man ist hier doch sehr starken Tabak gewöhnt. Woher die Jury den Mut nimmt, Bilder wie von Leisten, v. d. Beck, Erdmann, Schütz, Lübecke, L. Schäfer, Metzener, v. Eckenbrecher, Wessel, Huickens, Sondermann, Heyden, Bodo Wille, Arnz, Flamm und so weiter und so weiter, zur Ausstellung zuzulassen und mit ihrem Namen zu decken, ist mir unfaßbar. Aber wenn Falstaff Werber spielt, so werden die Rekruten bald darnach!

Was erträglich in der Ausstellung ist, ist im Augenblick erwähnt. Irmer und Mortin-Müller sind die einzigen unter den älteren Düsseldorfer Landschaftern, deren Bilder man ansehen kann, ohne seekrank zu werden. Sie sind die beiden einzigen, die nach Studium arbeiten, die beiden einzigen, die sich nicht mit den Jahren irgend einen grauen, gelben oder braunen Ton angewöhnt haben, der jede Lokalfarbe erstickt. Namentlich Mortin-Müllers Waldlandschaften, der im vergangenen Jahre aus Anlaß seines 70jährigen Geburtstages in seiner skandinavischen Heimat allerorten enthusiastisch gefeiert wurde, zeigen eine Frische, die herzerquickend ist. Die beiden Achenbach bringen ihre bekannten Virtuosenstückchen, deren Technik ja immer wirksam ist. Kröner scheint sich noch immer auf der Höhe halten zu können: seine große Waldlandschaft mit Hirschen giebt seinen besten Arbeiten nichts nach. Dagegen zeigt Frau Magda Kröner einen bedenklichen Rückschritt, ihrem großen Freilichtstillleben (Metallkrüge und Kessel mitten in sonnenbeschienenen, üppig wuchernden Stockrosen und Sonnenblumen), fehlt jede Naivität, es wirkt viel zu absichtlich. Dabei sind die Messing-

kannen und Pfannen herzlich schlecht gemalt. Besser ist v. Ernsts großes Stillleben: an der Wand hängende Schwäne und Metallkrüge. Schoenebeck bringt ein westfälisches Wirtshausinterieur mit dem geistreichen Titel „Nicht zu dick“. Geschmack ist nicht die Sache dieses Malers, ich habe selten einen solch häßlichen Rahmen gesehen. Das Bild, eine schmutzige Kellnerin, die auf den Pumpernickel, den der Wirt mit der Brotschneidemaschine abschneidet, wartet, ist hier natürlich prima; es ist auch wirklich recht gut im Ton gehalten, sonst aber herzlich langweilig. Schoenebeck hat unlängst das größte Stipendium der Düsseldorfer Akademie, den dreijährigen „Rompreis“ erhalten: was dieser Maler, dem die Phantasie ein Buch mit sieben Siegeln ist, in Rom soll, verstehe ich nicht. Einige kleine Arbeiten (meist Aquarelle) von Schlüter, Graf Brühl, Graf Mehrfeldt heben sich als wohlthuende Oasen aus dieser Bilderwüste heraus. Auch Petersen-Angeln paßt nicht hierher. So malte man freilich anderswo vor fünfzehn Jahren, in dieser Gesellschaft aber macht er sich, wie ein Revolutionär. Erwin Günthers Marinen, der an Talent Becker überlegen ist, an Können diesen bisweilen nicht erreicht, verdienen diesmal Anerkennung. Auch Eßfeld verdient Erwähnung; seine Marine zeigt eine frische Eigenart und starke Begabung, doch muß er noch ganz anders nach der Natur arbeiten, will er diese Begabung zur Blüte bringen. Studien fehlen ihm, Studien! Albert Baur jr. versucht sich in diesem Jahre an einem Strandbilde: Pferde, die einen Kutter auf die Düne schleppen. Die Arbeit ist nicht schlecht, aber man kann von ihrem Schöpfer noch mehr verlangen.

Durch irgend einen merkwürdigen Zufall hat sich W. Fritzel in die Kunsthalle verirrt. Er bringt zwei Bilder, eine große, sonnendurchschienene Sommerlandschaft mit Kühen, und eine kleinere Arbeit, einen Wiesenteich. Fritzel hat die Versprechungen vollauf gehalten, die er vor Jahren gemacht hat, er hat die Roheiten in der Pinselführung und Auffassung abgeschliffen und steht nun vor uns als ein vollausgereifter Künstler. Haben wir früher ein kräftiges Wollen bewundert, so zwingt er uns jetzt, vor seinem Können den Hut abzunehmen.

— — Der Grund, weshalb vor Jahren die „Freie Vereinigung“ sich von der „Düsseldorfer Künstlerschaft“ lostrennte, lag in den Streitigkeiten wegen der Jury. Mit Recht bäumten sich damals die Jüngeren auf gegen die laxe Auffassung der Hängekommission, die in diesem Jahre den Gipfelpunkt der Geschmacklosigkeit erklettert hat. Die Jüngeren traten aus, sie gründeten die „Freie Vereinigung“, wählten eine Jury, die künstlerisch zu urteilen verstand, und stellten bei Schulte aus. Was aber ist heute schon, nach wenigen Jahren, aus der Bewegung geworden? Der alte Schlendrian Düsseldorfs hat auch hier wieder die frische Luft abgesperrt und von dem scharfen Luftzug, der erst geweht hatte, ist nichts mehr zu spüren. Die Jury läßt schon wieder die traurigsten Arbeiten zu, wie die Sachen von Pfannekuchen, Lachemeyer, Keßler, Kurrch u. s. w., und bald genug wird es in der „Freien Vereinigung“ gerade so öde aussehen, wie in der Kunsthalle. Freilich, man kann nicht mehr so streng sein, man muß doch die Säle in etwa füllen, und so manche, manche Namen sind diesmal ausgeblieben. Wo sind die großen Figurenbilder von 1895, wo sind alle die Keller, v. Beckerath, A. Kampf, Wunderwald, Frenz, Heller, Newen-Dumont, Spatz, G. Jansen u. s. w. u. s. w.? Wir suchen diese Namen und noch viele andere vergeblich. — —

Max Stern, neben Gregor v. Bochmann der einzige Düsseldorfer, der in München mit der Sezession ausstellte, bringt ein Straßenbild aus dem Judenviertel in Amsterdam. Jeder, der nur wenige Tage einmal in dem nordischen Venedig geweilt hat, kennt dieses Bild, diese seltsame Szene, wo die schmutzigen, talgstrotzenden Parias

auf einem Tische auf der Straße ihre Gurken und Zwiebeln kochen und verschlingen, heute wie gestern und wie vor manchen hundert Jahren. Stern schien in den letzten Jahren zu stagnieren, seine jetzige Leistung zeigt, daß sich die irrten, die meinten, er habe sich schon ganz ausgegeben. In seiner Arbeit pulsiert mehr Leben, als in einer seiner früheren, sie zeigt ein viel tieferes Eindringen des Malers in seine künstlerische Aufgabe. Es war früher, als ob ihm der Stoff unter den Händen zu viel würde, als ob während der Arbeit, je näher das Bild seiner Vollendung entgegenging, es mehr und mehr ihm über den Kopf wüchse. Es war, als ob es dabei dem Künstler bewußt würde, daß sein Können zu schwach sei, um das, was ihm im Geiste vorschwebte, auf die Leinwand zu bringen, und als ob dieses unleidliche Bewußtsein seine Schaffenskraft noch mehr niederdrückte. Langsam, ganz allmählich scheint Stern dieses Mißtrauen an sich selbst zu überwinden: je mehr er es überwindet, um so besser werden seine Arbeiten werden. Die Szene aus dem Amsterdamer Judenviertel ist ein Beweis dafür. — Gregor v. Bochmann steht heute völlig auf der Höhe seines Schaffens, seine esthnischen Staffagenbilder gehören zu den besten, was dieser feine Künstler je gemalt hat. Auch Hugo Mühligs Arbeiten zeigen eine ungeschwächte Frische und werden von den vielen Freunden, die dieser Maler überall hat, gewiß mit freudiger Genugthuung begrüßt werden.

Porträts sind natürlich in großer Zahl vorhanden. Den breitesten Raum nimmt Walter Petersen ein, eine für den Kritiker sehr interessante Erscheinung. Er erinnert mich immer an „Fritz von Schirp", der „alles macht". Petersen macht auch „alles", gute Arbeiten und konventionelle, wie der Besteller es haben will. Man sollte es nicht für möglich halten, daß das treffliche Porträt Oswald Achenbachs (für die Düsseldorfer Galerie bestimmt) und die entzückende Farbenstudie eines jungen Mädchens in Orange denselben Maler zum Schöpfer haben, wie das Porträt in Langformat, Mutter und Tochter, ein Bild, von dem die naiven Besteller ganz gewiß begeistert sind, so „schön" ist es, und das ganz genau so gemalt ist, wie es diese Besteller haben wollten, langweilig, konventionell und schlecht. Petersen kennt seine Leute! Es ist erstaunlich, zu sehen, mit welcher Zähigkeit das künstlerische Gewissen dieses Malers, nachdem man es dutzendmal totgeschlagen meint, immer wieder zum Leben erwacht, und eine neue, prächtige Probe seines Daseins ablegt. Wahrlich, Walter Petersen ist ein künstlerisches Chamäleon!

Heichert hat in diesem Jahre ebenfalls auf Figurenbilder verzichtet und bringt nur Porträts, alle mit derselben ungesunden, aufgequollenen Farbe und mit derselben sentimentalen Auffassung, die sonst seine Bilder kennzeichnete. Eigentümlich, daß alle Arbeiten dieses gewiß begabten Malers so krankhaft aussehen. Schneider-Didam bringt ein Porträt des Grafen Mörner. Dieser Maler wurde vor sechs Jahren von Prof. Levin entdeckt und mit großem Geschrei auf den Schild erhoben, er imponierte in der That durch eine jugendlich kräftige, vielleicht brutale Auffassung. Sein junger Ruhm stieg ihm mächtig in den Kopf, er malte Porträt auf Porträt: eins immer schlechter, als das andere. Endlich scheint er gemerkt zu haben, auf welch abschüssiger Bahn er sich befinde, eingesehen zu haben, daß es aller seiner Kraft bedürfe, um den Berg wieder hinaufzuklimmen. Und in dieser Einsicht malte er den Grafen Mörner. Er hat damit den Beweis geliefert, daß er aus dem Sumpfe wieder heraus ist, aber er hat noch sehr viel Terrain wiederzugewinnen. Über R. Bönninger haben wir schon oben gesprochen. In der „Freien Vereinigung" stellt er eine Reihe von Porträts aus, die alle nach Pariser Mustern gemalt sind. Bönninger hat da vieles gelernt, vor allem die

Raumverteilung und die dekorative Wirkung. Auf dem Montmartre nennt man diese Art der Auffassung des Porträts als Bildes „Plakatmalerei“, eine Bezeichnung, die ein Lob, beileibe nicht einen Tadel bedeutet. Bönninger zeigt ganz diese Manier mit all ihren Vorteilen und ihren Schattenseiten, die die Festlegung des Bildes auf eine bestimmte Anzahl Farben mit sich bringen muß. Seine Arbeiten sind tüchtig und talentvoll, aber morgen kommt eine andere Mode und übermorgen wird Bönninger in dieser anderen Mode arbeiten, wie er heute in der von gestern malt. Bazins Porträts sind sehr minderwertig, Neuenborns Kinderbild eigentlich nur ein schlechter Scherz, ebenso wie sein Interieur. Sowie Neuenborn den Pinsel in die Hand nimmt, wird er abgeschmackt, er kann nun einmal mit der Farbe nicht fertig werden. Seine Zeichnungen dagegen, Schimpansen in allen möglichen verschiedenen Stellungen, sind von köstlichem Reize. Edmund Schwarzers Porträt einer alten Dame bekundet mehr Können als Wollen. Das ist das, was man eine gute, solide Arbeit nennt. Schwarzer aber sollte mehr leisten, er sollte sich sein Ziel höher stecken, namentlich in Auffassung und Lichtwirkung. Reusing hätte seine Porträts besser nicht ausgestellt. Wir haben in diesem Winter fast zwei Dutzend Porträts dieses Malers gesehen, das erste war recht gut, aber ist es möglich, daß das fünfundzwanzigste bei solcher Rekordmalerei auch gut ist? Auch Keßler bringt ein paar Porträts und was für welche!

Heinrich Nordenbergs bescheidene Interieurs, Carl Sohns jämmerliches Stillleben, Appels Ateliertiger, Kurrels nachempfundene Arbeiten, Pfannekuchens ordinäres Stillleben und seine dilettantische Plastik tragen gerade nicht dazu bei, das Niveau der Ausstellung zu heben, ebensowenig wie die recht mittelmäßigen Landschaften des Degode, Barthel, Wanzleben, Bezin und anderer. Am schlimmsten sind die Arbeiten von Lins, der, seit Bergmann in Düsseldorf ist, diesen in allem, in Stimmung, Ton, Auffassung, ja sogar im Motiv, nachzuahmen versucht. Bergmann kann sich trösten: solche Konkurrenz kann ihm wenig schaden. Viel besser als alle diese Landschaften, die die „Freie Vereinigung“ ruhig zur Thüre hinausweisen und zur Kunsthalle schicken sollte, sind Bahner, Lasch und Westendorp, die recht beachtenswerte Arbeiten bringen. Auch Klein v. Diepolds kleine Arbeit verdient ihrer Stimmung wegen hervorgehoben zu werden. Heimes, Becher und Niknowsky haben wir schon mit der „Vereinigung 1899“, Jernberg, Liesegang, Herrmanns, E. Kampf mit dem „St. Lucas“ besprochen. Jernberg ist übrigens diesmal viel besser vertreten; Herrmanns Arbeiten sind ganz vorzüglich, man möchte sagen, er wird besser mit jedem Bilde. Philippis intime Aquarelle haben die seltene Eigenschaft, daß sie jedem gefallen, dem feinsten Kunstkenner, wie dem breitesten Publikum. Es liegt eine Liebe und Wärme und daher doch ein feiner, künstlerischer Spott in diesen kleinen figürlichen und landschaftlichen Blättern aus dem Philisterleben, dem man sich nicht zu entziehen vermag. Auch Ottos stilisierte Landschaften (Lithographieen) üben einen intimen, seltsamen Reiz aus. In beiden Künstlern steckt noch viel unverbrauchte Kraft, noch viel mehr aber in dem kräftigen, farbenfrohen Dirks. Auf ihn kann Düsseldorf stolz sein, wie kaum auf einen zweiten, er scheint berufen, für den abwelkenden Kranz der Kunststadt neue Lorbeerreiser zu pflücken. Dirks' prächtige, durchaus vollständige Eigenart, seine überschüssige Kraft, die uns ein selbstbewußtes: „Hier bin ich“ entgegenschleudert, verfehlt ihre wuchtige Wirkung auf den Beschauer nicht; wir lassen uns von dem Künstler fortreißen und atmen in vollen Zügen die schwere, scharfe Luft seiner Dünenbilder.

Im Gegensatz zur Ausstellung der „Düsseldorfer Künstlerschaft“, die an manchen

Stellen einem Kaffeeklatsch verzweifelt ähnlich sieht, treffen wir in der „Freien Vereinigung“ nur auf eine Dame: Marie Stein, eine Schülerin Walter Petersens, die uns ein halbes Dutzend Radierungen weiblicher Köpfe bringt. Die entschieden begabte Malerin arbeitet nach bekannten Mustern: Lenbach in der vierten Hand. Dazu kennt sie Klinger und Stauffer-Bern, Walter Petersen natürlich, und noch manche andere. So ist denn hier und dort etwas haften geblieben. Bezeichnend sind die geistreichen Sprüchlein, die sie den Zeichnungen beigiebt, bei einem modernen Weib: „Car tel est mon bon plaisir!“, bei einer alten Dame: „Aetatis suae LXXX“, bei einer bildhübschen Sängerin die Noten des Liebes: „O Sonnenschein, o Sonnenschein, wie scheinst du mir ins Herz hinein“ u. s. w. Das ist natürlich „so sinnig“ und macht bei dem Publikum mächtig Furore. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — Prof. Rocher wünscht für den Glaspalast, den Düsseldorf sich künftig leisten will, nicht eine Menge Kunstwerke, sondern nur solche, „die Qualität haben“. Ich wollte, er ginge einmal mit mir durch die diesjährigen Frühjahrsausstellungen und würde die Bilder mir bezeichnen, die Qualität haben. Wir würden einen kleinen Saal knapp halb voll bekommen. — — Dr. Hanns Heinz Ewers.



# Kritik.

## Lyrische Vortragsabende.

Die ‚Köln. Ztg.‘ (!) schreibt: Im Laufe dieses Winters fanden im Kunstsalon von Keller und Reiner zu Berlin sechs lyrische Vortragsabende statt, die in mancher Hinsicht so über den gebräuchlichen Rahmen derartiger Veranstaltungen hinausgingen, daß sie eine allgemeine Beachtung verdienen. Bislang gestaltete sich der Verlauf eines lyrischen Vortragsabends gewöhnlich so, daß in einem mehr oder minder großen Saal, viele Menschen eingepfercht in enge Sitzreihen, rezitatorischen Kunstreiterstückchen lauschen. Die Lyrik tritt dabei vollständig hinter der Rezitation zurück. Sie ist nur insofern wichtig, als sie den effektvollen Rohstoff liefert, der von ihr in beifallfördernder Weise zurechtgemacht wird. Das ist im Grunde bedauerlich; denn die Lyrik verlangt nach dem gesprochenen Wort ebenso sehr wie das Drama nach der Darstellung. Zwar vermögen geübte Leser beides aus dem Buch zu genießen. Aber wie beim Drama die Handlung, so ist bei der Lyrik das Wesentliche nicht der bloße Gedankengang, der sogenannte geistige Gehalt, sondern die Stimmung, die Gedanke und Gefühl in Klang und Rhythmus zu einem Gedicht verbindet. Um diese Stimmung, d. h. also das Eigentliche des Gedichtes nachzuerleben, sind Klang und Rhythmus so nötig wie der geistige Gehalt. Vielleicht faßt man deshalb heutzutage die Lyrik viel zu einseitig gedanklich auf, weil man sie meist nur aus dem Buch und nicht aus dem gesprochenen Wort genießt. Natürlich kann sie nicht von jedem gesprochen werden. Es gehört eine große Kunst des Ausdrucks

dazu. Aber diese Kunst darf sich nicht vordrängen. Sie muß Mittel zu dem einen Zweck sein: die Lyrik als reine Lyrik wirken zu lassen. Das wurde in den lyrischen Vortragsabenden bei Keller und Reiner versucht. Und es gelang in vielen Beziehungen so vollkommen, daß diese sechs Abende insgesamt — von mancherlei Einzelheiten abgesehen — mustergültig sein können. Das im einzelnen darzulegen und dadurch vielleicht zur Nachahmung anzuregen, soll der Zweck der folgenden Ausführungen sein. Mustergültig war zunächst, wie der Ort einer lyrischen Vorlesung angepaßt war. Der Ausgangspunkt aller lyrischen Wirkung ist, wie gesagt, die Stimmung. Die wird durch die gewöhnliche Masseneinzwängung in enge Stuhlreihen, wo man vor und hinter sich fremde Menschen spürt, von vornherein gestört. Wenn zudem der Raum so groß ist, daß der Vortragende seine Stimme über die gewöhnliche Stärke anstrengen und deklamieren muß, statt zu sprechen, um nur seine Worte als solche verständlich zu machen, so kommt dadurch in den Gefühlsausdruck ein übertriebener Ton, der seiner ursprünglichen Einfachheit widerspricht. Das wird sofort klar, wenn man sich etwa Goethes Nachtlied: „Über allen Gipfeln ist Ruh" mit zu lauter Stimme gesprochen denkt. Es sind immer nur Gedichte mehr dramatischer oder epischer Art, die das vertragen. Wem jemals der Vortrag reiner Lyrik in die Seele ging, der wird sich erinnern, daß es gelegentlich einer intimen Vorlesung im kleinsten Kreise war. Einer solchen intimen Veranstaltung muß eine lyrische Vorlesung möglichst entsprechen, um der Lyrik als solcher nicht Gewalt anzuthun. Das war bei Keller und Reiner in allen Äußerlichkeiten sorglich beachtet worden, wie dort ja auch schon für den intimen Genuß von Werken bildender Kunst in wohnlich ausgestatteten Ausstellungsräumen Nachahmungswertes geboten ist. Dem Kunstsalon war das Gepräge eines vornehmen Wohnraumes gegeben, in dem man zwanglos in Gruppen oder einzeln saß, jenachdem man sich kannte. Dadurch war der Vorlesung von vornherein der Charakter einer öffentlichen Vorführung genommen, und alles Äußerliche auf einen häuslich intimen Ton gestimmt. Natürlich hatte man auf ein Massenpublikum von vornherein verzichtet und nur auf einen erlesenen Kreis von Kunstfreunden gerechnet. Zu diesem Zweck war der Eintrittspreis auf 30 M. festgesetzt und dadurch allerdings des Guten etwas zu viel gefordert worden; denn bekanntlich sind nicht alle Kunstfreunde so wohlhabend, wie es Künstler möchten. Trotzdem fanden sich etwa 80 bis 90 Leute — auf höchstens Hundert war der Raum berechnet — zusammen, die mehr oder weniger den redlichen Willen hatten, einmal ohne rezitatorische Kunststückchen auf lyrische Dichtungen einzugehen. Daß es sich um eine aus „rein künstlerischen Grundsätzen" gegebene Vorlesung handelte, war von vornherein in dem Prospekt verheißen worden. Wie die äußere Anordnung, suchten Art und Inhalt der Vorlesungen dem einen Zweck zu entsprechen, die dargebotene Lyrik als Stimmung wirken zu lassen. Vorleser war der teils heftig angefochtene, teils bewunderte Dichter Richard Dehmel. Seine Art vorzulesen entsprach so wenig der gewohnten Deklamation, daß ein guter Teil des Publikums zunächst verblüfft war. Er sprach einfach aus der Stimmung der einzelnen Dichtungen die dazu gehörigen Worte, ohne auf irgend eine rezitatorische Wirkung hinzuarbeiten. So blieb die Lyrik das, was sie ist: der einfache Ausdruck eines starken Gefühls. Daß ihm dabei nicht alles gelang, daß er Liliencron zu schwer nahm, bei Holz einigemal pathetisch wurde und bei Schlaf und Przybyszewski in einen ekstatischen Ton verfiel, während er bei Stefan George pretiös wurde, muß aus der Aufgabe: zwölf verschiedene Dichter nacheinander in ihrem persönlichen

Stimmungsgehalt zu geben, entschuldigt werden, soweit es nicht in den einzelnen Dichtern lag. Jedenfalls war seine Art, Dichtungen zu sprechen, schon als Versuch der höchsten Beachtung wert. Weil es ihm gelang, das Publikum in die betreffende Stimmung hineinzuzwingen, darf im ganzen die Art seines Vortrages vorbildlich genannt werden. Man hatte sehr oft die Vorstellung, daß nicht der Vorleser, sondern der betreffende Dichter da stand und das Gedicht sagte, wie es ihm gekommen war. Man glaubte die Worte nicht als schönes Gedicht, sondern als augenblicklichen Gefühlsausdruck. Für diejenigen, die Dehmel als Vorleser kannten, war das um so überraschender, als er früher eine nervös aufgeregte Art zu lesen hatte, die unangenehm und auf die Dauer peinigend wirkte. Wenn dieser Vollendung des Vorlesers die Entwicklung des Dichters Dehmel entspricht, dürfte sein nächstes Buch ihm vielleicht nicht mehr die begeisterte Anerkennung gewisser Freunde, aber die ehrliche Zustimmung weiterer Kreise eintragen, die ihm bisher trotz gelegentlicher Anerkennung im ganzen kopfschüttelnd gegenüberstanden. Dehmel hatte auch die Auswahl und Zusammenstellung der einzelnen Dichter und Dichtungen besorgt. Anscheinend nach dem Prinzip, nicht nur ausgesprochene Könner, sondern auch versprechende Woller vorzuführen; weil es sich bei der ganzen Veranstaltung nicht in erster Linie um ästhetischen Genuß, sondern um einen mehr pädagogischen Zweck handelte: um die Vorführung der modernen lyrischen Bestrebungen aller Art in ihren bezeichnendsten Vertretern. Trotzdem berührte die Auswahl befremdlich. Das naive Gefühl lehnte sich dagegen auf, eine ganze Stunde die Schöngeistereien eines Stephan George anhören zu müssen, während z. B. Falke, der doch gewiß soviel kann, wie die meisten der Vorgelesenen, und auch Bierbaum gar nicht zu Worte kamen. Das Gesamtprogramm giebt am besten eine Vorstellung, wie wenig die Auswahl der Meinung breiterer Kreise von den Vertretern moderner Lyrik entsprach. Nietzsche, Liliencron, Holz, George, Schlaf, Przybyszewski, Scheerbart, Altenberg, Hofmannsthal, Dauthendey, Mombert, Dehmel: das sind die zwölf Namen, deren Auswahl man trotzdem anerkennen muß, weil sie weder durch Vortragszwecke, noch etwa durch Freundschaftsrücksichten bestimmt und insgesamt ein wirkliches Programm war. Es ergab sich eine gute Anschauung daraus, wie es in der jüngsten Dichtergeneration nicht mehr heißt, durch möglichst moderne Stoffe und Tendenzen zu verblüffen, sondern für das Eigentliche unserer Zeit, das jeder einzelne an und in sich selbst anders erlebt, auch aus sich selbst einen möglichst treffenden und überzeugenden Ausdruck zu finden. Je nachdem die einzelnen Dichterherren sich ernst nahmen, bekam man viel Geziertheit und schlechtgespielte Pose, anscheinend leidenschaftliche Pathetik, die haarscharf am Rande der Lächerlichkeit einherschwankte und manchmal auch hineingeriet, schmerzhafte Absonderlichkeit und weisheitsgläubige Dummheit zu hören: aber im ganzen spürte man doch die ehrliche Mühe, die Wirkungsmittel zu vertiefen und aus der nur persönlichen Stilfaxerei heraus zu kommen. Und einigemal gab es auch wirkliche Offenbarungen einer Kunst, die nicht nur Großes will, sondern auch kann. So am ersten Abend, als der anscheinend so an der Oberflächlichkeit aller Dinge haftende Liliencron dem tiefsinnigen Nietzsche standhalten mußte. Es schien ein gefährliches Experiment für den Poggfred-Dichter, ihn so neben Nietzsche zu setzen. Daß es wider Erwarten für den Zarathustra-Denker gefährlich wurde, ist um so sprechender für die große Lebenskraft der Liliencronschen Dichtung. Man war zunächst von der rhetorischen Kraft Nietzsches hingerissen, von dem lyrischen Schwung seiner Sprache, der trotzdem zur Lyrik nicht aus-

reicht. Aber ein paar einfache Liliencronsche Lebendigkeiten schlugen die ganze rhetorische Herrlichkeit tot. Man spürte, wie unklug es von dem großen Denker war, den Wert des einfachen Gefühlsausdrucks zu unterschätzen und dessen Form zu gedanklichen Zwecken zu mißbrauchen. Man nennt Nietzsche oft einen Dichter. Namentlich die Philosophen thun das gern, um den Unbequemen loszuwerden. Es wäre an der Zeit, wenn auch die Dichtung ihm seine Kanzel auf die Straße setzte; denn dahin gehört er als das, was er so groß ist wie nur wenige der Menschheit: als Prediger; ebenso wie es endlich an der Zeit wäre, einem Dichter wie Liliencron nicht länger mehr seinen eigentlichen Vorzug als Mangel vorzuwerfen: sein selbstsicheres Gefühl, das seine gelebten und geträumten Herrlichkeiten mit allem Kleinkram und gelegentlichen Seichtigkeiten einfach hinstellt, ohne sie nach irgend einem Kunstverstand viel zu beschneiden. Nur auf diese Weise konnte er aus seiner Zeit heraus zu der unnachahmlichen Frische des Ausdrucks kommen, die so vielen jetzt Anerkannten erst den Mut zu sich selber gab. Wie sehr alle Kunstwirkung unserm hochweisen Verstand zum Trotz im Gefühl geschieht, bewies auch die Vorlesung aus den seltsamen Gottträumen Alfred Momberts. Es waren nicht viele, die etwas davon verstanden hatten, trotzdem lag nach dem Vortrag eine Ergriffenheit auf der Versammlung, die erst nach etlichen Minuten Worte aufkommen ließ. Dann suchte man allerdings kräftiglich zu beweisen, wie man sich eigentlich unnütz erregt hatte, weil alles nur Wahnsinn gewesen wäre. Nur einmal ließ sich das Publikum zu einer Beifallsäußerung hinreißen. Das war am letzten Abend, als Dehmel eigene Dichtungen las. Selbst wenn man in Anschlag bringt, daß er sich selbst natürlich am entsprechendsten vortrug und schon darum stark wirken mußte, daß er sich trotzdem sorgfältig ausgewählt hatte, muß doch das eigentlich Wirkende der Kraft seiner Gedichte zugeschrieben werden. An dem Abend hätte ihm das naivste Gemüt seine mystisch verworrenen Poesieen und seine anspruchsvollen Überschwenglichkeiten verziehen. Ihm scheint trotz alledem oder vielleicht deshalb noch eine reiche Entwicklung bevorzustehen. Daß jeder Abend durch einen Vortrag über die betreffenden Dichter eingeleitet wurde, hat sich nicht als nachahmungswert erwiesen. Man nahm die Vorträge auf wie etwa überflüssige Vorreden zu einem interessanten Buch. Das war für den Vortragenden Möller-Bruck bedauerlich. Er fand für seine zum Teil ganz ausgezeichneten Gedanken nicht das Entgegenkommen, auf das er rechnen konnte. Außerdem mußte er, weil mehrere Dichter am Abend zusammengekoppelt waren, jedesmal beweisen, warum die betreffenden eigentlich doch zusammengehörten. Dadurch wurden einige Dichter theoretisch anders angekündigt, als sie im zweiten Teil praktisch wirkten. Den letzten Abend leitete Dehmel selbst durch eine Ausführung ein. Er legte dar, wie alle Überschätzung der Persönlichkeit im Künstler eine Unterschätzung der Kunst ist. Nicht die möglichst auf die Spitze getriebene Ausbildung des persönlichen Stils giebt den Kunstwert, sondern das Allgemeine, was trotz der Persönlichkeit wirkt. Was die Abende insgesamt so angenehm und darum nachahmungswert machte, ist nicht zum letzten die freimütige Art, mit der alles, Vortrag wie Vorlesung, dem Publikum zur eigenen Beurteilung dargeboten wurde. Die Vortragenden wollten nicht für sich Beifallsäußerungen holen, sie wollten aber auch nichts aufreden. Und wenn man mit keinem der vorgeführten Gedanken und mit keinem der vorgelesenen Gedichte einverstanden gewesen wäre, man hätte doch einen Teil Weihe mit nach Hause genommen. Das machte, weil alle Teile sich achteten, Gebende wie Nehmende, Verstandesmenschen wie Gefühlsmenschen

Und das ist vielleicht das Nachahmungswerteste.

## Dramen.

Franz Adamus: Familie Wawroch. Paris, Leipzig, München, A. Langen. 177 S.

Ein österreichisches Drama in vier Akten, lautet die nähere Bezeichnung auf dem Titelblatt, das zugleich einen ganzen Dramencyklus „Jahrhundertwende" vom gleichen Dichter ankündigt. Zu diesem ersten Stück hat Ernst v. Wolzogen ein sieben Seiten langes, sehr eingehendes, laut rühmendes Vorwort geschrieben. Er stellt uns Franz Adamus mit großem Nachdruck auch gleich wieder als „Überwinder" vor. Und zwar habe Adamus „die lächerliche Pedanterie der Holz und Schlaf und des Hauptmann aus dem Ende der achtziger Jahre in seinem Erstlingswerk schon überwunden". Wir kommen also aus der Überwinderei nicht mehr heraus. Seit Hermann Bahr die „Überwindung des Naturalismus" entdeckt hat, blüht zwar der Naturalismus in all seinen Haupt- und Abarten, Spielarten und Ausartungen heftiger als je, aber im Grunde soll das nur eine gegenseitige Überwinderei vorstellen. Die neue deutsche Litteratur ist also eine Ringschule, wo eine Größe die andere Größe oder ein Knirps den andern Knirps, wie man will, niederzwingt. Mir auch recht. Wir leben im Zeitalter des Athletentums und des Sports, der gepanzerten und ungepanzerten Faust. Also überwinden wir uns gegenseitig, bis nichts mehr übrig ist. Warum nicht?

Der große Enthusiasmus, mit dem diese „Familie Wawroch" unsern Ernst v. Wolzogen erfüllt, will sich bei mir nicht einstellen. Ich kann z. B. absolut nicht finden, daß sich die „Familie Wawroch" zu der „Familie Selicke" verhalte wie ein reifer Mann zu einem unreifen Jüngling, und daß Adamus dem Theater gebe, was dem Theater gebührt. Ich halte die „Familie Selicke" immer noch für ein besser gemachtes, spielbareres und erträglicheres Theaterstück als diese „Familie Wawroch", dessen vierter Akt mir durchaus verunglückt erscheint. Aber was liegt schließlich am vierten Akt, wenn man über die ersten drei Akte künstlerisch und theatralisch nicht hinwegkommt? Um nur eine darstellerische Ungeheuerlichkeit zu nennen: Adamus bringt wohlgezählte sechs Dialekte auf die Bühne. Das mag österreichisch echt, hyperecht sein — wer spielt und erträgt aber diese babylonische Sprachverwirrung? Und wie die Idiome durcheinander quirlen, so quirlen die dramatischen Motive und Motivchen, die Charaktere und Charakterbruchstücke durcheinander. Das häuft sich, das kreuzt sich, das fließt auseinander, so daß nirgends ein festes Lebensbild im einzelnen zum Stehen kommt. Nicht ein einziges Leitmotiv von den vielen angeschlagenen wird konsequent festgehalten und mit dramatischer Klarheit und Energie verarbeitet. Es wirkt geradezu komisch, wenn man sich vorstellt, mit dieser verquirlten Technik, mit dieser kaleidoskopischen Unruhe habe Adamus die große Handlung der Arbeiterbewegung symbolisch und effektiv zu fixieren versucht. Nein, das ist nicht das sozialistische Lebensbild, dieser Wirrwar ohne geschlossene Komposition, ohne künstlerische Typisierung eines Einzelfalles, ohne dramatische Organisierung der hundert Einzelbildchen zu einem überschaubaren, plastischen Gesamtbilde. Gewiß hat der Verfasser eine hervorragende Beobachtungsgabe, aber es fehlt ihm die plastische Kraft, die dramatische Logik. Und für wen will er unser menschliches Interesse ansprechen? Für diesen unreifen Jämmerling Robert Wawroch mit seiner hirntollen Moralfexerei? Oder für wen sonst in dem Gewimmel armseliger Tröpfe? Oder wie will er unser künstlerisches Interesse fesseln für eine Tragödie, die nicht Hand noch Fuß hat? Nicht eine einzige

Figur ist dramatisch folgerichtig durchgearbeitet und so in den Vorgang gestellt, daß ich ihr von Anfang bis zu Ende meine Teilnahme schenken muß. Mancherlei heroische Anläufe werden versucht, aber nirgends ein wirklich großes Menschenschicksal gestaltet, das mich in seinen Bann zwingt.

Und nun möge Ernst v. Wolzogen mich für einen Narren oder Idioten erklären, ich bleibe dabei: aus einer so zuchtlosen Arbeit wie dieser von ihm so hochgerühmten „Familie Wawroch“ wird nie das große, soziale Drama der Zukunft welterschütternd auf die Bühne steigen. Aber wer unsern heutigen Theater-Naturalismus einmal billig ad absurdum führen will, der wird in dieser dramatischen Kuriosität schätzbares Material finden.

M. G. Conrad.

## Litteraturgeschichte.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Bd. II: „Neutöner!“ Berlin, Schuster & Loeffler. M. —,50.

Der Band umfaßt ganze 36 Seiten. Ein kurze Neutönerei. Zieht man alles Kling- und Schönrednerische, alles dekorative Phrasenwerk ab, bleibt sehr wenig Sachliches und fast gar nichts Neues übrig. Bei einer so geringfügigen Darbietung zu fragen, wie viel daran objektiv richtig und für die Aufhellung moderner Litteraturprobleme von Belang sei, wäre beinahe unbescheiden. Was der Verfasser in seiner feuilletonistisch flüchtigen Weise über die „Neutöner“ (das Wort ist von Liliencron zuerst in Umlauf gesetzt) im allgemeinen und über Hermann Conradi im besonderen beibringt, erschöpft das Thema nach keiner Seite. Der Leser, der die Zeit nicht miterlebt hat, bekommt auch nicht entfernt ein Bild von den Geistesschätzen, die damals von Conradi und seinen Kameraden in revolutionärer Unzurechnungsfähigkeit vergeudet wurden, noch von der größenwahnsinnigen Künstler-Wollust und Menschen-Zuchtlosigkeit, daran diese hochbegabten Köpfe zugrunde gingen. Die Analyse der Hermann Conradi'schen Werke ist unzulänglich. Von dem Einfluß seiner „Neutönerei“ auf die Stiltechnik der Späteren, besonders auf Hermann Bahr und den Bierbaum der ersten Periode, ist überhaupt nicht die Rede. Schreibt man so Entwicklungsgeschichte?

M. G. Conrad.

Adolf Bartels, „Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen.“ Zweite Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius, 1899.

Adolf Bartels unternimmt es hier, die Entwicklung der deutschen Dichtung seit 1850 teils in allgemeiner Darstellung, teils in einzelnen Dichterbildern uns vorzuführen. Eine ebenso schwierige wie verdienstvolle Aufgabe, für die der bekannte Litterarhistoriker nicht übel ausgerüstet erscheint. Er verfügt nicht nur über eine ungewöhnliche Kenntnis der zeitgenössischen Litteratur, sondern er verbindet auch eine starke Anschauungskraft mit historisch-philologischer und ästhetischer Schulung. Er versteht es, das Chaos des Stoffes in übersichtlichen Gruppen zu ordnen. Seine Darstellung ist geschickt und leicht faßlich, wenn auch nicht eigenartig und glänzend. Und vor allem: es fehlt ihm auch nicht der Mut der Wahrheit und der Wille dazu. Kurz, es bietet sich uns ein Führer an, dem man auf den ersten Blick zu vertrauen geneigt ist.

Aber doch nicht ein Führer von allseitiger Fähigkeit und Zuverlässigkeit. Was ich zunächst vermisse, ist die philosophische Vertiefung. Über Schopenhauer, dessen Pessimismus unsere Litteratur so stark beeinflußt hat, geht das Buch mit Stillschweigen hinweg; der Dichterphilosoph Nietzsche aber wird mit

etwa 10 Zeilen abgethan. Und doch ist diese phänomenale Erscheinung, wie man sich auch zu ihr stellen mag, für die Lebens- und Weltanschauung, für den selbstherrlichen Individualismus eines großen Teils der schriftstellernden Jugend ein Prophet und Messias geworden. Mit dem wohlfeilen und molluskenhaften Begriff „Dekadenz“ treibt Bartels einen wahren Teufelsunfug, und angesichts der allgemeinen Früh-, Hoch- und Spätdekadenz wird gewiß mancher unglückselige Jünger Apolls händeringend fragen: „Herr, wer kann denn selig werden?“ (Ev. Lucä 18, 26.) Auch das Einschachteln der Musensöhne in Genies ersten und zweiten Ranges, in große, kleine und hübsche Talente und dergl. macht einem Registrator größere Ehre als einem Kunstrichter, und ich will nur hoffen, daß etliche von den Kleinen recht bald eine höhere Rangstufe erklimmen. Wie aber steht es mit des Kritikers Wahrheitsdrang? Er liebt eine „kräftig subjektive Meinungsäußerung“, wie er selbst sagt, und das ehrt den Forscher. Indessen „c'est le ton, qui fait la musique“, und die Rolle eines infalliblen Litteraturpapstes kleidet nicht jeden so schön, wie sie seinerzeit dem blutjungen, aber großen Lessing wohl anstand.

Und doch, wie peinlich auch oft solche Schroffheit berührt, jedenfalls wird man zugeben müssen, daß Bartels in der Mehrzahl der Fälle den Nagel auf den Kopf trifft. Das gilt wenigstens für die Wertung der meisten Alten und Älteren. Das Urteil über ihre litterarische Persönlichkeit steht ja in der Regel endgiltig fest, und hier haben ihm genug Litterarhistoriker vorgearbeitet. Desgleichen enthält der Teil des Buches, der die Jungen behandelt, viel Gutes und Tüchtiges. So verdient vor allem Bartels' Forderung, daß die Litteratur nationalen Gehalt habe, daß sie Kraft und Gesundheit atme, warme Beherzigung. Und in seiner Abschätzung gewisser „Größen“ auf dem Parnaß hat er oft eine scharfspürende Fühlung mit urteilsfähigen — Nichtberliner-Kreisen. Das trifft z. B. bei G. Hauptmann zu. Mag auch Bartels Studie über diesen mehr an Erfolg als an Verdienst reichen Lebensschilderer, die von ihm zu einer ausführlichen Broschüre verarbeitet worden ist (1897), in der Kunst der Darstellung ganz erheblich hinter Schlenthers bekanntem Buche zurückbleiben, mag sie auch den philologischen Standpunkt gar zu einseitig hervorkehren, durch eins zeichnet sie sich jedenfalls vor dem so verzückt gepriesenen Werke des ungemein zärtlichen Managers aus: durch die Unbefangenheit, Gerechtigkeit und Treffsicherheit des Urteils. Aber anderseits wimmelt der zweite Teil von absonderlichen, einseitigen und ungerechten Verdikten. Wenn Bartels z. B. Paul Scheerbart mit drei Worten als den „blödsinnigsten aller Symbolisten“ brandmarkt, wem thut da der Richter nicht mehr leid als der arme Sünder in der Rolle des philosophischen Narren? Für die großgeistige Dichterkraft des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath, der zu einem aristokratischen Bohémien, einem zigeunerhaften Romantiker herabgewürdigt wird, hat der Verfasser ebensoviel Verständnis wie ein Bohémien für den Wert feinerer Lebenshaltung und Umgangsformen. Karl Busse und Ludwig Jacobowski werden „von Haus aus kleine, hübsche Talente“ genannt. Aber sind sie nur das, nur so wenig? Ich verstehe allerdings nicht die Überschwänglichkeit Erich Schmidts, der — erst ein Vierzigjähriger — dem zwanzigjährigen Jüngling einst „Te morituri (!) salutant, Karl Busse“, fanfarenhaft entgegenschmetterte. Aber ich habe doch von der Schlichtheit, Frische und Kraft dieses bewährten Poeten eine weit höhere Vorstellung als Bartels. Und wer nur einen oberflächlichen Blick in Jacobowskis reifere Schöpfungen thut, der wird die Ursprünglichkeit, Gestaltungsgabe und Gedankentiefe eines so zukunftssicheren

„Könners“ mit großem Maßstabe zu bemessen wissen. Auch dem höchst originellen und vielseitigen, wenn auch burschikosen Otto Julius Bierbaum, der seit den letzten Jahren in einer verheißungsvollen Mauserung begriffen ist, widerfährt nicht die gebührende Gerechtigkeit. Und Karl Bleibtreu verdiente zum mindesten doch die Anerkennung, daß er den genialen Zug ins Große hat. Doch genug davon!

Zum Widerspruch reizt auch das Eintreten Bartels für das Evangelium von der Heimatkunst. Es ist wahr: die Stamm- und Landschaftkunst bildet ein Gegengewicht gegen die Auswüchse der Großstadtkunst, sie eignet sich überdies zur Darstellung der deutschen Vergangenheit mit ihren — leider — überwiegend lokalen Interessen, ja, sie mag auch imstande sein durch Pflege deutscher Stammesarten der Seele Alldeutschlands neue Kraft zuzuführen. Aber sie kann doch nicht eine wahrhaft größere Kunst sein, wie der Verfasser selbst zugiebt, sie bleibt eine Kunst zweiten und dritten Grades und muß von vornherein auf allgemeine Teilnahme und Wirkung verzichten. Und ob sie jemals den Nährboden für eine große Kunst abgeben wird, ich bezweifle es. Ja, wenn nur auserwählte Geister sich in ihren Dienst stellten! Aber sind es zumeist nicht die dei minorum gentium, die mit ihrem kleinstädtischen, kleinstaatlichen und ländlichen Kleinkram paradieren? Und so droht die Gefahr, daß diese — poetische Kleinstaaterei den geistigen Horizont der Dichter und der Leser beschränke, daß uns das Ziel einer nationalen Kunst großen Stils aus den Augen schwinde. Wenn aber der Verfasser des geschichtlichen Lokalromans „Die Dithmarscher“ sich so sehr für die Heimatkunst erwärmt, warum läßt er denn in seiner Betrachtung nur so wenige Dialektdichter zu Worte kommen, warum verschweigt er Namen wie Fritz Lienhard und Heinrich Sohnrey, die doch bestrebt sind, die deutsche Dichtung im Volksgeiste zu läutern? Doch nun ein Ende mit den Ausstellungen im einzelnen! Alles in allem ein fleißiges, anregendes und zum größeren Teil ernst zu nehmendes Buch.

Dr. H. Friedrich.



# Büchertisch.

Arnefeldt, F., Schuldig. Erzählung. Berlin, Alb. Goldschmidt. 8°. 204 S. M. 1,—.

Bohl, Joh., Staatsmoral u. Staatspädagogik. Zürich, E. Speidel. 8°. 18 S. M. —,80.

Borcherding, Gustav, Der Heldedichter August Freudenthal. Eine litt. Skizze. Bremen, Rühle & Schlenker. 8°. 16 S. M. —,50.

Bredt, Fr. W., Der Rappoltsteiner. Eine Erzähl. a. d. Vergangenheit d. Elsaß. Köln, Albert Ahn. 8°. 250 S.

Bruns, Max, Andachten. Drei Bücher. Buch I: Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit. (Gedichte.) Mit einem Titelbild von Fidus. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 180 S. M. 3,—.

Buchenberger, Dr. A., Grundzüge der deutschen Agrarpolitik. 2. Aufl. Berlin, Paul Parey. 8°. 299 S. Geb. M. 6,—.

Conrad, Michael Georg, Salve Regina. Lyrischer Cyklus. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 158 S.

Eschwege, Ludwig, Privilegiertes Spekulantentum. Ein Beitrag zur Hypothekenbankfrage. Berlin, J. Harrwitz Nf. 8°. 24 S. M. —,50.

Falke, Baronesse, Die Werdenden. Erzählung. Dresden, H. Minden. 8°. 227 S. M. 3,—.

Fechner, Gustav Theodor, Nanna oder: Über das Seelenleben der Pflanzen. 2. Aufl. Mit einer Einleitung v. K. Laßwitz. Hamburg, Leop. Voß. 8°. 300 S. Geb. M. 6,—.

Gersdorff, A. v., Eine „sonderbare“ Person. Repräsentantin der Hausfrau. 2 Erzählungen. Berlin, Albert Goldschmidt. 8°. 208 S. M. 1,—.

Gottwald, Alfred, Bismarcks Humor. Berlin, H. Pauli Nfl. (H. Jerosch). 8°. 91 S. M. 1,—.

Gröger, Fanni, Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreich. Gebirge. Leipzig, H. W. Theodor Dinter. 8°. 102 S.

Hango, Hermann, Asche! Neue Gedichte. Wien, A. Hartleben. 8°. 120 S. M. 2,— (fl. 1,10).

Hechler, K., Modernes Christenthum. Leipzig-R., Robert Baum. 8°. 101 S. M. 1,50.

Helle, M., Übermenschentum und Zuchtstaat. Ein Anarchistenideal. Mainz, Mainzer Verlagsanstalt A.-G. 8°. 63 S.

Helm, Karl, Der Landeserschließung nähere Erläuterung. Stettin, L. Saunier. 8°. 23 S.

Hermann, Prof. G., „Genesis“. Das Gesetz der Zeugung. II. Bd.: Erotik und Hygiene. Beitrag zur Sexual-Praxis. Leipzig, Arwed Strauch. 8°. 120 S. M. 2,50.

Hildebrandt, Martin, Wider die Communisten am geistigen Eigenthum. Berlin, J. Harrwitz Nfl. 8°. 48 S.

Hübel, Felix, Gespenstergeschichten. I. Harrenrögen. II. Hans Seyboldts Hochzeit. Leipzig, H. Haessel. 8°. 95 u. 85 S.

Ihm, Max, Römische Culturbilder. Leipzig, C. H. Naumann. 8°. 168 S. M. 2,50.

Kitir, Josef, Lyrische Radierungen. Wien, Gb. Hassenberger. 8°. 50 S.

Lein, Johannette, Gedichte. Mit einem Geleitwort v. Alfred Bock. Gießen, J. Ricker. 8°. 62 S. M. 1,50.

Leppmann, Franz, Mensch und Dichter. Berlin, Jos. Sassenbach. 8°. 40 S. M. 1,—.

Lesehradu, Em. Sl. Z., Krety samoty (Gedichte). Praze, Em. Stivina. 8°. 50 S.

Lugowoi, Alexis, In der Werkstätte des Lebens. Roman. Aus d. Russ. von H. Johannson. Berlin, Vita. 8°. 704 S. M. 6,—.

May, E. R., Das Verhältnis des Verbrauchs der Massen zu demjenigen der „kleinen Leute“, der Wohlhabenden und Reichen und die Marxistische Doktrin. Leipzig, Duncker & Humblot. 8°. 48 S. M. 1,—.

Mayreder, Rosa, Idole. Roman. Berlin, S. Fischer. 8°. 175 S. M. 2,—.

Mehring, Franz, Herrn Hardens Fabeln. Eine notgedrungene Abwehr. 2. Aufl. Berlin, H. Walther. 8°. 69 S. M. —,60.

Meißner, Franz Hermann, Max Klinger. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 133 S. Geb. M. 3,—.

Morris, Max, Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg. Berlin, Conrad Skopnik. 8°. 45 S. M. 1,—.

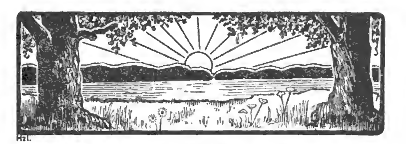
Nordhausen, Richard, Kläre Berndt. Ein Berliner Idyll. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 8°. 115 S. M. 1,20.

Puttkamer, Alberta v., Aus Vergangenheiten. Ein elsässisches Balladenbuch. Mit Bilderschmuck v. C. Spindler. 8°. 190 S. M. 6,—.

Reise, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprüchwörter des Allgäus. Kempten, Jos. Kösel. 8°. Heft 14. M. 1,—.

Renner, Dr. August, Ein neuer Lyriker, Josef Kitir. Ästhet. Studie. Wien, G. Szelinski. 8°. 12 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Band II. * 1899. * Heft 4.

# Unsere Schulpfaffen.

Von Dr. Georg Biedenkapp.
(Steglitz.)

Man hat die Pfaffen — ich rede nicht von den Geistlichen und Seelsorgern — die ja aus innerem Drange heraus ihren Beruf gewählt haben — nicht zu Unrecht die schwarze Garde des Polizeistaates benannt. Denn es war, geschichtlich betrachtet, von jeher ihre Aufgabe, die äußerliche Unterwerfung eines besiegten Volkes durch eine Kriegerkaste auch in eine innerliche zu verwandeln, die Besiegten aufs Jenseits zu verweisen und ihnen den irdischen Zustand als einen von Gott gewollten hinzustellen.

Heute haben die Pfaffen nicht mehr allein die Ehre, Schuhputzer der herrschenden Stände zu sein. Die Schulmeister stellen ein hübsches Kontingent zu demselben edlen Geschäft. Sie haben vor allem regierungsseitig gestempelten Patriotismus in die jungen Herzen zu pflanzen. Natürlich dürfen sie dabei nicht etwa von der Gefahr sprechen, die fürs liebe deutsche Vaterland im Großgrundbesitz besteht, und wehe ihnen, wenn sie sich einfallen ließen, ihren Schülern einmal von brennenden Zeitfragen, von Sozialismus, von Sachsengängerei, von Liebesgaben und Ausfuhrprämien zu sprechen!

Vielmehr patriotisch, wie man sein muß, geht so ein Scholarch in Vereine zur Hebung der Sittlichkeit, beteiligt er sich an evangelischen Vereinsabenden, formt er die guten, alten Lese- und Geschichtsbücher zu Verehrungsquellen für die Dynastie um und läßt die ihm anver-

traute Jugend in tiefster Unwissenheit über das, was die eigene Zeit im innersten bewegt.

Die Schulen sind, so wie sie heute sind, mit wenigen Ausnahmen Verdummungs- und Entnervungsanstalten. Ein Lehrer von Beruf, ein geborener Pädagoge, kann dort eben so selten gedeihen, wie ein fähiger, hochbegabter Schüler.

Ein jeder, der das Gymnasium besucht hat, kann sich ziffermäßig ausrechnen, wieviel schönste Zeit seines Lebens ihm dort geraubt worden ist. Das, was viele Jünglinge im Alter von 16—20 Jahren mächtig bewegt, die Frage: wozu dies Leben, woher? wohin? findet in der Schule seine Erledigung in der Religionsstunde, d. h. meist bei dem unfähigsten Lehrer, den man nicht fragen darf, weil man sich sonst Chikanen aussetzt. Es findet also eigentlich keine Erledigung.

Nun ist seit mehreren Jahren ja der Aufsatz als das wichtigste Bildungsmittel hingestellt worden, und ein „Ungenügend" im Abiturientenaufsatz bringt den Reifeaspiranten ins Verderben.

Aber wo sind die philosophisch gebildeten Lehrer, die bei der Korrektur des Aufsatzes einer Verteidigung des Schülers Raum geben und die nicht, auf selbstherrliche Unfehlbarkeit und Redemonopol gestützt, einfach das Elaborat verdonnerten? Derselbe Schüler schreibt bei dem einen Lehrer sehr gute, beim anderen ungenügende Aufsätze, und wenn er gar etwas von philosophischer Freigeisterei durchblicken läßt, so ist sein Schicksal besiegelt. Er könnte schon von vornherein ein „Ungenügend" unter seinen Aufsatz malen.

Wer gedeiht auf den höheren Schulen am besten? Die Begabtesten? Oft; aber oft auch nicht, sondern in der Regel diejenigen, welche dem Lehrer kongenial sind.

Was heißt aber: einem klassischen Philologen kongenial sein? Antwort: ohne Sinn für die höchsten Stimmen des Seins leben, am Buchstaben kleben und den Geist nicht erfassen. Nur solche Menschen können sich zu den Bedingungen verstehen, unter denen sie später Aussicht haben, durch das philosophische Staatsexamen zu kommen.

Kostbar! Das Geschrei der Geldbürger nach Abschüttelung der Schullasten für ihre unbegabten Söhnchen hat Erfolg gehabt. Das bischen Lateinisch und Griechisch, was heute noch gelernt wird, verlohnt nicht mehr der Mühe. Man sollte nun denken, daß auch die Lehrer in Latein und Griechisch nicht mehr so bewandert sein müßten wie ehedem, und daß das philologische Staatsexamen leichter geworden wäre. Keineswegs, sondern es wurde erschwert, in unsinniger Richtung

erschwert, um bei dem starken Andrang recht ordentlich sieben zu können.

Gegen die Erschwerung wäre nichts zu sagen, wenn das Wissen, das man dem Kandidaten nach 6 Jahren Studiums abverlangt, auch wirklich bildend wäre. Das ist es aber nicht, sondern nur blähend. Es macht aufgeblasene, gegenwartfremde, altertumsstaubige Menschen, die zu wenig Geist besitzen, um sich in die Seelen ihrer so verschiedenartigen Milieus angehörigen Schüler zu versetzen und sie aus ihnen heraus zu begreifen zu suchen.

Ein so geistvoller und gedankentiefer Naturforscher wie Robert Mayer, der Entdecker des mechanischen Kraftwertes der Wärme, war als Schüler stets unter den Letzten der Klasse, und einem Justus Liebig wurde von mehreren Lehrern der Rat erteilt, das Gymnasium als gänzlich zum Studium untauglich zu verlassen. Was den beiden berühmten Männern passiert ist, ist vielen minder oder gar nicht berühmten, aber befähigten Männern widerfahren. In den schlechtesten Schülern steckt häufig der kostbarste Schatz, den ungeschickte Erzieher nicht zu heben wissen. Der Schülerverbrecher ist gar manchmal, ich sage nicht immer, nur das Opfer des Widerspruchs zwischen eigener feuriger Beanlagung und Pedanterie und Verlogenheit auf seiten des Lehrers.

Sind denn das vernünftige Zustände in den höheren Klassen der höheren Schulen, daß der Erzieher mit dem Zögling gar keinen Meinungsaustausch hat, daß kein freies, unbefangenes Fragen möglich ist, ohne daß der Schüler befürchten muß, dem unwissenden Lehrer ärgerlich zu werden? Müßte die Erziehung nicht viel fruchtbarer werden, wenn der Lehrer sich von Zeit zu Zeit seiner diktatorischen Macht begäbe und seine Brust allen möglichen Fragebolchen darböte? Müßte nicht dieser Lehrer selbst die größte Anregung empfangen? Hat er nicht mit vielen begabten und manchen hochbegabten Jünglingen zu thun, die trotz ihrer 17—20 Jahre schon recht ernsthaft nachdenken und manche Tiefe erdenken können? Und was schadet dem fähigen Lehrer das hundertmalige Eingeständnis, dies und das nicht zu wissen? Verlangt nicht die Wahrheitsliebe überhaupt, einzugestehen, daß unser Wissen allenthalben nicht abgerundet, sondern franzig ist, nicht auf granitnem Sockel, sondern auf schwammigem Boden steht? Müßte man nicht schon in der Zeit der Charakterbildung den Jüngling darauf vorbereiten, daß einmal die Fundamente seines Glaubens und seiner Sittlichkeit versinken werden?

Untaugliche Offiziere werden aus der Armee ausrangiert, aber

untaugliche Lehrer bleiben zum Schaden der Schüler bedauerlich lange im Amte. Freilich, es giebt heute so wenig untaugliche Lehrer wie es Farben giebt, wenn keine Augen da sind. Die Untauglichkeit der Lehrer würde sich sehr bald zeigen, wenn der Lehrerherrschaft in den höheren Klassen eine Schülervertretung gegenüberstände, eine Schülervertretung, die der Mund der Klasse wäre und gegen die Ranküne der Lehrer geschützt sein müßte. Natürlich ruft das entsetzte Schulpfaffentum sofort: die Disziplin, die Disziplin. — Ei freilich, bei den unberufenen Lehrern, die sich der Jugenderziehung gewidmet haben wollen, in Wirklichkeit aber nur an dem goldenen Boden des Unterrichtshandwerkes eine Existenz gesucht haben, bei diesen wäre freies Fragen und Schülervertretung das Ende der Disziplin. Nicht aber bei den berufenen Erziehern. Leider kann es die gar nicht an den Schulen geben, weil ein berufener Erzieher sich doch erst selbst erzogen haben muß, und das kann er schwerlich, wenn er allen wüsten Kram, mit dem er seinen Professoren beweist, daß er ihre Eintagsansichten über Nullitäten sich angeeignet hat, in seinen Kopf pfropfen muß. Denn das Wissen, das der berufene Erzieher, der auf alle Fragen seines Zöglings eingehen will, zur Verfügung haben muß, ist ganz andern Gebieten angehörig als das Wissen, mit dem man im Staatsexamen aufzuwarten hat.

Macht aber der Erzieher von Beruf kein Staatsexamen, sondern sucht er außerhalb der Zunft sich eine freie Existenz zu gründen, so wird er mit den unsäglichsten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Der Staat erstrebt die Monopolisierung des Unterrichts. Die Schule ist ihm ein Mittel, die Geister frühzeitig dem „neuen Götzen“ Staat dienstbar und willfähig zu machen. Der freie Geist, die freie Kritik ist Scirocco allem Beamten- und Chinesentum. Deshalb läßt der Staat auch den Privatunterricht in den Händen und dem Machtbereich der zünftigen, abgestempelten Unterrichtshandwerker. Die Steuerzahler und Eltern haben den Schaden davon. Denn es ist klar, daß der durch Privatstunden abgerackerte Gymnasiallehrer seine Pflicht in der Schule weniger gut erfüllen wird, als wenn ihm das Privatstundengeben untersagt wäre. Freilich sind ja die Lehrer vielfach noch schlecht, aber in manchen Städten auch sehr gut bezahlt, auch gerade dann machen sie den Mammonsdienst mit allem Eifer mit. Da bezahlen die Eltern einem angestellten Lehrer das Dreifache an Honorar für eine Stunde, wie einem Privatlehrer, der vielleicht die schönsten Erfolge aufweisen kann. Denn die Eltern sagen sich, daß das hohe Honorar in der Konferenz bei der Versetzung widerklingen wird. Diesen Vorwurf wollen wir nun den Schulpfaffen nicht

machen, aber wohl den, daß der Lehrer der Quarta den Kollegen von Tertia und dieser jenen empfiehlt und daß sie outsiders, Unzünftige, jederzeit durch Herabdrückung der Schulzensuren, die sie den Schülern derselben zu erteilen haben, schädigen können und es auch thun.

Warum sollen eigentlich nur die Lehrer den Schülern Zeugnisse ausstellen, und warum verlangen die Eltern nicht, daß auch ein Schülerplebiscit über die Lehrer gefällt wird? Daß die Schüler höherer Klassen auch Zensuren ihren Lehrern geben? Den berufenen Lehrern könnte das sogar unter Umständen eine moralische Unterstützung gegen staatliche Hintansetzung sein. Den unberufenen freilich wäre ein Schülerplebiscit verderblich. Und doch läge ein solches im Interesse der höheren Erziehung.

Wir haben Schulen für schwachbegabte Kinder. Dementsprechend sollte man auch Schulen für hochbegabte gründen oder doch auf hochbegabte Schüler mehr Rücksicht nehmen, als geschieht. Man bedenke aber die schlaue Bestimmung, nach der ein Jüngling, der das Gymnasium vor Eintritt in die Unterprima verläßt, sich vor Ablauf zweier Jahren nicht zum Abiturienten-Examen melden darf. Mit ein paar Winken könnten begabte Primaner sich in den Schriftstellern allein zurechtfinden und brauchten nicht die entnervende Langeweile der Schulstunden regelmäßig durchzukosten.

Aber das wäre Machtverringerung des Lehrerstandes und die muß um jeden Preis verhütet werden, wenn auch ein geistiges Kapital dabei in Menge zu Grunde geht.



## Ein Atheisten-Diner.

Von J. Barbey d'Aurévilly.

(Paris.)

(Schluß.)

Von da ab entzündeten sich die Leidenschaften und bahnten sich ihren Weg im Verborgenen. Nach kurzer Zeit glühten alle, selbst alte Generäle, die Zeit genug gehabt hatten, vernünftig zu werden, für die „Pudica", wie man sie pikanterweise nannte. Man kokettierte, es gab

Duelle, kurz, man fühlte sich auf dem schwankenden Boden eines Kreises, in dem eine Frau der Mittelpunkt der glühendsten Galanterieen unbezähmbarer Männer geworden, die stets mit dem Säbel in der Hand gelebt hatten. Sie war der Sultan dieser furchtbaren Odalisken und warf das Taschentuch dem zu, der ihr gefiel — und es gefielen ihr viele! Der Major ließ alles geschehen; . . . war er zu eingebildet, um eifersüchtig zu sein? Und schmeichelte es seinem Hochmut, die Herrschaft über eine Frau zu besitzen, die den Männern, die ihn verachteten, solche Leidenschaften einflößte? . . . Es war fast undenkbar, daß er nichts bemerkte. Ich sah manchmal, wie seine Smaragdaugen dunkel wurden wie Karfunkel, wenn sie zufällig auf dem ruhten, den man gerade insgeheim als den Liebhaber seiner Frau bezeichnete . . . . Aber er verhielt sich ruhig . . . . und da man ihm immer gern das Abscheulichste nachsagte, fand man auch für seine gleichgiltige Ruhe oder sein freiwilliges Nichtsehenwollen die gemeinsten Beweggründe. Man glaubte, daß seine Frau ihm weniger ein Piedestal für seine Eitelkeit, als eine Leiter für seinen Ehrgeiz sei. Man sagte das, wie man dergleichen Sachen sagt, — er schien es nicht zu hören. Ich hatte meine Gründe, den Mann zu beobachten, und fand den Haß und die Verachtung, die er von allen Seiten erfuhr, eigentlich ganz unberechtigt. Ich fragte mich oft, ob die finstere, gleichgültige Haltung des Mannes, den seine Maitresse täglich betrog und der nichts von den Qualen der Eifersucht ans Licht kommen ließ, nicht vielleicht Stärke statt Schwäche sei. Meiner Treu, wir haben ja alle Männer gekannt, die so hingerissen von einer Frau waren, daß sie ihr glaubten, selbst wenn alle sie anklagten, und die, statt sich zu rächen, wenn sie sich der Gewißheit eines Verrates nicht mehr entziehen konnten, sich in ihr Feiglingsglück vergruben und die Schande wie eine Decke über ihren Kopf zogen.

Gehörte der Major Ydow zu diesen Männern? Vielleicht! Jedenfalls war die Pudica eine Person, die einen Mann bis zu diesem Grade beherrschen konnte. Die antike Circe, die die Männer in Schweine verwandelte, war nichts im Vergleich mit dieser Pudica, dieser Jungfrau-Messaline, vorher, während und nachher. Es läßt sich schlecht denken, daß die Leidenschaften, die in ihr lebten, und die sie den wenig zartfühlenden Offizieren einflößte, sie nicht kompromittierten — aber sie kompromittierte sich nicht. Man muß diese Nuance wohl verstehen. Sie gab niemals durch ihr Betragen jemandem das Recht, sich offene Freiheiten mit ihr zu gestatten. Wenn sie einen Liebhaber hatte, blieb das zwischen ihr und ihrem

Alkoven, und der Major hatte äußerlich nicht die geringste Veranlassung, ihr Szenen zu machen. Hätte sie dergleichen vielleicht gern gehabt? Sie hätte sich leicht einem Reicheren anhängen können ... Ich kannte einen Marschall, der ihr mit Freuden aus seinem Marschallstab eine Sonnenschirmkrücke hätte machen lassen. Aber „die Karpfen bekommen Heimweh nach ihrem Schlamm", sagt Frau v. Maintenon — die Rosalba wollte das nicht, deshalb verließ sie ihn nicht — aber ich sank hinein."

„Du gehst aber mit dem Säbel in der Faust von einem Thema zum andern über," lachte Mautravers.

„Mein Gott!" antwortete Mesnilgrand, „wen habe ich denn zu schonen? Sie kennen doch alle das Liedchen aus dem 17. Jahrhundert:

Als Boufflers an dem Hof erschien,
Schien sie der Liebe Königin —
Ein jeder ihr gefallen wollt
Und jedem ward der Liebe Sold —

Also diesmal war ich daran. Ich hatte die Frauen schon haufenweise genossen, aber nie war mir etwas Ähnliches wie diese Rosalba vorgekommen. Der Sumpf wurde zum Paradies. Ich will Ihnen hier keine romanhaften Schilderungen machen — ich war ein Mann der That und nahm meinen Gegenstand wahr, wie der Graf Almaviva. Ich liebte sie nicht in dem höheren und romantischen Sinne, den man dem Wort „Liebe" gewöhnlich unterlegt. Weder meine Seele, noch mein Geist, noch meine Eitelkeit kamen bei dem Genuß, den sie mir bereitete, in Frage, und doch war dieser Genuß keine vorübergehende Laune. Ich hatte bis dahin nicht geglaubt, daß die Sinnlichkeit tief sein könne. Dies Verhältnis war die tiefste aller Sinnlichkeiten. Stellen Sie sich einen jener Pfirsiche mit dem roten Fleisch vor, in das man mit allen Zähnen hineinbeißt, oder stellen Sie sich vielmehr nichts vor ... Es giebt nichts, das den Genuß beschreiben könnte, den dieser menschliche Pfirsich, der unter jedem Blick errötete, als habe man hineingebissen, bereiten konnte. Und nun denken Sie sich, wie es war, wenn man statt eines Blickes die Lippen oder die Zähne auf dies erregte, blutrote Fleisch preßte? Der Körper dieser Frau war ihre Seele, ihre alleinige Seele, und mit diesem Körper gab sie mir eines Abends ein Fest, daß Ihnen einen besseren Begriff von ihr geben wird, als alles, was ich Ihnen erzählt habe. Eines Abends war sie kühn und schamlos genug, mich in einem Gewand von durchsichtigem indischen Musseline zu empfangen, der die reinen Formen ihres Körpers, zwiefach von Wollust und Scham

gerötet, durchscheinen ließ. Durch die weiße Schleierwolke hindurch wirkte sie wie eine Statue aus lebendem Korall. Und seit der Zeit war mir die weißeste Hautfarbe der Frauen nicht soviel mehr wert."

Mesnilgrand schnellte mit dem Finger den Kern einer Orange über den Kopf des Volksvertreters Le Carpentier, der den des Königs hatte abschlagen lassen, in eine Ecke.

„Unsere Liaison dauerte eine ganze Zeit lang," fuhr er fort, „aber glauben Sie nicht, daß ich ihrer im geringsten überdrüssig wurde. Man konnte ihrer einfach nicht überdrüssig werden. Sie brachte in die Sensation, in den Genuß, der, wie die Philosophen in ihrem greulichen Kauderwelsch sagen, „endlich" ist, das Unendliche! Wenn ich sie dennoch verließ, so geschah es aus einem moralischen Dégoût, aus Achtung für mich, aus Verachtung für sie, die selbst bei den unsinnigsten Liebkosungen mich nicht glauben machte, daß sie mich liebte! .... Fragte ich sie: „Liebst Du mich?" — es ist ja unmöglich, dies Wort bei soviel Liebesbezeigungen nicht zu sprechen — so antwortete sie „nein" oder schüttelte den Kopf. Sie wälzte sich in ihrer Scham und ihrer Schande und blieb doch mitten im Taumel der erregten Sinne undurchdringlich wie eine Sphinx. Nur ist die Sphinx kalt, und sie war es nicht. Diese Undurchdringlichkeit, die mich ungeduldig und zornig machte, und die Gewißheit, die ich bald erhielt, daß es sich bei ihr um Launen à la Katharina II. handelte, waren die doppelte Ursache, warum ich endlich die Kraft fand, mich aufzuraffen und mich den allmächtigen Armen dieses Weibes zu entreißen. Ich verließ sie also, oder vielmehr, ich ging nicht mehr zu ihr hin. Doch hielt ich an dem Glauben fest, daß eine solche Frau nicht zum zweitenmal existiere; und dieser Gedanke machte mich allen Frauen gegenüber ruhiger und gleichgültiger. Sie hat mich eigentlich erst zum rechten Offizier gemacht, — ich hatte von da ab nur noch Interesse für meinen Dienst. Sie ist für mich der Styx gewesen" ...

„Und bist du in der That Achill geworden," sagte der alte Mesnilgrand mit Stolz.

„Ich weiß nicht, was ich geworden bin," fuhr der junge Mesnil fort, — „aber ich weiß noch sehr gut, daß, einige Zeit nach unserm Bruch, der Major Ydow mir eines Tages im Café erzählte, seine Frau sei guter Hoffnung, und er freue sich unsäglich, Vater zu werden. Bei dieser unerwarteten Nachricht lächelten sich einige Offiziere zu, andere blickten sich an, aber er sah es nicht oder wollte es nicht sehen. Als er fort war, flüsterte mir einer von meinen Kameraden ins Ohr: „Ist das Kind von Dir, Mesnil?" Und in meinem Gewissen stellte

ich mir ganz im geheimen dieselbe Frage, die ich mir nicht zu beantworten wagte. Sie, Rosalba, hatte mir nie ein Wort über dies Kind gesagt, ob es von mir, oder von dem Major oder von jemand anderem war.

„Vom ganzen Regiment," rief Mautravers so spitz, als habe er mit seinem Kavalleriesäbel irgendwohin gestoßen.

„Sie hatte auch niemals die geringste Andeutung über ihre Schwangerschaft gemacht," begann Mesnil wieder. „Sie war ja verschwiegen wie eine Sphinx, diese Pudica. Nichts aus dem Herzen dieser Frau trat durch die Thüren der Sinne, die dem Genuß allein geöffnet waren, ans Tageslicht. Mir ward ganz sonderbar bei dem Gedanken, daß sie schwanger sei. Sie werden mir jetzt, meine Herren, da wir das bestialische Leben der Leidenschaft darangegeben haben, beistimmen, daß das abscheulichste bei einer solchen geteilten Liebe nicht so sehr die Unsauberkeit der Teilung ist, als vielmehr die gänzliche Zerrüttung des Vatergefühles, diese schreckliche Angst, die uns in unentrinnbare Zweifel verstrickt. Man fragt sich: „Ist das Kind von mir?" Und diese Ungewißheit ist die furchtbarste Strafe für die schmachvolle Teilung, die man sich hat gefallen lassen. Wenn man darüber nachdächte, könnte man wahnsinnig werden; aber das Leben, das mächtige und leichtfertige Leben, reißt einen wie einen leichten Kork in seinen Strudel. — Nachdem uns der Major Ydow die Mitteilung gemacht hatte, beruhigte sich mein zitterndes Vatergefühl allmählich wieder. Und nach ein paar Tagen hatte ich auch an etwas anderes zu denken, als an das Kind der Pudica. Wir fochten die Schlacht bei Talavera, in der der Kommandant Titan fiel und ich das Kommando für ihn übernehmen mußte.

Die große Schlägerei von Talavera zog uns wieder in den Krieg hinein. Wir waren fast immer auf dem Marsch, da uns der Feind sehr beunruhigte. Natürlicherweise war kaum noch die Rede von der Pudica. Sie folgte dem Regiment in einem Wagen und gebar auch dort ein Kind, das der Major, der an seine Vaterschaft glaubte, liebte wie nur je ein Vater sein eigen Kind lieben kann. Und als es nach einigen Monaten starb, bezeigte Ydow einen so außerordentlichen, an Wahnsinn grenzenden Schmerz, daß niemand im Regiment mehr darüber lächelte. Zum erstenmal schwieg die Antipathie, die man gegen ihn hegte, ein wenig. Man beklagte ihn weit mehr als die Mutter, die, trotzdem auch sie das Kind betrauerte, dieselbe Rosalba blieb, die wir alle kannten, dieselbe sonderbare Dirne, die trotz all ihrer Laster sich die ans Unmögliche grenzende Fähigkeit bewahrt hatte, zweihundertmal des Tages bis

ans Rückgrat zu erröten. Ihre Schönheit ging siegreich aus allen Ausschweifungen ihres Lebens hervor, doch hätte bei ihrer Maßlosigkeit unbedingt bald die Zeit kommen müssen, in der man sie, wie die Soldaten sagen, eine „alte Schabracke" genannt haben würde, — wenn sich ihr verworfenes Leben nicht vorher plötzlich geendigt hätte."

„Wie, sie ist gestorben? Und Du weißt, wie?" — rief Rançonnet mit gespanntem Interesse und vergaß für eine Minute den Kirchenbesuch, über den er sich vorher nicht beruhigen konnte.

„Ja," antwortete Mesnilgrand mit erhobener Stimme, als sei er bei dem tiefsten Punkte seiner Geschichte angelangt. „Du hast wie so viele andere geglaubt, daß sie und der Major Ydow in den Wirrnissen des Krieges, die bald darauf über uns hereinbrachen, aus unserer Nähe gerissen und versprengt worden seien. Aber ich kann Dir heute sagen, was aus der Rosalba geworden ist."

Der Kapitän Rançonnet stützte den Ellbogen auf den Tisch, nahm sein Glas in die Hand, als ob es ein Säbelgriff sei, und horchte zu.

„Der Krieg schien kein Ende nehmen zu wollen," erzählte Mesnilgrand weiter. „Die Spanier, die großen Ausdauernden im Zorne, die fünfhundert Jahre brauchten, um die Mauren zu verjagen, hätten im Notfall genau dieselbe Zeit auf unsere Vertreibung verwandt. Während geraumer Zeit war die kleine Stadt Alcudia, deren wir uns bemächtigt hatten, unsere Garnison. Ein riesiges Kloster wurde zur Kaserne umgewandelt. Die Offiziere quartierten sich in die Häuser der Stadt ein, der Major Ydow wohnte im Hause des Alkalden, das sehr geräumig war, so daß er uns übrigen Offizieren zuweilen kleine Feste geben konnte. Bei diesen intimen Zusammenkünften machte die Rosalba die Honneurs mit der gleichen keuschen Miene, die nur ein Scherz des Teufels sein konnte. Da wählte sie ihre Opfer, aber ich kümmerte mich nicht um meine Nachfolger, meine Seele hatte ja bei unseren Beziehungen nicht mitgesprochen, und ich trug an keiner vergeblichen Hoffnung. Ich war weder eifersüchtig, noch zornig, noch irgendwas, wir sprachen ruhig miteinander, sie immer mit der fast schüchternen Einfachheit eines ganz jungen, unverdorbenen Mädchens vom Lande. Von der sinnverwirrenden Trunkenheit, von der Wut der aufgestachelten Sinne, die sie in mir entzündet, war nichts mehr übriggeblieben. Das hielt ich für längst überwunden, und nur zuweilen, wenn ich sah, wie unter einem Blick, einem Worte jenes seltene Rot sie überflog, hatte ich ihr gegenüber wohl eine ähnliche Empfindung wie der Mann, der auf dem Boden seines geleerten Champagnerglases noch einen letzten rosigen Tropfen entdeckt

und nun versucht ist, ihn wie einen Rubin auf seinem Fingernagel erglänzen zu lassen.

Und eines Abends, als ich allein bei ihr war, sagte ich es ihr.

Ich hatte sehr früh das Café verlassen, in dem das ganze Offizierkorps sich lebhaft mit Karten und Billardspiel unterhielt. Es ging gegen Abend, doch wir waren ja in Spanien, die Sonne glühte noch mit ungeschwächter Kraft und schien sich noch nicht von der Erde trennen zu können. Ich fand die Rosalba kaum bekleidet, mit bloßen Schultern und bloßen Armen, mit ihren schönen, bloßen, weißen Armen, die ich so oft unter meinen Küssen erglühen gemacht hatte, bis sie, wie die Maler sich ausdrücken, den „Ton“ frischer, reifer Erdbeeren hatten. Ihre Haare, vor Hitze schwer, hingen üppig auf den Nacken herab, sie war so schön, so verlockend, daß sie den Teufel selbst versuchen und Eva hätte rächen können. Halb liegend schrieb sie an einem kleinen, runden Tischchen. Bei ihr brauchte man wohl nicht im Zweifel zu sein, was sie schrieb. Irgend eine Benachrichtigung an einen Liebhaber wegen eines Rendezvous, irgend eine neue Untreue gegen den Major, der das alles schweigend hinunterschluckte, wie er schweigend und heimlich sein Glück genoß. Als ich eintrat, schien der Brief gerade fertig zu sein, denn sie zündete eben eine kleine Kerze an, um ihn zu versiegeln. Ihren blauen, silbergesprenkelten Siegellack sehe ich noch heute ganz deutlich vor mir, und sie werden bald begreifen, weshalb er mir so fest im Gedächtnis geblieben ist.“

„Wo ist der Major?“ fragte sie mich, als ich näher trat, und war schon durch meine bloße Gegenwart verwirrt. Aber sie war ja immer verwirrt, diese Frau, die die Eitelkeit der Männer glauben machte, sie sei es ihretwegen.

„Er spielt heute abend ganz wahnsinnig,“ gab ich ihr lachend zur Antwort, und betrachtete begehrlich das blühende Rosenrot, das in ihr Gesicht gestiegen war — „und ich, ich habe heute abend einen andern Wahnsinn.“

Sie verstand mich. Sie erstaunte auch gar nicht, sie war ja für das Begehren der Männer geschaffen und würde sie sich aus allen Himmelsgegenden zusammengeholt haben.

„Bah!“ entgegnete sie langsam, während sich das rosenfarbene Incarnat ihres wunderbaren, verworfenen Gesichtes noch vertiefte — „bah, mit Ihrem Wahnsinn ist es längst vorbei“ — und sie siegelte ihren Brief und drückte das Petschaft auf den Siegellack, der sofort kalt und hart wurde.

„Sehen Sie, — so sind auch Sie," sagte sie in unverschämt herausfordernder Weise, — „jetzt brennend heiß, und ein Sekunde darauf kalt."

Während sie noch sprach, wandte sie den Brief um und wollte die Adresse schreiben.

„Soll ich es Ihnen nochmals wiederholen? Ich war nicht eifersüchtig auf diese Frau: aber wir sind alle gleich. Ich wollte sehen, an wen sie schrieb, und da ich noch nicht Platz genommen hatte, beugte ich mich von hinten über sie; aber mein Blick blieb an ihren bloßen Schultern hängen, an der sinnverwirrenden, flaumigen Grube zwischen ihnen, auf die ich früher so viele Küsse hatte niederrieseln lassen. Ich war wie bezaubert und küßte sie noch einmal — und dies Gefühl hinderte die Pudica am Schreiben. Sie erhob den gesenkten Kopf so schnell, als flösse ihr plötzlich Feuer durch die Adern, lehnte sich gegen die Rücklehne des Sessels und blickte mich, der hinter ihr stand, mit jener Mischung von Verwirrung und Begierde an, die sie so reizend machte, während ich die purpurne Rose ihres halb offenen Mundes mit Küssen schloß.

Diese Sensitive hatte Nerven wie ein Tiger. Plötzlich sprang sie auf: „Ich höre den Major kommen," sagte sie, „er hat sicher im Spiel verloren und dann ist er immer eifersüchtig. Er wird eine schreckliche Szene machen. Kommen Sie hier hinein, . . . bis ich ihn wieder weggeschickt habe." Sie erhob sich, öffnete einen großen Wandschrank, in dem ihre Kleider hingen, und drängte mich hinein. Ich glaube, es giebt wenig Menschen, die nicht einmal vor dem Gatten oder dem offiziellen Gebieter einer Frau in einen Wandschrank geschlüpft sind."

„Du warst noch gut daran mit Deinem Wandschrank!" sagte Selune. „Ich kroch einmal eines schönen Tages in einen Kohlensack, das heißt natürlich vor meiner Verwundung. Ich stand damals bei den weißen Husaren, und nun stellen Sie sich bitte vor, wie ich aussah, als ich wieder aus dem Sack herauskam!"

„Ja," lachte Mesnilgrand bitter, „das ist auch eine von den ehrenhaften Annehmlichkeiten, die man bei dem Ehebruch oder der Teilung der Liebe mit einem andern in Kauf nehmen muß. In diesen Augenblicken wird selbst der Stolzeste aus Rücksicht für eine erschrockene Frau zum Feigling, der sich versteckt. Mir wird jetzt noch übel, wenn ich daran denke, daß ich einmal mit Uniform und Degen in einen Schrank gekrochen bin, und obendrein noch für eine Frau, die keine Ehre mehr zu verlieren hatte, und die ich nicht einmal liebte!

Aber damals hatte ich natürlich keine Zeit, mir meiner erniedrigenden Lage bewußt zu werden, — die Kleider dufteten so berauschend nach ihrem Leibe. Doch verscheuchte das, was ich bald hören mußte, alle wollüstigen Empfindungen. Der Major war eingetreten, und wie sie geahnt, in fürchterlichster Laune und mit einem Anfall wildester Eifersucht, die um so explosiver wirkte, als er sie vor uns allen verbarg. Argwöhnisch und zornig wie er war, hatte er vielleicht den Brief auf dem Tische bemerkt, dessen Adresse die Pudica, von meinen Liebkosungen gestört, noch nicht geschrieben hatte.

„Was für ein Brief ist das?" hörte ich seine rauhe Stimme fragen.

„Ein Brief nach Italien," antwortete die Pudica gelassen.

Er schien sich durch diese ruhige Antwort nicht überzeugen lassen zu wollen.

„Das ist nicht wahr!" gab er grob zurück, und dies einzige Wort erklärte mir das ganze Verhältnis dieser beiden Wesen zueinander, die die widerwärtigsten Szenen jeder Art miteinander durchkosteten und mir heute eine Probe derselben lieferten. Ich sah sie nicht, aber ich hörte sie so deutlich, als sähe ich sie. Ihre Gesten klangen aus ihren Worten und dem Tonfall ihrer Stimmen, die sich oft bis zur höchsten Wutraserei erhoben. Der Major bestand darauf, den Brief zu lesen, und die Pudica, die ihn an sich genommen hatte, weigerte sich, ihn herzugeben. Er wollte ihn ihr mit Gewalt entreißen — ich hörte, wie sie miteinander rangen, aber sie können sich sehr wohl denken, daß der Major der Stärkere von den beiden war. Er entriß ihr den Brief und las ihn. Er kündigte ein Liebes-Rendezvous an und verriet, daß der Mann, an den er gerichtet und der nicht genannt wurde, schon alles Glück bei ihr genossen habe und noch genießen würde ..... Absurd neugierig, wie alle Eifersüchtigen, wollte der Major den Namen dessen, mit dem sie ihn betrog, wissen ... aber die Pudica rächte sich dafür, daß er ihr den Brief aus der zerschlagenen, vielleicht sogar blutenden Hand gerissen, — ich hatte sie während des Handgemenges schreien gehört: „Du zerreißest mir ja die Hand, Elender —!" Wütend darüber, nichts bestimmtes zu wissen, enttäuscht und genasführt durch den Brief, der ihm nichts sagte, als daß sie einen Liebhaber habe — einen Liebhaber mehr — geriet Ydow in eine beispiellose Tobsucht und überhäufte die Pudica mit den gemeinsten Schmähungen und Fuhrmannsschimpfworten. Ich glaubte, er würde sie schlagen, aber das geschah erst später. Er nannte sie — in welchen Ausdrücken! — alles das, was sie wirklich war.

Er war brutal, gemein, niederträchtig, und sie antwortete ihm, wie eine Frau, die nichts mehr zu schonen hat, und den Mann, an den sie gefesselt ist, bis ins Mark kennt, samt allen Streitigkeiten und Verkommenheiten, die ein solch viehisches Zusammenleben, wie sie es führten, mit sich bringt. Sie war nicht so gemein, aber boshafter, beleidigender, grausamer in ihrer Kälte, als er in seiner Wut. Sie war unverschämt, ironisch, lachte mit dem hysterischen Lachen, das nur der maßloseste Paroxysmus des Hasses lachen kann, und antwortete auf die Ströme der Beleidigungen, die ihr der Major ins Gesicht spie, mit den Worten, die die Frauen finden, wenn sie uns verrückt machen wollen, und die in unsere Aufregung hineinplatzen wie Granaten in Pulver. Doch das spitzeste unter all den kalten, spitzen Worten, mit denen sie auf ihn losstach, und das ihn am tiefsten durchbohrte, war das eine, das sie ihm wie eine frohlockende, höhnende Furie immer wieder ins Gesicht schrie, daß sie ihn nicht liebe und nie geliebt habe, — nie! nie! nie! Und dieser Gedanke brachte den Gecken, dessen Schönheit überall sonst siegreich gewesen war, und dessen Eitelkeit selbst seine Liebe zu ihr überwucherte, vollständig zum Rasen.

„Und unser Kind?“ schrie er ihr außer sich in unsinnigster Wut entgegen, als sei das ein Beweis für ihre Liebe, — als wollte er eine Erinnerung in ihr wachrufen.

„Ach, das Kind!“ lachte sie laut auf, „das war nicht von Dir!“ Ich konnte mir nur zu gut vorstellen, was bei diesen Worten, die sich wie das Miauen einer erwürgten, wilden Katze ihrer Kehle entrissen hatten, in den grünen Augen des Majors abspiegelte. Er stieß einen Fluch aus, der den Himmel hätte spalten können. — „Von wem ist es?! Vettel verfluchte!“ fragte er mit einem Etwas, das keine Stimme mehr war.

Aber sie lachte weiter wie eine Hyäne.

„Das wirst Du niemals erfahren!“ höhnte sie ihn. Tausendmal peitschte sie ihn mit diesem Wort und als sie müde war, es ihm in die Ohren zu schreien, da — Sie werden es kaum glauben, da sang sie es ihm zu wie eine Fanfare! Und als sie dem Mann, der sich unter diesem Worte durch alle Spiralen der Wut, der Ungewißheit, hindurchgewunden hatte, der, außer sich, in ihren Händen nur noch eine Marionette war, die sie jeden Augenblick zerschlagen konnte, alle ihre Liebhaber der Reihe nach mit Namen genannt hatte, — es war das ganze Offizierkorps — schrie sie endlich: „Ich habe sie alle gehabt! Alle! Aber sie haben mich nicht gehabt! Und das Kind, das Du

Dummkopf für Deins hieltest, stammt von dem Manne, den ich allein geliebt, allein angebetet habe. Und Du hast ihn nicht erraten? Du errätst ihn noch nicht?"

Sie log. Sie hatte nie einen Mann geliebt! Aber sie wußte, welch ein Dolchstoß diese Lüge für den Major war, und sie bohrte ihn immer tiefer in ihn hinein. Und als sie es müde war, Henker zu sein, stieß sie ein letztes Geständnis in sein Herz, wie man ein Messer bis ans Heft in den verhaßten Leib des Feindes senkt.

„Da Du es doch nicht erraten kannst, Du Schwachkopf, so gieb nur das Nachdenken auf. Es ist der Kapitän Mesnilgrand."

Sie log wahrscheinlich wieder, doch war ich dessen nicht ganz sicher, und mein Name, in dieser Situation von ihr genannt, traf mich wie eine Kugel. Es folgte ein Schweigen, als habe er sie erwürgt. ‚Hat er sie statt aller Antwort getötet?' fragte ich mich, als ich hörte, wie irgend etwas Kristallenes mit aller Wucht auf den Boden geworfen wurde und in tausend Stücke zersprang.

Ich habe Ihnen schon erzählt, daß der Major Ydow das Kind, das er für sein eigenes hielt, unendlich geliebt hatte, und, nachdem er es verloren, Beute eines wilden Schmerzes geworden war. Da es ihm bei seinem Soldatenleben und im Kriege überhaupt unmöglich gewesen, seinem Sohne ein Grabmal zu errichten, das er täglich hätte besuchen können, hatte er das Herz des Kindes einbalsamieren und in einer kristallene Urne bestatten lassen, die gewöhnlich auf einer Eckkonsole in seinem Schlafzimmer stand. Diese Urne hatte er eben zerschlagen.

„Es war also nicht von mir! niederträchtige Dirne!" schrie er, und ich hörte, wie er mit seinen schweren Dragonerstiefeln die Scherben und das Herz des Kindes zerstampfte.

Sie wollte es ihm wahrscheinlich entreißen, denn ich vernahm wieder das Geräusch eines Handgemenges, diesmal mit Schlägen untermischt.

„Wenn Du es durchaus willst, — da hast Du das Herz Deines Balges, schamlose Vettel," brüllte der Major, und schlug ihr mit dem Herzen, das er geliebt, ins Gesicht. Eine böse That gebiert die andere, sagt man. Eine Lästerung beschwor hier die andere herauf, und die Pudica, nun auch nicht mehr Herr ihrer selbst, that was der Major gethan hatte. Sie warf ihm das Herz des Kindes an den Kopf zurück — vielleicht hätte sie es behalten, wenn es nicht von dem verabscheuten Manne stammte, dem sie jede Quälerei und jede Gemeinheit vergelten wollte! Ich glaube, man hat nie etwas Scheußlicheres gesehen, als

diesen Vater und diese Mutter, die sich mit dem toten Herzen ihres Kindes ins Gesicht schlugen.

Dieser verruchte Kampf dauerte ein paar Minuten lang . . . und war so überwältigend tragisch, daß ich nicht sofort daran dachte, mit der Schulter die Thür des Schrankes zu sprengen, und dazwischen zu treten . . . als ein Schrei, — so gräßlich wie ich ihn nie, und auch Sie, meine Herren, selbst auf den grauenhaftesten Schlachtfeldern nicht gehört haben — mir die Kraft gab, die Thür aufzustoßen, und ich sah — was man niemals mehr wieder sehen wird! Die Pudica war über den Tisch gefallen, an dem sie geschrieben hatte, und der Major hielt sie mit eiserner Faust auf demselben fest. Ihr dünnes Schleiergewand hatte sich hinaufgeschoben und ihr schöner, nackter Leib krümmte sich wie eine Schlange unter seiner Faust. Aber was glauben Sie, meine Herren, was er mit der andern Hand that? . . . Der Schreibtisch, die brennende Kerze, der Siegellack, alles das hatte den Major auf den infernalischen Gedanken gebracht — diese Frau zu behandeln, wie sie den Brief eben verschlossen hatte.

„Sei bestraft, wie Du gesündigt hast, verworfenes Wesen!" schrie er.

Er sah mich nicht, — er war über sein Opfer gebeugt, das nicht mehr schrie. Ich sprang auf ihn zu, ich rief ihn nicht erst zur Verteidigung, sondern stieß ihm meinen Säbel zwischen die Schultern und hätte am liebsten noch den Knauf und die Hand mit in ihn hineingepreßt, um ihn sicherer zu töten!"

„Das war recht von Dir, Mesnil!" sagte der Kommandant Selune, „er verdiente nicht im offenen Kampfe getötet zu werden, dieser Schinder!"

„Ah, das ist ja die Geschichte Abälards auf Heloise übertragen," bemerkte der Abbé Reniant.

„Ein schöner Fall für einen Wundarzt, — und selten," meinte der Doktor Bleny.

Mesnilgrand war zu erregt, um auf sie zu hören, und sprach weiter: „Er war tot über den regungslosen Körper seiner Frau gefallen. Ich riß ihn weg, warf ihn auf die Erde und stieß seinen Kadaver mit dem Fuße. Bei dem letzten Schrei der Pudica, der mir noch in dem Eingeweide zitterte, war eine Kammerfrau heraufgestürzt. ‚Holen Sie sofort den Chirurgen der 8. Dragoner,' rief ich ihr zu, — ‚hier giebt es Arbeit für ihn.' Doch hatte ich nicht Zeit genug, den Wundarzt abzuwarten, denn plötzlich erscholl ein wildes Alarmsignal. Der Feind hatte

unsere Vorposten getötet und überraschte uns. Ich mußte sofort aufs Pferd. Einen letzten Blick warf ich auf den schönen, verstümmelten Leib der Pudica, der zum erstenmal unter dem Blicke eines Mannes nicht errötete. Aber ehe ich wegstürzte, nahm ich das Herz, das im Staube lag, und das sie als von meinem Blute stammend erklärt hatte, an mich und barg es in meinem Husarengürtel."

Mesnilgrand schwieg bewegt, und keiner der Materialisten und Lüstlinge wagte über seine Empfindungen zu spotten.

„Und die Pudica?" fragte fast zaghaft Rançonnet.

„Ich habe nie wieder etwas von der Rosalba gehört," antwortete Mesnilgrand. „Starb sie an ihren Verletzungen? Gelangte der Chirurg noch zu ihr? Nach dem für uns so verhängnisvollen Überfall bei Alcudia forschte ich nach ihm. Er war verschwunden, wie so viele andere, die sich nicht mehr zu den Trümmern unseres Regiments fanden."

„Das ist in der That eine Geschichte, die sich hören lassen kann," sagte Mautravers, „und Du hattest recht, Mesnil, als Du behauptetest, Du würdest die achtzig vergewaltigten und in den Brunnen geworfenen Nonnen des Selune noch übertrumpfen. Da aber Rançonnet hinter seinem Teller sich Träumereien hingiebt, frage ich jetzt für ihn: Welche Beziehung hat Deine Geschichte zu Deinem Kirchgang neulich?"

„Ach ja!" antwortete Mesnilgrand, „das muß ich Dir und Rançonnet noch sagen: Ich trug das Herz des Kindes, von dem ich doch nicht mit Gewißheit wußte, ob es nicht trotz allem von mir stamme, mehrere Jahre wie eine Reliquie mit mir herum. Nach der Katastrophe von Waterloo mußte ich den Offiziersgürtel, in dem ich zu sterben gehofft hatte, ablegen, und das Herz, so leicht es schien, wurde mir mit den Jahren, in denen auch das Nachdenken kommt, recht schwer. Ich wollte das arg Geschändete nicht noch mehr profanieren und beschloß, es in geweihter Erde bestatten zu lassen. Ohne die Details, die Sie eben vernommen haben, erzählte ich die Sache einem Priester dieser Stadt, und hatte ihm gerade das Herz, das schon zu lange und schwer auf dem meinen ruhte, in seinem Beichtstuhl überreicht, als Rançonnet mich in dem Seitengang der Kirche überrumpelte." —

— — — Niemand sprach ein Wort — niemand wagte eine Reflexion, und das Schweigen war beredter, als alles, was man nur hätte sagen können.

Verstanden die Atheisten vielleicht, daß es selbst dann etwas Schönes um die Kirche sein müsse, wenn sie auch nur dazu da wäre, die

Herzen — tot oder lebend —, mit denen man nichts mehr anzufangen weiß, in ihrem Schoße zur Ruhe zu betten?

„Den Kaffee," rief der alte Mesnilgrand dem Diener zu. „Wenn er so stark ist, wie Deine Geschichte, Mesnil, wird er gut sein." —

Deutsch von Hedda Möller-Bruck.



# Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution.

Von Karl Bleibtreu.

(Berlin.)

(Fortsetzung.)

Die Brigade Lord Byron wurde geworfen und die Eisenseiten — voran die Regimenter Harrison und Ireton — drangen tief in die royalistischen Reitermassen, die nun von allen Seiten, wie der überraschende Angriff sie traf, in wilder Eile herbeiströmten. Prinz Rupert ließ in blinder Hast alle seine Kräfte gleichzeitig los, und die Übermacht trieb zwar anfangs die „Eisenseiten" wieder rückwärts; aber das zweite Treffen Lesly umwickelte, Cromwells langstudierter Zweitreffen-Taktik gemäß, des Gegners rechte Flanke und bohrte zugleich in der Mitte dem ersten Treffen nach. Die Royalisten fochten wie die Löwen, aber die unbezwingliche Begeisterung der Puritaner wurde ihnen bald zu viel: nach kurzem, verzweifeltem Kampfe wandten sie den Kopf ihrer Renner, und nun richteten die nachsetzenden Eisenseiten ein furchtbares Blutbad an. Die erstaunliche Manövrierkunst Cromwells bewährte sich: in ungebrochen zusammengeschlossener Eisenwand trieben seine Reisigen, sobald einmal Bresche gebrochen, den wütend sich wehrenden, aber in vereinzelte Teile zersprengten Feind vor sich her. Nach allen Richtungen auseinander gestäubt, flohen die Kavaliere davon, der kühne Prinz selber bis York, immer die Verfolger hinter sich glaubend. In Wahrheit ließ aber Cromwell nur einen Teil Leslys verfolgen und sofort zum Sammeln blasen. Ja, zum Erstaunen seiner Offiziere befahl er, aus den Schlachtlinien in Schwadronsmarschkolonnen einzuschwenken, erst Front nach dem Zentrum, dann sogar auf halbrechts rückwärts zu Crawfurds

Flanke. Es ist dies einer der bedeutendsten Momente in Cromwells kriegerischer Laufbahn; sein erstes Schlachtfeld zeigte ihn schon als vollen Meister. Jeder gewöhnliche, selbst der beste Reitergeneral hätte nur seinen kavalleristischen Vorteil aufs äußerste ausgenützt; er aber betrachtete die Dinge sofort vom Standpunkt des verantwortlichen Oberfeldherrn — obschon er dies de facto noch nicht war — und behielt im wilden Getümmel die klarste Ruhe.

Mittlerweile nämlich hatte der improvisierte Zusammenstoß auf allen andern Punkten eine entgegengesetzte Wendung genommen. Crawfurd hatte sich nach heftigem Zank, als ihm Cromwell seinen sofortigen Schlachtentschluß entwickelte, zwar mürrisch von der gewaltigen Persönlichkeit des „Zivilisten“ dominieren lassen und ihm seine natürlich reifere militärische Einsicht — als langgedienter Haudegen — geopfert. Da er durch Cromwells Vorgehen auf seiner Flanke entblößt, blieb ihm nichts übrig, als sein Fußvolk etwas später vorzuführen. Darüber verstrich aber Zeit, und so sah er Newcastle nicht nur bereit, ihn zu empfangen, sondern wurde auch bald ungestüm zurückgedrängt. Auch Fairfax, der sich wohl oder übel nun gleichfalls entgegenstemmte, kam in Bedrängnis, und das Zentrum wankte schon sehr, als gleichzeitig der rechte Flügel Lord Leven in wirrer Flucht ausriß. Der wilde Lord Goring nämlich war, sobald er den Schlachtlärm am entgegengesetzten Flügel hörte, vorgebrochen und hatte im ersten Anlauf die ganze gegenüberstehende Reiterei über den Haufen geworfen, das schottische Fußvolk zersprengt. Statt sich aber zu sammeln und auf Fairfax einzuhauen, setzte er mit dem Hauptteil weit über Long-Marston hinaus den Fliehenden nach. Auf die Hülferufe des Zentrums wäre für Cromwell nun das einfachste gewesen, Newcastle in dessen rechter Flanke anzugreifen. Dieser aber war unerschüttert und siegreich, sein Geschütz spielte mörderisch, und er hätte voraussichtlich so lange Widerstand geleistet, bis Goring sich wieder sammelte und seinerseits Fairfax in den Rücken fiel: so ließ sich günstigenfalls eine unentschiedene Schlacht voraussehen. Dies sind ohne Zweifel die Beweggründe gewesen, die Cromwells merkwürdige Haltung bestimmten. Denn statt Newcastle anzugreifen, rief er Lesly von der Verfolgung zurück und rückte mit größter Ruhe, indem er die Rosse verschnaufen ließ, hinter Crawfurd und Fairfax zum entgegengesetzten Flügel ab. Hier schob er sich in aller Muße seitwärts in die Flanke Gorings, so daß dieser, atemlos von der Verfolgung zurückeilend, seinerseits Dorf Marston im Rücken hatte, und schlug plötzlich wie mit Donnerkeilen drauf. Die Gäule der Goringschen Kavallerie

waren vom langen Siegesritt völlig ausgepumpt, die Reiter erschöpft, und so konnte es denn nicht anders kommen, als daß Goring, der hier wie Rupert in starrem Staunen zum erstenmal eine überlegene Meisterhand spürte, gänzlich und unrettbar vernichtet ward. Auf ungünstiges Heckengelände geworfen, in unlenkbare Knäuel zusammengequetscht, in Dorf Marston hineingezwängt, wurde diese tapfere Kavallerie größtenteils niedergehauen, zum Teil gefangen. Da auch der linke royalistische Flügel vernichtet, richtete Cromwell nunmehr sein Augenmerk auf das Zentrum. Obschon Fairfax in vollem Weichen war und sich nur mühsam noch etwas hielt, erschollen zum zweitenmal die Trompeten zum Sammeln und erst in völlig wiederhergestellter Ordnung schwenkten die puritanischen Geschwader in die linke Flanke Newcastles ein. Jetzt erhob sich ein Kampf, furchtbarer als alle vorhergehenden. Das royalistische Fußvolk, bisher siegreich, wehrte sich verzweifelt, und erst nach erbittertem Gefecht, an dem nun von vorn das neu beherzte Parlamentsfußvolk teilnahm, wurde Newcastle von der Wassergraben-Linie weg und rückwärts getrieben. Jetzt galt es einen geordneten Rückzug, unterm Schutz aller Reserven, zu den nahen Waldungen. Dazu ließ es Cromwell jedoch nicht kommen. Wiederum sich sammelnd, stürmte er jetzt zugleich auf den Rücken des standhaften Gegners ein, ja, wenn man seine briefliche Wendung: „Wir attackierten sechs mal an diesem Tage,“ wörtlich nehmen will, so scheint er noch mehrere verschiedene Angriffe ausgeführt zu haben, ehe er sein Ziel erreichte. Dies Ziel war die vollständige Vernichtung des royalistischen Heeres. Er hatte seinen Willen. Besonders die irischen Regimenter, die „Weißröcke“, denen man wegen der grausamen Hinschlachtung der Protestanten in Irland keinen Pardon gab, fielen Mann an Mann, wo sie standen. Nur Bruchteile entkamen mit Newcastle selber.*) Etwa zwei Stunden hatte die Abendschlacht gedauert, der Sommermond beschien ein gräßliches

*) Bei Marston wurden 4150 Tote begraben von 28000 Royalisten, also 15 Prozent des Heeres und wahrscheinlich — wenn man nur doppelt soviel Verwundete rechnet, dazu Vermißte und Gefangene — 20 Proz. des Gesamtverlustes: eine wohl nie dagewesene Totenziffer. Wieviel die Rundköpfe von 29200 verloren, ist unbekannt. Laut Fritz Hoenig, der sich große Verdienste um Entdeckung des Feldherrn Cromwell erwarb, ritt dieser mit 17 Schwadronen im I. und 22. im II. Treffen an. Bei Naseby führte Rgt. Whalley die erste Attacke Cromwells aus und dessen eigenes „Regiment zu Fuß“ entschied im Zentrum, wo Rgt. Lisle des Königs am längsten widerstand. Rgt. Pryde hielt Naseby besetzt, Iretons Reiterei bestand aus Regimentern Butler, Huntingdon, Ireton, Rich, Fletwood. Jede Partei zählte angeblich 20000 Mann, doch war der König an Reiterei sehr überlegen.

Schlachtfeld: so gut wie das ganze Heer des Königs lag erschlagen. „Wie Stoppeln waren sie vor unserm Schwert," schrieb der große Schnitter hernach. Die Nacht brach herein, und auf den Trümmern der Königlichen Macht stand der aus dem Nichts emporgestiegene Herr, „der Erwählte des Herrn".

Man male sich den Eindruck aus, den dieser unerhörte Sieg auf die Zeitgenossen ausübte: sie hatten wohl gehofft oder gefürchtet, dieser seltsame selbsternannte „Zivilstratege" werde irgendwie ein Gewicht in die Wagschale werfen; ein Erfolg, selbst der kleinste, wäre schon viel gewesen — und nun diese „große, krönende Gnade"! Ganz wie Bonaparte 1796 — kaum ist er da und Ungeheures geschieht. Dem so erprobten Reitergeneral aus dem Stegreif ward nunmehr der Oberbefehl aller Reiterei übertragen, womit er thatsächlich schon die leitende Stellung einnahm, doch behielt Fairfax neben ihm unabhängige Generalschaft. Einen neuen Feldzug zu beginnen ward nötig trotz des vernichtenden Schlages von Marston Moor, denn infolge anderer, zum Teil politischer Umstände, zog der Krieg sich in die Länge. Obschon der Norden teilweise für den König verloren ging, behielt er den Westen, und seine Streitkraft erholte sich so weit, daß nochmals am 14. Juni 1645 eine Entscheidungsschlacht bei Naseby geliefert werden mußte.

Es war der letzte Versuch der Königlichen Partei, das Waffenglück zu wenden. Ihre Korps waren zu diesem Zwecke vereinigt worden: Ashburnham, von Cromwell aus Weymouth vertrieben, Prinz Moritz, den die Belagerung von Lynn viele Leute gekostet hatte, Sir Marmaduke Landales Reiterei, das Fußvolk von Shrewsbury, die Reiterbrigade Northampton aus Yorkshire, die Reiterei von Lord Byron und Sir Giles Allonby. Die Königin, nicht länger sicher in Exeter, war nach Frankreich geflohen; der König hatte Oxford verlassen und residierte im nördlichen Feldlager. Unter seinem persönlichen Kommando zog seine Armee über die weiten Wiesenfelder von Market Harborough, den Wald von Kelmarsch und die Hügel von Dingley, vor Stadt Daventry kehrtmachend, um durch Gegenmarsch dem Parlamentsheer zuvorzukommen, das in Richtung auf Leicester gegen Dorf Naseby heranrückte. Am 13. Abends hatte sich Cromwell mit Fairfax vereinigt und Prinz Rupert gleichzeitig Vorposten nach Naseby geworfen. Deren Kommandeur Dalyson, der sich bei Marston Moor ausgezeichnet hatte, ein blutjunges Bürschchen, war aber schlecht zu solchem Dienst gewählt und wurde daher bei Nacht von Iretons Vorhut überfallen. Dalyson fiel, nur ein Sergeant brachte die Kunde nach Schloß Bubenham zum König

selber, der sofort nach Harborough zum Hauptquartier Ruperts galoppierte. Am Morgen des 14. hielt man Kriegsrat, und Rupert selbst riet Rückzug, ward aber von Digby, Ashburnham, Langdale überstimmt, und der Vormarsch beschlossen. Cromwell, die Ebene noch unbesetzt findend, stellte sich mit Fairfax höchst vorteilhaft auf. Den geringeren und schlechteren Teil seiner Reiterei unter Kommissar-General Ireton warf er auf die Linke, die sich etwas verbog. Die dichten Hecken, welche die Flecken Naseby und Sulby trennen, garnierte man mit abgesessenen Dragonern, Verbindungs- und Rückzugslinie sowie die hinter der Linken aufgefahrene Wagenburg deckend. Das Zentrum unter Fairfax deckte man durch die Artillerie, auf einem Abhang nördlich von Naseby, von wo jede Flankenbewegung des Gegners bestrichen werden konnte. Cromwell selber mit dem Kern der Reiterei hatte auf der Rechten Platz genommen, vor sich sanfte Abhänge, die ihm vollsten Impetus zum Anritt ermöglichten, seine Flanke von durchschnittenem Gelände und steileren Abfällen geschützt, wo mehrere Bataillone („tertia" genannt) Musketiere standen. Des Königs Bagage und Nachhut waren bereits in Stellung gegangen auf den Bodenerhöhungen von Broadmoor; das wellige Gelände hinderte den Einblick in seine Bewegungen, die sich nach seinem rechten Flügel hin erstreckten. Des Königs Banner wehte im Zentrum, die Rechte führte wie immer Prinz Rupert, die Linke Sir Marmaduke Langdale, letzterer von Lord Careys Musketieren unterstützt. Das Fußvolk im Zentrum hatte die berittene Leibgarde bei sich, war aber an Zahl sowie Geschütz Fairfax unterlegen; die royalistische Reiterei besaß hingegen Übermacht.

Trotz des heftigen Feuers der abgesessenen Dragoner Iretons gelang es den Kavalieren, die oben bezeichnete Hecke zu nehmen, so daß Ireton, um einer Überflügelung vorzubeugen, eine Reiterbrigade dorthin entsandte. Dieses ungünstige Flankenmanöver benutzte Rupert sofort zu allgemeiner Attacke, und umsonst entwickelte Ireton schnell genug seine Schlachtlinie, entgegenreitend. Der einheitlichere und breiter angesetzte Galopp der royalistischen Kavallerie erwies sich diesmal wieder unwiderstehlich, und Iretons Reiterei wurde völlig auseinander gesprengt, er selbst zweimal verwundet: Lanzenstich ins Gesicht, Pistolenschuß in den Zügelarm. Umsonst sein beherztes „Gott mit uns!" Donnernd geht Ruperts wilde Jagd mit dem Feldgeschrei „Für den König!" über ihn weg. Doch das Piken-Fußvolk dieses Flügels, besonders Regiment Effingham, widerstand überraschend: die Brigade Allonby ward abgeschlagen, Sir Giles selber gefangen, und zugleich scheiterte Ruperts

Verfolgung an der Wagenburg, von wo Major Bartleff ein wohlgezieltes Feuer entsendete. Seine allzu hitzige Reiterei war dem Prinzen ganz „aus der Hand" gekommen, kaum die Hälfte blieb noch bei ihm, und ein Blick von der Naseby-Höhe auf das Schlachtfeld im Zentrum überzeugte ihn, daß er viel zu weit gegangen war und jetzt nur bedacht sein müßte, das weichende Fußvolk des Königs zu decken. Denn mittlerweile hatte sich das Schauspiel von Marston Moor wiederholt. Staffelförmig Brigade nach Brigade entfaltend und ein Regiment Rossitter hackenförmig seitwärts aus der Zweitreffen-Linie herausschiebend, um für alle Fälle als Reserve zu dienen, ritt Cromwell mit dem ersten Treffen sofort Sir Marmaduke Langdales und Astleys Schwadronen um und um. Jeden Vorteil des Geländes berechnend, trieb er sie in ein schlimmes Revier, wo junge Anpflanzungen sie sofort in Unordnung brachten. Umsonst feuerten Careys Musketiere ihre Salven, umsonst führte Langdale die Yorkshire-Brigade als Reserve vor, auch diese geriet in völlige Deroute, und Cromwells zweites Treffen fegte die feindliche Linke förmlich vom Schlachtfeld fort. Weit entfernt aber, sich wie Rupert zu endloser Verfolgung fortreißen zu lassen und die feindliche Wagenburg anzufallen, warf Cromwell nur das zu diesem Zweck bereit gehaltene Regiment Rossitter hinterdrein und sammelte seine sonstige Gesamtmacht zu neuer Aufgabe. Diesmal ließ er es nicht darauf ankommen, erst die Vertilgung der feindlichen Rechten anzustreben, sondern erkannte den Augenblick als richtig, sofort das feindliche Zentrum anzugreifen. Dieses war energisch vorgegangen und hatte Fairfax erheblich zurückgedrückt, der selbst verwundet wurde, wie auch sein Unterführer Skippon. Die Parlamentsinfanterie sah sich zugleich links durch Iretons Niederlage entblößt und wankte, mühsam hielt Fairfax' starke Artillerie den Kampf in der Schwebe. Aber gerade als das königliche Fußvolk zu allgemeinem Angriff in Linie deployierte — statt der gegen Reiterei üblichen Form „vier Glieder tief" —, ließ Cromwell seine Eisenseiten auf die Flanken los. Zwar warfen sich die berühmten „Blauen", nebst Lord Bernard Stuarts Life-Guards, die Blüte der königlichen Adelsschwadronen, wütend entgegen; aber in furchtbarem Gemetzel bekamen die Eisenseiten bald die Oberhand, die vornehmsten Herren des normännischen Adels fielen unter den Hieben der sächsischen Freisassen. Bis auf 100 Schritt vom Königsbanner drang Oliver selber vor. Ein verzweifelter Ausfall der Kavaliere hieb den Monarchen zwar heraus, wobei dem Puritanerfeldherrn der Helm durch Oberst Ritter St. George vom Haupte geschlagen wurde; Rittmeister Titus

deckte ihn jedoch und lieh ihm seinen eigenen Helm, den Cromwell in der Eile verkehrt aufsetzte, nun mit doppelter Energie weiter kommandierend. Die Seinen, in seiner Rettung ein Wahrzeichen Gottes begrüßend, fochten wie Rasende: die ganze Gardereiterei wurde niedergehauen, das Fußvolk durchbrochen, indes auch Fairfax die Gelegenheit ergriff, auf der ganzen Linie vorzurücken. Vergeblich zog König Karl selbst das Schwert, um an der Spitze seiner letzten Reserven wie ein König zu sterben; der schottische Earl von Carnewath riß mit Gewalt des Monarchen Pferd herum: „Wollen Ew. Majestät sich auf der Stelle töten lassen?“ Als der König davonritt, wurde der Rückzug Deroute, dann panische Flucht. Ruperts kurzer Rotrock, die gigantische und sehnige Gestalt, sonst drei Pferdelängen voraus vor der britischen Ritterschaft, verschwindet in Staubwolken; umsonst sucht er seine erschöpften Schwadronen hinterm Zentrum weg auf Cromwell zu werfen, sie werden gleichsam weggeblasen. Da flieht der elegante Northampton mit dem Löwenherzen und Frauenlächeln, wie ein Paladin von König Arthus' Tafelrunde. Da flieht der grimme Sir William Vaughan, da flieht Prinz Moritz mit den finstern Brauen und dem unzähmbaren Raubtierblick. Und unaufhaltsam braust Cromwell nach bis Leicester, die Nacht hindurch mit Mann und Roß, um die Vernichtung zu vollenden; nicht „Jena“ noch „Waterloo“ kannten solche Verfolgung. —

(Schluß folgt.)



# Deutsche Lyrik.

## Landschaften.

### I.

### Rheinzauber.

Hier betest du. Der Rhein strömt grau und stark.
Und tausend Lichter glimmern auf den Wellen,
Und wo die Rheinterrassen sich erhellen,
Brechen die Sterne glänzend durch den Park.

Das Leben braust. Die Liebe schluchzt und lacht.
Des Weltalls große Kraft reißt uns von dannen,
Und unsere Seelen, die sich seltsam spannen,
Staunen mit weiten Augen in die Nacht . . .

## II.

### Worpswede.

Mit ferner Sehnsucht der Mond umwirbt
Die schauernde Erdenfrau,
Die Kiefern weinen, der Abend stirbt,
Rot glänzt der Mond im Blau.

Herbstnebel graut im weitweiten Land,
Die Birken glitzern schlohweiß —
Warum so kühl deine kleine Hand,
Warum deine Lippen so heiß?

Ich schließe deinen zitternden Mund
Mit trunkenen Lippen zu —
Warum stirbt jeder Laut im Rund,
Und warum zitterst du?

Mit ferner Sehnsucht der Mond umwirbt
Die schauernde Erdenfrau,
Die Kiefern weinen, der Abend stirbt,
Rot glänzt der Mond im Blau . . .

## III.

### Herbstnacht.

Es rauscht das Korn in der Nacht.
Rot zittert des Mondes Horn
Und singt ganz selig und sacht
Über das schlafende Korn.

Die Reben staunen im Glanz,
Rot schauern die Trauben und warm.
Es nimmt die Nacht sie ganz
In den seligen Arm.

Die Winzerhütte allein
Schlummert in all der Pracht . . .
Rot rauscht des Mondes Schein
Durch die horchende Nacht . . .

Oldenburg. Otto Reuter.

## An der Wegscheide.

Im Lichtgold stirbt der klare Spätherbsttag,
Schon liegt die Stadt in dämmerblauen Schatten,
Ich eile längst vertrauten Pfaden nach
Durch Heidegrund mit frosterstarrten Matten.
Hier pocht kein Hammer, rauchen keine Schlote,
Kein Pulsschlag einer wilderregten Zeit,
Hier predigt mir Natur die Weltgebote,
Und Seelenfrieden giebt die Einsamkeit.

Hier werf' ich ab die schwere Alltagslast,
Aufwärts den Blick! — Ein Wölkchen spielt im Blauen,
Da will noch einmal ich zu kurzer Rast
Ins sonn'ge Traumland meiner Kindheit schauen,

Und wieder nahen all' die Traumgestalten,
Die tief und echt des Knaben Herz verehrt,
Und wieder muß ich still die Hände falten,
Wie es dereinst die Mutter mich gelehrt.

Ich träumt' von Menschenrecht und Glück und Wohl
Für alle, die wir Kinder eines Gottes,
Das Glück war falsch, das Recht ward zum Idol,
Kaum gut genug zum Spielball seichten Spottes.
Ich sah ein Eden, hört' ein silbern' Lachen
Und sah des ew'gen Friedens Fahnen weh'n! —
Und nun! seh' ich ein ganzes Heer der Schwachen
Im Alltags-Frohn zermalmt zu Grunde geh'n.

Ich seh' der Arbeit heißen Lebenskampf
Vom Fleiß der Hand, vom Schweiß der Stirne weihen,
Ich höre bei der Hämmer dumpf' Gestampf
Den Proletar nach Glück und Freiheit schreien.
Ich seh' im stolzen Prunkgemach der Reichen
Die Sünde sich auf seidnen Polstern bläh'n,
Ich seh' das Elend durch die Gassen schleichen,
Ich seh' die Not von Thür zu Thüre geh'n. —

Doch deine Welt, o Gott, ist gut und schön
Und beut des Glücks genug auf allen Wegen,
Und deiner Friedensglocken hell Getön
Klingt allen Herzen froh und warm entgegen,
Du hilfst den Armen und beschirmst die Schwachen!
Mitleidzerrissen schluchzt mein Herz zu dir:
O, gieb den Völkern Frieden, gieb Erwachen!
Des Warners Stimme aber, Herr, gieb mir!

Gieb mir der Rede Kraft, des Wortes Macht!
Nicht will der Zwietracht Fackel ich entzünden,
Doch warnen vor der unheilschwang'ren Nacht,
Das Wort der Liebe meinen Brüdern künden!
Gieb meinen Liedern Glut, mit Sturmwindsschwingen
Laß meinen Sang durch alle Herzen geh'n,
Bis lichte Perlen in die Augen dringen
Und Friedensfahnen durch die Lande weh'n! —

Nun dunkelt's schneller, längst versank das Rot
Der Scheidesonne hinter grauen Föhren,
Ein schwarzes Heer von Wolken finster droht,
Der Krähen Schrei will meine Andacht stören. —
So schreit ich vorwärts denn auf dunklen Wegen,
Das Herz so friedlich, komm', was kommen mag:
Ich schau' der Zukunft hoffnungsfroh entgegen:
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag! —

Berlin. W. Uhlmann-Bixterheide.

## Spuk.

Der Herbststurm heult. Die Berge rings
Erbeben, und der entfesselten Gewalt
Jauchzt mein Herz in toller Freude,
Im Glücke neuer Kraft entgegen.
Und mein einsam Haus,
Einsam auf ragender Höhe,
Umfriedet vom düstern, schweigenden Park,
Zittert in Firste und Grund. —
Ich spähe hinaus in Bangen und Nacht.
Des Mondes sanftes Licht
Fällt durch die Bäume des Parks,
Durchs rauschende Zweigwerk der Ulmen und Pappeln,
Auf meiner Beete letzte Blütenpracht.
Samten leuchtet des Rasens weiches Grün,
Zum Teppich gebreitet, drauf der Schatten
Wechselnde Formen spielend gaukeln.
Und drüber schreitet eine ernste Schar,
Nackte Gestalten, herkulischen Leibes,
Schwellende Muskeln, broncefarben die Haut!

Und des Mondes weißes Licht
Spielt auf den seltsamen Leibern.
Stier, glühend ihr Blick,
Und groß wächst der Apfel des Auges
Aus finsterer, beschatteter Höhle.

Und einer steht, mit goldner Krone bekrönt,
Rotflammende Haare ums Haupt,
Gigantisch-groß,
Und eine grüne Schlange windet
Sich um Schultern und Hals —
In seltsamen Farben schillert
Des Wurmes Haut, und glühende Augen
Sprühen in brünstigen Lichtern.
Die Geißel schwingt der König,
Und willig beugt
Schweigend jeder den Nacken,
Und zischend sausen die Hiebe
Aufs broncene Fleisch. — Kein Laut, kein Zucken!
Wunden reißen die Stacheln, — es tropft das Blut,
Und flackernde Flämmchen wehen im Gras . . .
Achtlos gehen die andern, um schweigend dann
Dem Hohen zu nah'n, leichtfüßig und lächelnd,
Und den Nacken zu beugen der gleichen Qual.
Bei jedem Schlage züngelt die Schlange,
Und ihre Augen flammen auf, ihr Leib
Schwillt an in zuckender Wollust —

Still ist meine Seele, und all ihrer Pein
Und ihrer Lüste blutiger Marter
Hat sie nicht Klage. — Es schweigt der Sturm,
Und der Mitternacht grausigen Spuk
Verschlingt vor mir der Finsternis Rachen.

Heppenheim. Wilhelm Holzamer.





# Frank Wedekind.

Von Arthur Möller-Bruck.
(Charlottenburg.)

Es ist wohl das sicherste Anzeichen des neuen Stils, dem wir entgegenwachsen: In allen Künstlern von Individualität schaltet sich mehr und mehr das Gefühl für eine Technik aus, die nur auf willkürliche, unproportionierte Kontraste, und für eine Form, die nur auf Nuancen hinaus will. Etwas in ihnen drängt sie mit Macht vom Detail weg — zu jenem weiten, umschließenden Kreise hin, der sich wie eine ganze Kulturanschauung um das Kunstwerk legt und die Aussöhnung aller Gegensätze in sich faßt. Schon sehen sie — genau wie die Menschheit der Renaissance — in dem Dasein wieder ein buntes Spiel, in dem sie, unfreiwillig aber bewußt, die Aktoren sind. Eine große Bühne ist ihnen das Leben, auf der Tragik und Komik einander wechselseitig ergänzen. Sie schauen die Dinge nicht mehr auf ihre Widersprüche, nicht auf ihr Positiv und nicht auf ihr Negativ an, sondern nur auf den Lebenstrieb, der dahinter steckt und die Erscheinungen zum Gleichgewicht zwingt. Die Kontraste als solche zu erkennen, war die Aufgabe, die der moderne Sturm und Drang zu lösen hatte — sie wieder zu einer neuen Mischung, zu der besonderen, aus unserer Zeit geborenen Stilharmonie zu vereinen, ward das Ziel der zur Erfüllung Berufenen. Und schon haben sie sich machtvoll zu ihm hin die Bahn gebrochen. Eine gute Wegstrecke, mit Trophäen besteckt, ist bereits zurückgelegt. Starker Daseinswille ist wiedergewonnen und — ich erinnere nur an Klinger und den Grundton der Lyrik Dehmels — eine froherntste Lebensauffassung, vor der die stumpfe Verzweiflung eines hängeköpfigen Pessimismus ebensowenig gilt, wie die Extase eines kopflosen Optimismus, weil sie die organische Vereinigung von beiden liebt: das Dasein und die Lust des Daseins, die noch mit sich selbst, mit ihrem Schmerz und ihrem Glück, lachen gelernt hat.

Aber — „das Lachen ist manchmal bitter und höhnisch — ja, sogar grimmig," sagt einer, der vor den Extremen des Lebens noch niemals unterlegen ist und mehr als einmal künstlerisch bewiesen hat, daß er das Maß der Dinge, die ihn angingen, in sich zu finden wußte. Paul Scheerbart nämlich, wenn er sich, anstatt wie gewöhnlich Astralpsychologie zu treiben, zur Abwechslung einmal hinter der ernsten Halbmaske eines bewußten Kulturpsychologen verbirgt — die ihm dann immer noch ulkig genug zu seinem lieben, frohen Gesichte steht! Er bezieht das Citat direkt auf unsere Epoche, diese „Zeit nach Schopenhauer", wie er zu definieren pflegt. Und es muß wohl wahr sein: mit der ihm eigenen kategorischen Gelassenheit hat er wieder einmal ein Stückchen Wahrheit dadurch über alle Zweifel gehoben, daß er ihm die denkbar harmloseste Formel fand. Denn jener zuvor erwähnten breiten Unterströmung, die sich schwer und mächtig durch das innerste Wesen der Gegenwartsentwicklung ergießt, läuft eine zweite, feinere Linie unleugbar parallel. Sicherlich, um dereinst miteinander zu verfließen. Doch vorläufig bahnt sich jede ihren eigenen Weg. Die eine tiefer und unsichtbarer, aber den ewigen Kraftquellen der Menschheit näher. Mehr an der Oberfläche und dem nur flüchtig schweifenden Auge erkennbarer, den Launen des Zufalls unterworfen, die andere.

Ich meine, daß es oft den Anschein hat, als sei jenes lebenswillige Lachen, von dem ich sprach, nur eine Karrikatur des Dionysischen, so recht eigentlich das Lächerliche der Zeit und ihr verzerrtes Grinsen. Eine grausame Täuschung, ein letztes krampfhaftes Aufbäumen vor dem Untergange. In Wirklichkeit wird es wohl nur jener alte Prozeß sein, der sich in der Weltgeschichte ja immer wiederholt: Brüderlich Hand in Hand mit der Renaissance schreitet die Dekadence, gleichsam ihr Beweis und die Ausnahme, die die Regel bestätigen soll. Beide haben in den gleichen Gründen das gleiche Wurzelwerk. Aber über dem Boden, im Taglicht der Praxis trennen sie sich. Die große Selbstverständlichkeit aller Erscheinungen, die bei dem einen eine natürliche und freie Weltanschauung zur Folge hat, setzt sich bei dem anderen in Gleichgültigkeit gegen die Erscheinungen um. Das Zeichen, unter dem diese stehen, ist, daß sie nichts mehr ernst nehmen können: weder das Leben, noch seine Bejahung, noch seine Verneinung, noch — sich selbst! Sie lieben den Genuß nicht um des Daseins, sondern das Dasein um seiner Genüsse willen. Das Augenblickliche ist ihnen alles, das Ewige nichts. So wurde zum Mittel herabgewürdigt, was Zweck sein sollte . . .

Natürlich hat auch dieses Stück der Zeitstimmung in der modernen

Kunst seinen Ausdruck gefunden. Aus Frankreich, dem Lande leichterer Kultur, könnte man eine ganze Reihe Namen nennen. Deutschland, der schwere Boden, hat dagegen nur eine — allerdings internationale — Erscheinung hervorgebracht: den Dichter, von dem hier die Rede sein soll: Frank Wedekind.

Ein gewisser Duft von billigem, anrüchigem Parfüm entströmt seiner Kunst. Will man sie mit einem einzigen Worte bezeichnen, so muß man sagen, daß sie durchaus Artistik ist. Für Wedekind bedeutet das Leben keine Bühne, auf der sich Tragik und Komik wechselseitig ergänzen. Für ihn ist es Variété. Er jongliert gewissermaßen mit allem: Triebe, Gefühle, Gedanken, Tiefstes und Seichtestes, Schönstes und Häßlichstes müssen sich zumeist tragikomisch und manchmal ein wenig sentimental kontrastieren. In rasendem Fluge durchschwirren Elend und Glück, Gott, Ewigkeit, Weiber und Sekt die Luft. Man mag nehmen, was man will: die Dramen „Frühlingserwachen“ und „Erdgeist“ — die Pantomimen, Novellen, Gedichte, die er unter dem Titel „Fürstin Russalka“ hat gesammelt erscheinen lassen: immer wird man dies halb affektierte, halb blasierte Gauklerspiel konstatieren müssen, dem die Welt nur Garderobe, Kouliffe und Publikum ist. Und zwar gilt das von der Gesamtwirkung geradeso wie von den einzelnen Wesensteilen seiner Kunst.

Da ist die Psychologie, mit der Wedekind Menschen und Menschenschicksale gestaltet! Sie weiß nur von individualisierten Marionetten, die über nichts, als die eigenen automatischen Bewegungen und angemalte Couleurnuancen verfügen! Mit Watte und Schminke ist ihre Plastik erreicht. Man sieht den Draht gewissermaßen, an dem sie tanzen.

Da ist die Technik! die Sprache! Nur auf zwei Effekte, auf Raffinement und Naivität, resp. deren beider Vereinigung zum Grotesken, Ungeheuerlichen, Verzerrtgesehenen, arbeitet Wedekind hin. Das Verfeintstilisierte wie das Stark-menschliche kennt seine Linienführung nicht. Es sind das Momente, die der Vergangenheit und der Zukunft, einer reaktionär archaisierenden und einer evolutionär-experimentierenden Kunst angehören und ihm, der nur im Momentanen lebt, völlig fernstehen müssen. Was ihn reizt, ist das noch Unausgeglichene der Gegenwart, das spezifisch Moderne mit seinem Wirrwarr der Probleme und den überlauten oder überleisen Tönen.

Und da sind endlich die Probleme selbst! Man darf sie eigentlich gar nicht so nennen, da in ihnen überhaupt keine Fragen gelöst werden sollen. Es sind keine Stoffe, in die Licht gebracht wird. Es sind nur

Konstellationen von Verhältnissen — aber ich bitte, hier keinen faulen Witz zu wittern! — also: von Verhältnissen, die nach einer vorgefaßten und ganz bestimmten Verteilung von möglichst buntem Licht und möglichst schwarzem Schatten zu extravaganter Wirkung gesteigert werden. Fragt man, zu welchem Zweck? Nun, zunächst wohl nur, um Ulk zu bereiten. Der Menschheit und dem Dichter selbst. Oft dadurch, daß Wedekind diese Menschheit samt ihren Idealen ganz unverfroren anulkt . . . oder auch sich selbst anulkt und seine — „Ideale"!

Man darf dieses letztere Moment nicht außer acht lassen. Es ist für die Beurteilung von Wedekinds Persönlichkeit von gewisser Bedeutung, da sich sehr oft bei der Lektüre seiner Bücher die Empfindung einstellt, als habe eigentlich nur die ehemalige Unerreichbarkeit von Lebensidealen zu der jetzigen Lebensanschauung geführt. Ich wandte vorhin auf seine Kunst die Worte „blasiert" und „affektiert" an; dann sprach ich von einer sentimentalen Tragikomik. Nun scheint mir, daß diese drei Faktoren einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, und daß in ihm zugleich der Schwerpunkt von Wedekinds individuellstem Leben liege: eine starke Entwickelungslinie starb allzu früh ab und eine schwächere, aber noch lebensfähige, mußte mit Putz und Flitter das Fragment zum ganzen ausstaffieren. Die notwendige Folge davon war ein Gefühl der Halbheit, über das nur Ironisierung der Vergangenheit und damit eine bittere Selbstanulkung hinwegtäuschen konnte.

Am häufigsten kreuzt man denn auch diese Sphäre in Wedekinds erster Dichtung, der Kindertragödie „Frühlingserwachen". Sicherlich ist sie in einer Zeit entstanden, in der der Dichter schon den Ernst und das Noch-etwas-ernst-nehmen-können verloren hatte. Aber es ist oft, wie wenn an frisch vernarbten Wunden gerührt würde . . . etwas wie wehe Erinnerung, kranke Sehnsucht zittert vorbei. Freilich — um den Cynismus dann wieder an anderen Stellen um so wilder und zügelloser hervorbrechen zu lassen. Und zwar schon hier mit einer so furchtbaren Macht, daß er sich wie eine ganze Weltanschauung über den Stoff und seine scheinbar unmöglichen Vorgänge breitet. Ich bitte: „scheinbar" unmögliche Vorgänge! Gewiß hat man es mit absoluten Irrealitäten zu thun. Aber dadurch, daß Wedekind sie bewußt ins Übergroße steigert, hebt er auch das Fünkchen Wahrheit, das ihnen im Leben zu Grunde liegen mag, weithin sichtbar hoch, und wir erkennen mit Schaudern, daß es eine Wahrheit ist, an der wir alle einst qualvoll gelitten haben. Nun, da die Zeit vorüber ist, denken wir ihrer gar nicht mehr oder mit sanftem Spott, wie ihn Wedekind selbst hat. Und doch

waren diese jungen Leiden einmal schmerzhaft tief in uns, als wir so alt waren, wie diese Knaben und Mädchen, die der Dichter in seinem „Frühlingserwachen" aufmarschieren läßt. Das Buch ist eigentlich die Tragikomödie alles dessen, was man so als Kind, und auch noch als ziemlich großes Kind, über das Leben glaubt und von der Zukunft hofft und fürchtet. Da sind die sehr weisen Ideeen, die Knaben über die Herkunft des Menschen, über Religion, Gott und Unsterblichkeit zu haben pflegen. Da sind kühne Dichterträume, glühender Freundschaftsglaube, erste Liebe u. s. w. u. s. w. Im Mittelpunkt der Handlung steht eigentlich der geschlechtliche Verkehr eines 16jährigen Mädels, Wendla, und eines ebenso alten Knaben, Melchior. Beide befinden sich noch in einer seelischen Verfassung, die halb und halb an den Klapperstorch glaubt. Aber eine schwüle Zufallsstimmung bringt sie zueinander, ohne daß sie es selbst so recht wissen, und löst das Geschlecht in den beiden. Die Folge ist, daß die kleine Wendla sehr jung Mama werden soll, aber schon vorher an den Abortivmitteln ihrer Pfleger stirbt. Melchior dagegen reift infolge dieser ein wenig verfrühten Verheiratung und deren tragischen Folgen zum Manne aus. Ein „vermummter Herr" führt ihn am Ende des letzten Aktes in das Leben ein. Diese Schlußszene ist eigentlich die wichtigste, da sie die Quintessenz des ganzen Stückes enthält. Sie spielt auf dem Kirchhof, am Grabe der kleinen Wendla. Melchior, der einer Besserungsanstalt, in die man ihn wegen seines Frevels gesteckt hat, glücklich entronnen ist, und sein alter Schulfreund Moritz, der sich kurz zuvor aus echt kindlichen Gründen das Leben genommen hat und nun mit seinem Totenschädel unter dem Arme nächtlicherweile zwischen den Leichensteinen herumpromeniert, haben sich getroffen und sind in die denkbar tiefsten Gespräche verwickelt. Natürlich vorwiegend über den Tod! Schon ist Melchior ebenfalls so weit, daß er diesem Leben Adieu sagen möchte, als gerade noch zur rechten Zeit jener vermummte Herr dazwischen kommt und ihn vor einer Überstürzung, die er hinterher im Grabe leicht bereuen könnte, bewahrt. Er nimmt ihn mit sich, nachdem er ihn über mancherlei, was dem Knabengemüte noch dunkel war, aufgeklärt. Freund Moritz dagegen bleibt nichts übrig, als sich an der Verwesung weiter zu wärmen, wie Wedekind sagt. Man wird fragen, was dieser mysteriöse „vermummte Herr" eigentlich bedeuten soll. Nun, ich denke, Wedekind wird den Sinn des Lebens, einen persönlichen Gott in unserem Sinne, durch eine Komödienfigur symbolisieren wollen. Einen Herrn des Daseins, wie wir ihn am Jahrhundertende wiedererkannt haben — morallos und jenseits vom

Guten und jenseits vom Bösen. Oder spezieller im Sinne Wedekinds: skrupellos, mit einem Lachen über alles. Brutalität ist es, die Melchior über seine Vergangenheit hinwegsetzt und ihn seiner Zukunft rettet.... Übrigens müßten diese letzten Szenen, und auch wohl noch ein paar frühere, wenn sie auf etwas weniger Worte reduziert würden, von großartiger Wirkung sein. Freilich ist das nichts für unsere Theater, die den Ernst nur als Ernst und den Humor nur als Humor gelten lassen können. Derlei Kunst gehört eben aufs Spezialitätentheater, für das Wedekind übrigens auch, soviel ich weiß, sein erstes Stück einmal privatim bearbeitet hat.

Das gleiche gilt von dem „Erdgeist"! Nur daß dieses zweite Drama Wedekinds, wie ja auch die Leipziger Aufführungen bewiesen haben, noch bedeutend dramatischer, bühnenfähiger ist! In ihm ulkt Wedekind eigentlich die Praxis jener Lebensbejahung an, die er in „Frühlingserwachen" seinem kleinen Melchior eintrichtern läßt. Hatte er dort die Bedingungen zum Leben, zum Lebensgenuß mit dem Gewande der Lächerlichkeit angethan, so verfuhr er hier noch frivoler mit den Faktoren dieses Lebens selbst — vor allem mit dem Hauptfaktor: der Liebe, dem Geschlechtskampf. Oder vielmehr nicht dem Geschlechtskampf, dem Sieg vielmehr, dem unabwendbaren Sieg des Weibes über den Mann und dem ewigen, vergeblichen Versuch des letzteren, dem Weibe doch noch zu entrinnen; obwohl er innerlich ganz genau weiß, daß es ein fruchtloses Ringen ist! Natürlich nimmt Wedekind wiederum keine der beiden Parteien ernst oder gar tragisch. Adam und Eva sind ihm Faktum, nicht Problem. Ihn interessiert nur an den beiden, was für Kostüme sie gerade tragen und in welchen speziellen Allüren sie sich bewegen. Daß sie ihnen auf jeden Fall äußerst komisch stehen müssen, weiß Wedekind von vorneherein. Gerade so wie der Mann, resp. die diversen Männer in dem Drama ihre Schellenkappe tragen, trägt Lulu, die Heldin dieser Männer und des Stückes, ihr Pierrettehütchen; nur etwas graziöser und mit selbstbewußter und deshalb um so reizvollerer Pose. Und so bricht sie denn die Energie von so'n paar Ehegatten und richtet sie lächelnd zu Grunde; daneben noch ein paar andere jüngere und ältere Herren, die sich in ihr Frätzchen vergafft haben. Der eigentliche Inhalt des Dramas und zugleich seine herbste Passage ist der schnelle Freiheitskampf des Dr. Schön — des einzigen Mannes, den diese Lulu noch relativ geliebt hat. Er hetzt andere auf, nur um diese Fesseln von sich abzustreifen. Sie soll seiner satt werden. Soll ihn selbst anekeln. Aber all das hilft zu nichts: etwas in ihm bleibt ihr verfallen.

Und endlich, als er hat sehen müssen, daß auch sein eigener Sohn in ihre Netze geraten, da rafft er sich auf und will der Affaire gewaltsam ein Ende bereiten, aber der Konflikt endet umgekehrt so, daß sie ihm die Waffe, die er schon auf sie gerichtet hat, entreißt und ihn selbst niederknallt. Man sieht: ein wenig Hintertreppenromanwirkung. Aber sicherlich von Wedekind mit Bewußtsein herausgearbeitet. Gerade so wie „Frühlingserwachen" mit Absicht übergrotesk schloß, sollte sich auch der „Erdgeist" auf seinen letzten Seiten zu einer komischen Verzerrung steigern, durch die dann die Tragik vollständig aufgehoben wurde, und die Schwere der Handlung possenhaft erschien. Bevor nämlich der entscheidende Schuß fällt, sieht Dr. Schön, selbst unbeobachtet, hinter einer Tapete die unmöglichsten Menschen in dem Boudoir seiner Frau. Alle sind sie in diese Lulu verliebt: außer dem erwähnten jungen Schön eine hermaphroditische Frauenrechtlerin, ein Zirkusmensch u. s. w.; ja, sogar ein grüner Gymnasiast. Damit ist dann natürlich die Persönlichkeit Schöns, die zwar nicht subjektiv vom Dichter, aber doch objektiv vom Leser aus hätte tragisch wirken können, um jeden ernsten Effekt gebracht. Freilich ist der Komödieneffekt dadurch nur um so größer! Trotzdem läßt die Gesamtwirkung des Drama die Empfindung eines starken Stückes realer Natur und damit auch reiner Kunst zurück. Ein größeres Stück, als „Frühlingserwachen". Es mag das daher kommen, daß der „Erdgeist" die erlebteste Dichtung Wedekinds ist, während die Kindertragödie einer Erinnerung nachgedichtet wurde. Der erstere ist aus galliger Selbstironie herausgeschrieben, die letztere entstand, um die „anderen" anzuulken.

Diese beiden seelischen Verfassungen, aus denen sich schließlich der ganze Wedekind zusammensetzt, finden sich auch in den Gedichten, die er geschrieben hat, wieder. Freilich kommt künstlerisch nur der unpersönliche, objektivere Teil derselben in Betracht, da alles, was sich an subjektivem findet, bis auf einige wenige Ausnahmen belanglos und durchweg in Epigonenform gehalten ist. Um so wertvoller sind dafür die anderen. Mit Lyrik haben sie freilich eigentlich nichts zu thun. Sie sind durchaus als Couplets gedacht. Allerdings als sehr modernisierte Couplets, die mit dem entsetzlichen, trivialen Singsang, wie er, in Deutschland wenigstens, noch immer herrscht, überhaupt nicht zu vergleichen sind. Vor allem sind sie nicht gemacht, sondern gedichtet. Alle! ausnahmslos! Mögen sie die simpelsten Einfälle oder das verrückteste Zeug behandeln! Erotisch sind sie natürlich immer. Und da Wedekind in diesen Gedichten erklärlicherweise größeren Spielraum hat

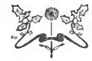
und er seine Launen nach Herzenslust austoben kann, ist der Cynismus denn auch noch bedeutend krasser, als in den Dramen. Er wird sogar an einer Stelle so „cynisch“, daß er — Hundeliebe besingt. Man höre:

„Es waren einmal zwei Hunde,
Wie war das Herz ihnen schwer;
Sie liefen wohl eine Stunde
Hintereinander her . . .“

Da! und so weiter . . . Aber man lese diese neuen Balladen. Und dann denke man sie sich vom Brettl herab gesungen!

Es giebt einen deutschen Künstler, an den man da oft erinnert wird: Thomas Theodor Heine, der ja auch im Simplicissimus manches Gedicht von Wedekind illustriert hat. Vielleicht kann man sagen, daß beide ihre Stoffe mit ähnlichen Mitteln und einer verwandten Technik herausarbeiten. Dann haben sie auch oftmals die gleichen Vorwürfe. Die gleiche Vorliebe für alles Lächerliche, Abstruse. Aber was Heine wieder von Wedekind trennt, das ist der tiefe, sittliche Hintergrund, den er, wie noch alle großen Satiriker, hat. Er zeichnet seine Bilder, in denen er die moderne Bourgeoismoral und die tausend Sünden und Schwächen der Gesellschaft geißelt, aus einem gewissen sozialen Gerechtigkeitsinstinkt und Wahrheitsfanatismus heraus. Der Haß gegen alles Verkrüppelte, Kleinliche läßt sie entstehen. Bei Wedekinds Kunst dagegen fällt dieses Moment vollständig fort. Er kennt überhaupt keine ethischen Ziele. Vor allem ist er frei von jeder Tendenz. Im Gegensatz zu Heine, der sich nur innerhalb des Kreises künstlerisch ausleben darf, den ihm sein demokratisches Gewissen gezogen! Infolgedessen ist denn auch Wedekind wohl der freiere, dichterischere von beiden. Heine mag der größere Künstler sein — gewiß! Aber er ist abhängig von dem Milieu seiner Zeit, während Wedekind wohl frei darüber verfügt. In dessen Dichtungen lebt ein gewisser anarchistischer Zug, der instinktiv, aber sicherlich unbewußt, ins Große will. Ich sagte zu Anfang, daß Wedekind zu denen gehöre, denen das Augenblickliche alles, das Ewige nichts ist. Das schließt aber nicht aus, daß er in seiner Kunst zuweilen Töne anschlägt, die, wenn sie auch Mißlaute sind, doch Ewigkeitsfärbung haben. Man findet dieses Phänomen ja auch in weit stärkerem Maße bei Künstlern wie Rops und Przybyszewski, die sich ja gewiß nicht mit einer Natur wie Wedekind decken, aber doch verwandter Art sind. Vor allem ist ihnen allen derselbe Ausgangspunkt gemeinsam: jene spezifisch moderne Kulturanschauung, von der ich sprach. Bis zu welchen komischen Dimensionen sich diese

dann zu erheben vermag, das bedingt hinterher den persönlichen Wesens- und den künstlerischen Wertunterschied, der die Monumentalität ihrer Erscheinungen bedingt. Vielleicht wird man die „Ewigkeitsfärbung" speziell bei Wedekind dereinst deutlicher erkennen, wenn jene beiden Strömungen, die, wie ich am Eingange sagte, durch Leben und Kunst unserer Zeit gehen, und von denen Wedekind die eine repräsentiert, sich vereinigt haben werden. Und sollten wir im Drama nach der Schlaf-Hauptmann-Technik, die ja doch nur Vorbereiterin sein kann, noch einmal die ersehnte, große Bühnendichtung bekommen, so wird man litterarhistorisch sicherlich auch auf Wedekind, als einen sehr wesentlichen Entwicklungsfaktor, zurückgreifen müssen; schon weil er in unseren Tagen der einzigste war, der mit seinen Stücken der konsequent naturalistischen Dramatik von einem neuen und absolut entgegengesetzten Standpunkte aus operierte. In seiner extravaganten Psychologie, in der wirren Anordnung seiner Szenen, in den absonderlichen Spracheffekten seiner Dialoge und auch in der Wahl seiner Stoffe liegt etwas, das an das altenglische Drama aus der Zeit vor Shakespeare erinnert. Wedekind selbst wird diese seine Vorzüge, die ganz gewiß von sympathischer Bedeutung sind, niemals zum großen, innerlich und äußerlich einheitlichen Kunstwerk zusammenschweißen können, weil er eine Persönlichkeit ist, die das Leben von sich weg und nicht zu sich hin erzog . . .



# Die Waldseelen.

Von Bruno Wille.
(Friedrichshagen bei Berlin.)

III.

## Der Wachholderzweig.

„Guten Abend, Herr Förster!"

„'n Abend! Ei Sie sind's, Herr Doktor? So spät?"

„Habe mich ein wenig verplaudert. Dieser Wachholderbaum wollte mir weiß machen, er habe eine Seele. Was meinen Sie dazu?"

Der Förster stutzte, starrte mich an und paffte aus seiner Pfeife. Sein Dachshündchen schnupperte an meinem Bein. Plötzlich ging dem Manne ein Licht auf — seine Augen kniffen sich klein, und unter dem dicken Barte zuckte ein Grinsen. „'ne Seele? Jä — da müssen Se schon beim Herrn Pastor fragen — dei versteiht dat bäter!"

„Wieso denn? Sie als Waldmensch verstehen sich doch auf das Pflanzenzeug!"

„Dat schon! Aber nich auf Seelen — die hernach zwei Flügel haben — un mit die Engels . . ." Er sah mich verlegen schmunzelnd an.

„Ach wo! Das ist eine Katechismusseele! Die meine ich nicht! Ich meine, ob so ein Wachholderbaum wohl was fühlt. Passen Sie mal auf . . ." Ich zog mein Messer und suchte mir einen hübschen Zweig.

„Fühlt nix!" meinte der Förster.

„So? Woher wissen Sie das?"

„Zuckt ja nich!"

„Zucken thut er freilich nicht. Aber — kennen Sie die Mimose? Die kann zucken. Wenn man die anrührt, falten sich die Blättchen zusammen — als ob eine Schnecke die Fühler einzieht."

„Habe von gehört. Aber 'ne Schnecke, die is doch anders. Die kriecht! Un erst so'n Hase, der macht, daß er fortkommt! Oder 'n Fisch, der geht gleich auf 'n Grund!"

„Sie meinen, weil der Wachholder nicht fortläuft, wenn man mit dem Messer drankommt? Aber muß denn alles, was 'ne Seele hat, gerade laufen können? Eine Lebensweise paßt eben nicht für alle Wesen! Denken Sie mal, wenn nun der Fisch sagen wollte: Die Menschen haben keine Seele; sie können ja nicht einmal unter Wasser bleiben!"

„Jä — wi möten doch Luft hebben!"

„Na, sehen Sie! Und der Wachholder muß die Wurzeln im Boden lassen; sonst würde er ja verwelken!"

Ich hatte den Wachholderzweig abgeschnitten, betrachtete ihn und fragte: „Hat's weh gethan?"

Der Zweig schüttelte sich, verstohlen kichernd. Ich blickte den Förster an — er merkte nichts.

„Na, Herr Förster, wollen Sie mich mitnehmen?" Und wir gingen.

„Warum lachtest du eigentlich?“ raunte ich dem Zweige zu.

„Über den Förster! Nun verlangt ihr Menschen wohl gar, wir sollen umherhumpeln wie Hasen? Sonst wollt ihr nicht an unsere Seele glauben. Das fehlte noch! Nein, wir lassen die Wurzeln hübsch im Boden — haben's ja nicht nötig, uns umherzutreiben. Der Hase freilich, wenn der wo die Kräuter abgefressen hat, muß er weiter. Wir Gewächse dürfen getrost stehen bleiben. Sonne, Luft und Regen strömen uns zu, und unsere Wurzeln erstrecken sich in die Tiefe und Breite, sodaß sie immer neue Nahrung finden. Hätten es Tiere und Menschen so schön, sie brauchten sich nicht umherzutreiben und hätten Wurzeln statt der Beine. Wollten wir aber wie der Förster denken, ihm könnten wir die Seele abstreiten, weil er keine Wurzeln schlägt, sondern haltlos hin und herschweift.“

„Schon gut, lieber Zweig! Der Förster ist für mich nicht maßgebend.“

Wieder zum Förster wandte ich mich: „Also, weil der Wachholder sich nicht fortbewegt, soll er keine Seele haben? Aber Sie wissen doch, auch Pflanzen bewegen sich von selber?“

„Da haben Se woll recht! Jä — wenn man so die Blüten sieht — wie sie sich nach der Sonne drehen — un manche schließen sich nachts wie Augen . . . Jä — bewegen thun sich die Pflanzen! Ich meine man bloß, laufen können se nich.“

„Nun will ich Ihnen aber mal was erzählen, Herr Förster! Denken Sie sich 'ne Bretterwand. Auf der einen Seite wächst ein Busch — es war eine ausländische Pflanze. Der Busch hat nicht genug Wasser. Auf der anderen Seite der Wand aber fließt ein Bach. Was thut nun der Busch? Nach fünf Jahren steht er auf der anderen Seite, am Wasser. Ist richtig unter der Bretterwand — durchgekrochen!“

„Durchgekrochen? Ach nee!“

„Was denn sonst? Seine Wurzeln haben sich unter der Bretterwand nach dem Wasser hin erstreckt und hier neue Schossen getrieben — die sich kräftig entwickelten — die alte Blätterkrone aber starb allmählich ab.“

„Ja, so! Kriechen is doch eigentlich was anderes!“

„Sind nicht die Wurzeln wie Schlangen gekrochen und haben die Blätterkrone mitgenommen?“

„Aber nich die alte Blätterkrone — 'ne neue haben sie getrieben! Die Schlange aber nimmt ihren ganzen alten Körper mit.“

„Na gut! Es giebt aber auch Pflanzen, die genau wie Schlangen sich dahinschlängeln. Die Sporen vieler Algen sind es — die bewegen sich lebhaft und anscheinend mit Willkür — wie Tiere!“

„Sind vielleicht auch Tiere!“

„Jedenfalls werden Pflanzen draus. Sie haben aber recht, hier verwischt sich der Unterschied zwischen Pflanze und Tier.“

Nachdenklich schritt der Förster neben mir her. Nach einer Weile lachte er kurz auf und schmunzelte.

„Na, Herr Förster, was giebt's denn?“

„Mir kommen so dolle Gedanken! Wenn nu die Pflanze 'ne Seele hat — un meine Leute schlagen Holz — un so 'ne Seelenkiefer zuckt auf einmal — un zieht die Wurzeln raus un rennt weg, haha — un meine Leute hinterher — un da dreht das Seelenbiest sich rum un — haut mit die Zweige um, un brüllt — haha!“

Ich lachte mit. Der Wachholderzweig aber meinte: „Bah! Nun sollen wir gar noch brüllen! Na ja — grob muß man diesen Menschen kommen. Wenn wir bloß säuseln, glauben sie nicht an unsere Seele. Seelenbrüller muß man sein!“

„Sehen Sie, Herr Doktor,“ fuhr der Förster fort, „wenn ich so was mal erlebte — da hätten Sie recht — mit Ihrer Seele!“

„Ich? Meinen Sie etwa, ich wollte behaupten, die Pflanzen hätten eine Seele? Nein, ich wollte bloß sagen, wer die Eigenbewegung für ein Zeichen von Seele hält — ich selber denke nicht so — der muß den Pflanzen Seele zuschreiben.“

„Jä! Wenn nu aber die Kiefern — wie gesagt — wenn sie hauten — und brüllten?“

„Das wäre allerdings bedenklich!“

„Ei, ei, Merlin!“ warf der Wachholderzweig spöttisch ein. „Solche Pflanzen also hieltest du für eine Art Tier und schriebest ihnen fühlende Seele zu? Und fragst nicht erst, ob sie Nerven haben? Denke doch an die Nerven und das Hirn! Nur wer so was hat, kann ja wohl bewußt sein? Und doch willst du jetzt nervenlose Bäume für beseelt halten — bloß weil sie mit Geschrei sich zur Wehr setzen?“

„Wenn man sich die Sache überlegt,“ fuhr ich fort, „so bedeutet freilich das Schreien nicht viel. Was wäre schließlich an einer schreienden Kiefer Besonderes? Schreien ist einfach eine Bewegung. Schreien würde die Kiefer, hätte sie eine Lunge, die sich stoßweise bewegt. Nun haben die Kiefern zwar eine Art Lunge — sie atmen — aber nicht stoßweise pumpen sie die Luft aus.“

„Das haben sie eben nicht nötig!“ bemerkte der Wachholderzweig. „Wozu sollte die Pflanzenlunge eine Stimme ausbilden? Ja, beim Reh — da thut Stimme not. Es muß locken, warnen, Hülfe rufen. Doch ich und meine Geschwister — wir wurzeln fest im Boden — wozu sollten wir schreien? Bei uns würde kein Schreien helfen!“

„Un doch, Herr Doktor! Schreiende Pflanzen müßten 'ne Seele haben! Ich will ja nich sagen, was nich schreien kann, hat keine Seele — nee! Aber wenn die Kiefern, wenn sie schreien könnten — un obendrein noch prügelten — da müßten se doch was fühlen!“

Mit verhaltenem Spotte nickte der Wachholderzweig! „Ja, ja! So seid ihr Menschen! Recht menschenähnlich muß man sein — sonst hat man keine Seele! Warum soll nun gerade Schreien und Schlagen eine fühlende Seele anzeigen? Schreien und Schlagen sind Bewegungen. Genügen denn nicht die Bewegungen der Wurzeln, Ranken und Blüten? Bewegung ist doch Bewegung!“

„Schreien und Schlagen“, warf ich ein, „wären aber zweckmäßige Bewegungen, die auf ein geistiges Leben schließen lassen.“

„Und die Bewegungen der Wurzeln, Ranken und Blüten, sind die etwa nicht zweckmäßig?“ versetzte der Zweig.

Da hatte er nun wieder recht! Überhaupt, dieser Zweig — so schlicht er sich auch gab — ein richtiger Philosoph!

„Rrrr — wuff!“ machte der Dachshund und hastete mit eingeklemmtem Schwanze im Bogen an einer Gestalt vorbei, die im Dunkel am Fließe kauerte. Eine struppige Hexe — die hageren Arme schwangen einen Besen. Eine alte Weide war's! Sie schnitt dem scheuen Tiere Grimassen und hetzte heimlich: „Kß — kß!“

„Ruhig, Waldmann!“ sagte der Förster. Dann wandte er sich zu mir: „Der dämliche Hund denkt jetzt, die Weide hat 'ne Seele! Un sie hat doch keine!“

„Und warum denkt der Hund so?“

„Na — weil sie im Dunkeln so hockt wie 'n Mensch!“

„Hat denn aber der Hund nicht einen richtigen Grundgedanken dabei? Schließen wir nicht alle von der äußeren Gestalt auf das Innere? Der Hund macht es auch so — bloß, daß seine Einbildungskraft schon durch eine plumpe Ähnlichkeit gepackt wird und nun gleich menschliches Wesen in das Ding hineinbildet.“

„Wenn Sie es nu aber auch so machen, wie der Hund? Un sich bloß einbilden, die Pflanzen hätten 'ne Seele?“

„Gut, Herr Förster! Und wenn auch Sie sich bloß einbildeten,

ich — diese Gestalt hier — hätte 'ne Seele? Woher wissen Sie denn, daß ich eine habe? Was Sie von mir wissen, ist ja nur das Äußere! Von meinem Innern können Sie nur Einbildungen haben!"

„Nu brat mir eener 'n Storch!" brummte der Förster.

„Ich will nicht sagen, Sie bilden sich was Falsches ein; es giebt ja auch richtige, wahre Einbildungen. Aber jedenfalls machen Sie es geradeso wie der Hund. Vom Äußeren schließen Sie auf das Innere — in mich bilden Sie eine Seele hinein, nach Art Ihrer eigenen Seele — einfach, weil ich so aussehe und mich so benehme, wie Sie! In den Hund bilden Sie zwar nicht dieselbe Seele hinein, doch eine ähnliche. Fisch und Krebs lassen Sie auch noch als beseelt gelten — obschon Sie deren Innenleben weit weniger verstehen. Diese Tiere schreien eben nicht, wenn man ihnen wehthut. So machen wir uns nicht viel daraus, lebendige Krebse in siedendes Wasser zu werfen. Noch weniger kann man sich in eine Auster versetzen — die zappelt nicht mal . . ."

Der Förster nickte lachend: „Un da thut man Citrone drauf un schlürft sie mit Wein runter!"

„Na, sehen Sie! Und in die Pflanzen versetzen wir uns wohl nur deswegen so schwer, weil ihr Inneres in seltsamer Art sich äußert — weil ihre Seele eine fremde Sprache spricht."

„Recht so, Merlin!" frohlockte der Zweig. „Nun bist du nicht mehr wie die Bauern, die im braunen Reiter mit den Schlitzaugen und der fremden Sprache nicht den Menschen erkennen wollten!"

„Ja, mein lieber Wachholderzweig," versetzte ich etwas gereizt, „das ist alles ganz schön, was du mir da orakelst — und du bist ein Pfiffikus, das habe ich längst gemerkt. Nur eins verstehe ich nicht. Mag in deinem grünen, stachligen Leibe eine Seele wohnen — gut! Dann ähnelt sie etwa einer beschränkten Tierseele! Aber philosophieren, das kann sie nicht! Das machst du mir nicht weiß!"

Der Wachholderzweig schwieg beleidigt.

„Nun zeige deine Dialektik, grüner Philosoph!"

Er aber blieb stumm.

„Heda!" rief ich und schüttelte den Zweig. „Antworte! Siehst du wohl, du kannst nicht! Prahlhans, der du bist! Flunkerei . . ."

Die Hand des Försters legte sich auf meine Schulter. „Was is denn los?"

Ich blickte ihn verdutzt an.

„Donnerwetter! Jetzt sehen Se woll Gespenster — wie eben mein Waldmann?“

„Wahrhaftig! Mir war, ich hörte den Wachholderzweig deutlich reden!“

„Da sind Se woll so'n Spökenkieker?“ lachte der Förster. „Na, denn man gute Nacht, Herr Dokter! Ich muß nu hier links. Geh'n Sie man immer geradeaus!“

„Gute Nacht, Herr Förster!“

## IV.

## Der Schädel.

Ich erwachte — es war, als habe jemand zu mir gesprochen.

Doch einsam war's, wie sonst, um mich. Vor dem Fenster knarrten Baumäste im Nachtwinde.

Ein Strahl des Mondes stahl sich durch den Vorhang. Wie ein Glühwürmchen glimmerte er auf dem glatten Schädel, der auf dem Schreibtische lag. Der Schädel diente zum Beschweren loser Papiere — seit seine phrenologische Bemalung mir wertlos geworden war.

Daneben blinkte mein Mikroskop.

Auch über den Wachholderzweig, der in einer Vase stand, verbreitete sich der bläuliche Dunst.

Da lodert er nun wie eine Schwefelflamme, der Sprößling des Waldpropheten! Und auch seinen Vater, die dunkelgrüne Säule draußen im einsamen Forste, umfließt jetzt das Silberlicht . . .

Doch nein! Wenn kein Auge den Wachholderbaum sieht, hat er ja keine Farbe, keine Form. — Was bleibt da von ihm übrig?

Noch jüngst wußte ich nichts zu nennen. Nun hat sich doch schon belebt die Öde des Dinges an sich. Nun ahne ich — ja, so wird es sein — für sich ist der Wachholderbaum eine Seele — die empfindet, fühlt, begehrt. Und so besteht der ganze Wald aus Bewußtseinsfackeln — wenn sie auch nur schwelen . . .

„Ich schwele nicht!“ sprach auf einmal der Wachholderzweig in der Vase; „bin eine lodernde Seelenfackel!“

„Geht das Pflanzengerede wieder los? Na — meinetwegen! Sehen wir zu, was dabei herauskommt! — Also, Seelenfackel! Daß du eine bist, bestreite ich ja nicht. Daß du aber philosophieren kannst, ist eine ungereimte Prahlerei. Wärest du je dazu fähig gewesen, so müßte dir jetzt die Lust vergehen. Bist ja ein abgerissenes Glied.

Von deiner Nahrungsquelle, der Wurzel, getrennt, mußt du verhungern, verdorren. Und so kann in deiner Zellenseele allenfalls die dumpfe Empfindung des Absterbens leben — sonst nichts."

„Was zu dir spricht," versetzte der Zweig feierlich, „ist mehr denn ein verwelkendes Glied. Und mein Vater, wie er im Walde sich dir offenbarte, ist mehr denn Zellenseele. Wir sind ein Gedanke Pans!"

Ich mußte lächeln. „Ein Gedanke Pans? Mir scheint vielmehr, wie du da redest, bist du ein Gedanke von mir — ein bloßes Eingebilde — ebenso wie das Gespräch mit deinem Vater nur in meiner Einbildung sich abspielte."

„Hem, hem!" räusperte sich auf einmal der Schädel. „Ganz meine Ansicht, lieber Doktor! Wir Psychologen lassen uns kein X für ein U machen. Und ich an Ihrer Stelle würde diesen grünen Prahlhänsen . . ."

„Aber," unterbrach ich die vorlaute Einmischung, „da hört doch alles auf! Nun soll ich gar einem alten Knochen Rede stehen! Was weiß denn dieser Schädel überhaupt von meinem Gespräch im Walde? Er war doch nicht dabei!"

„Erlauben Sie, lieber Doktor! Die Akten! Die Papiere, die ich hier halte! Sie selbst haben den Vorfall ja protokolliert! Und ich habe die Akten studiert — gewissenhaft — mit Scharfsinn . . ."

„Du warst also indiskret!"

„Ah — bewahre! Ich bitte Sie, mein Lieber! Sie haben ja eigenhändig die Akten mir anvertraut! Auch wollte ein langjähriger Freund und Fachkollege wie ich . . ."

„Fachkollege? Na weißt du — deine Phrenologie . . ."

„Phrenologie," unterbrach mich gereizt der Schädel, „kommt hier gar nicht in Betracht! Die würde ich überhaupt nicht zum Besten geben einem Manne gegenüber, der einmal geäußert hat . . . Doch lassen wir das! Ich rede hier lediglich als Psychologe — und verdiene nichts weniger als Ihren Tadel — da ich den psychologischen Schlüssel Ihres phantastischen Abenteuers im Walde — gefunden habe!"

„Ei, ei! Und das wäre? Nur her mit dem Schlüssel!"

Mit wichtig thuender Miene überlegte der Schädel — wobei er an meiner Spannung sich zu weiden schien. „Herr Doktor," begann er, „ich weiß, das Gespräch mit dem Wachholderbaume hat einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht. Wenn Sie es auch mit Recht für bloße Einbildung erklären — semper aliquid haeret! Ist es nicht so?"

„Ich leugne es nicht," erwiderte ich. „Wie eine Offenbarung hat mich der Gedanke berührt, die Pflanzen seien beseelt. Und je mehr ich seitdem darüber nachsann, desto reicher drängten sich Bestätigungen herbei."

„Recht so, Merlin!" nickte der Wachholderzweig.

„Ich dachte es mir," meinte der Schädel mit der Überlegenheit eines Arztes. „Und nun beantworten Sie mir gewissenhaft eine weitere Frage: Hat das Problem der Pflanzenseele Ihr Nachdenken schon vor der Unterredung mit dem Wachholderbaum beschäftigt?"

„Interessiert hat mich die Frage längst!"

„Interessiert! Das genügt! Wer sich für ein Problem interessiert, denkt immer darüber nach — wenn auch unbewußt. Es ist Ihnen ja bekannt, Herr Doktor, welche Rolle die moderne Psychologie den unbewußten Geistesvorgängen einräumt. Einem Theater läßt sich der Geist vergleichen. Seine Vorgänge spielen sich nicht sämtlich vor dem Zuschauer, im Lichte des Bewußtseins ab; ein Teil bleibt hinter den Kulissen. Zu diesen versteckten Schauspielern gehören werdende Ideen, Gedanken, die in der Bildung begriffen sind. — Nun hat die Frage, ob die Pflanzen beseelt, Ihr unbewußtes Nachdenken längst beschäftigt, wie Sie ja zugeben. Und jetzt kommt meine These: Die Ergebnisse Ihrer heimlichen Gedankenarbeit traten plötzlich — beim Anschauen des Wachholderbaumes ausgelöst — hinter den Kulissen hervor in das Licht des Bewußtseins — und vollführten auf der Bühne ihr Drama. Ein Märchendrama wurde es — Ihrer dichterischen Stimmung angemessen, lieber Doktor! Daß Sie Dichter sind, werden Sie ja nicht leugnen ... Na also! Da haben Sie den Schlüssel zum Verständnis Ihrer — sagen wir Pflanzen-Spukgeschichte! Und nun sehen Sie wohl, auch ein alter Knochen — wie Sie sich auszudrücken beliebten — versteht Psychologie!"

„Alle Achtung, mein werter Schädel! Das ist allerdings eine wackere Erklärung! Ein subjektiver Gedankengang hat sich traumhaft objektiviert — in der That, das leuchtet ein!" —

„Und nun weiter, lieber Doktor!" fuhr der Schädel eifrig fort, „bemerken Sie, wie folgerichtig aus dieser Deutung sich der jähe Abbruch Ihres Gesprächs im Walde ergiebt? Ihre unbewußte Überlegung stieß auf den Einwand: Wenn die Pflanzen eine Seele haben, so ist diese doch nur sehr dürftig entwickelt! In diesem Momente gestanden Sie sich: Einem Wachholder darf man keine tiefsinnigen Reden zutrauen! Und da hatte der Traum sich selbst widerlegt und — mußte vergehen."

„Ich verstehe! Mein Traum beging gleichsam Selbstmord — ich

erwachte zum strengbegrifflichen Denken — der Prophetenschein des Wachholderbaums zerrann. — Wenn ich mein Erwachen aus der Märchenwelt doch ein wenig bedaure, so trägt mein Dichterherz die Schuld — das zarte Seelchen! Doch es wird einigermaßen versöhnt sein, nun ich zugebe, daß immerhin ein Bewußtsein in den Pflanzen wohnt — wenn es auch gering entwickelt ist und wenig verständliche Formen hat."

„Ach was — Bewußtsein!" meinte der Schädel wegwerfend. — „Nehmen Sie mir's nicht übel — nicht übel — ja hum . . ." Ich hörte ein Brummeln — unverständlich. Es ging in Raspeln über — als ob jemand mit einer Säge . . . rach — rach — rach — rach . . .

Hup! Ich fuhr empor . . . Bleich dämmerte der Morgen zum Fenster herein. Noch halb verschlafen zwitscherte die Haubenlerche. Im Zimmer war alles stumm. Nur meine Taschenuhr tickte.

Geträumt hatte ich — und zuletzt geschnarcht!



# Zum Fall Diefenbach.

## Offener Brief an Michael Georg Conrad.

Geehrter Herr!

Wieder spukt durch die „Kloake" der gesamten Presse Deutschlands die verzerrte Gestalt des sagenhaften Heilandtums: „Diefenbach in Konkurs", „Diefenbach delogiert", „Diefenbach unter Kuratel" widerhallt es allerorten, und die tausend schlummernden Vorurteile gegen den „Schwindler" und „Narren" wuchern zu blühendem Hohn und Verachtung empor. „Wie Kenner der Verhältnisse längst voraussahen", fand das Heldentum des todesmutigen Vorkämpfers gegen Elend und Verbrechen unserer entarteten Zeit einen „verdienten" Lohn, und die „Humanität" des XIX. Jahrhunderts kann sich ruhig auf das stolze Bewußtsein betten, daß sie die traditionelle Macht der vorzeitlichen Geschlechter, die mit Sokrates und Christus stets den Sieg über die anmaßende Erscheinung des reinmenschlichen Erlösertums davongetragen, echt und ebenbürtig bewahrt habe. —

„Effenbach*) ist ein Verschollener. Er hat sich vor ein paar Jahren müde, abgehetzt und krank vom hauptstädtischen Schauplatz in einen Steinbruch zurückgezogen, wie ein totwundes Wild, das im Wald einen Unterschlupf zum Verenden sucht. Vielleicht haben Sie meine Andeutung überhört. Wie's heute um den Maler Effenbach steht, weiß ich selber nicht. Welch ein unzeitgemäßer Mensch! Stellen Sie sich vor: er lebt im Lande des berühmten Bieres — und begnügt sich mit der schmalen Pflanzenkost des strengsten Vegetarianers; er lebt in der Künstlermetropole, wo die vertraktesten Modebilder in den Straßen herumlaufen und die Künstler in ihrer Tracht sich der sterilsten und geschmacklosesten Schneiderphantasie unterwerfen, um vor dem herrschenden Philister- und Geckentum nicht aufzufallen — und kleidet sich in ein schlichtes, wollenes Kuttengewand wie ein Mönch; alle Welt verbummelt die heiligen Sonntage so sündhaft und vergnügt wie möglich — und er sammelt seine Gedanken bei den Verachteten und Verlassenen und hält Vorträge über die Quellen des menschlichen Elends; alle Welt liegt auf den Knien vor dem goldenen Kalb und kankaniert den Narrentanz nach Lust, Reichtum und Ehre — er steht hochaufgerichtet da in seiner Armut und apostolischen Reinheit, beschäftigt sich mit dem Leib der anderen und erstrebt nichts, als daß man ihn unbehelligt seinen uneigennützigen Beruf als Menschheitsfreund erfüllen lasse. Heilandhaftigkeit eines Neu-Nazareners im Lande der alleinseligmachenden Maßkrüge! Wo sogar die himmelragenden Türme der Metropolitankirche zu „Unserer lieben Frau" die Form von Riesen-Maßkrügen haben. Erlösung dem Erlöser! Die anderen besorgen sich ihre Erlösung auf ihre Weise. Durch die Jahrhunderte spottet's vom Jordan zur Isar herüber: Wenn Du ein Gott bist, so hilf Dir selbst und steig herab vom Kreuze! Und Effenbach schleppt seinen Kreuzbalken .... Dabei arbeitet er im stillen rastlos an der Vervollkommnung seiner Kunst, denn er ist ein genial veranlagter Maler, und verschmäht es, sich mit seinen Studien der Öffentlichkeit aufzudrängen. Seine Kunstgenossen sehen ihn über die Achsel an. Welch ein unzeitgemäßer Mensch, nicht wahr? Nein, mehr als das: ein Phantast, ein Narr, ein Unfugtreiber, ein polizeiwidriges Subjekt! Ja, ja. Wiederholt ist er seiner Kleidung und seiner Lebensweise wegen vor Gericht zitiert und des öffentlichen Unfugs angeklagt worden. Natürlich! Wo er sich blicken ließ, in unserer gebenedeiten Biermetropole und Kunststadt, lief ihm der Pöbel nach, und die Ansammlung der Maulaffen hätte Verkehrsstörungen und Unglücksfälle verursachen können. Welch' ein Malheur, wenn einige Trodbeln unter die Räder gekommen wären! Aber die Trodbeln müssen geschützt werden, selbstverständlich. Die vereinsmäßigen, laxen Vegetarianer hassen ihn wegen seiner Strenge und unbeugsamen Konsequenz; die parteimäßigen, ihren Mantel nach dem Wind hängenden Politiker und Volksbeglücker verlachen und verachten ihn wegen seiner reinen Unabhängigkeit und Selbsttreue; die große Herde der Gaffer und zeitgemäß gebildeten Philister verspotten ihn als einen Dummkopf aus Prinzip; die fanatischen Frömmler verfolgen ihn .... Man kann sich das brutale Verhalten der Allgemeinheit solchen Ausnahmemenschen gegenüber sehr gut erklären. Schopenhauer hat stets darauf aufmerksam gemacht, daß die sogenannte gute Gesellschaft Vorzüge aller Art gelten läßt, nur nicht die geistigen und reinmenschlichen. Und das geht hinauf und hinab durch alle Schichten der konventionellen Bildungswelt." —

*) Lies: Diefenbach.

„Was die Isar rauscht“ liegt um ein Jahrzehnt hinter uns, die Kämpfe in Höllriegelsgereuth haben längst ausgetobt; der Einsiedler hat die Verschollenheit der Münchener Einöde mit dem rauschenden Getriebe der Kaiserstadt an der Donau vertauscht, — und Diefenbach ist sich selbst treu geblieben. —

Groß und heilig erfaßte er seine Berufung nach Wien, die Ausstellung seiner Gemälde in dem als ältestes Kunstinstitut der Monarchie gerühmten „Österreichischen Kunstverein“ eröffnete dem unterdrückten Genius ein weites Feld für sein hohes Streben: der von seinem Geiste geschauten Menschheits-Erlösung aus dem tausendgestaltigen Elend unserer dekadenten Zeit durch die schuldlose Macht des Schönen im Herzen der Mitwelt Bahn zu brechen. „Ein Bürger derer, die da kommen werden,“ trat er als lebendiges Beispiel der geistigen Erlösung aus sich selbst unter die geschminkten Masken des lasterhaft-verbrecherischen Phäakentums, das den „barhäuptigen Kulturträger“ mit humoristischer „Gemütlichkeit“ glossierte. Sein Buch „Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege“ deckt die Pest dieses Fastnacht-Sumpfes an den Dokumenten seiner Erfahrungen in erschrecklicher Wahrheit auf. K. K. Regierungsrat M. Terke, Direktor des „Österreichischen Kunstvereins“, hatte in dem „wunderlichen Heiligen“ ein zugkräftiges Ausbeutungsobjekt für die unter seiner Leitung bankerott gewordenen Vereins-Interessen erwartet und gefunden; nach einem Jahre übermenschlichen Arbeitens zur Vollendung seiner Gemälde und schmachvoller Entwürdigung seiner Person, nachdem die Ausstellung seiner Werke neun Monate lang ganz Wien an sich gefesselt hatte, verließ Diefenbach in tiefster Not den mit so großen Erwartungen betretenen Kunstverein: um den gesamten Gelderfolg der Ausstellung betrogen und seiner wertvollsten Gemälde beraubt, sah sich der erschöpfte Märtyrer gezwungen, sich und seine Kinder der Polizei als mittel- und obdachlos anzumelden. Sein Hilferuf verhallte im Lärm des Großstadttrubels. Kein „Recht“ der Gerichte schützte den Betrogenen; die „öffentliche Meinung“ des von der Presse beherrschten, urteilsunfähigen Publikums wandte sich gleichgültig oder spöttisch von dem Unglücksbilde des Mannes ab, der ihr in heiliger Menschenliebe sein Bestes geboten, oder wies gereizt den „Überlästigen“ zurück, der — unter den Folgen des an ihm verübten Verbrechens gemartert zusammenbrechend — nicht schweigen wollte mit seinen kritischen Anklagen und Sühne-Forderungen an das Gerechtigkeitsgefühl seiner Zeit und das amüsante Konzert der öffentlichen Ereignisse immer und immer wieder durch den Mißton seines

alten Klageliedes störte. Wozu auch Gerechtigkeit, wozu auch Sühne! Den Künstler hatte man genossen, und nun trat aus der Armut seiner Schönheitswelt der Mensch in der Häßlichkeit seiner schuldlosen Leiden, ein Spiegel von ernsten Verpflichtungen der Menschlichkeit, hervor. Die Schönheit konnte eben noch als „Maske" im taumelnden Fastnachttanze geduldet werden, doch sich als nackte Wahrheit zu demaskieren, wo doch nur der Lügenschein der „Gemütlichkeit" über das eigentliche faule Elend der Gesellschaft zu einigem stumpfsinnigen Wohlbehagen hinwegzutäuschen vermag, — pfui, wie rücksichtslos, wie unsittlich, wie gemein! „Ich lieg' und besitz'; laßt mich schlafen," gähnt Fafner, und damit wandte das gastfreie, kunstsinnige, „goldene Urwienerherz" seine letzten Sympathieen von dem blutenden Heilandsbilde des landfremden Künstlers ab. —

Aus der in tausend Vorurteilen und Kämpfen gegen ihn gerichteten Atmosphäre brutaler Unvernunft rettete sich Diefenbach 1895 durch die „Flucht nach Ägypten". Neutestamentarische Tradition im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität! Nicht absichtlich und vorberechnet, sondern als Entwickelung aus einer „Erholungsreise" in die Alpen, in deren Freiheitsatmen sein Ekel vor den Sumpfgiften der Großstadt und dem Entschlusse einer gänzlichen Abkehr vom „zivilisierten" Europa reifte. Die Gemälde, die der „schamlose Faullenzer" zur „Erholung" in der sonnigen Einsamkeit einer Tiroler-Alm geschaffen, erweckten die bewundernde Teilnahme der kunstsinnigen Herzogin von Ferrari, deren Schutz und Hilfe ihn durch Italien nach Kairo geleitete; dort, im gleichmäßigen Klima des Sonnenlandes, hoffte er aus seinem qualvollen Leidenszustande endlich „Erholung" zu finden. — Und Diefenbach — — arbeitete rastlos! Die dort geschaffenen Gemälde, im „Cercle artistique du Caire" ausgestellt, erwarben ihm neben den Mitteln eines Lebensbedarfes die Teilnahme und Würdigung aller kunstsinnigen Kreise; muselmännische Beys huldigten ihm, und österreichische Erzherzoge erkannten in der Fremde durch schmeichelhaften Besuch seiner Werkstätte den Künstler an, dem die Zurückhaltung und Teilnahmlosigkeit der höchsten Kreise Wiens Schutz und Recht verweigert hatten. Diefenbachs großartige architektonische Pläne zur Errichtung eines internationalen Kinderasyles, in welchem nach den „Schrullen" und „gemeingefährlichen Narrheiten" seiner Lebensideale ein neues Menschengeschlecht erzogen werden sollte, erregten die enthusiastische Bewunderung der Ingenieure und die wirksame Teilnahme des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, welches dem Regenerator seitens der Regierung

die kostenlose Überlassung des in den Bergen der Lybischen Wüste gelegenen Baugrundes zur Errichtung dieses Wunderwerkes zusicherte. —

„So steigst du denn, Erfüllung, hehrste Tochter
Des großen Vaters, endlich zu mir nieder?" —

Mitten in diesem gewaltigen Schaffen traf Diefenbach die Nachricht von der unbedingten Erforderniß seiner persönlichen Anwesenheit zur Ordnung seiner Wiener Verhältnisse; schweren Herzens und unter großen ideellen wie materiellen Verlusten riß er sich von Ägypten los und kehrte im Sommer 1897 nach Wien zurück.

Sein Wirken in der Fremde war hier unbekannt geblieben; nur durch Spottberichte über die „Narrheit" des „Bettlers", der sich mit Plänen zu Pharaonen-Bauten trage, war sein Andenken vorübergehend aufgefrischt worden. So empfing ihn die Wiener Gesellschaft mit eisiger Kälte, und ungeheure Hindernisse lagen vor ihm, der allein, von der übermenschlichen Thätigkeit seiner „Erholungsreise" bis ins Innerste erschöpft, einer Welt von Vorurteilen gegenüberstand.

Sie erinnern sich, hochgeehrter Herr, jener Zeit, in welcher ich Ihnen den Aufruf zur „Ehren-Vereinigung zur Rettung Karl Wilhelm Diefenbachs" übersandte. Gleich Ihnen trat eine auserlesene Schar von sechzig Männern und Frauen der geachtetsten Künstler- und Gesellschaftskreise in diesen Bund, um in Würdigung des menschheitlichen und künstlerischen Strebens Diefenbachs seinen Werken durch das starrende Eis der allgemeinen Vorurteile Bahn zu brechen und dadurch ein zwanzigjähriges Schicksal — eine Schande unserer Zeit — zu wenden. — Die öffentliche Verpflichtung, welche Wien als Schauplatz der bis heute ungesühnten letzten Leiden des Märtyrers seiner Ehre und seiner Not schuldete, bestimmte die „Ehren-Vereinigung", die durch ganz Deutschland geplanten Turnusausstellungen seiner Gemälde in dieser Stadt zu eröffnen. So erging an den österreichischen Hof, an den städtischen Gemeinderat und an das Volk die Forderung, das hohe Unternehmen zur Sühne eines Unrechts zu fördern, durch welches die Zeit — voran Wien — in Wahn und Niedrigkeit sich an dem Leben und Wirken Diefenbachs, an der Würde edler Menschlichkeit, zu bleibender Schmach des Geistes der Freiheit und Humanität versündige. Überall die schmeichelhafte Anerkennung der Idealität unseres Rettungswerkes, überall die Zusicherung aller Sympathie und Unterstützung unserer Forderung, — und überall das ränkevolle Neidspiel der In-

trigue, durch welche Künstlerschaft, Pfaffen und „Gelehrten“=tum unsere Schritte durchkreuzten und die Realisierung aller unserem Zweck gemachten Versprechungen hintertrieben; so gelang es der „Ehren=Vereinigung“ erst nach Überwindung unmöglicher Hindernisse und einer äußersten übermenschlichen Aufraffung des Meisters selbst, auf eigene Faust die „Diefenbach=Ausstellung“ am 20. März 1898 dem Publikum zu übergeben.

In ihr krystallisiert sich der Gedanke unserer menschlichen Bestrebung zu großartiger Fülle und Klarheit, zu einem künstlerischen Gesamtbilde der Ideen und Leiden Diefenbachs als Weckruf an das Gerechtigkeitsgefühl der Zeit. In dem 70 Meter langen, herrlichen Silhouettenfriese „Per aspera ad astra“, der in oft gerühmter Meisterschaft den innersten Kern seines Wollens, das paradiesische Unschuldsleben einer von allem Elend erlösten Menschheit, in hunderten von jauchzenden Kinder= und Tiergestalten verkörpert, ragte ein Markstein heiliger deutscher Kunst zum Ruhme seines Schöpfers und zur Dokumentierung seiner hohen künstlerischen und kulturellen Bedeutung hervor. Wie ein Sonnenstrahl des Heiles fällt dieses Werk in die öde Nacht der Fäulnis unserer Zeitverhältnisse, wie ein seliges Verheißungswort allen denen, die in Sehnsucht nach Veredelung der Menschheit mit dem freud= und friedlosen Dasein der Gegenwart ringen. — An dieses Werk fügte sich die Allegorie des Schicksales Diefenbachs, mit zartfühlender Rücksicht auf das Gefühl des Wiener Publikums in Bildern aus „Höllriegelsgereuth“ dargestellt, die den tosenden Sturm jener Kampfestage in grandioser Wucht zum Ausdruck bringen. Und zwischen diesen Wandgemälden erhob sich — anknüpfend an die Dichtung zu „Per aspera ad astra“ — ein Grabmal, wie der Künstler es dort als tragisches Ende seines gewaltigen Lebens erschaute, als Symbol für den Zustand des Lebendig=Begrabenseins, in dem der Schöpfer solcher Werke schmachtet und hilflos der thatsächlichen brutalen Vernichtung entgegentreibt. So sprach sich in dem Gesamtbilde der Ausstellung bis in ihre Details, in den Reliefs von Goethe, Schiller, Beethoven und Wagner als den neuzeitlichen Erweckern und Begründern der Erlösungsmacht des Schönen, in den markigen Widmungen der von der „Ehren=Vereinigung“ auf den Sockel des Frieses und des Grabmales niedergelegten Lorbeerkränze, ein großer Gedanke aus: ein Weckruf an die Zeit, dem Genius der erlösenden Kunst ihr starres Herz zu öffnen, damit die schmachvolle Unterdrückung seines Wirkens, die wie Flammenschein des Auto da Fé aus nächtiger Vorzeit ins XIX. Jahr=

hundert herüberleuchtet, zum Heil der Menschheit und des blutenden Märtyrertums ein segensreiches Ende finde! —

Wien mußte diesen Ruf verstehen; wo Diefenbach sich zeigte, erwachten die Erinnerungen an den „armen Maler“, an seine Kämpfe gegen den „Österreichischen Kunst-Verein“, an die Leidenszeit im „Kaisergarten“ und in Hütteldorf bei Wien und ging als Stadtgespräch durch alle Bier- und Vergnügungshäuser der Stadt. Fast schien es, als ob ein Schlag des „goldenen Wienerherzens“ sich für das Leidensbild des Künstlers erwärme, der unter den fürchterlichen Überlasten seines Schicksals auf offener Straße zusammenbrach.

Doch Schmähsucht und Gehässigkeit brachten unser Unternehmen zu seiner Rettung aus solcher Not zu Falle: ein „Offener Brief“ an den Kunstreferenten des „Neuen Wiener Tageblatts“, in welchem Diefenbach sein Urteil über den idealen Beruf der Journalistik ausgesprochen, hatte die Entrüstung der Wiener Preßmeute gegen ihn erregt. Erst durch schändliches Totschweigen der Ausstellung, dann durch eine vor keiner Lüge und Verleumdung zurückschreckenden Zeitungshetze gegen das „gemeingefährliche“, „unsittliche“ Treiben der „Schnorrer“- und „Narren“-Gesellschaft am „Himmelhof“, welche die Mildherzigkeit der Wiener zu „schrullenhaftem“ „Gaukelspiel“ für ihr „schamloses“ „Nichtsthun und Dochleben“ mißbrauche, täuschte sie die „öffentliche Meinung“ über Diefenbach und die „Ehren-Vereinigung“ und schürte die Funken der alten Vorurteile zur lodernden Flamme der Wut und Verachtung. Auf offener Straße spie man vor ihm aus und „Schwindler“, „Narr“, „Kohlrabi-Apostel“ schrie es hinter ihm drein; Arbeitermassen drangen revoltierend in sein Haus und forderten die „Freilassung“ eines „Genossen“, den der „dämonische Verführer“ in „sein Netz gelockt“ hatte; die Geschäftsleute stellten ihre Lieferungen an Arbeits- und Lebensmitteln ein und forderten vom Gerichte Exekution wider ihn; alle Teilnahme an seinem Marterleiden war in Spott und Hohn verwandelt.

Ecce homo! —

Unter solchen Umständen war die Haltung der Ausstellung eine Unmöglichkeit geworden. Um ihre Herstellungskosten zu decken, erbat Diefenbach vom Landgerichte den Konkurs über sein Vermögen und lieferte mit der Preisgabe seiner größtenteils neugeschaffenen Gemälde seine letzten Existenzmittel aus: die gerichtliche Schätzung dieser Gemälde, welche allein 28 000 fl. (40 000 Mk.) gegenüber den 10 000 fl. Passiven ergab, genüge dem Denkenden zur Beurteilung aller Vorwürfe

der „Unehrenhaftigkeit", „Faulheit" und künstlerischen „Unfähigkeit", welche die Bekanntmachung des Konkurses in der Presse Österreichs und Deutschlands wachrief. Mitten im Winter aus seiner Wohnung gestoßen, schwerleidend unter der Wucht der von allen Seiten auf ihn niederstürzenden Schläge zusammengebrochen, fordert er vom Gerichte die Bestellung eines geschäftlichen Sachwalters, um durch ihn von dem Drucke der Sorgen befreit zu werden, der sein Leben durch Gehirnschlag zu vernichten droht; das Gericht ergreift die gewünschte Gelegenheit beim Schopfe, um ihn — den das Gutachten der „Sachverständigen" als „von Wahnvorstellungen behaftet" erklärt — unter allgemeinem „Bravo" der Presse unter Kuratel zu stellen. Der Verlust seiner persönlichen Freiheit, die Gefahr der abermaligen Entreißung seiner Kinder, schweben beständig über seinem Haupte; kein Wort des „Narren", kein Ruf der „Kumpaney", die sich als „Ehren-Vereinigung zur Rettung K. W. Diefenbachs" „etablierte", dringt durch den Panzer der Presse an das Gehör der Öffentlichkeit, um deren Gerechtigkeit zu erwecken; — — lebendig begraben! — —

Zwanzig Jahre eines übermenschlichen Kampfes für Menschheits-Recht und Gerechtigkeit, der tausend Leben bis ins Innerste bewegte, resultiert in das tragische Bild des einsamen Helden, der todwund unter den Streichen seines übermächtigen Schicksales gefallen, wehrlos dem Spott und Hohn einer feindlichen Welt preisgegeben ist. —

Und der Esel sind so viele, die nach dem sterbenden Löwen treten!

* * *

„Noch ist es möglich, Diefenbach zu retten! Sein Geist ist so klar wie gewaltig; seine Seele ruhig und stark, trotzdem ihm das Herz blutet; sein Körper nur hingestreckt durch qualvolles Nervenleiden infolge des seitherigen Martyriums." *) Ungebrochen lebt in ihm der mächtige Drang nach Leben und Schaffen zur Erfüllung seines heiligen Menschheitsberufes. Ein Jahr der Ruhe und endlicher Erholung würde genügen, um seine elastische Riesennatur zu neuer Thatkraft zu beflügeln und seinen hohen Wert der Menschheit zu erhalten.

Aus dem „neuen Babylon" Wien wendet sich mein hilfesuchendes Auge zu dem deutschen Volke, im Vertrauen auf den ideellen Kern des deutschen Geistes, der durch die Entartung der Zeit in edler Reine und siegreicher Kraft herüberwinkt. In seinen Händen liegt die Rettung

*) „Die Gesellschaft", Heft 11, 1889. „Der Einsiedler im Steinbruch," von Oswald Hinterkirchner.

eines der Edelsten, die sein Stamm erzeugte; zu eigenem Ruhme und eigener Ehre vollende er das Werk, das unsere schwache Kraft gegenüber dem Pöbelgeiste des Phäakentumes an der Donau und dem Dämonismus jener Preßelemente nicht zu erreichen vermochte.

Diefenbach muß fort von Wien, heraus aus den Verhältnissen, die sein Leben gefährden. Bei dem laxen Bureaukratismus der hiesigen Gerichte können Wochen und Monate vergehen, ehe die definitive Entscheidung bezüglich der einstweilen provisorisch über ihn verhängten Kuratel, d. i. das endgültige Urteil der „Sachverständigen" über die Abnormität seines Geisteszustandes, erfolgt. Und bis zu diesem Zeitpunkte liegt Diefenbach im Scheine der Unzurechnungsfähigkeit gefesselt in einer elenden Wirtshauskammer, ohne die Möglichkeit zur Erlangung einer entsprechenden Wohn- und Werkstätte für seine „verdächtige" Person und Familie, ohne Pfennig zur Bestreitung der notwendigsten Lebensbedürfnisse, ohne Material zur Ausübung seiner künstlerischen Thätigkeit. — Bei der hier gegen ihn herrschenden „öffentlichen Meinung" ist nicht zu hoffen, daß die von der Konkursverwaltung angestrebten freihändigen Verkäufe der Gemälde wirklich erzielt werden, sondern es droht die Gefahr einer öffentlichen Versteigerung, in welcher diese mit dem Blutschweiße eines Genius geschaffenen Werke einer unwürdigen, ideell wie materiell höchst nachteiligen Verschleuderung verfallen. —

Nach beiden Richtungen hin kann nur durch die sofortige Beschaffung einer Summe von 20 000 Mark geholfen werden, durch welche der Ausgleich des Konkurses (und damit die Freigabe der Gemälde), sowie die Möglichkeit erreicht würde, daß der gemarterte Künstler sich in die Einsamkeit der Riviera zu endlicher Erholung und zu neuem Schaffen zurückziehen könnte. Diese Hülfe zu erlangen, sehe ich nur als einzigen Weg einen Appell an das deutsche Volk.

Sollte es einem zu bildenden Komitee nicht möglich sein, durch öffentlichen Aufruf in den Zeitungen und rege Wirksamkeit in Freundes- und Familienkreisen eine durch ganz Deutschland gehende Subskription einzuleiten, welche durch die Fülle der noch so geringen Einzelbeträge jene notwendige Gesamtsumme erreicht?

Meister Diefenbach ist bereit, dem Komitee seinen 70 Meter großen Kinderfries „Per aspera ad astra" (dessen gerichtliche Bewertung 50 000 fl. = 80 000 Mk.*) beträgt), sowie zwanzig fertige Gemälde,

*) Trotz dieser von den beeideten Schätzmeistern selbst angegebenen Bewertung ward der Fries, „wegen der gegen Diefenbach herrschenden Stimmung", auf der Schätzungsliste mit 10 000 fl. eingezeichnet. —

darunter die ausgezeichneten Porträts „Kaiser Wilhelm I.“ und „Richard Wagner“, bedingungslos zur Verfügung zu stellen. Das Komitee übernehme es, diese Werke in allen größreen Städten Deutschlands zur öffentlichen Ausstellung zu bringen, deren Gelderträgnis (nach Abzug der Ausstellungs-Kosten) reichlich genügt, um die subskribierten Beträge aller jenen zurückzustellen, welche es nicht vorziehen, sich durch die demnächst erscheinende Neuausgabe des Prachtwerkes „Per aspera ad astra“ *) sowie der bereits erschienenen Reproduktionen und Bücher des Künstlers auszugleichen. Mit diesem materiellen Zwecke verbinden diese Ausstellungen den hohen idealen Wert, das Vaterland mit der hochbedeutungsvollen Erscheinung Diefenbachs, des seither unterdrückten Genius, bekannt zu machen und die tausend Vorurteile zu besiegen, welche selbst in „gebildeten“ Kreise gegen ihn im Schwange sind. Durch diese gerechte Anerkennung sühne das Volk die Jahre der Qualen und Erniedrigung, welche ein deutscher Künstler in seiner Heimat litt! Nach Vollendung dieses Ausstellungsturnus könnten die Werke Diefenbachs als National-Eigentum des deutschen Volkes einem Staatsmuseum einverleibt oder zur Zierde öffentlicher Bauten und Säle verwendet werden. —

Wir zweifeln nicht, daß in deutschen Landen Männer und Frauen leben, welche diesen Vorschlag zu einer That nationaler Kunstpflege, wie sie in Hellas blühte, mit Begeisterung erfassen und durch energisches Eintreten zur siegreichen Wirklichkeit gestalten werden. Weit über die Grenzen einer Privat-Angelegenheit hinaus gilt es hier, mit der Person dieses deutschen Künstlers die Würde der Menschheit zu retten, die durch das Martyrium Diefenbachs im XIX. Jahrhundert entehrt und geschändet ist! „Das deutsche Volk hat viel gut zu machen an diesem Künstler. Möge ihm endlich neben dem edelsten Preis seines Mühens, dem Bewußtsein der treuen Hochhaltung seines Menschtums, auch jenes bescheidene Stück irdischen Lohnes nicht versagt bleiben, das ihm und den Seinen ein sorgenfreies Schaffen und Leben nach der eigenen heiligen Überzeugung ermöglicht!“ (Ferdinand Avenarius im „Kunstwart“.)

Paul Ritter von Spaun (Triest).

*) Dichtung und Fries v. K. W. Diefenbach; großes Format: Prachtausgabe 20 Mk., Volksausgabe 12 Mk.; kleines Format: Prachtausgabe 10 Mk., Volksausgabe 6 Mk.






# Dresdener Kunstbrief.

Das königliche Schauspielhaus beschloß das Jahr achtundneunzig in würdiger Weise durch die Einstudierung von Grillparzers „Jüdin von Toledo". Keine der wirklichen Neuheiten, die in diesem Jahre über die Bretter unserer Hofbühne gegangen sind, hat so gezündet wie diese „alte Novität". Die Jüdin von Toledo ist, wenigstens für einige Zeit, ein Kassenstück geworden und bedeutet hoffentlich eine dauernde Bereicherung des klassischen Spielplanes der Dresdener Hofbühne.

Dieser Hoffnung möchte ich gleich noch eine zweite hinzugesellen; nämlich die Hoffnung auf eine bessere Besetzung dieser wundervollen, im vornehmsten Sinne modernen Tragödie. Tadellos ist nur die Alfonsrolle besetzt, nämlich durch Paul Wiecke, der denn auch die ganze Vorstellung trägt. Die Darstellung des Königs Alfons gehört bekanntlich zu den schwierigsten Aufgaben der Schauspielkunst. Wiecke verstand es, diesen König als hochsensitive, innerlich edle Natur zu zeichnen, dabei mit genialer Realistik das Aufglühen der Wollust bei der ersten Berührung mit Rahel, und sodann alle physischen und moralischen Kämpfe, die Alfonso durchzumachen hat, bis zur schließlichen Heilung (wenn es eine solche ist!) dem erschütterten Zuschauer zu suggerieren. Neben dieser glänzenden Leistung erschien die Rahel des Fräuleins Serda trotz einzelner guter Momente recht farblos. Auch die Esther und die Königin waren ungenügend besetzt. Wenn die Tragödie dennoch einen so mächtigen Eindruck machte, so spricht das ebensosehr für die eminente Modernität der Dichtung wie für Wieckes herrliche Begabung, die sich gerade an solchen komplexen und vorwiegend pathologischen Gestalten besonders überzeugend bewährt.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn gerade dieser Künstler immer wieder in meinen Briefen genannt wird. Wer vom litterarischen und künstlerischen Leben Dresdens spricht, muß den Namen Wiecke immer wieder erwähnen, schon aus dem Grunde, weil dieser Künstler — es soll erprobten und achtungswerten Kräften dadurch nicht nahe getreten werden — faktisch der einzige ist, der eine über Dresdens Weichbild hinausgehende Bedeutung hat. — Sie kennen nun das hiesige Kunstleben mit allen seinen Schwächen und Mängeln; einer ihrer Mitarbeiter hat neulich nähere Aufschlüsse darüber gegeben und meine diskreten Andeutungen kräftig ergänzt. Dieser Paul Wiecke ist nun ein Feuerbrand, vom modernen Geiste in die Elbflorentiner Schlafmützenwelt geschleudert, daß ringsum die Fledermäuse ärgerlich aufschwirren und die beunruhigten Nachtvögel grimmig blinzeln und mit den schweren Flügeln schlagen ... Dem Vereine „Dresdener Presse" ist es hoch anzurechnen, daß er trotz mancher Gegenbestrebungen den ausgezeichneten Künstler für zwei seiner Dichterabende gewonnen hat, und noch mehr muß man letzterem Dank wissen, daß er es wagte, den Dresdenern zwei Vorträge über moderne Lyrik zu halten. Der erste dieser Vorträge fand am 18. Januar statt; der große Saal des Musenhauses war ausverkauft und überfüllt, was nun freilich nicht den modernen Dichtern, sondern dem herzlich verehrten Paul Wiecke galt. Über die hervorragende Bedeutung dieses Künstlers ist man hier ja so

ziemlich einig; nur trennt man seine Persönlichkeit und sein Talent von der Sache, die er vertritt. Dem selbstlosen Priester der Kunst macht man damit freilich keine große Freude. — Daß die Mehrheit des Publikums unfähig war, wahrhaft lyrische Schönheiten zu genießen, muß dem Vortragenden gleich an jenem ersten Abende klar geworden sein. Wiecke ist ein geradezu einziger Interpret lyrischer Gedichte, weil er jeden schauspielerischen Effekt verschmäht und sich jedesmal mit allen Fasern seiner Seele in das vorzutragende Kunstwerk hineinlebt. Natürlich gab es aber an jenem Abende gewisse „Schlager", die schon durch ihren Inhalt und Charakter zu dramatischem Vortrage zwangen. Diese wurden regelmäßig bejubelt, dagegen die intimen und stimmungstiefen Sachen mit verständnislosem Schweigen aufgenommen. Der fatale Hang der guten Dresdener, in allem entweder etwas „Reizendes" oder etwas „Humoristisches" zu suchen, trat wieder in peinlicher Weise zu Tage. Liliencron wurde von den Dresdenern entschieden nur als — Humorist gewürdigt. Allerdings riefen auch bei dem (nach meinem Empfinden nicht einmal sehr gelungenen) Liedchen von der „süßen Lady" einige Damen: „Entzückend!" — aber furchtbare Enttäuschung malte sich auf allen Gesichtern, als im „Bahnhof" nach den Güterwagen und dem Beamten „mit knallroter Mütze" plötzlich wieder „im blauen Glanz der Jupiter erstrahlte" ... Dergleichen ist für dies Publikum chinesisch. — An jenem Abende las Wiecke noch außerdem Gedichte von K. F. Meyer, Th. Fontane, Arno Holz, Joh. Schlaf, Bodo Wildberg, J. H. Mackay, Kurt Geucke, Hauptmann, Halbe, Nietzsche u. a. Über den zweiten Abend, der Beiträge von Schönaich-Carolath, Jacobowski, Falke, Busse u. a. bringen soll, berichte ich Ihnen das nächste Mal.

Ebenso äußerlich, wie die Würdigung der Schönheiten und Feinheiten deutscher Lyrik, war auch — wenn man solche Dinge überhaupt vergleichen kann — das Verständnis, welches man der Yvette Guilbert entgegenbrachte, die an drei Abenden im hiesigen Zentraltheater ihre Pariser Kleinkunstwerke mit jener plastischen Abrundung vortrug, die man mit vollem Rechte an ihr rühmen darf. Was an Yvetten wirklich bewunderswert ist, ihre künstlerischen Vorzüge, vermag ein deutsches Publikum schwerlich richtig einzuschätzen, am allerwenigsten das hiesige. Die unbedingt nötige Voraussetzung: eingehende Kenntnis der französischen Sprache, ja, sogar eine gewisse Kenntnis des Argots, kann man auch unmöglich von der Mehrheit eines deutschen Publikums verlangen. Da wird nun in der Übersetzung geblättert, das Pornographische darin als „pikant" empfunden, obwohl es, der graziösen Form entkleidet, geradezu in einer Vergröberung sich präsentiert; der Librettowald rauscht zum Ärger der Kunstfreunde, während Yvette Guilbert da oben singt und mimt, und die ungeheure Majorität sieht sie garnicht vor lauter Nachlesen und Blattumwenden; wer aber weiß, daß bei dieser Künstlerin die Gebärde und der Ausdruck beinahe die Hauptsachen sind, muß die Überzeugung gewinnen, daß diese „Nachleser" ebensogut hätten zu Hause bleiben können. Traurig, aber wahr: nicht die stilsichere Wiedergabe französischer Lieder, Balladen und Couplets, sondern jene sogenannte „Pikanterie" ist es, der die Beifallsstürme gelten. Das Ästhetische der Leistung vermögen vielleicht zwanzig Menschen zu würdigen; die anderen beklatschen günstigsten Falles die Sensation.

Um wieder auf das Schauspielhaus zu kommen, so werden Sie ja schon gehört haben, daß der hiesige Premièrenabend von Sudermanns „Drei Reiherfedern" Züge aufwies, die man in Dresden vielleicht zum erstenmale beobachtete. Das Publikum des Hoftheaters, sonst bekanntlich von einer unglaublichen Nachsicht, benahm sich an diesem Abende nichts weniger als höflich. Man hat dies als einen „Fortschritt"

bezeichnet; ich denke weniger optimistisch. Eine Zuschauerschaft, die erbärmliche Seichtigkeiten und dilettantische Mißgeburten ruhig über sich ergehen läßt oder selbst mit Beifall belohnt, hat kein recht, einen Autor wie Sudermann zu beleidigen, wenn er sich einmal „blamiert". Ich finde den märchenhaften Vorwurf des Stückes ungemein poetisch und kann nur bedauern, daß Sudermann durch Hineinmischen einer Staatsaktion und durch allerhand überflüssige Effekthaschereien den schönen Stoff so gründlich ruiniert hat.

Werfen Sie mir nicht etwa ein, daß meine Dresdener Briefe meist mehr eine Kritik des Publikums als der betreffenden Werke oder Leistungen bedeuten. Die Leistung oder Schöpfung bedarf ja doch immer eines empfänglichen und fruchtbaren Bodens, um als Blüte und Frucht für das geistige Leben einen schönen, wahrhaft kulturfördernden Gewinn bedeuten zu können. Kein Einsichtiger wird leugnen wollen, daß von den Samenkörnern besonderer Kunst hier nur sehr selten eines aufgeht, daß der Boden Dresdens für alles Neue, Moderne, Eigenartige sich recht spröde, steinig und sandig erweist. Höchst schätzenswert ist die Pietät, die man hier, im Gegensatze zu mancher anderen deutschen Stadt, den Klassikern entgegenbringt, wie überhaupt fast allem, dessen Ansehen bereits wohlbegründet ist. Aber leider beruht diese Pietät nicht immer auf Verständnis, sondern oft, ja meistens, ist ihre Wurzel in einer dünkelhaften Bildungsphilisterei zu suchen. Selbst der Lokalpatriotismus und Partikularismus, deren Einfluß auf das Dresdener Geistesleben bereits wiederholt in der „Gesellschaft", erwähnt wurde, selbst diese sind in Sachsen und Dresden noch immer gewaltige Mächte wenn ein heimisches Talent einmal neue Bahnen einzuschlagen die Kühnheit besitzt.

So hat der junge Meißener Maler Oskar Zwintscher mit seiner Sonderausstellung in Arno Wolfframs Kunstsalon nur wenig Interesse gefunden. Gewiß sind diesem Künstler mancherlei Absonderlichkeiten nachzuweisen, auch hat er sich von der Nachahmung der verschiedensten „berühmten Muster" noch nicht emanzipiert. Aber das Wesen seiner Kunst ist gesund und fröhlich. Die Eigenart des Künstlers prägt sich wohl am stärksten in der „Familie" aus. Ein abendlicher Wiesengang mit dem Ausblick auf die Meißener Burg; in den Blumen lagern Vater, Mutter und Kind; ersterer bläst aus seiner Pfeife blaue Kringel, deren Schweben das Kleine mit Behagen verfolgt. Es ist etwas von Ludwig Richter'schem Geist in diesem warm anmutenden Gemälde; freilich ein sehr moderner Ludwig Richter, der mit allen Mitteln der neuesten Technik arbeitet und auch stärkere Wirkungen nicht verschmäht. Nächst diesem, auch koloristisch sehr wirkungsvollen Bilde hat mich das kleinere Gemälde „Der alte Turm" besonders angezogen. Fast noch mehr als die „Familie" ist dieses Bild im Richter'schen Geiste gemalt, und doch voll von einer Lyrik, die modern genannt werden darf. Der dritte meiner Lieblinge unter den Zwintscher'schen Arbeiten ist das „Felsenthal". Es ist Grün in Grün gehalten, nur die Steinblöcke im Bach, der an der linken Felswand hinwellt, sind in braunen Tönen gegeben. Auch dies Motiv ist ein heimatliches; wahrscheinlich stammt es aus der sogenannten sächsischen Schweiz. Aber der junge Maler ist, wie gesagt, Lyriker; er taucht eine jede seiner Landschaften in die persönliche Stimmung. Und weil der Sinn für das Persönliche, welches doch das eigentlich Moderne ist, bei der Mehrzahl seiner Landsleute noch immer schlummert, darum hat er trotz seiner heimischen Motive bei ihnen nicht viel Glück. Bodo Wildberg.






Verehrter Herr Kollege, was würden Sie sagen, wenn man im Zirkus Busch in Berlin Lessings „Nathan den Weisen“ aufführte, oder wenn ich Ihnen mitteilte, daß man hier im Zirkus Schumann Goethes „Faust“ gegeben habe? — Sie antworten nicht. Sie lachen laut. Ich meine es zu hören, wie durchs Telephon. Aber wie alles Komische, hat auch meine Frage einen ernsten Hintergrund.... Ich wollte nämlich eigentlich vom Frankfurter Schauspielhaus sprechen, unserem altehrwürdigen Schauspielhause. Man gab jüngst — nicht im Zirkus Schumann — nein, in gerade diesem „ehrwürdigen“ Schauspielhause — den „Schlafwagen-Kontrolleur“. Einer unserer besten, vielleicht der beste Schauspieler, Herr Bauer, that in jener Novität, was der — Klown im Zirkus thut: er spielte den Hanswurst —. Es ist tieftraurig zu sagen: er gab ihn noch gröber, derber, als Herr Alexander Bisson ihn karrikiert hat. Und unser Publikum amüsierte sich köstlich. Und das Haus war ausverkauft ... Ich greife die letzte derartige Novität heraus; man könnte noch andere anführen. Aber mit dieser allein kann man zur Genüge die Frage motivieren: Wer hat die oberste künstlerische Leitung unseres Theaters? Und: Wer ist verantwortlich für die Annahme, Aufführung und nicht zuletzt — für die unerhörte Willkür hinsichtlich der Übertreibungen, in welchen sich selbst erste Kräfte — lediglich des Beifalls willen — gefallen?

Wer hat die oberste künstlerische Leitung? Intendant Emil Claar. Er ist — selbst Dichter — etwas sentimental — ein überaus feinfühliger Regisseur; das hat er durch mustergiltige Inszenierungen bewiesen. Er besitzt Verständnis für ernste dramatische Werke. Aber ... aber seinem künstlerischen Wollen steht — so däucht uns — kein Wille, keine ... Macht gegenüber. Man erzählt, Intendant Claar sei vor nicht allzulanger Zeit nahe daran gewesen, wegen Konflikte, die sich zwischen ihm, dem Künstler, und der geschäftlichen Leitung des Theaters ergeben hatten, zu demissionieren. Das wäre schade gewesen. Die geschäftliche Leitung hatte Claar wohl als bezahlten Angestellten betrachtet. Das klingt hart und — ist hart.

Aber die Thatsache scheint zu bestehen, und der Intendant hat hier offenbar in erster Linie für die — Rentabilität der städtischen Theater zu sorgen. In Frankfurt ist ja überhaupt das Losungswort: Rentabilität! Die Steuerskala tritt zumeist an Stelle der Bildungsskala. Die Stadt oder die leitende Finanzkraft freut sich, wenn ihr Zuschuß für die städtischen Theater kleiner wird. Ob sich das Kunstinstitut in künstlerischer Hinsicht rentabel erweist, ob die geistige Ausbeute einer Großstadt würdig ist, wen kümmert das! Etwas Charakteristisches: Bei der letzten General-Versammlung der Theater-Aktien-Gesellschaft bemerkte man — wie üblich — eine Menge Leute, „die nicht da waren“. Wozu auch? Man hat die Anteilscheine bezogen, bezahlt, und über die — Dividenden braucht bei diesen Aktien nicht gestritten zu werden; denn es giebt keine. Über die künstlerische Seite wurde dementsprechend kaum etwas gesprochen. Nur ein — Kursmakler wagte einen kleinen Einwand! ....

Die leitenden Kreise (es sind leider, wie angedeutet, zumeist Finanzleute) sollten

entschieden mehr Wert darauf legen, das Ansehen der Goethestadt in künstlerischer Hinsicht nicht durch Aufführung von Stücken im Schauspielhaus zu diskreditieren, die in ein Theater dritten Ranges gehören. Wozu haben wir einen Zirkus, einen prachtvollen Hippodrom, ein Orpheum und andere ähnliche „Kunst-Institute“? Von den Werken, die — wie gut orientierte Leute wissen wollen — nicht künstlerischen Rücksichten, sondern Erwägungen persönlicher Natur ihre Annahme und Aufführung verdanken, ganz zu schweigen!

Also nochmals: Wer ist verantwortlich? Der Intendant, der Regisseur oder der — Aufsichtsrat der Theater-Aktien-Gesellschaft? Einer wird es auf den anderen schieben, und die ganze Geschichte bleibt schließlich an dem letzten, geschäftlichen Faktor hängen — vielleicht mit Recht.

Warum ich all das in der „Gesellschaft“ vorbringe? Man darf dort wohl sagen, was man denkt. Aber Sie wenden ein, daß man in Frankfurt a. M. doch eine „großstädtische“ Kritik haben müsse, die sich — nebenbei wenigstens — um die kritische Seite des Gebotenen ernstlich kümmern müßte. O ja, eine Kritik haben wir, die von ihrer eigenen Größe durchdrungen ist. In der größten hiesigen Zeitung schreibt die Schauspiel-Kritik ein kleines „m“, das früher einmal mit dem Intendanten in Konflikt geraten, aber aus dem Kampf nicht als Sieger hervorgegangen war. Dem, was wir hier in diesem Briefe berührten, hat er — der Referent — nie das Wort geliehen. Er bedauert sicher mit uns die Verhältnisse. Und doch schweigt er! Vielleicht — es wird hier und da behauptet — darf auch er nicht alles sagen und schreiben, was ihm mißfällt. Gewisse Leute sind ängstlich darauf bedacht, daß ja nichts in die Zeitung komme. Das könnte das Niveau der Kunst in der Großstadt, das man hier so hoch wähnt, nach außen flacher erscheinen lassen. Und mancher, der diesen Brief liest, wird denken:

Mir thut es in der Seele weh',
Daß ich das in der „Gesellschaft“ seh'! . . .

Der erwähnte m-Referent hat manchmal eine scharfe Feder, aber wenn es sich um einen österreichischen Autor handelt, geht ihm die Urteilskraft mit dem Gemüte durch. Das andere, gelesenste, Blatt leistet sich zwei Referenten. Der eine hält die größten Stücke darauf, daß die gegebenen Schauspiele, Lustspiele u. s. w. nichts Anstößiges „für unsere Frauen und Töchter“ enthalten. Es soll ihm übrigens wiederholt ein Lehrstuhl als Professor der Phraseologie an der Universität zu X. angeboten worden sein. Leider hat er bislang nicht angenommen. Der zweite Referent ist entschieden befähigter. Er schreibt zwar nur mit zwei Initialen, aber er schreibt über alles: Schauspiele, Opern, Konzerte, Kunstausstellungen, Pferdesport u. a. Als Nachfolger seines jetzt in Berlin wirkenden Vorgängers hatte er immerhin einen schweren Stand. Seine Vielseitigkeit entschuldigt manchen Mangel. — — Alle Rezensenten der hiesigen Blätter aufzuzählen oder gar zu charakterisieren, geht zu weit. Die wichtigsten haben wir genannt, d. h. die, welche von ihrer Wichtigkeit auch selbst „voll und ganz“ überzeugt sind.

Auch eine ganze Menge Korrespondenten auswärtiger Blätter giebt es hier. Zwar liest man von den meisten nie ein Wort, geschweige denn eine Kritik, aber man sieht sie im Theater: Statisten der Kritik. Meist sind es, was nach dem eben Gesagten nicht überraschen kann, Nicht-Journalisten: Bankbeamte, hohe und niedere, Kaufleute, Ärzte, Ärzte-Gattinnen u. s. w. . . . Eine eigene Art der „Liebe zur Kunst“ führt sie in den Musentempel und läßt sie der Gunst der Kunst — Verzeihung, nein — der Freibillets teilhaftig werden. . . . .

Aber wohin gerate ich! Ich könnte am Ende indiskret werden und für Sie ermüdend. Wollen Sie etwas über unsere Künstler und Künstlerinnen hören? Ich stehe zu Diensten. Aber ein andermal. O. Wehr.



# Kritik.

## Ein neuer Denunziant.

In der „Deutschen Welt“ (9. April), der Sonntags-Beilage der „Deutschen Ztg.“ Dr. Langes, hat Herr Carl Bulcke das letzte Kalenderbuch O. J. Bierbaums besprochen. Wie bei diesem lyrischen Knaben selbstverständlich, fehlt seiner Kritik jede Persönlichkeitsnote; er versteht weder Bierbaums Eigenart, noch weiß er etwas Gescheites über R. Dehmel zu sagen, den er vor allen Dingen angreift. Das wäre nun nicht weiter der Erwähnung wert. Alle Entwicklung setzt Kampf voraus, und sich wehren bringt Ehren. Aber C. Bulcke wehrt sich nur mit den abgedroschensten Phrasen einer überlebten Ästhetik, um schließlich in der Hilflosigkeit seines subalternen Geistes den — Staatsanwalt anzurufen. Er schreibt: „Schildert Dehmel in dem gepriesenen Gedichte ‚Mit heiligem Geiste‘ eine Vision, wo die Mutter Gottes auf der Insel der seligen Leute ihn seiner, des Dichters Mutter bestellen heißt,

„weil ihr auf Erden niemals wißt,
wann die Zeit erfüllet ist,
sollt ihr immer glauben und hoffen,
der Tag sei endlich eingetroffen;
und bis einst jedes Weib gewinnt
den rechten Vater für ihr Kind,
soll jede Irrende die Treue
dem falschen brechen ohne Reue,
soll ihre Sehnsucht nicht verfluchen,
ihren Qualen den Heiland suchen
und seinen liebenden Gewalten
so Leib wie Seele offenhalten . . .“

so glauben wir gerade im Gegenteil, daß jedem Menschen von ästhetischem Empfinden der widerliche Schmutz und die perverse Tendenz der Dehmel'schen Lehre verbieten wird, sich neben dem Inhalt des Gedichtes seiner künstlerischen Vollendung (die ich übrigens auch leugne) zu freuen, und daß jeder Mediziner in der gerühmten ‚Klarheit des Ziel- und Triebererkenntnisses‘ bedenkliche Symptome für eine psychische und physische Verirrung erkennen wird. Solche Gedichte gehören vor das Forum des Arztes und des Staatsanwaltes, nicht vor den Richterstuhl der Ästhetik.“

Börries von Münchhausen hat hier eine Unterstützung gefunden. Das ist mir eine willkommene Gelegenheit, meine Stellung zum Fall Dehmel-Münchhausen klarzulegen. Man erinnert sich, daß Herr von Münchhausen Dehmel denunziert hat, daß die Herren O. J. Bierbaum und Meyer-Graefe in einer Enquete die Meinung einer Anzahl deutscher Dichter über dieses Vorgehen eingeholt haben, daß Herr von Münchhausen eine Gegen-Enquete veröffentlicht hat. Auch mich ersuchte er um eine Meinungsäußerung. Meine Antwort lautete ungefähr so: Die von Herrn v. M. zitierten Verszeilen Dehmels (es mögen 4—5 gewesen sein) seien für mein Gefühl direkt widerlich, aber es handle sich um ein Vergehen auf dem Gebiete der Ästhetik, dem man nur mit gleicher Waffe-

entgegentreten dürfe. Solche Dinge aber mit Staatsanwalt und Polizei zu bekämpfen, sei ein Verfahren, daß ich als Dichter verwerfe und als Mensch verachte. —

Eine Menge Zeitungen hat nur mein Urteil über jene paar Verszeilen abgedruckt, nicht aber den Hauptsatz, d. h. den eigentlichen Inhalt meines Votums. Bis auf den heutigen Tag hat es Herr von Münchhausen auch nicht für nötig gehalten, den Wortlaut meiner Antwort zu veröffentlichen und gegen ihre unehrliche Ausnutzung zu protestieren!

Dr. Ludwig Jacobowski.

## Clara Eysell-Kilburger.

In Seelen-Einsamkeit. Gedichte. Erfurt, Eduard Moos.

Tintentropfen. Zweihundert Aphorismen. Erfurt, Eduard Moos.

Wer einen sicher entwickelten Instinkt dafür hat, was ein Dichter ist — es giebt Rezensenten, die ihn nicht haben — braucht nur eine Seite von Clara Eysell-Kilburger zu lesen, um sofort die Empfindung zu haben: hier spricht ein starkes Talent zu dir, ein ursprüngliches, gesundes Kunstwesen, dem das Menschliche nicht in zweiter Person anhängt, sondern das selbst Mensch geworden ist und das Dichten betreibt wie das Atmen, als eine einfach notwendige physiologische Funktion der Seele.

Und es ist ein Mensch von gedrungenem Wuchs, kräftiger Muskulatur und schwerem Schritt. Kein Tänzer, wie die Nietzscheaner wollen. Kein mystischer Übermensch mit Dekadenz und Somnambulerei, wie die Allerneusten möchten. Ein Mensch, der so, wie er ist, mit sich und dem Leben und mit der Kunst fertig wird, wie mit der selbstverständlichen Aufgabe, der er in allen Stücken und zu allen Stunden gewachsen ist — das ist der Eindruck, den ich von dieser wuchtigen Dichterin Clara Eysell-Kilburger heute habe und der sich sehr wahrscheinlich auch morgen und übermorgen einstellen wird. Ich fühle etwas ungemein Zuverlässiges in ihr. Sie hat in ihrem Grundwesen nichts oder wenig Schwebendes, Schwankendes, Vielnamiges. Sie ist, was ihr Rufname ausdrückt, die Helle, Klare, Bestimmte, Feste. Und so ist ihre Dichtung. Denn in ihre Dichtung ist ihr ganzes Leben eingeschlossen, Tag und Nacht, leidvoll und freudvoll — nicht nur ausgewählte Stunden und Stimmungen, in künstlicher Atelier-Zurichtung etwa. Gott behüte: sie ist nicht einmal Künstlerin, sie ist Dichterin schlankweg in dem guten, derben, alten Wortsinn. Formenspiele, Komödiantenscherze, Spiegelposen, alles was nach Apparat und Schminke schmeckt, sind ihr Landschaften auf dem Mond. In ihrer schlichten Kraft und Tüchtigkeit, die alles Sentimentale und Überschwängliche ausschließt und doch nirgends trivial und phantasielos wird, erinnert sie wenig an die neuen modernen Dichter, die alle mehr oder weniger von irgend einem Mondschein oder einer Nebelheimsucht angestochen sind. Dem Wilhelm Holzamer steht sie nahe und dem Wilhelm v. Scholz — wohlgemerkt: steht sie nahe, nichts weiter. Ich liebe die Vergleicherei nicht, sie fälscht immer die Situation und giebt Gruppenbilder, worin schließlich jeder zu kurz kommt und in ungenügendes oder verkehrtes Licht. Wer kritische Eselsbrücken braucht — und das sind die meisten Vergleiche — wird nie den rechten Zugang zu einem Dichter-Menschen finden.

Wie himmelweit Clara Eysell-Kilburger von jener Modernität entfernt ist, deren wesentliche Kennzeichen im Rückgratlosen, im Überspannten, Gleitenden, Glitscherigen liegen, zeigt auch ihre Aphorismen-Sammlung „Tintentropfen“.

Der Titel mißfällt mir. Er ist von zweifelhaftem Geschmack. Das ist aber auch die einzige Ausstellung, die ich an dem Buche zu machen habe. Die Denkerin steht auf der Höhe der Dichterin, selbstverständ-

lich, denn sie ist nur ihre andere Seite: was die Dichterin nicht in plastischen Bildern formt, weil sich's seiner Natur nach nicht restlos in Poesie umsetzen läßt, das schleift sie zu glänzenden Aphorismen. Es ist nichts Unerhörtes, Niegesagtes; sogar Gemeinplätziges ist darunter, Gassen- und Spatzenweisheit. Aber wie sie es sagt, hat es doch eine eigen persönliche Note, einen neuen Nebenton. Und vieles ist unerhört, weil es eine deutsche Frau sagt. Und sie sagt es nicht mit der Aufdringlichkeit gewisser Wahrheitsfexinnen, sondern mit der denkbar gelassensten Sicherheit und ruhigen Anmut der vornehmen Seele.

Was hat vor einigen Jahren die Laura Marholm für ein Geschrei mit dem Wahrheitsmute der Engländerin George Egerton gemacht! Ganze Feuilletons hat sie darüber vom Stapel gelassen. Ich finde, daß unsere Clara Eysell-Kilburger noch viel tiefer und offenherziger als ihre englische Kollegin ist, daß sie sich wie Nietzsche ins eigene beste Herzfleisch schneidet, ohne mit der Wimper zu zucken, oder nach sensationellem Beifall zu schielen. Und ich glaube nicht einmal, daß es ihrer Reinheit Abbruch thut, wenn sie das Bekenntnis hinschreibt: „Es giebt keine Frau, die so rein ist, daß sie nicht wenigstens einmal in ihrem Leben bereut hätte, der Versuchung aus dem Wege gegangen zu sein.“ Und so weiter.

Ich will ein Idiot sein, wenn ich mit meiner vorzüglichen Meinung, die ich über Clara Eysell-Kilburger zum besten gebe, nicht das richtige getroffen habe.

M. G. Conrad.

## Auguste Hauschner.

A. Hauschner, Abschied, Roman. Berlin, A. Deubner. 8°. 2 M.

Zweifelsohne steht uns hier eine Begabung gegenüber, die entwickelungsfähig ist, wenn sie ihre Vorliebe für dramatische Schlager mehr zu Gunsten epischer Objektivität zurückbildet. Die Verfasserin legt die einzelnen Szenen dramatisch an, und nicht selten hat man den Wunsch nach Szenerie der Bühne. Schon das Motiv ist fesselnd und dramatisch. Oberst von Brencken bekommt seinen Abschied, ohne daß er weiß, warum. Aber das Gebot des allerhöchsten Kriegsherrn will es, und er geht. Nun entwickelt sich aus diesem einen Geschehnis die ganze Tragödie der Misère einer armen und vornehmen Adelsfamilie. Die Frau Oberst hat mehr verbraucht, als sie durfte; der Sohn Kurt, ein junger Leutnant, hat Schulden. Er liebt die arme und schöne Adda von Sollwitz. Nur ein Ausweg hilft: eine reiche Frau. Da ist der steinreiche getaufte Jude Kommerzienrat Meierstein, dessen Sohn Anton Regimentskamerad und Nebenbuhler Kurts bei Fräulein von Sollwitz ist, und dessen Tochter Martha, die den jungen Brencken liebt. Und nun nähert sich die Katastrophe. Halb sinnlos vor Schmerz über seines Vaters Abschied und über seine Armut, erbittet er sich Marthas Hand, indes Anton Meierstein Addas Verlobter wird. Da, bei seiner Verlobungsfeier, als der neue Oberst ein Hoch auf Se. Majestät ausbringt, übermannt ihn die Wut; er wirft das Glas an die Wand: „Nein, auf den Mann, der meinen Vater beschimpft hat, kann ich nicht anstoßen!“ Die Verfasserin sagt nicht, wie diese Majestätsbeleidigung des jungen Offiziers endigt. Aber man ahnt es: „Eine Kugel kam geflogen ...“ Auch ihm war der Abschied geworden.

Die Knappheit und Anschaulichkeit des Romans verdient hohes Lob. Gewiß ist er voll berechneter Effekte, gewiß ist er nicht von antisemitisch gefärbten Bosheiten frei, trotzdem ist die Komposition so straff, die Charakteristik so überaus gelungen, daß man diesem Autornamen sein Interesse bewahren kann. L. J.

Die Unterseeie, zwei Novellen. (Vita, Deutsches Verlagshaus, Abt. Romanwelt, Berlin W. 50).

Die Titelnovelle behandelt das Pro-

blem, wie zwei Menschen, ein junger Mann und ein verblühtes Mädchen, nicht sowohl den Gegenstand ihrer Sehnsucht lieben, wie vielmehr die Liebe an sich. Die tiefschmerzliche Dissonanz, die sich ergiebt, wenn mit der Fähigkeit, ja mit der Notwendigkeit, glühend zu lieben, das vernichtende Bewußtsein Hand in Hand geht, keine Liebe mehr erwecken zu können, findet ihre Verkörperung in der mit überaus feinem seelischen Spürsinn gezeichneten Gestalt der Hanna. Ihr gegenüber steht — nicht etwa die schöne Freundin, wie man anfangs erwartet — sondern deren Kammerjungfer. Sie ist jung, reizvoll und skrupellos. Hie Dame — hie Weib. Der junge Doktor Leo sucht lediglich das letztere. Diese Art Konflikte ist nicht neu, trotzdem hat es die Verfasserin verstanden, in ihrer Behandlung durchaus eigene Wege einzuschlagen. Es ist z. B. ein feiner, eigenartiger Zug, daß gerade der Brennpunkt der Geschehnisse überhaupt nicht in grober Thatsächlichkeit, sondern lediglich in Hannas durch Eifersucht hellseherisch gewordener Phantasie in die Erscheinung tritt. Ein weiterer Vorzug der Novelle ist die feine Abtönung dessen, was der Maler „die Werte“ nennt. Siehe die Liska: zwei Augenpaare hängen unablässig, das eine in Verlangen, das andere in brennender Eifersucht, an ihr, und sie — tritt kaum in Aktion. Wir wissen nichts von ihr, als daß sie ein verführerisches Geschöpf ist. Darin kulminiert sie. Weiter kommt sie auch für den Gang der Sache nicht in Betracht. Sie ist keine Persönlichkeit, sondern einfach das Weib, „ganz generaliter“. Gerade genug aber unter gewissen Verhältnissen! —

In der zweiten, kürzeren Novelle „Erste Liebe“ gelingt das Kunststück, für eine alternde, verschminkte, komödiantenhafte Person, die einem armen Gymnasiastenherzen nach schwärmerischer Verehrung eine unsäglich schmerzliche Enttäuschung bereitet, doch noch warme menschliche Sympathien zu erwecken. Ein Graukopf ist es, der dieses Jugenderlebnis seinen Freunden erzählt in dem herzensgütigen, leicht humoristischen Ton des „tout comprendre c'est tout pardonner“.

Ich habe den schmalen Band mit wahrem künstlerischen Behagen durchgelesen.

Ad. Hindermann.

## Dramen.

Hermann Bahr, „Josephine“, ein Spiel in 4 Akten, Berlin, S. Fischer, 1899. M. 2,—.

Georg Hirschfeld, „Pauline“, Berliner Komödie, Berlin, S. Fischer, 1899. M. 2,—.

Zwei Routiniers, ein werdender und ein vollendeter, haben in diesen zwei Dramen sich beide in ihrer Eigenart gezeigt und doch, bei aller Subtilität der Charakterzeichnung, bei aller Festigkeit in der Stimmungseinheit, etwas unvorsichtig die Grenzen ihres Könnens verraten. — Man kann bei Dichtern wie Bahr und Hirschfeld nur mit aller Vorsicht wagehalsige Diagnosen stellen, wegen der Unberechenbarkeit des einen und der Jugend des andern. Um so geeigneter sind für die Erforschung der beiden die Schwächen, die sich gerade in diesen zwei Dramen offenbaren. Sie haben beide, — jeder in seiner Art natürlich! — ironische Werke geschrieben. Nicht in Bezug auf die Heldinnen (das hätte übrigens vielleicht beiden Komödien wohl nichts geschadet!), sondern auf ihre Umgebung. Napoleon und der sozialdemokratische Kunstschlosser Radke, der französische Oberst im eroberten Mailand und der Turnlehrer Hippel, der Hof des ersten Konsuls und Vater Klimschs Schwoflokal — das paßt zusammen, wie die Faust aufs Auge, aber dramatisch genommen, rein in der Richtung des Willens der beiden Autoren, ist es beinahe dasselbe. Sie suchten beide darüber zu stehen und von oben darüber zu lachen; dabei sind sie

mitten drin und lachen nur mit den anderen. Bei Bahr freilich gehörte mehr Raffinement dazu; er mußte sich erst hineinarbeiten, während Hirschfeld aus dem Leben schöpfte, das er sah und leider nicht einmal getreu abmalte. Hätte er des Wieners Gewandtheit im „Finden" und im „Hineinarbeiten" besessen, wer weiß, welch seltsames Kunstwerk aus diesem Volksstück geworden wäre, das in den Erlebnissen einer Küchenfee Worte von allgemeinem Interesse zu schöpfen wagt.

Merkwürdig ist auch, daß in beiden Dramen, dem vom Weltenbezwinger und vom verliebten Dienstmädel, derselbe Grundaccord sich hören läßt: „Das Schicksal zwingt jeden in die Schablonen, die es ihm zudachte, ob er um die freie Bethätigung seiner Persönlichkeit mit Riesenkräften oder nur mit instinktmäßigen Bewegungen ringt." Bei Bahr wird Napoleon, der wilde, nichtsahnende Künstler-Kraftmensch, genau so zum Parvenu und Poseur und Josephine, die kokette Weltdame, zur demütigen Gattin, die um Liebe bettelt, wie bei Hirschfeld der Sozialdemokrat Radke, seine Rauheit vergessend, ein „braver", manierlicher Mensch und Pauline, die vorher mit allen Männern spielte und die Ehe verschwor, die üblichste gute Hausfrau wird. — Der Grundsatz „tout comme chez nous", von oben und unten bewiesen. — Bahr trug seine Phantasie, die so voll von liebenswürdig nivellierender Ironie ist, in die Weltgeschichte, und die Wirkung war die, die sonst nur hämisch-witziges Nörgeln hervorbringt: Götterbilder fallen und wir empfinden eine Leere. — Da kommt Hirschfeld und setzt dorthin, wo bisher nichts war, ein kleines, lustiges Götzenbild mit sehr viel buntem Flitterkram (ich erinnere an die merkwürdig liebenswürdige Herrschaft des idealen Küchenmädels und namentlich an den edlen Grafen und Gardeleutnant, der mit Paulinchen die Jugendfreundschaft so lieb erneuert, daß sie Thränen der Rührung vergießt) — na, und dem Hanswurst sehen wir manches nach: er hat uns amüsiert; der kunstvoll-skeptische Menschenkenner verletzt uns.

Es ist charakteristisch für unsere Zeit, wie ähnlich einander die vollkommen verschiedenen Thätigkeiten des Zerstörens und des Aufbauens zu sein scheinen.

In Wahrheit stimmt das nämlich gar nicht, was ich oben sagte: daß die beiden Dramen sich so ähnlich wären. — Es sieht aber dennoch sehr danach aus. —

L. Hans von Weber.

## Houston Stuart Chamberlain.

Chamberlain hat sich die Aufgabe gestellt, am Ende des 19. Jahrhunderts einen Rückblick, einen weiten, umfassenden Rückblick über dieses Jahrhundert zu geben. „Das neunzehnte Jahrhundert!" — so ruft er angesichts dieser Aufgabe aus. „Das Thema dünkt unerschöpflich; ist es auch. Nur dadurch konnte es ‚gebändigt' werden, daß es weiter gefaßt wurde. Das scheint paradox, ist aber wahr." Wir müssen diesem Satze unbedingt zustimmen: mit einer Schilderung — möchte sie nun großzügig oder noch so detailliert gegeben sein —, die nur das geistige Leben der Jahre 1801—1900 darstellen würde, würde dem Leser nicht viel gegeben sein, ein zuverlässiges Nachschlagebuch vielleicht, als dauernder geistiger Besitz aber nur ein nutzloses Bruchstück, ein einzelner Baustein. Solch ein Buch könnte gewiß sehr interessant sein —: bedeutungsvoll aber wird die Darstellung alles dessen, was unser Jahrhundert bewegt hat, erst dann, wenn der Verfasser dieses Jahrhundert als einzelnes Glied einer langen Entwicklungskette uns fühlbar zu machen versteht, wenn er Beziehungen herstellt, wie zur Vergangenheit, so zur Zukunft, wenn er zeigt, wie die Fäden, die heute noch im großen Webstuhle der Zeit geschäftig hinüber- und herüberlaufen, schon zu ungeahnt fernen Zeiten angesponnen worden sind. So

werden wir eine feste Kulturanschauung gewinnen können, werden die Fundamente erkennen lernen, auf denen unser Jahrhundert gebaut hat, und eine Ahnung gewinnen von dem, worauf all unser Hervorbringen und Weiterwirken in näherer oder fernerer Zeit hinauslaufen wird; und diese Erkenntnis wird uns die Demut und den Stolz geben, mit bewußtem Willen weiterzuarbeiten an der Vervollkommnung, an der Emporführung unseres festgegründeten Kulturbaues, ein jeder an seinem bescheiden-wichtigen Teile! —

Offenbar aus dieser Erwägung heraus hat Chamberlain seinen anfänglichen Plan alsbald erweitert und sich nun zunächst an die Arbeit gemacht, über „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" (München, Fr. Bruckmann, A.-G., 1899) niederzuschreiben, was er darüber zu sagen hat. Eine solche Aufgabe ist groß, und nicht eben viele dürften sie sich zu stellen wagen; zu ihrer Bewältigung will's vornehmlich zweierlei: lückenloses „Beschlagen"sein und einen weit umfassenden Blick. Chamberlain besitzt beides in glücklicher Verquickung, wenn auch wohl nicht in so harmonischer Vereinigung, daß er der ideale Kulturgeschichtsschreiber am Ausgange unseres Jahrhunderts wäre. Er beginnt sehr sympathisch: „Den Charakter dieses Buches bedingt der Umstand, daß sein Verfasser ein ungelehrter Mann ist. Gerade in seiner Ungelehrtheit schöpft er den Mut zu einem Unternehmen, vor welchem mancher bessere Mann erschrocken hätte zurückweichen müssen . . ." und: „Wissenschaftlich läßt sich die Bewältigung einer derartigen Aufgabe garnicht versuchen; einzig künstlerische Gestaltung vermag hier (im glücklichen Falle) . . . ein Ganzes hervorzubringen . . ." — Solcher Aussprüche geben Vorwort, allgemeine und speziellere Einleitung (über 50 Seiten) mehrere, und so brennt man denn schließlich darauf, endlich in medias res hineingeführt zu werden, von vornherein gewiß, daß sich hier im Beschränken ein Meister zeigen werde.

Daß er seinen Stoff gut überblickt und klar zu disponieren versteht, zeigt Chamberlain schon in den einleitenden Ausführungen, die, wie schon angedeutet, den Leser ein wenig lange in Anspruch nehmen. Wie bewährt sich das nun im besonderen? Die erste Lieferung, die bisher vorliegt, (Bg. 1—20), umfaßt vom ersten Teil des Werkes („die Ursprünge") den ersten Abschnitt („das Erbe der alten Welt") ganz: Hellenische Kunst und Philosophie; Römisches Recht; die Erscheinung Christi — und vom zweiten Abschnitt („die Erben") noch das erste Kapitel: „Das Völkerchaos". — Zunächst also: „Hellenische Kunst und Philosophie"! Das Kapitel beginnt mit der Unterscheidung „zwischen Mensch und Mensch" (vegetierender und bewußt freischöpferischer Mensch; S. 53—55); folgen Parallelen zwischen „Tier und Mensch", mit Benutzung der Quellen: Romanes, Karl von Steinen, Whitney, Topinard, Bastian, Darwin, Gidding, Vogt, Brehm, Möller, Huber, Moggridge, Mac-Cook, Kirby, Wundt, Schultze, Lubbock, Gegenbaur, Ranke, Emin Pascha, Stanley (S. 56 bis 60); worauf die etwas unpräzise Frage gestellt wird: „Was zeichnet nun den Menschen vor den anderen Wesen aus?", die u. a. mit dem pythischen Satze beantwortet wird: „Die sinnreichste Dynamomaschine erhebt den Menschen nicht um einen Zoll über die allen Wesen gemeinsame Erdoberfläche"; die Erfindungskraft sei es also nicht; der Mensch werde dadurch nur „ein höher potenziertes Tier", es handle sich da also nur um graduelle Unterschiede. Gut. Aber nun wird der entscheidende Schlag geführt: „Was den Menschen zum wahren Menschen macht, zu einem von allen, auch den menschlichen Tieren verschiedenen Wesen" — das soll nun — nachdem wir aus langer (etwas sehr langer) Hand darauf vorbereitet sind, dieses

Evangelium ertragen zu können — klar und lauter verkündet werden: „Entscheidend ist der Augenblick, wo die freie Erfindung bewußt auftritt, das heißt also der Augenblick, wo der Mensch zum Künstler wird"! „Das heißt"? Wirklich? Tritt beim Künstler die freie Erfindung „bewußt" auf — oder unterscheidet den Künstler nicht gerade sein unbewußtes oder halbbewußtes Schaffen vom Handwerker der Form? „Ach Not, Not, halbbewußte Fülle!" ruft Johannes Schlaf einmal aus; und: „Lenzesgebot, die süße Not, die legt' es ihm in die Brust; nun sang er, wie er mußt'!" läßt Chambertains großer Meister Wagner seinen Hans Sachs meditieren. Dennoch fühlt Chamberlain das Richtige, aber er fühlt es unvollkommen —: Der Mensch „wird" zum Künstler, entwickelt sich zum Künstler; ganz recht! Die dem Zwange des Erhaltungstriebes sich unterordnende Thätigkeit des Erfindens und Schaffens hat seinem Geiste derart den Stempel aufgeprägt, ist für ihn von so immenser Wichtigkeit geworden, daß das Erfindungsvermögen sich schließlich zu einer gewaltigen, latenten Kraft in ihm emporgesammelt hat, die sich bei äußerem Anstoß „praktisch" bethätigt (entlädt), bei fehlendem äußeren Anstoß jedoch sich *eruptiv* entlädt und dann „unpraktisch" (phantastisch) bethätigt. So denke *ich* mir's. So fühle ich meinen Unterschied als Künstlermensch von den „menschlichen Tieren", und ich glaube, nur so neben meinem Künstlerstolze auch meine Künstlerdemut mir bewahren zu können, in der Erkenntnis, daß auch der „wahre Mensch" von allen anderen Wesen nur um *Grad*unterschiede (wenn auch noch so beträchtliche) sich auszeichnet, und daß alles künstlerische Hervorbringen im Grunde auf demselben Wege vor sich geht, wie das Erfinden der „sinnreichsten Dynamomaschine", wie auch, in weiser Selbsterkenntnis, z. B. *Novalis* vom Dichten sagt: „die ganze Poesie beruht — *auf thätiger Ideenassociation*"! Und so ist denn im Grunde auch der Künstler, heiße er E. Th. A. Hoffmann oder Scheerbart, heiße er gar Goethe oder Dehmel oder Mombert, nichts als „ein höher potenziertes Tier" —: Natura non facit saltus!

Es ist mir im weiteren Verlaufe meiner Lektüre des Chamberlainschen Buches als bezeichnend und charakteristisch für seinen Autor erschienen, daß er an jener Stelle von *den* Momenten, deren Erkenntnis den Künstler zur *Demut* nötigen, trotz seiner Ausführlichkeit, kein Wort sagt. Da mich diese Dinge aber garnicht unwesentlich bedünken, habe ich sie — ihm aufs Spezielle! — hier in gebotener Kürze berühren zu sollen geglaubt.

Chamberlain benutzt seine oben erwähnte Definition an ihrer Stelle zur Überleitung zu der Frage: Was ist Kultur (im Gegensatze zu „Zivilisation"), um dann endlich auf Hellas überzugehen. Was er da nun vorbringt, ist trefflich; trefflich versteht er „die Grundlagen" aufzuweisen, die für uns heute noch von Bedeutung sind. *Wo es geschichtlichen Thatsachen gegenüber gilt, den Weizen von der Spreu zu sondern, da ist Chamberlain zumeist gut am Platze.* Was er hier z. B. über die Bedeutung hellenischer Kunst und über die Bedeutungslosigkeit des hellenischen Logos sagt, was er dann im zweiten Kapitel hinwieder vorbringt über die Bedeutung des römischen Logos und die Bedeutungslosigkeit römischer „Kunst" (mit einer eben so treffenden wie nach seiner früheren Definition von Kunst unerwarteten Parallele zur französischen oder französelnden Formlyrik unserer Tage): Das alles wird man ihm fast aufs Wort unterschreiben dürfen. Überhaupt ist das zweite Kapitel musterhaft geschrieben: klar und scharf disponiert und — ohne all zu vage Exkursionen!

Ja, die Exkursionen! Der „ungelehrte Mann" hat sein Werk denn doch mit einem ganzen Ballast von Gelehrsamkeit be-

schwert!! Freilich: ehe er Thatsachen unter einen künstlerischen Gesichtspunkt bringen konnte, mußte er genau um die Thatsachen selber wissen; nicht aber brauchte er uns darum seine Werkzeuge mit so viel Umständlichkeit bei jedem einzelnen Stückchen präsentieren. Für sein Buch ist die Gelehrsamkeit also oft „Ballast"! Geradezu lächerlich wirkt in dieser Beziehung der größte Teil des vierten Kapitels („Das Völkerchaos"), wo Ch. über zwei Bogen lang angelegentlichst über Rassengesetze und Blutmischung die bekanntesten Dinge vorträgt in der ausgesprochenen Meinung, damit „dem Leser die Augen erst geöffnet" zu haben! So etwas wie Überfluß an Bescheidenheitsmangel zeigt der ungelehrte Mann übrigens garnicht selten; ich wenigstens rechne hierher seine Unart, wiederholt in derbsten Worten „Herrn" Ranke, „Herrn" Renan oder „Herrn" Virchow abzufertigen, oder Sätze wie diesen: „Ich bin in dieser Beziehung eben so ignorant, als wäre ich der größte aller Gelehrten" (S. 277).

Im ganzen kann man sagen, daß das Buch dort schwächer wird, wo es weitschweifend und gar abschweifend wird, weil da bisweilen die Einheit der Komposition gestört, der scharfe Logos der Anordnung verwischt wird. Wird man mich verstehen, wenn ich sage: dem Buche fehlt die höhere Einheit des Tempo!? Das Buch hätte den halben Umfang haben können, ohne daß darum für das Thema wesentliche Dinge hätten ungesagt bleiben müssen. Auch für den Stil wäre es vielleicht besser gewesen, wenn Ch. die einmal fest ergriffenen Zügel auch energisch fest gehalten hätte und sie sich nicht zeitweilig hätte entgleiten lassen. „Das in Seide und Gold gekleidete, wie eine Tänzerin geschminkte Monstrum, Heliogabalus, wurde direkt aus Syrien importiert." Wie durfte solch ein Stilmonstrum in dieses Buch importiert werden! Oder Ausdrücke wie „die Abwesenheit" (statt: das Fehlen) „von Rasse"! Auch der zerfahrene Gebrauch des „wie" und „als": „ebenso leicht als wichtig", aber doch „so vorsichtig wie nur möglich", wird jedem norddeutschen Leser ein Greuel sein! Unsinnig ist oft auch die Interpunktion.

Man hat wohl über dieses oder jenes Buch gesagt, es sei so gut, daß es verdiene, besser zu sein: und das ist nun auch über diesen ersten Lieferungsband des Chamberlain-Werkes mein Schlußurteil!

-ns.



# Büchertisch.

Aseniieff, Elsa, Sehnsucht. Skizzen. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 69 S.

Beckmann, Joseph, Was ist uns Geld? Eine Studie über die Kapital-Wirtschaft der Gegenwart. Wien VII/2, J. Beckmann. 8°. 80 S.

Berlepsch, G. v., Heimat. Schweizer Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 231 S. M. 3,—.

Bettelheim, Anton, Acta diurna. Ges. Aufsätze. Neue Folge. A. Hartleben. 8°. 312 S. M. 4,—.

Busch, Prof. Dr. Wilhelm, Die Berliner Märztage von 1848. München, Oldenbourg. 8°. 74 S. M. 2,—.

Cohn, Dr. Heinrich, Die subjektive Natur des Wertes. Berlin, J. Guttentag. 8°. 88 S.

Dokumente der Frauen. Zeitschrift herausgeg. v. Auguste Fickert, Marie Lang, Rosa Mayreder. 14 tägig. Wien. 30 S. Schm. 8°. M. —,25.

Eckstein, Ernst, Der Herr von Glaustadt. Roman. Berlin, G. Grote. 8°. 354 S. M. 6,—.

Eremita, Stichproben moderner Litteratur. (Gegen Hauptmann, Sudermann u. Zola.) Gr.-Lichterfelde, Edwin Runge. 8°. 28 S. M. —,50.

Evans, E. P., Beiträge zur Amerikan. Litteratur- und Kulturgeschichte. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 424 S. M. 8,—.

Frei, Leonore, Gedichte. Berlin, F. Dümmler. 8°. 128 S. M. 1,50.

Friedrich, Gustav, Hamlet u. s. Gemütskrankheit. Heidelberg, Georg Weiß. 8°. 207 S. M. 3,—.

Guntram, Ernst, Mohnblüten. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 117 S. M. 2,—.

Hermann, H., Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 91 S. M. 1,50.

Heymel, Alfred Walter, In der Frühe. Gedichte und Sprüche. Bremen, Joh. Stern. 8°. 67 S.

Krane, Anna von, Traum u. Wahrheit. Gedichte. Düsseldorf, Selbstverlag. 8°. 108 S.

Mann, Heinrich, Ein Verbrechen und andere Geschichten. Leipzig, Robert Baum. 8°. 172 S.

Maupassant, Guy de, Gesammelte Werke. Deutsch von Gg. Freih. v. Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. Bd. VI. 261 S. à M. 2,—.

Maupassant, Guy de, Zur See. Deutsch von Else Otten. München, Albert Langen. 8°. 208 S. M. 3,50.

Masaryk, Prof. Dr. T. G., Palackys Idee des Böhmischen Volkes. Prag, Jac. Aug. Zallud. 8°. 74 S.

Mayer, Adolf, Österreichische Dichter des XIX. Jahrhunderts. Auswahl. Wien, Carl Graeser. 8°. 280 S. Geb.

Mayer, Eduard von, Die Bücher Kains vom ewigen Leben. Zürich u. Leipzig, Karl Henckell & Co. 8°. 130 S.

Megede, Johannes Richard zur, Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 2 Bde. 8°. 363 S.

Michaelis, Curt, Euphoria. Eine Liebestragödie. Erlangen, Fr. Junge. 8°. 36 S.

Mikolowitsch, Nikolai, Die Gottwerdung des Menschen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Chicago, Ill. Selbstverlag. 8°. 116 S.

Panizza, Oskar, Agnes Blannlekin, eine österreich. Schwärmerin aus dem 13. Jahrh. (Züricher Diskussionen 10./11.) Paris. 4°. 16 S.

Piper, Otto, Ut' ne lütt Stadt. 'ne plattdütsch Geschicht. Mit Biller van Gg. Braunmüller. Wismar, Hinstorff. 8°. 136 S. Geb. M. 3.

Pleitner, Emil, Heinrich Janßen, der butjadinger Bauernpoet. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). 8°. 72 S. M. 0,80.

Poetische Flugblätter, herausg. von Josef Kitir und Carl Maria Klob. (Nr. 15—16: Peter Altenberg. Ludwig Jacobowski. Mit Porträts.) 8°. Wien IV, Wohllebengasse 13. à M. —,20.

Prevost, Marcel, Camilla. Deutsch von Fanny Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 8°. 310 S. M. 4,—.

Rainaldy, Henri, Escarmonchons. Paris, Société libre d'Edition des Gens de lettres. 8°. 282 S.

Weiß, Karl, jr., Deutsche Dichtung. Bd. 1: Clara v. Gruner-Düring, Bertha Kaufholz-Opacic, Amalie v. Felburger-Wlassak. Dresden, E. Pierson. 8°. 96 S. M. 1,50.

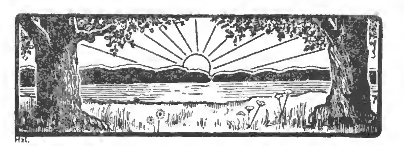


Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Christian Wagner.

(Nach dem Ölgemälde von Emilie Weisser.)




Band II. * 1899. * Heft 5.

# Zur Genesis der agrarischen Ideen.

Von Heinz Starkenburg.
(Berlin.)

So unstreitig Karl Marx recht hat, wenn er darauf hinweist, daß die großen epochemachenden Ideen der Weltgeschichte nicht aus dem Nichts entstehen, nicht gleich Minerva vater- und mutterlos aus dem Kopf eines Zeus entspringen, sondern notwendige Erzeugnisse ihrer Zeit, geistige Spiegelbilder ihres Milieus sind, so zweifellos ist es auf der anderen Seite doch auch, daß sie, wenn sie erst einmal geboren sind, sozusagen ein eigenes Leben entwickeln und weiterzeugend Wirkungen ausüben über den Bereich ihres Ursprungsmilieus hinaus. Darum wird es immer eine interessante Aufgabe für den Kulturhistoriker bleiben, die Entstehung, Wandlung, Fortentwicklung gewisser Ideengänge von weltgeschichtlicher Bedeutung zu verfolgen. — Diejenigen Gedankenkomplexe, welche heutzutage mit Vorliebe den Gegenstand solcher Betrachtung bilden, sind — auf nationalökonomischem Gebiete wenigstens — die des Sozialismus in seinen mannigfachen Erscheinungsformen und hier und da vielleicht auch einmal des Anarchismus. Ist man doch gegenüber der erdrückenden Wucht der Arbeiterbewegung in weiten Kreisen gegen die vielen anderen tiefgreifenden Probleme des Wirtschaftslebens fast gleichgültig geworden. Da ist es denn ein dankenswertes Thema, das sich einer unserer jungen Nationalökonomen gestellt hat, die Entstehungs- und Entwicklungs-Geschichte unserer agrarischen Ideen (Alexander Lewy, Zur Genesis der heutigen

agrarischen Ideen in Preußen. Stuttgart 1898. Cotta Nachf.) einmal an der Hand des Urmaterials darzulegen.

Es ist die andere Seite des Kapitalismus, die sich uns hier darstellt. Wenn die sozialistischen Ideen wurzeln in dem Gegensatz und Kampf der lebendigen Arbeit gegen das tote Kapital, so ist es hier der Ideenkreis des grundherrlichen Junkertums im Gegensatz gegen das städtisch-industrielle Bürgertum, der gebundenen, patriarchalischen Feudalwirtschaft gegen das System der Konkurrenz und des freien Spiels der Kräfte, was in den agrarischen Gedankengängen zum Ausdruck gelangt.

Zum erstenmal zur systematischen Durcharbeitung gelangt dieser Gegensatz in der preußischen Nationalökonomie im Anfang dieses Jahrhunderts; die Bauernbefreiung ist es, welche — als erster Hieb einer neuen Zeit gegen die Institutionen einer älteren, überlebten — zum erstenmal die Geister aufeinanderplatzen läßt. Die beiden Männer, in deren Schriften sich die entgegengesetzten beiden Auffassungen verkörpern, sind Chr. Jac. Kraus und Ad. Heinr. Müller. Kraus, Professor an der Universität zu Königsberg, war, obwohl im Centrum des feudalen Junkertums sitzend, ein überzeugter Anhänger der Ideen von Adam Smith, die er in seinen Kollegs weiter verbreitete und deren Wirkungen in jener radikalen Bureaukratie Friedrich Wilhelms III. deutlich genug zu Tage treten. Die Schmach der bäuerlichen Unfreiheit vor allem bildet den Mittelpunkt seiner Räsonnements, und man kann wohl mit Recht sagen, daß seine Lehren „die theoretische Basis der Agrarreform" abgaben.

Umgekehrt scharte sich die ganze Opposition — vor allem der hartnäckige Widerstand der ostpreußischen Stände — um den mittelalterlichen Romantiker A. H. Müller, einen Privatgelehrten in Leipzig, der sich in seinen Vorträgen und Schriften, besonders in den 1809 publizierten „Elementen der Staatskunst", zum fanatischen Fürsprecher der hochagrarischen Staatsanschauung aufwirft. Seine Ausführungen sind vor allem ein Kampf gegen das römische Recht, als die Hauptwaffe, mit der sich das neue Wirtschaftssystem seinen Sieg erfocht. Der ganze instinktive Gegensatz der beiderseitigen Weltanschauung tritt vielleicht in keinem Punkt schärfer zu Tage, als da, wo Müller die Unveräußerlichkeit der Familiengüter damit verteidigt, daß sie „durch die Sitte ganzer Jahrhunderte aufrechterhalten, befestigt und bekräftigt wurde", während Kraus die Gebundenheit des Grund und Bodens gerade mit dem Hinweis darauf bekämpft, „die Verhältnisse, aus denen

heraus sie sich entwickelten und unter deren Herrschaft sie vielleicht zweckmäßig und existenzberechtigt waren, seien längst überwunden".

An Müller und seine romantischen Parteigänger (Justus Möser, Bonald, de Maistre) schlossen sich im wesentlichen die Wortführer der Reaktion aus den beteiligten Interessentenkreisen an, aus ihren Werken schöpften sie die Beweisführung ihrer Reden und Schriften, soweit sie mit solchen hervortraten. Dies that in erster Linie der brandenburgische Großgrundbesitzer Fr. Aug. v. d. Marwitz und zwar mit solchem Temperament, daß er für einige Zeit sein Rittergut Friedersdorf in der Mark mit den unbequemeren Räumlichkeiten der Festung Spandau vertauschen mußte. Ziemlich an demselben Strang zog sein Standes- und Berufs-Genosse v. Bülow-Cummerow, der seit der Zeit der Freiheitskriege in einer ganzen Anzahl von Flugschriften die Interessen des Landjunkertums nicht ungeschickt verteidigte.

Die reaktionäre Opposition war denn auch nicht erfolglos. — Die Wahrheit, daß die Kulturentwicklung durch materielle Zustände erzwungen und nicht durch ideelle Gesetze gemacht wird, tritt ja in wenigem so deutlich zu Tage, wie in der Geschichte der preußischen Agrarreform. Angesteckt von den liberalen Ideen der englischen Nationalökonomie und der französischen Revolution, glaubte die auf der Hochschule fortschrittlich gewordene Beamtenklasse des preußischen Staates jene modernen Reformen auf ein Land übertragen zu können, das für sie noch nicht annähernd reif war. So war es denn kein Wunder, daß sie mit ihren Bestrebungen nach einem kurzen, siegreichen Anlauf im wesentlichen Fiasko machte und bald zum Rückzug blasen mußte. Auf die Edikte vom 9. Oktober 1807 und 14. September 1811 folgte schon am 29. Mai 1816 die „Deklaration zum Regulierungsedikt", der erste Erfolg der feudalistischen Reaktion, und machte die Errungenschaften der Reformzeit in den Hauptpunkten illusorisch. Aber das genügte ihr noch keineswegs, sondern sie holte zu weiteren Schlägen gegen das ganze neue System aus. Die von Adam Müller herausgegebenen „Deutschen Staatsanzeigen" wurden zum Organ dieses planmäßigen Kampfes, in dem die agrarischen Kämpen: Landrat Wilhelm v. Schütz, Hofrat Ludolph Beckedorff u. a. die Feder gegen die liberale Regierung schwangen. Und Schritt für Schritt mußte diese den Rückzug antreten.*) Auch die maßvolle Gemeinheitsteilungsordnung vom

*) Instruktion für die Regierungen vom 28. Oktober 1817, Verordnung vom 9. März 1819, Verordnung vom 17. Januar 1820.

7. Juli 1821 erfuhr scharfen Angriff und hatte de facto recht geringen Erfolg.

Erst die politische Bewegung der deutschen Revolutionszeit führte wieder zu einer Sammlung und einem energischen Vorgehen des wirtschaftlichen Liberalismus. In Pet. Fr. Reichensperger („Die Agrarfrage aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie, der Politik und des Rechts ꝛc. Trier 1847) entstand ihm ein neuer geistiger Vorkämpfer, und so heftig die konservative Opposition, namentlich in der ersten Kammer, sich wehrte*), so mußte sich das Ministerium Manteuffel unter dem Druck der öffentlichen Meinung schließlich — sehr gegen seinen Willen — zu den Gesetzen vom 2. März 1850 verstehen, welche die Reformgedanken der napoleonischen Epoche wieder aufnahmen und fortführten.

Aber noch einmal erfolgte ein Rückschlag der Reaktion. Der heftige passive Widerstand des Grundadels im Verein mit der politischen Reaktion der fünfziger Jahre ließ die Gesetzgebung nicht zum vollen Erfolge kommen. Die Schwerfälligkeit des Bauerntums that das ihre, und der geistige Kampf gegen den Liberalismus setzte mit alter Kraft wieder ein. Er konzentrierte sich jetzt vor allem in dem „Verein zum Schutze des Eigentums und zur Förderung der Wohlfahrt aller Volksklassen“, als dessen A und O wiederum v. Bülow-Cummerow figuriert. Und wieder wich die Regierung mit der Deklaration vom 24. Mai 1853 den vorwärts gethanen Schritt zur Hälfte zurück. Die agrarische Partei wurde dadurch natürlich nur gestärkt. Neben der rühmlichst bekannten „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung“ wurde jetzt von der Mitte der fünfziger Jahre ab namentlich die Berliner Revue ihr litterarisches Organ, in dem der Feldzug gegen die Agrarreformen und gegen die Ideen Reichenspergers mit der alten Kraft, aber auch mit den alten, abgedroschenen Gründen, fortgeführt wurde. Und zunehmend gewann die konservative Sozialpolitik an Boden.

Aber nun setzte allmählich auch die materielle Entwicklung ein, die bis dahin als Basis der liberalen Theorie in Deutschland so ziemlich gefehlt hatte. Die Großindustrie und der Kapitalismus brachen sich Bahn und erzwangen sich, mit Riesenschritten vorwärts schreitend, die planmäßige liberale Wirtschaftspolitik der Jahre 1867—1877. Damit verliert die agrarische Reaktion den Boden unter den Füßen. Die-

*) Vergl. die Reden der Abg. Stahl, v. Itzenplitz, v. Manteuffel, v. Helldorf, v. Gerlach, v. Witzleben, v. Limburg-Stirum, v. Bethmann-Hollweg, Graf Rittberg u. a.

jenigen Schriftsteller, welche jetzt den Kampf der Landwirtschaft gegen den industriellen Kapitalismus und Liberalismus aufnehmen (Rodbertus, Rudolph Meier) bringen gleichzeitig ein neues Moment in die Diskussion, sie verquicken sich mit sozialistischen Ideengängen, eine Tendenz, die — leicht erklärlich aus der Gemeinsamkeit des Gegners und der teilweisen Ähnlichkeit des Kampfes — auch in dem jüngsten Wiederaufleben der agrarischen Sonderbestrebungen deutlich zu Tage tritt (landwirtschaftliches Genossenschaftswesen, Antrag Kanitz).

Im ganzen aber hat die materielle Entwicklung den feudalistischen Neigungen so völlig den Boden entzogen, daß sie auf dem Gebiet der inneren Agrarpolitik wohl kaum mehr zu ernstlicher Bedeutung gelangen werden. Soweit heute junkerlich agrarische Bestrebungen in der Wirtschaftspolitik hervortreten, haben sie sich in der Hauptsache auf die (innere und äußere) Handelspolitik geworfen. Die Gefahr, die dem Landjunker vom Bauer und der Geltendmachung seiner Interessen droht, ist gering gegen die von seiten des Großhandels und der Exportindustrie; an die Stelle der Phrase von der Erhaltung des adligen Familiengutes ist heute die vom Schutz der nationalen Arbeit getreten. Aber „Name ist Schall und Rauch". Der Inhalt ist der gleiche geblieben: Auspowerung des Volkes zu gunsten des junkerlichen Säckels. Darauf haben die Junker sich immer gut verstanden und diesen Idealen werden sie so lange nachstreben, bis die elementare Macht der Thatsachen ihnen zeigt, daß ihre Zeit vorbei ist.



# Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution.

Von Karl Bleibtreu.
(Berlin.)
(Schluß.)

Der Bürgerkrieg war beendet. Die ganze Korrespondenz des verräterischen Königs fiel mit der Bagage in die Hände der Sieger, die nun sein perfides Ränkespiel vor aller Welt belegen konnten. Unaufhaltsam folgte Schlag auf Schlag, alle Burgen des Royalismus

ergaben sich nacheinander, vor allem die Hochburg Bristol an Cromwell, der zugleich Wales in herrlichen strategischen Märschen eroberte. Chester, Newark, Belvoir wurden belagert, Monmouth und Hereford genommen, bei Rowten Heath der König beinahe selber niedergehauen, an dessen Seite sein Vetter Earl Lichfield fiel. Der ritterliche, alte Ritter Astley, der allein noch die Fahne hochhielt, mußte bei Stow-in-the-Wold sich ergeben, der König und Lord Ashburnham flohen von Oxford zu den Schotten, die ihn für 400 000 Pfund ans Parlament auslieferten. Von jetzt ab trat in England allgemeine Beruhigung ein, und Cromwell beeiferte sich, den Besiegten möglichste Amnestie zu verschaffen. Man schonte das Leben, legte nur ausnahmsweise Güter in Beschlag und geringe Strafgelder auf. Ein Versuch Sir Marmaduke Langdales, mit Hülfe der Schotten Nordengland zurückzuerobern, ward von Cromwell selber bis zur absoluten Vernichtung bestraft: die Schlachten bei Warrington und Preston krönten eine herrliche strategische Operation auf der inneren Linie. Nachdem des Königs Haupt gefallen, herrschte unbedingte Unterwerfung, bleicher Schrecken unter den Royalisten, und die Ablehnung der neuen Ordnung der Dinge — Errichtung der Commonwealth, der Republik von Großbritannien und Irland — durch Schottland und Irland bot dem neuen Herrn „im Namen des Parlaments“ nur neue Lorbeeren. Cromwells Eroberung Irlands, sein großartiger Sieg bei Dunbar unter widrigsten Umständen über die schottische Übermacht und sein zweimaliger Einzug in Edinburg, warfen beide Länder unbedingt zu seinen Füßen. Von da an beginnt die Weltpolitik des Lord-Protektor, seine Meerherrschaft durch die neugeschaffene Milizflotte unter dem Privatgelehrten Blake, seine Niederwerfung der holländischen See-Rivalität, Demütigung Spaniens, Einschüchterung Frankreichs.

Welche Lehre ziehen wir nun aus dem Erfolg des Bürgerkrieges? Der Royalismus, nach Geist und Bildung des Adels nicht ohne tüchtige Grundlage, z. B. weit dem Bildungsstand des heutigen deutschen und österreichischen Junkertums überlegen, ferner in der Person König Karls selber mit einem ansehnlicheren Oberhaupte versehen, als sonst gemeinhin Monarchieen aufzubringen vermögen, mit allen militärischen Institutionen des Landes ausgerüstet, führte den Kampf tapfer, hartnäckig. Auch die zum Äußersten entschlossene Erbitterung mangelte so wenig, daß z. B. Rupert einmal 13 gefangene „Rundköpfe“ ohne weiteres aufknöpfte, wofür Cromwell sofortige „Repressalien“ schwor. Hier paßt also ganz und gar nicht die gewöhnliche Auslegung, die bei den

französischen und anderen Revolutionen zutraf, daß die Staatsgewalt schwächlich und feige den Kopf verloren und nur so ihre Besiegung ermöglicht habe. Dem gegenüber kämpft der Reichstag, vorerst überwiegend aus gemäßigten konstitutionellen Freisinnigen zusammengesetzt, mit London und einem Teil kleinerer Städte als Rückhalt, nebst puritanischen Distrikten wie Leicestershire (Cromwells Heimat), während andere Provinzen, z. B. Devonshire, durch und durch royalistisch blieben. Die Masse der Bevölkerung im Norden und Westen war politisch indifferent, also „loyal", solange der Umsturz nicht entschieden, teilweise aber sogar eifrig königlich gesinnt. Trotz so großer Überlegenheit vermochte der Royalismus nicht Herr zu werden, weil die Hauptstadt zu hitzigem Widerstand entschlossen blieb und es einem halbwegs verständigen Monarchen schwer fällt, seine Hauptstadt durch rücksichtslose Gewaltthat für immer zu entfremden. Diese Zögerungen des Königs, die feste Haltung Londons, der steigende Einfluß der Radikalen imponierten immerhin so sehr, daß die schottischen Presbyterianer sich allmählich zu Bündnis und Unterstützung ihrer englischen Brüder bewogen fühlten. Dies alles hätte aber die endliche Unterwerfung des Parlaments nicht aufgehalten, wenn nicht die Radikalen, vor Sein oder Nichtsein gestellt, sich nun wie ein Mann erhoben und ihren Fanatismus in den Dienst ihres auf den Schild gehobenen, plötzlich gefundenen Häuptlings gestellt hätten. Von diesem Augenblick an war aber das Schicksal des Royalismus entschieden: er kann niemals standhalten, sobald die Leute, die nichts mehr zu verlieren und alles zu gewinnen haben, den Kampf bis aufs Messer durchführen und dabei den geeigneten Führer finden. (Daß letzterer sich aber in solchen Zeitläuften immer findet, bewies noch 1870 das Beispiel Gambetta, ebenso der amerikanische Bürgerkrieg und die ungarische Empörung.) Da also der denkbar stärkste Royalismus sofort von einer prozentual nicht zahlreichen Radikalpartei weggeweht wurde, so lehrt dies historische Ereignis die unwiderstehliche innere Stärke einer geistig vorbereiteten und unerschrockenen Revolutionsbewegung selbst unter wenig günstigen materiellen Verhältnissen.

Karl I. selber darf weder mit Ludwig XVI. noch Karl X. und Louis Philipp verglichen werden. Von nicht geringen Gaben, persönlich tapfer, schwankte er freilich als Politiker, zur Unzeit starrköpfig oder nachgiebig. Die ihn aber darob verhöhnen, vergessen wohl, welch unberechenbarer Gegner ihm in Cromwell den Weg kreuzte, der ihn völlig verwirrte, da er mit der üblichen naiven Selbstüberschätzung der Staats-

vertreter nicht begreifen wollte, ein nicht „studierter“ Demagoge könne als Staatsmann mehr verstehen, als ein im zünftigen, bureaukratischen Diplomatentum erzogener Fürst, der seinen „Fürsten“ Machiavellis auswendig konnte! Auch wird dies eigentümliche Schwanken bei jedem Monarchen eintreten, der sich einer wirklichen Revolution gegenübersieht, wo mit bloßen rohen Gewaltmitteln nichts mehr auszurichten ist. Als Privatmann einfach tadellos, ist Karl I. als Fürst treulos, hinterhältig, launenhaft und dünkelhaft gewesen, obschon ihn selbst der maßvolle Macaulay noch zu schwarz malte. Er war eben überzeugt, von Gottes Gnaden zu allem berechtigt zu sein, was seiner Unfehlbarkeit einfiel, und Rebellen nie Treu und Glauben schuldig zu sein. Seiner Sache nützte er zuletzt am meisten durch seinen würdevollen und heldenhaften Tod. Cromwell hatte ihn so lange wie möglich retten, d. h. außer Landes entwischen lassen wollen; da aber nichts verfing, und ein lebender König selbst im Kerker eine stete Gefahr für die zu gründende Republik bildete, so mußte man sich eben mit dem Odium eines hingerichteten Königs belasten. Obschon dazu gezwungen und den Schlag als warnenden „Terreur“ richtig berechnend, mußte man aber nachher die Lehre ziehen, daß derlei nie von der Menge gebilligt wird, daß man dem Gegner nie den Schein des Martyriums lassen darf.

Alles, was England ist, innen und außen, verdankt es Cromwell; die britische spätere Weltpolitik nahm nur seine Ideen wieder auf. Unter Karl I. war es eine Macht zweiten Ranges, der Protektor hinterließ es als angehende Weltmacht. Und wohl mag Macaulay in seinem pompösen Stil ausmalen, was ein Engländer fühlte, als er nachher Karl II. als Pensionär des Franzosenkönigs ludern, die holländische Flotte wieder höhnend die Themsemündung hinauffahren sah, einen Besen am Mast, die stolze Insel wehrlos nach außen und neu verrottet im Innern — und da des Mannes gedachte, der Englands „größter Fürst“ gewesen ist, dessen Gebeine man aus der Gruft gerissen und geschändet hatte.*) Eine tiefere Schande namenlosen Undanks und niedriger Heuchelei hat noch kein Volk auf sich geladen, als dies englische, das heute noch seinem größten Thatmenschen die Westminsterstätte weigert, ja, nirdendwo ein Denkmal seiner Größe setzte, indes heute noch die Statue des elenden Karl II. Charingcroß besudelt — wie ein Pranger offizieller Borniertheit und sittlicher Verkommenheit. Cromwell

*) Sie sollen angeblich aufgelesen und in stiller Nacht auf dem Naseby-Feld, dem Schauplatz seines Sieges, von Getreuen beigesetzt worden sein.

hat freilich ein Gedächtniszeichen nicht nötig, denn Englands Größe ist sein bleibendes Denkmal, und Carlyle schrieb mit Recht: „Laßt den Helden ruhen, es war nicht das Urteil der Menschen, an das er appellierte!“ Puritaner oder nicht, nie gab es weitere religiösere Toleranz, als unter seinem Zepter; er brachte das Kunststück fertig, alle religiösen Parteien scheinbar zu versöhnen, und es wird sein schönster Ruhmestitel bleiben, daß anerkanntermaßen das unglückliche Irland, nachdem er den klerikalen Royalismus dort strenge in Blut erstickt, nie eine so milde und gerechte Regierung genossen hat, wie unterm Lord-Protektor. Daß Cromwell genötigt war, gegen die Kommunisten (Levellers) einzuschreiten, wird man ihm schwerlich verdenken können, da diese Schwärmer Dinge in die Praxis übersetzen wollten, für welche die Zeit nicht im entferntesten reif war, und die den Begriff der Republik für das Verständnis der Nation unmöglich gemacht hätten. Ob er aus tiefen politischen Gründen, um die Festigkeit der Nachfolge zu sichern, ein Familienerbrecht durchführen und sich zum König ernennen lassen wollte, auf Drängen der gemäßigten Mittelparteien, blieb ungeklärt. Jedenfalls kam es nicht dazu. Mag man die Überschwänglichkeit seiner Bewunderer ablehnen, den ganzen Mann kennzeichnet seine Frage auf dem Totenbette: ob man „aus der Gnade fallen“ könne? „Denn ich weiß, daß ich einst in der ‚Gnade‘ war.“ Auch giebt es kein edleres Schriftstück von ergreifender Einfachheit und Erhabenheit, als seinen Brief nach „Marston-Moor“ an einen Freund, dem er den Heldentod seines jungen Sohnes direkt vom Schlachtfeld zugleich mit der Siegesbotschaft anzeigte. Mit Napoleon ihn zu vergleichen, wäre müßig, da die Verschiedenheit des phrasenlosen Germanen von dem pomphaften Romanen zu sehr ins Auge fällt, auch Unterschiede der Zeit und Bildung mitsprechen. Napoleon ist eine so einzigartige Erscheinung dämonischer Genialität, der einzigste, auf den der Begriff des „Übermenschen“ passen dürfte, daß die derbe Menschlichkeit des englischen Helden daneben abfällt. Auch haben ersteren berechtigterweise nicht die Skrupel geplagt, die dem Puritaner jeden Schritt vorwärts sauer machten: daß man gegen Versuchungen des persönlichen Ehrgeizes ringen müsse, fiel dem Korsen nicht im Traume ein, und er hielt sein despotisches Imperatortum für etwas Selbstverständliches. Darin aber stimmten beide überein, daß sie, bei aller Nüchternheit realistischer Praxis ideale Phantasiemenschen, sich für „erkorene Werkzeuge der Vorsehung“ hielten und daß ein unausrottbarer Mystizismus auf dem Grunde ihrer Weltanschauung lag, der bei aller scheinbaren Heuchelei äußerer Haltung sie

innerlich vor jeder bewußten Unredlichkeit bewahrte. Sie nahmen ihre „Mission" bitterernst, die Mission, in Genie-Diktatur das für ihre Zeit Lebensfähige der Revolution zusammenzufassen. Dies Pflichtgefühl, sei es nun auf Wahrheit oder Selbsttäuschung gegründet, mußte aber im religiösen Puritaner ungleich stärker sein, und es war mehr als Zufall, daß Cromwell trotz gleichen persönlichen Alleinherrschaftstriebes doch vor dem äußerlichen Monarchen-Brimborium Napoleons behütet blieb und sozusagen als „Erster Konsul" in noch republikanischer Staatsform starb. Da nun Napoleon sozusagen als Naturwunder, das einmal und nicht wieder kommt, sowohl in den Dimensionen seines unnatürlichen Genies als in der Riesenhaftigkeit seines historischen Piedestals, uns in keiner Weise maßgebende Normen hinterließ, so ist auch hier der Puritanerrevolution-Vollstrecker für uns viel lehrreicher. Daß letzterer binnen weniger Jahre ein erschüttertes und geschwächtes Staatswesen zu ungeahnter, unerhörter Stärke emporbrachte, wird niemanden wundern, da wir eben am Beispiel Napoleons das nämliche Experiment wiederholt sahen: eine Revolution spannt alle Kräfte des Volkes an, und wenn sie, was erfahrungsgemäß fast immer eintritt, aus ihrem Schoße eine große Persönlichkeit gebiert, so wird deren Diktatur diese Kräfte zu einer neuen Ordnung verschmelzen, die von selbst ein Übergewicht über alle veralteten Staatswesen verbürgt. Ebenso möchten wir als wahrscheinlich annehmen, daß keine echte und wirkliche Revolution, die eben niemals eine nur „soziale" und wirtschaftliche bleiben kann, je anders als mit Waffenkämpfen und Bürgerkriegen durchfochten werden wird. Auch der amerikanische Sezessionskrieg spricht dafür. Da ist nun wieder bemerkenswert, daß die Militärdiktatur, wie sie auch im puritanischen Amerika sich nie als republikgefährdend einzubürgern vermochte, in der englischen Revolution, obschon dort statt der wohlfeilen Mäßigung mittelmäßiger Washington und Grant ein leidenschaftliches Genie seine Diktatur einführte, keineswegs in äußerlich monarchistische Bahnen abirrte wie in der französischen. Vielmehr sind es gerade die Offiziere und Soldaten des Cromwellschen Veteranenheeres gewesen, die jeden Versuch, ihren angebeteten „Richter Israels" zu „heidnischem" Monarchentum zu verlocken, im Keim erstickten: abfällige Kritiker Cromwells meinen geradezu, daß nur Rücksicht auf die drohende Stimmung des Heeres den „Usurpator" verhindert habe, sich zum König auszurufen. Jedenfalls braucht man nur eine bekannte Adresse des „armen Heeres" ans Parlament, nach Niederwerfung Karls, zu lesen, worin es wörtlich heißt: weil sie Krieger seien, hätten sie doch nicht auf-

gehört, englische Bürger zu bleiben, — um den ganzen Unterschied von den Gloire-Legionen des gallischen Cäsar herauszuhören. Dies zeigt also wiederum, daß die Ideen der Freiheit und Gleichheit sich dem englischen Volke durch seine Revolution viel sicherer eingeprägt hatten, als dem französischen. Wenn sogar die „bewaffnete Macht", auf welche die Staatsgewalt ihr Recht des Stärkeren stützt, so durchaus antimonarchisch fühlte, so muß man doppelt erstaunen, daß nach Cromwells Tode diese so gesunde und markige, nach außen glänzend gebietende und nach innen festgeordnete Republik in Trümmer ging, ja, sich ohne Schwertstreich auflöste und vor dem verächtlichsten Monarchen- und Adelsgesindel, das je die Erde unsicher gemacht, unterthänigst kapitulierte.

Mit der Erklärung, das 17. Jahrhundert sei eben für die erstaunliche Thatsache einer Republik mit Abschaffung der Adelsvorrechte mitten im monarchischen Europa noch nicht reif gewesen, kommt man nicht weit. Denn England, wie schon früher betont, war durch jahrhundertlange parlamentarische Kämpfe, sowie die altsächsischen Volksfreiheiten lange vorbereitet, durch das religiöse Pathos der puritanischen Litteratur ethisch überzeugt. Wenn also die relative „Loyalität" des Volkes, hauptsächlich des Landvolkes, nochmals dem Königtum eine Brücke baute, so lag der Grund eben in thatsächlicher Unzufriedenheit mit der revolutionären Regierung. Daß man, trotzdem man lange wie betäubt den Reaktionsorgien der Stuart-Kavaliere zusah, keineswegs die Wiederkehr des abgeschafften Absolutismus gewünscht hatte, zeigte sich ja bald genug. Ebenso rasch wie die Bourbons nach ihrer Restauration, wurden die Stuarts nun wieder beseitigt, diesmal endgültig, und ein für allemal das alte Gottesgnadentum aus Großbritannien vertrieben. Dem Wesen nach hat also die „große Rebellion" in England geradeso gesiegt wie in Frankreich: von da ab sank das Königtum zu bloßem Dekorationsstück herab, und die vielgeschmähte Adelsoligarchie atmete denn doch einen Freiheitssinn — man denke an den älteren Pitt und an Fox —, von dem sich Europa im 18. Jahrhundert sonst nichts träumen ließ. Woher nun also jener seltsame sofortige Sturz der Cromwellschen Puritanerherrschaft, die doch äußerlich jeden Patrioten befriedigen mußte? Es mögen ja auch hier wirtschaftliche Unterströmungen mitgespielt haben, obschon uns keine dokumentären Belege dafür vorliegen; aber die sogenannte „materialistische" Geschichtsschreibung wird eben zu kolossalem Humbug, sobald sie ihr an sich richtiges Prinzip einseitig auf die Spitze treibt. Derlei unklar gefühlte Klassen- und Wirtschaftskämpfe — vielleicht handelt es sich um den

alten Haß der Agrarbevölkerung gegen die Städte, die in jeder Revolution die entscheidende Rolle spielen — führen nie zu solch plötzlicher Zuspitzung, daß ein materiell wohlthätiges und imponierendes Staatsgebilde auf einen Schlag davon weggespült würde. Auch die politische Unfähigkeit Richard Cromwells und Monks Verrat konnten nur als zufällige Nebenursachen diese blitzschnelle Beseitigung der Republik herbeiführen. Das Heer, also die eigentliche Staatsmacht, war ja in seiner Masse noch ganz und gar anti-monarchisch und gab vielmehr nur dem Drucke des Volkes nach. Denn ohne Zweifel war es gerade die Obmacht des Militärs, dieses merkwürdigen „stehenden Heeres" von Miliz-Veteranen, und der zelotische Terrorismus des Puritanertums, was die Nation erbittert als unerträglich empfand. Wir betonten eingangs, daß die Kavaliere trotz liederlichen Lebenswandels im ganzen einen hohen, manchmal sogar höchsten Bildungsstand erreichten, ähnlich wie die Voltairianische Noblesse von 1789. Karl I. selbst war kein gewöhnlicher Mensch, fleißig und sehr unterrichtet, er und seine Kavaliere lasen mit besonderem Verständnis ihren Shakespeare, der von der Masse puritanischer Sozialdemokraten als unnützer Komödienschreiber in die Acht erklärt worden war. In den leitenden Kreisen der Revolution fehlte es freilich nicht an Hochgebildeten, und Cromwell selbst war so wenig kunstfeindlich, daß er die Rafaelischen Zeichnungen als Nationaleigentum (in Hampton Court) erwarb und seinen Hofdichter Waller begönnerte. Auch erhob sich der von seiner Herrschaft herabgestürzte Puritanismus nachher in Milton und Bunyan zu frischer geistiger Höhe und nahm eine litterarische Vergeltung, die uns die immanente Gerechtigkeit der Dinge bewundern läßt. Denn nun stand die akademische Religionsdichtung der puritanischen Ideologie nicht mehr dem erhabenen Realismus der Natur selber in Shakespeare gegenüber, sondern der gleichfalls akademischen, aber sittlich verderbten Kavalierlitteratur der Dryden, Congreve, Wycherley. Und so vollständig war der litterarische Sieg, der sich später in der Moraldidaktik und der hyperkorrekten „Sittlichkeit" der ganzen neueren Litteratur Englands fortspann, daß die offizielle britische Ästhetik nur mit augenverdrehendem Kanzelpathos über die Stuart-Poesie den Stab bricht, als sei sie nur Unfläterei und nicht ein gut Stück Talent gewesen. Erst mit Befremden, dann mit steigendem Unwillen sah die Nation Karls II. zu, wie die wieder herbeigesehnte gute, alte Zeit sich in der Wirklichkeit ausnahm. Denn es wird allemal jeder Reaktionsepoche zum Fluch, daß sie nichts lernte und nichts vergaß. Die Kavaliere Karls II. besaßen

nur noch die Laster, nicht die Vorzüge ihrer Vorgänger, von denen ohnehin der beste Teil im Bürgerkriege fiel, so daß ehrwürdige Überbleibsel wie Herzog Ormond (Irland) und Gräfin Derby (Souveränin der Isle of Man) sich mit Entsetzen von dieser „Restauration“ abwendeten. Aber würde das Volk sich so rasch aus byzantinischem Taumel ermannt haben ohne die Erlebnisse der Revolution? Ohne die kurze Erziehung der Puritanerherrschaft, würde man gegen die kirchliche Borniertheit, höfische Tyrannei, junkerliche Immoralität einen solchen Fond von Freiheitssinn und Sittlichkeit bewahrt haben? Unter dem hyperideologischen Zelotendruck hatte man nach merry old England geseufzt, aber dessen Naivetät schwand unwiderbringlich und dessen Zerrbild verpönte der moderne bürgerliche Geschmack erst recht. Das alte volkstümliche Theater hatte man unter Cromwell vermißt, aber die aristokratische Luxuslitteratur der Stuart-Reaktion bot dafür keinen Ersatz. So hat denn der Puritanismus im großen endgültig gesiegt, und der angelsächsische Radikalismus erlebte den Triumph, daß ein Urenkel des Kavalleriegenerals Byron der mächtigste Revolutionssänger wurde. Wenn also trotzdem äußerlich die Puritanerrepublik nur vorübergehend sich halten konnte, so lerne man daraus, daß jeder Parteifanatismus sein Herrscherrecht verliert, sobald er allen Volkskreisen seine exklusive Weltanschauung als alleinseligmachend aufzwingen will. Denn keinen Zwang erträgt der Mensch, auch nicht den im Namen der Freiheit!



# Christian Wagner,

## ein Dorfphilosoph und Bauernpoet.

Von Julius Hart.
(Berlin.)

Ich will von einem einfachen schwäbischen Bauern erzählen, der, in drückender Not und ärmlichen Verhältnissen herangewachsen, ganz durch eigene Kraft sich zu einer Höhe echter und reiner Bildung emporgearbeitet hat, welche auch den tiefsten Geistern unserer Zeit fruchtbare Anregung zu geben vermag. Christian Wagner, der Bauern-

Philosoph und Dichter von Warmbronn, ein deutscher Tolstoi, der aus dem armen Volke selber hervorgegangen, ist allerdings in seiner schwäbischen Heimat seit einigen Jahren kein Unbekannter mehr. Ja, Richard Weltrich, der bekannte Schillerbiograph, hat sogar ein umfangreiches Buch*) über ihn geschrieben und kürzlich veröffentlicht, welches eine außerordentlich tiefe Verehrung für den merkwürdigen Mann an den Tag legt und in sehr gründlicher Weise das Verständnis für dessen phantasievolle, mystisch-materialistische Weltanschauung zu wecken und den künstlerischen Wert seiner Lyrik zu bestimmen sucht. Und das wird man Weltrich sofort zugeben: Christian Wagner ist mehr als Johanna Ambrosius, als Denker wie als Dichter überragt er sie um ein Bedeutendes, und seine Philosophie trägt viel eigenartigere Züge, ist selbständiger und in weit höherem Maße auf eigenem Grund und Boden erwachsen, als die des bekannten österreichischen Bauerndenkers Conrad Deubler.

Notwendig ist es allerdings, daß man diese Art von Volkspoesie und Volksphilosophie in ihrem Wesen richtig zu erkennen sucht und daß man sich vor einer Überschätzung hütet. In den meisten Fällen ist es zunächst mehr das soziale, als das künstlerische Gewissen, welches die lebendige Teilnahme für die Armen und Enterbten in uns erweckt. Die Johanna Ambrosius-Bewegung war eine Wohlthätigkeits-Bewegung in erster Reihe, — nicht eine litterarische, und sie ist rasch verlaufen, wie alle diese Fluten rasch verlaufen, sobald der Zweck des Helfens und des Mitleids einigermaßen erreicht war. Daß die Gedichte der ostpreußischen Bäuerin eine Rolle in der Entwickelungsgeschichte unserer Poesie nicht spielen können, liegt ja auf der Hand. Wir ehren den tiefen und großen Bildungsdrang dieser Dorfeinsamen, die unter den widrigsten Verhältnissen, bedrückt von schwersten Lebenssorgen, ohne Lehrer, ohne Schulerziehung, doch unser bestes Wissen sich angeeignet haben und zu einer freien Höhe emporgestiegen sind, zu der auch von den akademisch Erzogenen immer nur wenige gelangen. Wir freuen uns auch ein wenig, wie die Milieu-Weisheit, daß der Mensch nur eine Schöpfung seiner Umgebung sei, diesen Erscheinungen gegenüber — arg

*) Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie von Richard Weltrich. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck, nach dem Gemälde von Emilie Weißer. Stuttgart. Strecker & Moser. M. 6. — Werke des Dichters: „Sonntagsjäger," „Weihegeschenke." (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.) „Neue Dichtungen." (Stuttgart. Strecker & Moser. Geb. 3 M.) „Neuer Glaube." (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

in die Verlegenheit kommt. Aber wir wollen uns auch nicht zu sehr wundern. Buch und Zeitung finden heute überallhin ihren Weg und wirken vielfach eindringlicher und unmittelbarer, als der Schulunterricht. Und Geistesbildung ist noch etwas ganz Anderes, Reineres und Mächtigeres, als nur Gelehrsamkeit. Leben und Natur sind zuletzt die eigentlich formenden Meister, und sie reden zu jedem, der mit offenen Sinnen und bereitem Herzen durch sie dahingeht.

Auch Christian Wagner ist, wie die meisten dieser Autodidakten, keineswegs das, was man in Hinsicht auf die künstlerische Art und den Stil einen Volksdichter zu nennen pflegt. Er spricht durchaus als gebildeter Mann zu gebildeten Hörern. Wie wir anderen hat auch er aus Litteraturgeschichte und Poetik, wie aus den Werken der führenden Meister die Formenkenntnis sich angeeignet und dichtet Hexameter und Pentameter wie nur irgend ein armer Humanistenschüler, der neun Jahre seines Lebens bei Homer und Vergil, bei Sophokles und Horaz geschwitzt hat. Ja, er ist mit in erster Linie ein philosophischer Lyriker, ein Verwandter Schillers, und erschließt sein tieferes Wesen nur einem gründlicher geschulten Leser, der geneigt ist, mit ihm in die dunkelsten Schachte der Welterkenntnis hinabzusteigen. Was die geistigen Werte angeht, so wüßte ich von unseren zeitgenössischen Lyrikern kaum ein halbes Dutzend, die soviel bieten wie er, die gleich ihm uns in die Zauberwelt des höheren menschheitlichen Kämpfens und Ringens einführen. Innerlich steht Christian Wagner hoch über jeder Dorfbildung und Bauernkultur. Er beherrscht die Summe des Wissens unserer Zeit. Er ist, wenn auch kein umfassender und vielseitiger Poet, wenn auch kein Kunst- und Stilerneuerer, keine großschöpferische Kraft, — doch eine rechte Künstlernatur, eine eigene Persönlichkeit, ein ungewöhnlich fein empfindender Lyriker, der nicht nur als „Landproletarier“ um seiner sozialen Stellung willen, sondern auch eine rein ästhetische, tiefere Teilnahme erweckt. Wohl verrät öfter eine gewisse Unbeholfenheit, ein naives Ungeschick im Ausdruck, ein grammatikalischer Fehler den Dorfphilosophen, den Bauernpoeten, und man merkt eine harte, schwielige Bauernhand, die doch etwas zitternd die Feder führt. Aber ebenso oft überrascht auch die allerfeinste Künstlerhand, — ein Rhythmus und ein Reimklang von süßestem Wohllaut klingt in unser Ohr, und wir lauschen einem Sprachmeister, der den Inhalt seines Geistes in die vollkommensten und lebendigsten Worte umzusetzen versteht, mögen auch Form und Technik vielfach etwas überlebt sein und nach dem ewig Gestrigen schmecken.

Im Grunde nur Alltägliches, und doch genug von der Tragik der Alltäglichkeit weiß Weltrich aus dem äußeren Leben des nun Dreiundfünfzigjährigen zu berichten. Es war das arbeitsharte, einförmige Leben eines Kleinbauern, das ewig in demselben Gleise sich bewegt und ewig auf demselben kleinen Fleckchen Erde sich abspielt. Der Dichter sieht's nicht mit dem Auge eines städtischen Idyllikers und eines Dorfnovellisten an. Wie dumpfe Last liegt vielmehr das Öde dieser engen Welt auf ihm:

Montag erst. — Entsetzlich! — Freudelos
Neu beginnen, wo die Woche schloß . . .
Dienstag erst. — Entsetzlich! — Ohne Sinn
Spinnen neu des Lebens Grau Gespinn . . . .
Und so weiter, jeder Tag entsetzlich, auch der Feiertag:
Sonntag heut'. — Entsetzlich! — Wieder neu
Segeln an dem Leuchtturm hier vorbei!" . . . .

Einsam lebt er auch unter den Leuten des Dorfes. Eine tiefe Kluft trennt ihn, den seligen Schwärmer, den reinen und vollkommenen Idealisten, der nichts giebt auf die irdischen Schätze, welche der Rost frißt, von diesen harten Bauernpraktikern, den gierigen und knauserigen Geldsackmenschen. Mit heimlichem Mißtrauen und schlechtverhohlenem Übelwollen, durch und durch verständnislos, stehen sie ihm gegenüber. Als seine erste Frau in Irrsinn verfiel, meinen sie, daß sie wohl von ihm verhext worden sei, habe er doch öfter von . . . Hexametern gesprochen. Verwunderlich muß ihnen ja der seltsame Heilige erscheinen, der wie Tolstoi darnach strebt, seine Weltanschauung auch in That umzusetzen und aus zärtlichster, innigster Liebe für alles, was da kreucht und fleugt, was da wächst und blüht, sein kleines Ackergut zu einem Asyl der Tiere macht. Von dem, was unter einer Musterwirtschaft zu verstehen ist, hat er so ganz andere Begriffe wie sie. In seinem Kornfelde wachsen Raden und Klatschmohn am üppigsten, denn lieber will er ein paar Garben weniger einernten, als den Acker seines schönsten Farbenschmuckes berauben. Auf seinen Beeten wuchert das Unkraut wie nirgendwo anders. Denn keine Hand rodet es hier aus. Auch die Pflanze ist ein lebendiges Wesen, eine Seele wohnt in ihr, und in heimlich tiefer Scheu schrickt der Dichter davor zurück, auch nur einen Grashalm auszureißen, eine Blume zu pflücken, wenn es nicht eine gebieterische Notwendigkeit heischt. Feldmäuse und Spatzen dürfen nach Herzenslust bei ihm hausen und schmausen. Er stellt ihnen keine Fallen, er streut ihnen kein Gift. Er freut sich, wenn ihnen sein Korn und seine Beeren schmecken.

Der Leser merkt, daß er in eine eigene Welt eintritt. Eine neue und doch uralt-heidnische Welt lockt ihn mit heimlich raunenden Stimmen. In Christian Wagner scheint einer ihrer alten Priester aus tausendjährigem Schlafe erwacht zu sein, der sich, als das Christentum weiter und weiter sein Licht ausbreitete und alle Herzen sich unterthan machte, in eine einsame, dunkle Gebirgshöhle mit den letzten Opfergeräten zurückzog, um, in Zauberschlaf versunken, auch den Tod dieses Gottes zu erwarten. Wald und Wiese, Acker und Feld, Luft, Wasser und Erde, Blumen und Tiere sind von neuem zu Göttern geworden, und von pantheistisch-mystischen Andachtsschauern durchdrungen, als ein Heiliger, in weißem Gewande, schreitet der Dichter durch eine heilige Welt dahin. Er singt nicht das gewöhnliche und alltägliche Lied von der Natur, und er ist auch nicht der Romantiker, der Stimmungspoet, der in ihr nur das Spiegelbild seiner Seele sucht. Aber immer wieder klingt aus seinem Lied das große Gefühl empor, das durch den Sonnenhymnus des heiligen Franziskus von Assisi mächtig dahinrauscht: all' diese Blumen sind meine Schwestern, diese Tiere sind meine Brüder, — und die Sonne ist meine Schwester und die Erde ist's, — lebendig ist der Wald, und die Luft ist ein lebendes Wesen. Wie der große Franziskus, redet und spricht auch Christian Wagner mit ihnen ganz wie mit seines gleichen. Und seine Empfindsamkeit ist, gleich der des wunderbaren Mannes von Assisi, die gereizteste von der Welt, — ein überschwängliches und überseliges Mitleid mit der unvernünftigen Kreatur füllt sein ganzes Dichten und Trachten aus. Er läßt keine Unterschiede gelten zwischen Mensch, Pflanzen und Tier. Und der Kern seiner Sittlichkeitsanschauungen ist das Gebot des Buddhismus, nichts Lebendiges, Organisches zu verletzen und zu töten.

Unter den Augen Christian Wagners wird die Natur noch einmal ganz zu jener hellen, sonnigen Märchenwelt, wie sie in allen Urreligionen einst bestanden hat und die unzerstörbar im naiven Volksbewußtsein fortlebt und in alle jüngeren Religionen hineinwuchs. Der ältesten aller Weltanschauungen, der animistischen, welche die Welt mit Feen und Elfen bevölkert, mit Nixen und Nymphen, welche in Wolken Kühe und in der Kuh einen Gott sah, — ist in unserem Dichter noch einmal ein überzeugter und glaubensvoller Priester und Sänger aufgestanden. Nicht ohne Wehmut hat einst ein anderer, ein größerer Schwabe, von ihr, von den „Göttern Griechenlands" Abschied genommen. Eine unwiederbringlich verlorene schien sie ihm zu sein. Und gewiß, ganz unvereinbar war sie mit der Königsberger Welt der Kantischen Erkenntnis.

Aber geheimnisvoll-mystisch raunen uns die Lieder des Bauern von Warmbronn zu: Sie ist! Sie ist! Thut nur eure Augen auf, schaut nur tief in die Natur hinein, und sie enthüllt sich euch wieder. Geister leben und weben bei ihm in Wald und Wasser, in Blumen und Blättern. Sie hassen und lieben wie wir, sie träumen unsere Dichtungen, — sie dichten unsere Träume. Der Dichter streichelt zärtlich mit der Hand über eine zarte Blüte hin, und es ist ihm, als kose er liebend das Haupt eines jungen Mädchens. Wenn Heine ein Kind mit einer Blume vergleicht, so wird für unseren Schwärmer die Blume zu einem Kinde. Unten im Süden, in Italien, findet er ein deutsches Gänseblümchen: Gretchen! redet er sie an und er zweifelt nicht, daß die Seele eines deutschen Gretchens in ihm schlummert, daß es ein schwäbisches Mägdelein aus seiner Heimat ist. Die Tulpe aber, die von Asien zu uns herübergekommen, die Khalifenbraut, denkt noch immer an die Nächte von Bagdad und hört die Wasser des Tigris rauschen . . .

„Das sind Waldestöchter, diese weißen,
Feinen Leiber, die wir Birken heißen,
Mädchengleich in schlanke Form sich zwängend,
Mädchengleich die Flechten niederhängend . . .“

Eine rein poetische, eine leichte und luftige Märchen- und Phantasiewelt! wird der Leser sagen, wenn er in den Gedichten des Warmbronner Naturpoeten liest. Das sind natürlich alles nur hübsche Vergleiche, Versinnbildlichungen, wie sie von Anfang an in der Dichtung gang und gäbe sind. Mehr als Bilder, mehr als künstlerische Ausdrucksmittel wollen sie selbstverständlich nicht bedeuten.

Aber wir haben uns wohl zu sehr daran gewöhnt, die Poesie nur für eine Kunst des Spieles und der Unterhaltung anzusehen. Man hat uns die Welt der Dichtung als eine Scheinwelt bezeichnet, die der Dichter selbst nicht mit der Wirklichkeit verwechselt sehen will. Das Ideal ist ein schöner Traum, aber wir können von Träumen nicht satt werden. Doch den echtesten und tiefsten Künstlern sollte man lieber mit mehr Ernst entgegentreten. Ihre Bilder, ihre Vergleiche, ihre Einbildungen, ihre Phantasiegestalten wollen stets ganz wahrhaft genommen sein. Nie handelt es sich bei ihnen um Trug und um nichts als einen lustigen Sinnenschein, sondern um die letzten großen Lebenswahrheiten. Bekennen wollen sie nur, wie sie wirklich die Welt anschauen. Keinen echten Poeten giebt es, der nicht in tiefster Seele ein Religionsmensch wäre.

Und ein wirklicher und wahrer Poet ist auch Christian Wagner. Was macht noch heute den geheimnisvollen, mächtigen Zauber unserer

alten deutschen Märchenwelt aus? Diese Geschichten wollten damals, als sie entstanden, durchaus keine Märchendichtungen sein, keine Ritterromane, keine bloßen Erfindungen: Religion, sicherste Glaubenserkenntnis vielmehr, Wahrheit aller Wahrheiten. Wir verspüren noch heute in ihnen den Hauch aller priesterlichen Ergriffenheiten. Aber auch die Märchenwelt unseres Warmbronner Bauern will eine Wahrheit, ein Glauben, eine Religion sein. Ja, keck genug entfaltet er das Banner seiner „neuen Lehre" und stellt es dem Christentume ins Feld entgegen. Aus Hünengräbern steigt er herauf, aus den versunkenen heiligen Hainen der altgermanischen Welt, und verkündigt noch einmal die Weisheit unserer graufernen Kinderjahre. Die Licht- und Nebelgottheiten, die Wasser und Blumengeister, Nix und Waldschrat kehren aus der Verbannung wieder heim, und die Trümmerbrocken der alten animistischen Weltanschauung gebraucht Wagner mit als Grundsteine seiner „neuen Kirche".

In den feineren Geistern, welche der Kultur führend vorangehen, hat sich heute mehr und mehr die Abkehr vom Naturalismus und eine neue Hinneigung zur spiritualistischen Welterkenntnis vorbereitet. Und auch der Bauernphilosoph von Warmbronn gehört zu diesen Bahnbrechern einer neuen und eigenartigen idealistischen Lebens- und Seinsauffassung, die vom Materialismus in seiner letzten Entwickelung ausgeht und die Ergebnisse der Naturwissenschaft dieses Jahrhunderts phantasievoll verwertet. Allerhand mystische Gebilde baut sich Wagner aus ihnen auf, welche den meisten zunächst nur barock und willkürlich erscheinen werden und doch gar nicht so bloße, leere indische Traumvorstellungen sind. Richard Weltrich zeigt in seinem Buch ausführlicher, wie die Wagner'schen Anschauungen zum guten Teil unsterblich durch die Geschichte der Philosophie hindurchgehen. Seltsamer Weise erwähnt er jedoch an keiner Stelle und mit keinem Worte gerade den Denker, dessen Ansichten sich am innigsten mit denen unseres Bauernpoeten berühren und dessen Gedanken man bei ihm wiederfindet, wie etwa die Kants bei Schiller. Fechners Lehren von der Allseele, von einer Erdseele, von der Seele der Pflanzen machen auch einen wichtigeren Abschnitt in dem Glaubensbekenntnis Wagners aus, und echt Fechnersch erscheinen auch zum Teil dessen eigenartigen und neuen Unsterblichkeitsanschauungen.

Es ist ja richtig: die Naturwissenschaft dieses Jahrhunderts hat uns mit einer Fülle neuer Weltbilder überschüttet. Die Erkenntnis von der Entwickelung, der steten Veränderung und Verwandlung aller Dinge,

— die Entdeckung der Zelle — die vertiefte und feinere Erkenntnis von den Zeugungsvorgängen — das Gesetz von der Erhaltung der Kraft u. s. w., u. s. w.: alle diese neuen Anschauungen haben unser Wissen ganz und gar umgestaltet. Aber im Grunde sind es bis jetzt noch immer reine sachwissenschaftliche Erkenntnisse geblieben. Die tiefere philosophische Erkenntnis hat sie noch nicht „verdaut“. Die Kant und Schopenhauer konnten sie noch nicht in ihre Rechnungen hineinziehen, und da breitet sich nun vor unseren Augen ein neues, unendlich weites Ackerland aus, das der Menschheit auf Jahrhunderte hinaus zu thun giebt. Gerade der philosophisch-religiöse Geist, den der Naturalismus der letzten Bildungsperiode so geringschätzig ansah und abgethan glaubte, muß einen neuen und mächtigen Aufschwung nehmen, — jetzt wo es gilt, all die Einzelbilder, welche die Wissenschaft neu gefunden hat, harmonisch miteinander zu verbinden und zu einem einheitlichen Gesamtbild der Welt zusammenzubringen. Wie immer, so muß auch heute zunächst die Phantasie das Wort ergreifen, die neuen Erkenntnisse uns zu einem lebendig-sinnlichen Besitz machen und sie mit ihrem schöpferischen Atem beseelen, — kühn nach dem ausschauen, was denn nun eigentlich alles noch möglich ist, was auf Grund dieses neuen Wissens nicht alles neu geglaubt werden kann. Und ich meine, daß gerade Kunst und Dichtung hier bahnbrechend vorangehen und zuerst die neue Weltanschauung der Zukunft aufbauen werden.

So hat auch der Warmbronner Dorfphilosoph die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse unseres Jahrhunderts mit einer jugendlich-frischen, noch ungebrochenen und kräftigen Einbildungskraft verarbeitet. Man trifft gewiß bei ihm auf viel unreife Naivetät, aber man verspürt auch etwas wie erquickende Landluft und den Erdgeruch neu aufgebrochener Ackerschollen. Seine neue Erde mutet uns wie ein helles Märchenreich an, bewohnt von lauter Geistern und seligen Schatten: doch wir wollen vor all den Zaubern und Wundern uns nicht allzu ängstlich bekreuzigen. Schauen wir uns einmal gründlicher die Lehren der neuen Naturwissenschaft an, — dann sieht die Natur allerdings immer mehr wie die seltsamste und mächtigste Zauberin aus. Gerade der arme Kraft- und Stoffmaterialismus, dem alles wie ein toter Mechanismus erscheint, erleidet einen kläglichen Schiffbruch, und die Welt steigt als ein so durch und durch geistiges Wesen vor uns auf, wie es die Menschheit der früheren Jahrtausende kaum in den Stunden der mystischen Verzückungen sich vorzustellen wagte.

Auch Wagner geht von dem Glauben aus, daß jedes Atom Seele

und Bewußtsein besitzt, — ein Glaube ja allerdings, den nicht nur Religions- und Phantasiemenschen, wie Fechner, bekannt haben. Auch „eingefleischte Materialisten“, wie Diderot und Haeckel, stellen ihn als eine notwendige Forderung auf, ohne den sich die Vorgänge in der Natur nie begreifen lassen. Jede pantheistische Weltanschauung läuft zuletzt darauf hinaus, und so sind auch die Dichtungen Wagners ein einziges Bekenntnis von der Allseele und getragen von einem reinen und tiefen Gefühl der Alleinheit der Dinge. Indische Vorstellungen gehen bei ihm daraus hervor, in welche dann die Lehren vom Stoffwechsel, von der Entwicklung, von der Erhaltung der Kraft hineinspielen: die alte Seelenwanderungslehre verkündigt Wagner mit gläubiger Inbrunst und mit heiligen Schauern, wie ein indischer Brahmine geht er durch die Welt dahin, die ihm jedes Blatt, jedes Staubkorn als einen Spiegel hinhält, in dem er sich selber erblickt. Ich bin du! klingt es ihm mit Millionen und Abermillionen Stimmen von allen Seiten entgegen. Die Menschen werden wirklich und wahrhaftig zu Menschen, Tieren und Steinen; in dem Schmetterling, der dort umherfliegt, lebt vielleicht das muntere Mägdelein, dessen du dich aus deinen Kinderjahren erinnerst und welches damals zu deinem Leidwesen plötzlich starb. Der rote Flecken auf den Flügeln des bunten Falters ist aber wohl das Korallenhalsband, welches die junge Schöne um den Hals trug und das du so oft an ihr bewundert hast. Daß unser guter, nach Warmbronn verschlagener Inder da es wie einen Mord empfindet, wenn jemand mutwillig eine Distel köpft, und schmerzlich aufschreit, wenn irgend einer einem armen Tiere irgendwie wehe thut, liegt auf der Hand. Wie Omar Chijam mahnt auch er: Tritt mit deinem Fuß nicht zu hart den Staub dieser Erde. Vielleicht trittst du den Leib deines Vaters mit den Füßen. Als echter Pantheist, dem der Individualismus in der Welt nur als ein Trugbild der Maja erscheint, als ein irreführender Traum, als ein Wahn der Sinne, verkündigt er vielleicht mit noch mehr Nachdruck als wie Tolstoi die Moral der Liebe und des höchsten, zartesten und vollkommensten Mitleids. Jeder Krieg ist ihm natürlich ein Greuel und nur die sozialen Tugenden vermag er anzuerkennen. Unsterblich aber ist die Materie und die Empfindung, ewig das Sein. In steten Verwandlungen schreitet das Ich durch alle Zeiten und Räume dahin:

„So wie wir sitzen beisammen zu dreien oder zu vier,
So sind wir gesessen vor Zeiten unzählige Male schon hier,
So werden wir sitzen in Zukunft wohl noch unzählige Mal,
Und ist es nicht drunten auf Erden, ist's droben im Sternensaal . . .“

Doch darf man unter diesem Sternensaal sich natürlich nicht den christlichen Himmel vorstellen. Es stecken in der Weltanschauung unseres Dorfphilosophen gewiß viele blutigen Naivetäten, und, wenn er die Erkenntnis der neueren Naturwissenschaft mit allerhand religionsmystischen Vorstellungen durcheinandermischt, so führt das bei ihm zuletzt zu groben Widersprüchen, Verwechslungen und Verwirrungen. Es ist ein sehr luftiges Kartenhaus, wenn er auf der Lehre vom Stoffwechsel seinen Seelenwanderungsglauben aufbaut. Gewiß kann ich zuletzt im Staub, in einer Blume, in einem Tier Stoffteile, auch beseelte, lebendige Teile des menschlichen Leibes annehmen, annehmen, daß fortwährend Teile von mir in die Dinge meiner Umgebung übergehen, — aber das Problem ist gerade, wo dann das Ichbewußtsein und die Icheinheit bleiben? Und wenn wir auch zugeben, daß jedes Atom Empfindung, Bewußtsein — Seele besitzt, so warnt uns doch gerade die Naturwissenschaft von heute so nachdrücklich wie nur möglich vor den Wilden- und Indianeranschauungen des uralten Animismus, der schlechthin alle Dinge miteinander verwechselt und vollkommen gleichsetzt, — alle Dinge einfach „anthropomorphisiert“ und Steine, Tier und Pflanzen für menschliche Wesen, eine Pflanzenseele gleich für eine menschliche Seele ansieht. Wie unser Bauernphilosoph doch zuletzt der eigentlichen Zwickfragen sich nicht bewußt wird, solches hat auch Weltrich in seinem Buche genügend klar auseinandergesetzt.

Aber es sind große, tiefe und gewaltige Ahnungen einer neuen Weltanschauung bei ihm. Seine Naturphilosophie steht sehr nahe der Fechnerschen, und das sollte eigentlich schon genügen, daß wir sie nicht mit einem bloßen überlegenen Lächeln abthun. Die alte Heraklitische Erkenntnis von der steten Verwandelung aller Dinge ist vielleicht heute, in den Tagen der Entwickelungslehre, mehr als je der Grundstein jeder Welterklärung. Auf ihr aufbauend habe ich in einem kürzlich erschienenen Buch: „Der neue Gott“, die alten, ewigen Widerstreite zwischen dem philosophischen Realismus und Idealismus aufzulösen gesucht, die Kampffragen, ob die Dinge der Welt Schein oder Wirklichkeit sind, ob dieses Sein das wahre Sein selber ist, oder hinter ihm erst das Kantische Reich des „Dinges an sich“ anfängt. Ist nicht das Wesen unserer menschlichen Anschauung, von dem jede Erkenntnis ausgeht, selber eine Verwandlungserscheinung? Wird uns nicht unter den Händen und unmittelbar jedes Einheitsbild zu einem Vielheitsbild, — jedes Vielheitsbild zu einem Einheitsbild? Gerade diese Lehre von der Verwandlung aller Dinge erklärt die Gegensatzerscheinungen in der Welt und führt zu

neuen Vorstellungen vom Wesen des Ichs. Auch Richard Weltrich fragt, ob nicht gerade in unserem Ichbegriff der eigentliche Irrtum steckt, den eine neue Weltanschauung zunächst bloßlegen und überwinden muß.

Dem armen Bauern von Warmbronn sind in seiner Dorfabgeschiedenheit tiefe und schöne Gedanken gekommen. Er hat es gewagt, in die dunklen Abgründe des Lebens und der Natur hinabzusteigen, und wie für jeden, so hat es auch für ihn gelohnt. Er fand seinen Glauben und seine Gewißheiten, die ihn befreiend und erlösend über alle Niedrigkeiten und Bitterkeiten des Lebens hinwegführten. In seinen Dichtungen atmet ein tiefer Seelenfrieden und sie klingen in eine große und reine Harmonie aus. Als ein Glücklicher steht er vor uns, trotz seiner Armut, trotz der Bauernkleider, die er trägt, — als ein rechter Lebensüberwinder. Wie all die wahren und echten Religionsmenschen, hat auch er sein Wort der Freiheit gefunden. Still und fest klingt es von seinen Lippen:

„Es ist geschehen,
Es ist gethan;
Des Lebens Sorgen gehen
Mich nichts mehr an.“



# Gedichte von Christian Wagner.*)

(Warmbronn bei Stuttgart.)

## Monte Salvatore.

(Bei Lugano.)

Tritt an, o Pilgrim, willst du dich entladen
Viel deiner Sünden auf dem Berg der Gnaden,

Durch schmaler Gassen enggewölbte Thore
Aufwärts den Pfad zum Monte Salvatore:

Ein Bild des Heilands steht am Weg da drüben;
Auf! beug dein Knie, in Andacht dich zu üben!

*) Aus dem Bande „Neue Dichtungen“ (Heilbronn, Schröder & Co., 1897), von dem der Dichter sagt: „Kaum eins meiner Büchlein ist so aus meinem Innern heraus, so gleichsam mit meinem Herzblut geschrieben worden wie dieses.“ D. Red.



Ein Haus des Weins liegt deinem Pfad zur Linken
Tritt ein! Tritt ein, von seinem Blut zu trinken

Schau um! Schau um! Wie weich die Wasser fließen,
Des Heilands Berg sich innig anzuschließen!

Schau um! Schau um! Wie sanft die Uferlehne,
Als suchte sie, wie einstens Magdalene,

Mit Rosenöl und Balsam allenthalben
Den nackten Fuß des Heilands einzusalben!

Auf ragt sein Haupt, von mildem Licht umflossen;
Die Stadt, da unten reuig hingegossen,

Als Sünderin liegt zu des Heilands Füßen,
Mit weichen Lippen weinend sie zu küssen.

## Konzertabend.

Die Orden, die Sterne prunken
Im Lichterschein,
Es fuhren die Götterfunken
Der Töne drein. —

Ich habe, in Andacht versunken,
Gedacht nur dein,
Mit glühenden Augen getrunken
Dein Bildnis ein.

## An . . . .

Wie hin am Zaun den Gartenweg entlang
Sich Rebe rankt mit grünem Überhang,
Rankt sich in mir dein jüngst gesproch'nes Wort
Am Lattenzanne meiner Tage fort.

## Stimmungsbildchen.

In diesem so kleinen Zimmer,
In dem wir so selig immer
Uns trafen,
Wie süße, heut' nacht zu schlafen!

Komm! Komme, o holder Traum!
Auf! Lasse den rosigen Schaum
Einstiger Seligkeiten
Wieder, wieder an mir vorübergleiten!

Ringsum nichts als bleiche Heidebinsen,
Schwarze Tümpel, grüne Wasserlinsen.

Einer Föhre halbgebroch'ne Äste,
Auf zum Himmel streckend kahle Reste.

Über mir des Himmels grau Gewölbe,
Bachentlang so weidengrau die Felbe. —

Ach, wie kann in diesen Nebelthalen
Erd' und Himmel mein Geschick mir malen;

Gleich' ich selber doch in meinem Leide
Diesem dürren Föhrenbaum der Heide!

## Zwangloser Verkehr (Sommer).

Auf rosigen Blütenähren
Da ist ein wonnig Gewähren:
Buntscheckige Falter nippen
An purpurnen Blumenlippen*).

„Wie anders bei Menschen: Die müssen
Stumm weiter und dürfen nicht grüßen,
Ob ihnen die Augen auch tauen
Beim traurigen Rückwärtsschauen."

## Sehnsucht.

Straßenstaub
Aufwirbelnd bis zu der Bäume Laub; —
Drinnen im Korn
Mohn und Cyanen und Rittersporn. —

„Stetig den Blick hinan
Armer auf Weges Bahn,
Auf daß dich ja nicht betrüben
Die leuchtenden Farben da drüben!"

## Müdigkeit.

Hast du in deiner Rüstkammer,
Ewiger, Keil nicht noch Hammer
Für mich Erdüberzähligen,
Unseligen und doch Seligen?

Ach, sei mir gnädig!
Mache des Leibs mich ledig!
Führ' mich der Wahrheit Vergebensrufer
Schmerzlos hinüber an des Vergessens Ufer!

## Lied der Bitterkeit.

Sie fragten nach meiner Bestallung,
Das brachte mein Blut in Wallung:

„Ich werde den Gott euch künden
Auf Fluren und Wiesengründen!

„Das Recht des Lebens euch lehren
Und ewiges Wiederkehren!

„Ich werde die Raben schenchen —
Erwartet kein anderes Zeichen!"

## An den Tag.

Schon wieder zu banger Last
Sich ladet der Tag zu Gast,

Das Antlitz so klar und hell;
Was willst du, Lügengesell?

Das Auge so klar und licht;
Was willst du, o karger Wicht?

Mich täuschen mit deinem so fein
Rosenverheißenden Schein?

Mich kirren mit deines Lichts
Vielsagendem kargem Nichts?

Mich locken als Meteor
Auf trüg'risch gleißendes Moor?

Wann bin ich gewitzigt, hell,
Dich fortzuweisen, Gesell?

Wann ködert dein falscher Strahl
Mein Auge zum letztenmal? —

*) Betonica.

## Freitod.

Was giebt dem Leben erst die rechte Weihe?
Das Sterben ist's, das selbstgewählte, freie.

Der Vorsatz stolz, sich von dem Stoppelweiden-
Auftrieb der Herden einmal auszuscheiden.

Das Hürdethor der Freiheit mit dem bloßen
Und unbeschützten Fuße aufzustoßen.

Schlafmüt'ge Daseinslust in blödem Herzen
Durch frisches Handeln kräftig auszumerzen. —

Freitod! — Wer hat zuerstmals dich erfunden?
Ein Göttersohn, ins Sklavenjoch gebunden,

Der, als ihn holten des Tyrannen Boten,
Die Ketten schlug ins Antlitz dem Despoten.

## Nebelflecken.

In des Weltraums fernem Nebelblinken
Wird dereinst ein dunkler Stern versinken.

Wird versinken spurlos, mitgerissen
Nach des Raumes grau'sten Finsternissen.

Wird verschwinden lichtlos, keine Spuren
Rückwärts lassend in den Lichtazuren.

Wird verschwinden lautlos, ohne Klage;
Nur ein kleiner Winkel hält die Sage:

Daß ein Lichtquell ruhmlos hab' geendet,
Was nicht recht sei, da er doch gespendet

Licht und Wärme nach entfernten Zonen
In der Weltzeit Jahresmillionen.

## Eine Apotheose.

Armes Mägdlein hier in Stall und Scheuer,
Aschenbrödel bei dem Küchenfeuer,
Findling, Nickel, braunes Gänsehannchen,
Aufgezogen von dem Bachsusannchen,
Nesseln schneidend einst am Gartenhage,
Alles tragend ohne Groll und Klage,
Schwebt befreit von bitt'rer Armut Fesseln
Hier als Pfauenauge ob den Nesseln.





# Die Fremden im Musée Wiertz.

Von Arthur Holitscher.
(Berlin.)

Das verflossene Jahr hat mich tüchtig herumgeworfen in Gottes weiter Welt. — Wenn es Erleben ist, was aus einer großen Natur mit jäher Gewalt auf dich niedersaust, wie eine Faust dich packt und schüttelt, daß du in die Kniee sinkst, zu vergehen wähnst; wenn der Schauer, der, aus einem ewigen Kunstwerk in deine Seele überströmend, dich umwallt wie mit kreisenden Schleiern, daß du vergessen mußt, wo du dich befindest und die Zeit, deren Kind du bist . . . wenn dies Erleben ist, dann habe ich erlebt. Aber fragt nicht nach diesen Erlebnissen. Sie lassen sich nimmer in die Form gangbarer Worte pressen, wie man Nebel und Feuer nicht in Gefäße schütten, Offenbarungen nicht durch die Schilderung der Geschichte wachrufen kann. Sie umfaßten, ergriffen, zermalmten oder erhoben, ihre Macht drang in die Tiefen ein, wühlte sie auf, formte sie vielleicht um, über das Erinnern aber sind sie halben Weges hinweggeglitten, ohne ihre Spuren in ihm zu hinterlassen. —

Doch da ist ein anderes Erleben, Kampf und Ringen nicht mit den Engeln, sondern mit Menschen wie du und ich, deren Arme die unseren umfassen und wir die ihren, deren Blicke die unseren aushalten können, die von Fleisch und Blut sind und nicht aus Licht und Widerschein gewoben. Und diese Erlebnisse fügen sich zu dem Schatze der Erinnerung, machen die durchlaufene Spanne wert, sie hinterlegt zu haben, die bevorstehende wert, ihr entgegenzugehen, und die Gegenwart erfüllen sie mit der köstlichen Freude am Leben. —

Ein Kreis von Möglichkeiten ist um jeden Augenblick jeglichen Menschenlebens gezogen; wo zwei verschiedene Kreise sich berühren, giebt's einen Zufall, wo sie sich durchschneiden, ein Geschick. Aber viele fürchten beides. Zitternd und behutsam gehen sie durch ein Leben, das einer Einöde gleicht, und wenn sie der Unfruchtbarkeit ihres Daseins sich bewußt werden, heben sie höchstens stolz den Kopf und halten den unberührten Kreis um ihren Scheitel für eine Gloriole der Einsamkeit. Spurlos verschwinden sie von diesem Erdenrunde, auf dem alles durch

Stöße, Anprall, Schwingungen und Kämpfe geworden ist, und selbst die große Allmutter weiß nichts anzufangen mit der keimearmen Verwesung ihrer zerfallenden Gliedmaßen. — Weißt du nun, was es heißt, sich kopfüber in das Leben zu stürzen? Mit jauchzendem Willen der Führung der Schicksalshand folgen, die dich mit allem, was du bist, zwischen ihren Fingern hält, oder dich mit der Kraft, die du in deinem Willen zusammenströmen fühlst, aus ihren Klammern herauszustürzen suchen, daß du zerfleischt und blutend liegen bleibst und deine Blicke zu dem Unsichtbaren in die Höhe wendest, fragend: bin ich ein Mensch? und die Antwort erhältst: ja, du bist mein lieber Sohn, an dem ich meine Freude habe.

Nicht allen Menschen läuft die Erfüllung über den Weg. Zwar die Größten haben ihr Lebtag still auf einem Platze gesessen, die Hände auf dem Schoße gefaltet und auf sie niedergeblickt — und erlebten dabei größere Erlebnisse als andere, die mit tausend Schwertern in den Krieg gezogen sind. Aber ein Verhängnis scheint auf vielen der Besten unserer aufsteigenden Generation zu lasten, und der Durst nach Gefahren jagt, schleudert, peitscht diese durch die Länder der Welt, einem Regenbogen, Irrlicht, dem Schein einer Form nach, die in unendlichster Mannigfaltigkeit die eine Gestalt bleibt, das Geschöpf der eigenen Phantasie, der eigenen Sehnsucht, des eigenen Glaubens, in alle Himmelsrichtungen ausgesät, von dem Wirbelwind des Unfriedens zerstreut, verweht nach allen Ecken und Winkeln der Welt der Wirklichkeit und des Scheines. — Jünglingen und Mädchen begegnet man an vielen Orten, sie kommen einem entgegen auf der Straße, gehen vorbei, vielleicht kreuzen sich eure Blicke, vielleicht auch nicht, vielleicht bleibt ihr stehen voreinander, vielleicht auch nicht, in einem Augenblicke aber habt ihr die unerschütterliche Gewißheit gewonnen, daß ihr Brüder und Schwestern seid, Kinder desselben Leids, derselben teuren Mutter; die ihr liebt, obzwar sie euch verstoßen hat, und ihr nicht einmal wißt, wie sie beim Namen zu nennen! Ein stummes Freimaurerzeichen entbieten sich diese Menschen, die einander fremd sind und wohl auch bleiben werden; eine Atmosphäre zittert um sie, die in die Sinne steigt wie ein Duft aus den Gärten des verlorenen Eden; ein Druck auf dem Herzen läßt das Blut einen Moment lang stocken, und ihn vergißt nie wieder in seinem Leben, wer ihn einmal verspürt hat.

Armes, junges Wesen, was ist aus dir geworden, die du mir eines Tages begegnet bist, und trägst du auch noch die Erinnerung mit dir, an den Augenblick, an dem unsere Seelen sich in den Armen lagen

wie Mann und Weib, sich befruchteten in schmerzhafter Wollust, und in Wehen etwas Neues geboren ward, die Frucht unserer gemeinsamen Ekstase, das Erlebnis, das uns für ewige Zeiten verbindet, und das ich, während ich es nun vor mir wieder aufleben lasse, auf meinen Knieen wiege und ihm schmeichle und es liebkose, wie ein Vater sein Kind, nun dessen Mutter heimgegangen ist.

* * *

In Brüssel, das vielleicht jene Stadt des modernen Europa ist, in welcher auf dem räumlich beschränktesten Territorium die überwältigendste Fülle alter und neuester Kultur dem Fremden entgegentritt, versäumt man es nicht, das „Musée Wiertz“ aufzusuchen. Es ist in des Künstlers ehemaligem Atelier errichtet, im Quartier Leopold, unweit von dem Bahnhofe dieses Stadtviertels gelegen, in der von Villen und Palästen gebildeten Rue Wiertz, deren vornehme Stille selbst das Pfeifen der Züge nicht zu trüben vermag, die in abhangartiger Tiefe an ihr vorüberschießen. Bei Antoine Wiertz' Lebzeiten stand das Gebäude noch weit außerhalb der Gemarkung, auf einem einsamen Hügel, den die Stadt seit dem Tode des Künstlers verschlungen und mit dem Gewebe ihrer Verkehrsadern durchzogen hat. Hier geht nun das Blut der Stadt anders, als zu den Zeiten, da Wiertz noch in seiner Einsamkeit geschafft hat. Bis auf wenige Gemälde, die im Antwerpener Museum und in Privatbesitz sich befinden oder verschollen sind, umschließt das Gebäude das ganze sichtbare Ergebnis dieses mit unerhörter Inbrunst gelebten, an Qualen und Wunden überreichen und an Freuden so bettelarmen Künstlerlebens. Dieses Gärtchen mit seinen alten Platanen und struppigem Buschwerk hatte Wiertz in mancher schlaflosen Nacht mit großen Schritten durchmessen, wohl auch in rasender Trunkenheit den fiebernden Kopf an die Rinde der Stämme geschlagen, um der Agonie des Tages rasch ein Ende zu bereiten, wohl auch in süßer, entmannender Wehmut den thränenschweren Blick zur jungen Mondessichel emporgesandt, die ihr Silberlicht in friedlichen Reflexen durch das reglose Laub auf die Kiespfade warf. Diese wuchtig emporragenden, ägyptischen Säulen, die die Freitreppe zu dem Atelier flankieren und deren Ziegelgerippe jetzt ohne den Trug der Mörtelschicht so grotesk auf den befremdeten und beleidigten Besucher wirkt, sie mochten in *seinem* Geiste wohl einen Portikus zu dem ewigen Tempel der Unsterblichkeit bedeuten, dessen Quadern er mit den blutbesprengten Jahren seines

mächtigen Lebens aufzutürmen wähnte, bis er zusammenbrach vor dem unvollendeten Bau, in den die Gottheit nimmer eingekehrt ist.

Der Besucher (mir kam's fast einem Troste gleich) wird nicht über diese Treppe, nicht durch die Wacht dieser Säulen in das Museum eingelassen, sondern durch das angebaute Wohnhaus, in dem jetzt der Aufseher mit seinem Weibe und einem paar hübscher Kinder haust. Durch einen kleinen Vorhof, eine kleine Kammer, eine kleine Thür betritt man den einzigen Raum, der sich in kolossalen Dimensionen aufreckt nach der Höhe, nach der Breite, um die Riesenflächen der Bilder beherbergen zu können, die von den Wänden auf die winzigen Menschengestalten niederstarren, beklemmend und überwältigend zugleich durch ihre Proportionen wie durch die Gedanken, die sie zum Ausdruck bringen und die sie noch über die Rahmen hinausdehnen, Wolken an Größe, durch die der Donner des Genius rollt und die Blitze göttlichen Grolls niederfahren auf die ewig unveränderte Kleinheit der Geschlechter, die sich unten auf dem Boden räkeln und spreizen, die Schultern in die Höhe ziehen und grinsen und gehen.

Wenn die Nebel sich teilten und der Taumel zu weichen beginnt, der den pietätvoll Eintretenden erfaßt hatte, dann gewahrt man ringsum Scharen wilder Kämpfer, deren Lanzen die Lüfte durchschwirren, gierig und fast ohne die Kraft ihres Fluges einzubüßen im Blute dampfende Leiber durchbohren; Höllenfeuer züngeln um erstarrte Gesichter, Engel und Verdammte kämpfen um das Kreuz von Golgatha, stürzende Heerscharen verwirren sich mit dem dunklen Gewühl aufstrebender Dämonen, und die Fanfaren der Sieger und das brüllende Röcheln untergehender Giganten erfüllen die mächtige Halle mit grenzenlosem Tumult.

Denn was hier an den Wänden lebt, sind die Seligkeiten und die Verdammnis der Menschheit, sind die Schlachten des Lichtes und des Bösen, Ormuzds und Ahrimans, des Genius und des Gemeinen, sind Jesus, Napoleon, Homer. Doch es ist nicht die erhabene, weithinschallende Stimme, die dem Menschengeschlechte seinen Olymp gesungen und mit gleicher Ruhe von dem Untergange reisiger Völker zu berichten wußte und den Zierraten auf dem Schilde des Peliden; sie hat nicht die eisige Gemessenheit jener, deren Hauch genügte, und Millionen dieses Erdballs stürzten aufeinander los, sich zu zerfleischen; nicht die milde Hoheit jener, die den Menschen von Liebe und dem Gotte von Unrecht sprach. Diese Stimme bebt und schreit in Feuern, sie ist schrill und überschlägt sich, Orkane, die ihre Lungen weiten, machen sich in heiserem Stöhnen Luft, und Seufzer des Mitleids schwellen an zu Gewitter-

winden. Wie andere Vers an Vers, Gebot an Gebot, Wahrheit an Wahrheit reihten, fügt diese Stimme Jauchzen und Pein, Dank und Aufbegehren zu einer klirrenden Kette. Ein unbefreiter Mensch ist's, dessen Seele sie entströmt, und sie spricht von Leiden. — Darum vermag ihr Klang uns nicht unser Leben vergessen lassen, es auszulöschen aus unserer Gegenwart, sie wühlt auf, treibt und quält, fordert Vergleiche heraus und zerrt manch ein lockeres Tuch von heimlich blutenden Wunden.

Auf einer Bank in der Mitte des Saales ließ ich mich nieder und hörte zu, wie mein Herz schlug. Hast du gerungen? sprachen die Wände. Ich rang; murmelte ich vor mich hin. Hast du gesucht? Ich habe nicht gefunden. Warst du glücklich, konntest du ruhen? Nie war ich glücklich und selten hab' ich ausgeruht. Kannst du noch hoffen?

Ich blickte mich in dem Saale um. Worauf könnte man hoffen? Der sein Inneres erkannt hat, sieht hinter jedem durchscheinenden Schimmer den Tod, die Lust in jeder Seifenblase. Also auf etwas, das von außen käme. Auf Menschen! Ich mußte an Wiertz' Schicksale denken, ich sah den Mann vor mir, der auf sein eigenes Bildnis die Anklage gegen alle die anderen Menschen geschrieben; ich sah die Riesenleinwand, die einen „Großen“ der Erde, einen ungeschlachten Polyphem darstellt; und ich sah hinter der Wut des Künstlers die ohnmächtige Liebe zu diesem Ungetüm an Kraft, das über das geringe Erdengewürm hinwegstampft, und sich grinsend niederbeugt, um die possierlichen Flüche zu vernehmen, die die Zertretenen vom Boden zu ihm emporschreien. Und ich fühlte, worauf man hoffen und woran man verzagen kann. Mein Herz pochte ungestüm, und ich ward des Zornes der Wände in dem Hämmern meiner Pulse bewußt. Über das Firmament hatten sich trächtige Wolken geschoben, die die Halle verdunkelten und aus denen einzelne, schwere Tropfen auf das Glasdach niederklatschten. Außer mir waren noch vier bis fünf Menschen da. Ein junger Abbé mit hagerem Gesicht und umränderten Augen, der einen Photographenapparat mitgebracht und nach langen Debatten beim Aufseher abgegeben hatte; ein Kind, das mit aufgerissenem Mund vor einem der Schreckensbilder der Sammlung stand, einem der rauch- und bluttriefenden Gemälde, die den Konvulsionen dieser gequälten Existenz entsprungen sind und doch nur Kindern Furcht einzuflößen vermögen; ein Kopist, der vor einem der süßlichen, zum Verkaufe bestimmt gewesenen Bildern arbeitete, die Wiertz über die Not des Tages hinüberhelfen sollten; und zwei junge Menschen, augenscheinlich Neuvermählte, die mein Interesse in

dem Verfolge meiner Reflexionen in besonderem Maße erregten und gefangen nahmen.

* * *

Arm in Arm gingen sie vor mir auf und nieder; besser gesagt: der Mann hatte seinen Arm unter den der jungen Frau geschoben und stützte sie, da sie, von einer großen Erregung bemeistert, fast in die Kniee zu sinken schien. Die beiden waren modisch gekleidet, in helle sommerliche Farben, nach dem englischen Geschmack, und trugen sich mit der nonchalanten Korrektheit, die vermögende Leute verrät. Offenbar befanden sie sich auf der Hochzeitsreise; ihre Gesten waren weich, aber zugleich leidenschaftlich und einhüllend, besonders die des Mannes, während mir in dem feinen, blassen Antlitz der Frau ein Zug um die Mundwinkel von Resignation, Widerwillen, aber auch von einem Sichgehenlassen in wollüstigen Instinkten zu sprechen schien. Sonderbar waren ihre Augen. Ich fragte mich, was diese Augen sehen mochten; in ihnen war solch ein Glimmen des Entsetzens, als ob sie statt der bemalten Leinwand, auf die sie starrten, lebende Menschen in furchtbaren Kämpfen, brennendem Licht und gellenden Schreien sich bekriegen sähen. Mich durchzuckte es: so mußten meine Augen eben erst geglüht haben, und in dieser Seele da tobt derselbe Aufruhr wie in der meinen. Es sprach in mir: steh ihr bei. Und ich sprang auf und näherte mich dem Paar. Der Mann hatte sich zu seinem Weibe geneigt und auch sein Blick war entzündet, aber nicht von dem geheiligten Feuer dieser anderen Augen. Halblaut flüsterte er:

„Voyons, Evangéline; ça vaut bien la peine, de s'échauffer ainsi; Voyons, chérie, assieds-toi, là. On déjeûnera chez Vatel. C'est tout bonnement de l'Allégorie."

Sein Atem bewegte die Härchen in ihrem Nacken. Die Handbewegung, die seine letzten Worte begleitete, zeichnete die temperamentlose Frivolität des Menschen, der mit einem Wort ein Leben abthut, und dessen Schweigen schon sich an dem Heiligsten vergreift. Ich stand jetzt knapp an der Seite des Mannes, fast Körper an Körper mit ihm. Ich sah ihm gerade ins Gesicht. Ich sah, wie seine Lippen sich berührten, jedes Fältchen des Alterns und der Ermüdung um die Augen, ihren Glanz. Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Menschen gehaßt, wie diesen, dem ich jetzt ins Gesicht schaute.

„Pardon Monsieur," sprach ich leise, aber nachdrücklich, „ce n'est pas tout bonnement de l'Allégorie, es ist vielmehr der Glaube

und das Ringen und fast die Unsterblichkeit eines Menschen, was Sie hier aufgespeichert sehen. Trachten Sie nicht, dem Geiste, den Sie in diesem Raume nicht verspüren, durch Kniffe und Verheißungen eine Seele abspenstig zu machen, die vor seiner Größe niedersinken möchte. Lassen Sie diese Seele sich winden und krümmen, sie wird sich schon aufrichten, aber wer weiß, ob Sie sie dann noch gefügig finden werden, mit hohlen Schusten bei Vatel zu dejeunieren. Die Sache ist vielmehr diese: man geht zusammen auf die Hochzeitsreise, und unversehens trennt sich die gemeinsame Fahrt. Hier ist solch ein Scheideweg, wenn Sie mir gestatten, diesen Ausdruck zu gebrauchen. Ihnen aber, Madame, lege ich meine Bewunderung und Liebe zu Füßen und den Dank für Ihr Fieber, aus dem dieser Künstler selbst hätte Gesundheit schöpfen können, in dessen Tempel wir uns befinden und der in Wahnsinn und Verzweiflung geendet hat."

Ich blieb noch einen Augenblick vor den beiden stehen, gleichsam um zu warten, bis das Echo meiner Worte in mir und diesen beiden Menschen verklungen sei. Der Mann blickte mich starr an, mit offenem Mund, so daß die Falten um die Lippen ihn noch älter erscheinen ließen, als er sein mochte, dazu hatte er den Rücken gekrümmt, die Schultern in die Höhe gezogen und die Hände in einer instinktiven Bewegung ausgestreckt, wie man einen Wahnsinnigen abwehren mag. In der That wußte ich nicht recht, was ich gethan und gesprochen hatte, doch das eine war mir klar, daß meine Worte mit dem Grundakkord der mich umgebenden Kunstwerke übereinstimmten, und daß diese es waren, die sie mir eingegeben hatten. Die junge Frau hatte einige Schritte gegen die Mitte des Saales gemacht, war dort stehen geblieben und blickte in die Höhe, als sähe sie einem Phantom nach, das sich vor ihr entwickelte, emporstieg und verschwand. Ich hatte die letzten Worte so laut hervorgestoßen, daß der Abbé und das Kind an unsere Gruppe getreten waren, aber ich bemerkte, wie der Kopist, ohne aufzublicken, gleichmütig an seiner Staffelei weiterarbeitete.

Es war stockfinster geworden in dem Raum, und mit furchtbarer Wucht ging jetzt ein Regen nieder, dessen Klatschen betäubend auf das Glasdach trommelte.

Ich dachte nach, ob ich nicht noch etwas zu sagen hätte, und schritt dann quer durch den Saal, auf die Tapetenthür zu, durch welche ich auf die Freitreppe und in den Garten gelangte. Im Gehen fühlte ich, wie die Blicke der beiden Männer und des Kindes mir folgten, gleich Ketten, die ich mit mir geschleppt hätte, als ich mich aber, vor der

Thür angelangt, umdrehte, gewahrte ich die junge Frau, die noch immer auf dem nämlichen Flecke stand, unverwandt, in der Haltung einer Verzückten, und deren helle Gestalt in der Dunkelheit zu wachsen schien, höher, zu dem blaugrauen Himmel empor, aus dem sich Fluten auf Fluten ergossen.

* * *

Die Äste krümmten sich knirschend, auf den Kiespfaden lag das Laub in Fetzen, die roten Ziegelsäulen weinten Blutstropfen. Ich preßte meine Stirn an die nächste und umklammerte sie, um an ihr die Glut meiner Schläfen zu löschen. Ich achtete nicht des Regens, der mich im Nu bis auf die Knochen durchnäßt hatte. Wenn ich mich der Minuten zu entsinnen versuche, die ich nun verbrachte, steht ein großer Schatten an meiner Seite und legt mir eine nasse Hand auf die Stirn, dieweil ein Rauschen um mich ist, wie von gespaltenen Himmeln. Ich mag lange so gestanden haben. Endlich ließ ich die Säule los und fuhr mit der Hand über die Stirn. Meine Finger waren blutrot, als ich sie zurückzog. Ich riß mein Taschentuch hervor und preßte es an die Stirne, führte es an die Lippen. Es war nicht von Farbe rot, meine Stirn blutete, ich hatte sie an den nackten Ziegeln wundgeschlagen.

Ich warf den Hut ins Gras, hob den Kopf und streckte die Hände gerade aus, vor mich hin. Meine Lider hatte ich geschlossen, aber ich fühlte die Schärfe des Regens auf sie niederprasseln, und jeder Tropfen zuckte wie ein blauer Strahl durch meine Augen. So stand ich, fast in der Haltung der jungen Frau, die ich im Saale verlassen hatte. Als ich die Augen öffnete, stand sie neben mir.

* * *

Ich sah sie an, ohne ein Wort herauszubringen. Sie sprach zu mir:

„Er ist gegangen, einen Wagen zu besorgen. In wenigen Minuten ist er zurück."

Ich faßte ihren Arm, der zart und mager war und unter dem angeklebten Battiststoff zitterte. Ich zog sie an einen geschützten Punkt unter einer Platane. Sie lehnte sich an den Stamm und blickte auf die Wurzeln nieder, die sich im Umkreis einiger Schritte, wie im Krampfe erstarrt, aus dem Kies erhoben.

„Fort," flüsterte ich. „Fort. Wir fliehen. Wir gehen ans Meer und fort."

„Ja," entgegnete sie ebenso leise. „Fort von ihm, fort in die Welt."

„Du suchtest mich. Ich bin auch auf der Wanderschaft. Wir kommen beide von ferne her, Du liebes Geschöpf, jetzt gehören wir uns bis ans Ende."

„Ja, wir gehen bis an Ende der Welt. Nie lassen wir einander los. O, Deine Stirne blutet!"

Ich warf mich nieder vor ihr, und sie sog mit ihren Lippen das Blut weg von meiner Stirne. Sie weinte vor Mitleid, als ich ihr wieder ins Gesicht schaute.

„In einer Minute ist er zurück," sagte sie dann.

„Evangeline!"

„Wie soll ich Dich nennen?"

Ich sagte ihr meinen Namen.

„Ich heiße Evangeline Morean."

Ich faßte sie bei beiden Händen und blickte ihr forschend in die Augen.

„Mein Mädchenname!" sprach sie vorwurfsvoll, indem sie ihre Blicke senkte. „Wie kannst Du fragen!" Ich hatte nicht gefragt.

„Wie wird unser Leben sein! Ich bin arm."

„Ich habe niemand auf der Welt!"

„Leben Deine Eltern nicht mehr, Evangeline?"

„Ja, sie leben."

„Hast Du keine Geschwister?"

„Ja, Brüder und Schwestern."

„Er ist Dein Mann?"

„Ja, wir sind seit drei Monaten verheiratet."

Ich legte ihr die Hand aufs Haar und sah sie traurend an. Sie erriet meine Gedanken und nickte: „Ja!" und wiederholte: „Ja!!" und schluchzte so herzzerreißend auf, daß meine Hände kraftlos an mir niederfielen.

„Das darf nicht geschehen. Hörst Du? Denn so werden wir miteinander sein: Mann und Frau, Bruder und Schwester, und sonst nichts auf der Welt."

Sie starrte einen Augenblick auf die Wurzelknorren vor ihren Füßen und sagte dann leise und bedächtig, mit Betonung jeder Silbe: „Nein, es ist ja kein Verbrechen. Auf der See, in einem Fischerschiff leben wir so lange und dann binden wir es in ein Tuch und . . ."

„Fürchtest Du Dich nicht vor den Blitzen auf dem Meer und vor den rohen Männern am Schiff?“

„Du, Du,“ sie schmiegte sich an mich und war totenblaß. „Er kommt zurück, er kommt. Ein Wagen rasselt.“

„Wer?“ sagte ich und lachte. Ich fühlte, wie das Blut mir durch die Brauen floß und auf die Wimpern niedertropfte.

„Er!“

„Sind wir erst auf hoher See!“

„Niemals . . hörst Du . . . der Wagen hält.“

„Hier hinaus, ich hebe Dich über das Gitter, und fort.“

Sie riß sich von mir. „Wahnsinn!“ schrie sie auf und preßte die Fäuste an den Mund. Sie lief ein paar Schritte weg, die Freitreppe hinauf. In der offenen Thür stand die lange, schwarze Gestalt des jungen Abbé. Sein bleiches Asketengesicht war verzerrt. Er blickte abwechselnd auf mich und Evangeline, seine umränderten Augen flackerten.

Jetzt wandte er sich um und wies jemandem, der hinter ihm stand, uns beide. Ein Schatten wurde hinter ihm sichtbar. Evangeline stürzte die letzten Stufen hinauf und verschwand in der Thür, die sich langsam schloß.

Ich war wie angewurzelt stehen geblieben unter der Platane. Das Blut verschleierte meine Augen. Ein Wagen rollte betäubend die steile Straße hinunter. Die Thür hatte sich nicht wieder geöffnet. Ich fuhr mit der Hand über meine Augen.

Der Abbé stand oben, auf der letzten Stufe der Treppe, schwarz zwischen den roten Säulen. Er hatte die Arme verschränkt, die Lippen aufeinandergepreßt.

Wir blickten uns an.






# Deutsche Lyrik.

## Todesritt.

Fort, fort über die Erde
mit weitflatternden Banden,
zehntausend wilde Pferde
ritt ich bereits zu Schanden.
Bricht mir das Roß zusammen,
ein anderes bestiegen,
auf! auf! in hellen Flammen
will meine Sehnsucht fliegen.

Als tanzten Ozeane,
als würden Berge munter,
jauchzen und schrei'n Orkane,
so geht es drüber, drunter
in schwindelnde Weiten —

Da starrt die schwarze Pforte,
durch die gilt es zu reiten,
schrill tönen mir die Worte:
„Runter, mein Reitersant!
Hast Dich ja, meiner Treu',
schön in Dein End' gerannt,
nun ist's mit uns vorbei!"

Verlass' ich auch die Erde,
nicht steig' ich aus dem Bügel,
ich bleibe hübsch zu Pferde,
Herr, laß mir meine Flügel!
Ich kann nicht stille steh'n,
ich armer, toter Reiter,
ach, nicht einmal vergeh'n!
Vorwärts denn, weiter, weiter!
Heijjahü! Rößlein flieh',
daß laut die Hufe schallen!
Heijjahü! Rößlein sprüh',
daß Welten widerhallen!
Im Flug dahingebraust
durch alle Ewigkeiten
und durch die Hölle gesaust —
ich muß ja reiten, reiten!

Berlin. Juliane Déry (†).

## Πάντα ῥεῖ.

Dich genieße erst im Schönen,
Siehst im Bilde du, dem hellen,
Deinem Los dich zu versöhnen,
Neue Lebensströme quellen;

Ströme unter nächt'gem Siegel
Plötzlich ahnungsfroh erkannte,
Weist doch der Erscheinung Spiegel
Feine Linien, tief verwandte.

Rätselgold auf Himmelsgleisen,
Geisterblitz zum Sinn die Brücke;
Seine Strahlenfluten kreisen
Voller in ihn selbst zurücke.

Nie verschwemmt vom Schlamm der Stunde,
Nie gehemmt durch tausend Schluchten,
Quell und Mündung tief im Grunde
Sich verfließend neu befruchten.

Fort vom Kinde so zum Greise
Sich ein Kreis dem andern ründet;
Übers Grab die gleiche Weise,
Bis der letzte Grund ergründet.

Steigend in der Welt Gerümpel,
Überblitzt vom Sturm der Zeiten,
Schwillt der erdenseichte Tümpel
Auf zum Meer der Ewigkeiten.

Wer dies Adlerglück, des Lebens
Hochflut einmal nur erschwungen,
Weiß, daß er die Qual des Strebens
Hundertfältig übersprungen.

Altona. Kurt Piper.

## Memento.

### An ein Grab im Peloponnes.

Der Flügelschlag der Zeit ließ weit fernab,
Was die Vergangenheit mir Schönes gab,
Ich schau zurück und stehe wie gebannt
Ob all dem Glücke, das ich einst gekannt.

Und kann's nicht fassen, daß der Mensch vergißt,
Was ewig herrlich, ewig heilig ist,
Wir über Tote hin, die einst ihm wert,
Er weiter lebt und nicht den Tod begehrt.

O Freund, der du mich lebenswarm umfingst,
Und, ach, so früh vor mir zu Grabe gingst,
So jung, so hoffnungsreich und so geliebt,
Den keine Macht mir jemals wiedergiebt:

Dich grüßt noch heut', weit über Tod und Zeit,
Mein Herz in unbegrenzter Dankbarkeit.
Was mir nach dir das Leben noch gebracht,
War Sternenleuchten bloß, auf Sonnenpracht.

*

Klassische Erde meines Griechenlands,
Geliebt von mir um deines Ruhmes Glanz,
Nun bist du doppelt lieb und heilig mir,
Ich weiß, ein teures Herze ruht in dir.

Dich, Hellas, werd' ich niemals wiederseh'n,
Und mit der Sehnsucht nach dir schlafen geh'n,
Doch wird im Sterben noch, in Todespein,
Mein letzter Atemzug ein Segen sein.

London. Roma Roman.





# Die Waldseelen.

Von Bruno Wille.
(Friedrichshagen bei Berlin.)

## V.

## Die Schnecke.

Morgensonne sprüht durch die Kiefern. Finken schmettern.

Im Moose eine Schnecke. Auf einem Erdbeerblättchen klebt sie mit ihrem Schleime fest. Nur ohne Sorge, kleines Ungetüm! Du fällst in keinen Abgrund — das Blättchen liegt ja platt am Boden, niedergedrückt durch dein Gehäuse.

Doch freilich — für dich ist groß, was mir winzig vorkommt. Dich umstarrt ein Urwald von grotesken Formen — Dickichte von Moos, Bäume von Preißelbeergrün, ungeheure Schafte, dazwischen verstreut braune Stangen, verfilztes Gefaser.

Schwerfällig wankt das Ungetüm durch diese Wildnis — schier dem Elephanten gleich, der einen Turm auf dem Rücken schleppt und manchmal den Rüssel verlängert. Vier Rüssel — ein paar große und ein paar kleine — hat mein gelbweißer Elephant.

Jetzt reckt er die großen Rüssel — aus dem Innern des Schlauches rollt sich eine schwarze Kugel heraus, gleich einem Glotzauge. Nachdenklich schwenkt das Ungetüm den Kopf — nun wieder ähnlich einem Büffel mit mächtigen Hörnern. Welch gewichtiger Entschluß entringt sich diesem Haupte? — Aufbruch? Wanderschaft? — Ja, es gilt, drüben das Riesenblatt zu erreichen!

Und der klumpige Leib buckelt sich, das Haus wankt, mühsam gehoben und geschoben. Hup — und nochmals hup! Hier ist ein grüner Balken! Anklammern! Hoch — uf! Festhalten, fest!

Bum — da sinkt das schwere Haus zur Seite — auf ein Moosdickicht. Dabei kommt eine Stange dem Fühlrüssel in die Quere — au — schnell eingezogen die Fühler und samt dem Kopfe geborgen unterm Hause! Bald aber schieben sich die Fühler zu neuem Tasten vor, und es geht wieder hup — hup!

Seltsam possierliches Wesen! Ich möchte wohl eindringen in deine Seele — die hier dämmerig vor mir liegt. Sanft möchte ich sein, der sein enges Ich zum All erweitert — Merlin, der die Sprache der Waldwesen versteht. Einen Merlin nannten mich die Kiefern; doch wie

soll ich die Pflanzen verstehen, wenn ich diese Schnecke anstaune wie ein dunkles Abenteuer?

Mit der Schnecke verglich ich jüngst die Mimose. Jetzt schüttle ich darüber den Kopf. Die Mimose faltet freilich die Blättchen bei ungewohnter Berührung und erinnert so an ein empfindendes, zuckendes Tier. Es ist aber doch ein anderes Zusammenfahren, wenn die Schnecke ihre Fühler einzieht und unter das Gehäuse kriecht.

„Wieso?" — Es war der Wachholderbaum.

Ich wandte mich zu ihm: „Wieso? Nun, weil das ganze Gebahren der Schnecke — ihr prüfendes Umhertasten, ihr Hinkriechen nach geeigneten Stellen — offenbar eine bewußte Seele, ein Fühlen und Begehren, anzeigt. Wo aber findet sich in der Pflanzenwelt solch Gebahren?"

„Ich kann auch tasten und kriechen, habe auch Fühlen und Begehren!" bemerkte sprossender Hopfen zwischen dem Erlengestrüpp.

Der Wachholderbaum nickte: „Ja, Hopfen! Erzähle ihm, wie du es machst!"

Der Hopfen reckte sich: „Da seht — wie ich zuerst senkrecht emporsprosse. Bald jedoch habe ich Stützen nötig. Die muß ich mir suchen. Da biege ich mich — in solcher Höhe hier — wagerecht — und tappe umher — im Bogen. Seht ihr? so!"

„Wie eine Raupe!" bemerkte der Wachholderbaum. „Du hast doch schon beobachtet, wie eine Raupe den Vorderleib emporreckt und in die Runde tastet?"

„Hört nur weiter!" fuhr der Hopfen eifrig fort. „Ertaste ich nun eine Stütze — wie diesen Erlenzweig — so ergreife ich sie — und krieche ringelnd an ihr empor."

„Da hast du's, ungläubiger Merlin!" sagte der Wachholderbaum. „Er greift und kriecht!"

„Wie Raupe und Schnecke!" fügte der Hopfen hinzu.

„Nun, Hopfen, sage auch, was du thust, so du kein Stütze ertastest!"

„Dann wachse ich ein Stück höher und beginne das Umhertappen in einer höheren Lage."

„So du aber auch hier nicht das Gesuchte findest —?"

„Lasse ich mich auf den Boden sinken, krieche erst eine Strecke weiter und erhebe mich dann zu neuem Tasten — ganz einfach!"

„Nun, Merlin? Was sagst du dazu? Warum reckt sich der Hopfen nicht stumpf an der berührten Stütze vorbei? Warum antwortet er auf

des Zweiges Berührung zuverlässig mit Umranken? Mußt du nicht gestehen, daß er tastend den Erlenzweig empfindet?"

„Das Umranken könnte auch ohne Empfindung zu stande kommen — als eine seelenlose, rein mechanische Rückwirkung!"

„Nun — dann könnte solch eine seelenlose Rückwirkung auch bei der Schnecke vorliegen — wenn sie die Fühler einzieht, sobald sie an etwas anstößt."

„Äh!" kam ein Nörgeln wie von einer grämlichen Weiberstimme aus dem Wipfel einer Kiefer. Es war eine Mistel, die sich hier angeklammert hielt. Wie krallende Finger spreizte sie mir die gelblichen Zweige entgegen. „Was will er nur mit seiner dummen Schnecke? Äh!"

Die Kiefer nickte bedächtig und knarrte: „Ja! Dies Fräulein Mistel hier an meinem Arm — hem — hat eine lehrreiche Geschichte. Das Samenkörnchen, dem sie entsproß, hing unterhalb des Astes — ohne ihn zu berühren — ja, unterhalb, im Gewebe einer Spinne. Und doch fand es den Ast, wo es wurzeln wollte! Mit Sicherheit erstreckte es seinen Keim zum Aste — senkrecht empor — ja — hem!"

Der Wachholderbaum nahm wieder das Wort: „Es spürte also den Ast! Es suchte ihn, geleitet von Empfindung!"

„Was diese Fälle beweisen" — entgegnete ich — „ist eben nur dies: der nahe Kiefernast übte auf das keimende Korn einen bestimmenden Einfluß aus. Und so auch die berührte Stütze auf dem Hopfensprößling. Daß aber dieser Einfluß seelisches Leben bedeutet — daß die Pflanzen dabei etwas empfinden —, darf man nicht ohne weiteres annehmen. Wenn zum Beispiel ein feuchtes Brett sich krümmt unter dem Einfluß der Sonnenhitze, so braucht es doch kein Bewußtsein davon zu haben."

„Aber Merlin! Hältst du denn das Brett für so lebendig, wie den sprossenden Hopfen, die wuchernde Mistel?" sagte der Wachholderbaum.

Die Mistel warf mir einen giftigen Blick zu: „Kann etwa dein Brett grünen und wachsen?"

„Das freilich nicht! Das Brett ist abgestorbenes Holz!"

„Warum also vergleichst du lebendige Pflanzen mit einem Dinge, das du abgestorben nennst?" sagte der Wachholder.

„Sind wir Bäume und alle Gewächse nicht dem lebendigen Merlin weit ähnlicher, als einem Brette?"

„La la la — Muttchen mein — gieb mir bißchen Sonnenschein!" sang ein feines Kinderstimmchen im Moose zu meinen Füßen. Ein Tausendschönchen war's, ein zartes Ding mit rötlicher Knospe — die

sich lächelnd aufthat. „Au! guck mal!“ fuhr es fort und kicherte: „Schneckchen hat Erdbeerblättchen ganz vollgespuckt — hi — hi!“

„Ei!“ sagte der Wachholderbaum, „Kindchen! Wieder munter? Recht so! Muttchen, Sonne wird gleich kommen! Warte nur, bis die Wolke vorüber ist!“

Erklärend wandte sich der Wachholderbaum an mich: „Unser Nesthäkchen! Die niedliche Kleine war kränklich. Der Nachtfrost hatte sie angehaucht; da hing ihr Köpfchen gar matt. Aber sie hat 'ne dralle Natur! Seht doch, wie sie jetzt behaglich die Gliedlein dehnt und übermütig lacht! Warte, Schelm! Schneckchen kommt gleich — und bespuckt dich, haha! — — — Ja, lieber Merlin, da siehst du — so leben wir Gewächse — so fühlen wir — so gedeihen wir — sind auch manchmal krank — sind jung und sind alt — wir atmen und speisen — lieben und pflanzen uns fort — tragen Früchte — und sterben schließlich — genau wie ihr Menschen! Und sollen doch ohne Seele sein?“

„Gewiß, lieber Wachholderbaum! Lebendige Gliedergestalten seid ihr! Und ihr entwickelt euch ähnlich wie der Mensch. Aber das Lebendige braucht doch nicht mit Bewußtsein ausgestattet zu sein! Die Pflanze könnte ja empfindungslos wie das Brett . . .“

„Dann könnten auch Schnecke, Raupe und Regenwurm wie das Brett sein. Daß Kriechen und Zucken kein Anzeichen von Seele zu sein braucht, sagst du ja selber!“

„Was?“ rief entrüstet die Mistel, „die Schnecke soll mehr sein wie ich? Dies dumme, spuckende Kriechgewächs? Äh!“

„Oh!“ stöhnten die Kiefern. „Abgestorbene Bretter sollen wir sein? Welch ein Irrwisch hat Merlin verführt!“

„Aber ihr Bäume! so nehmt doch Vernunft an!“

Man ließ mich nicht zu Worte kommen. Der Hopfen mengte sich auch noch drein und bemerkte hochfahrend: „Da belehrt man ihn — und hinterher will er einem die Seele vom Leibe wegstreiten?“

„Ich bin noch lange nicht abgestorben!“ keifte die Mistel.

„Aber so hört mich doch an! Ich wollte ja nur sagen . . .“

„Papperlapapp!“ trommelte ein Grünspecht am borkigen Stamme.

Dieser freche Schnabel! Ich holte meine Brille aus der Tasche, um ihn mir zu betrachten.

„Pack — Pack — Pack!“ schimpfte der Vogel.

„Packe dich selber, Schlingel! Husch!“

Der Specht flatterte davon und lachte gellend: „Hi—hi—hi!“

Die Kiefern hörten nicht auf mit ihrem Gethue! „Oh — oh!“

Jetzt riß mir die Geduld: „Wenn alles — in dieser blödsinnigen Weise — durcheinanderschwatzt — hol euch der Kuckuck, ihr Waldseelen, samt und sonders!"

Der Wachholderbaum nickte mit spöttischer Schadenfreude: „Siehst du wohl? Erst hast du gesagt, wir Pflanzen könnten kein Sterbenswörtlein herausbringen — und nun weißt du dich nicht zu retten vor all dem Geplapper! Geschieht dir recht!"

Während ich meine Brille putzte, starrten mich die Gläser mit kaltem Vorwurf an: „Aber Herr Doktor! Unbegreiflich! Wie kann ein Philosoph sich mit solchem Traumgesindel einlassen!"

„Wahrhaftig, Brille! Du bist die einzig Vernünftige hier! Ich Thor! Geträumt habe ich wieder mal! Tolles Zeug!"

„Oh — oh!" jammerten die Kiefern.

„Ja oh — oh! Weiter bringt ihr nichts heraus, nun euer Merlin wieder wachen Geistes ist! Und du, Prophet im grünen Talar, hast deine Weisheit, scheint's, vergessen! He? — So rede doch, wenn du kannst!"

Steif und stumm stand der Wachholderbaum. „Hi—hi—hi—hi!" lachte der Specht in der Ferne.

Die Schnecke klebte am Erdbeerblatte und glotzte in die grüne Wildnis: „Ich und mein Haus! Mir geht nichts über mich und mein Eigentum! Ich spucke auf die Pflanzenseelen!"

## VI.

## Das Mikroskop.

Wieder lugte der Mond durch den Fenstervorhang.

„Warum seufzest du, Merlin? Du kannst wohl nicht schlafen?" sagte der Wachholderzweig in der Vase.

„Ich grüble — die Waldseelen lassen mir keine Ruhe."

„Da haben wir's!" brummte der Schädel. „Dies fade Grünzeug macht ihn noch krank. Phantasieren thut er schon. Stehen Sie auf, Doktor! Nehmen Sie ein Pülverchen Antipyrin!"

„Das wollen wir lieber bleiben lassen! Ich ziehe es vor, mich mal gründlich auszuplaudern. Dann wird der Schlaf schon kommen."

„Recht so!" meinte der Zweig. „Und dann wird auch dir klar werden, was meine Seele . . ."

„Zum Donnerwetter!" brauste der Schädel auf.

„Hollah!" rief ich — „Silentium!"

„Dieser blödsinnige — Seelenschwätzer!" eiferte der Schädel

weiter. „Und mit solch einem verrückten Phantasten — ? Wie kann ein Mann der Wissenschaft — ? An die Wissenschaft sollten Sie sich halten, Doktor! Fragen Sie mal bei der vorsichtigen Wissenschaft an, ob die Pflanzen Bewußtsein haben können. Hier steht das Mikroskop! Fragen Sie es, ob die Pflanzen irgendwelche Organe zum Bewußtsein besitzen. Ohne Organe . . ."

„Die Pflanzen sind Zellengruppen," sagte das Mikroskop mechanisch.

„Das beweist nichts gegen ihr Bewußtsein," wandte ich ein, „der Mensch ist ja auch eine Zellengruppe!"

„Doch einen Schädel hat der Mensch, ein Gehirn!" prahlte der Schädel.

„Es giebt Tiere, die Bewußtsein haben und dabei kein Gehirn!"

„Dann haben sie wenigstens Nerven!"

„Auch ohne Nerven giebt es Tiere!"

„Zum Beispiel der Süßwasserpolyp," bemerkte das Mikroskop; „an ihm habe ich keine Spur von Nerven entdeckt."

„Meinethalben!" erwiderte der Schädel ärgerlich; „wenn nicht durch Nerven, so bekundet der Polyp jedenfalls durch sein Benehmen, daß er Bewußtsein hat."

„Ich habe darüber Studien gemacht," meinte das Mikroskop. „Ich sah über dem Süßwasserpolypen ein lebendiges Infusorientierchen schwimmen. Da erregte er einen Strudel, der ihm die Beute zuführte. Dann wieder schwamm über ihm eine Infusorien-Leiche — die verschmähte er. — Und so macht er es allemal."

Der Schädel nickte und fand wieder seine lehrhafte Tonart: „Der Polyp muß also das lebendige Infusorientierchen vom toten unterscheiden. Er muß vom lebendigen besondere Empfindungen haben. Und vollends sein planmäßiges Vorgehen. Der Strudel, den er erregt — wie zweckmäßig! Da muß er doch Bewußtsein haben!"

„Halt, mein Lieber!" wandte ich ein. „Da hast du einen logischen Schnitzer gemacht. Vorhin sprachst du den Pflanzen das Bewußtsein ab, weil sie keine Nerven haben — und jetzt schreibst du einem Wesen, das ebenfalls keine Nerven hat, ohne Bedenken Bewußtsein zu — sogar ein ziemlich hoch entwickeltes Bewußtsein — ein planmäßiges Verhalten! Und wenn sich nun zeigen ließe, daß die Pflanzenwelt Seitenstücke hat zum Polypen — die sich ganz ähnlich verhalten, wie er — ?"

Während der Wachholderzweig beifällig nickte, fragte der Schädel finster: „Seitenstücke?"

„Erzähle ihm von der Osterluzei, Merlin!" raunte der Zweig.

„Erzähle, wie listig diese Blume es anstellt, sich Liebhaber zu verschaffen — Insekten, die ihr den Blütenstaub auf die Narbe sondern. Oder erzähle vom Sonnentau — wie er Mücken fängt und verzehrt."

„Ich weiß noch ein besseres Seitenstück zum Polypen," erwiderte ich; „die Flachsseide!"

„Sehr gut!" jubelte der Zweig.

„Ja, die Flachsseide!" fuhr ich fort; „sie umwindet den Flachs und saugt daraus ihre Nahrung. Hat sie eine Pflanze getötet, so erweitert sie ihre Windungen und tastet nach neuen Opfern. Nur lebendige Stützen umwindet sie — verschmäht aber die abgestorbenen. Sie muß also den Unterschied zwischen lebendiger und toter Nahrung empfinden und gleicht in dieser Hinsicht genau dem Süßwasserpolypen."

„Wenn nun aber der Polyp doch Nerven hat —?" warf der Schädel hartnäckig ein. „Das Mikroskop ist vielleicht zu schwach, um die Nerven zu entdecken."

„Nun auf einmal soll ich zu schwach sein!" sagte das Mikroskop beleidigt. „Das ist keine anständige Kampfesweise!"

„Mit demselben Recht," rief der Wachholderzweig, „könnte ich sagen, die feinen Nerven der Pflanze sind noch nicht entdeckt. Doch ich verschmähe dies Mittel! Die Pflanze bildet einen Zellenverband, der — für seine Zwecke — Nerven gar nicht nötig hat."

„Und auch kein Bewußtsein nötig hat," grinste der Schädel höhnisch; „wenigstens kein einheitliches Bewußtsein — worauf es doch hier ankommt. Jede Pflanzenzelle mag für sich einige Empfindung haben — etwa wie — nun wie soll ich sagen?"

„Ich will Ihnen helfen," sagte das Mikroskop herablassend; „Sie meinen offenbar: wie die Tierchen eines Korallenbaumes!"

Die Augenhöhlen des Schädels schienen sich zu erweitern und glotzten bösartig auf den Wachholderzweig. „Sehen Sie diesen Zweig an, Doktor!" triumphierte er, „leibhaftig bezeugt er ja, daß die Pflanze nur ein loser Zellenverband ist — dem jene geschlossene Einheit durchaus fehlt, wie sie in den animalischen Zellenverbänden vorliegt. Der Wachholderzweig ist von seinem Stammbaum abgeschnitten — ohne daß dieser den Sprößling vermißt. Und wenn man solch einen abgeschnittenen Zweig — sagen wir einen Weidenzweig — in feuchte Erde steckt, so treibt er bald eine eigene Wurzel — und vermißt nicht den Körper, von dem er genommen. Wie viel inniger ist dagegen beim Menschen das Verhältnis der Glieder zum Gesamtkörper! Oder meint hier vielleicht jemand, ein abgeschnittener Menschenfinger könne für sich

weiterleben? Könne Wurzel schlagen und zum vollständigen Menschen auswachsen?"

Der Wachholderzweig entgegnete nach einigem Besinnen: „Allerdings — die tierischen Glieder sind innig aufeinander angewiesen. Die Pflanzenglieder haben mehr Selbständigkeit. Gleichwohl sind sie genügend miteinander verbunden, um eine Einheit zu bilden. Ja, die bilden sie! Wie könnten sie sonst gemeinschaftlich Samen hervorbringen — in dem jedes einzelne Glied — auch das winzigste Teilchen — sein Abbild — sein besonderes Kindlein — angelegt hat? Die Einheit der Pflanzenglieder steht also fest! Der körperlichen Einheit aber — das leuchtet wohl ein — muß Seeleneinheit entsprechen."

„Du meinst also," bemerkte ich, „bei der Pflanze kann die Empfindung eines Gliedes sich verbinden mit der Empfindung eines andern Gliedes — so daß ein gemeinschaftliches Bewußtsein die seelischen Vorgänge der verschiedenen Teile umfaßt —? Wo aber sind denn die Leitungsbahnen für solche Verbindung?"

„Habe ich das nicht gleich betont, Doktor?" fing der Schädel wieder eifrig an; „die Menschen haben Nerven und ein Zentralorgan."

Ungeduldig erwiderte der Wachholderzweig: „Macht denn noch immer meine Nervenlosigkeit Bedenken? Ich sollte meinen, mit diesem Einwand seien wir fertig. Oder genügt der Polyp nicht, um zu zeigen, daß auch ohne Nerven seelische Regungen sich zu einer Einheit verbinden können?"

„Jedenfalls sind Leitungsbahnen dazu unentbehrlich!" meinte der Schädel.

„Nun gut!" erwiderte der Zweig; „durch Leitungsbahnen sind aber auch bei der Pflanze alle Teile verbunden."

Der Schädel warf einen geringschätzigen Seitenblick auf den Zweig. „Du mit deinen Fasern und Röhren! Willst du die etwa mit Nerven vergleichen?"

Ruhig versetzte der Wachholderzweig: „Ich bin ein schlichtes Waldwesen, ich verstehe kaum etwas von Nerven. Vielleicht ist das Mikroskop so freundlich, mir mit seinen Fachkenntnissen auszuhelfen. Woraus bestehen den eigentlich diese Nerven?"

Das Mikroskop fühlte sich geschmeichelt. „Die Nerven sind fadenartig verwobene Nervenzellen."

„Und die Nervenzellen?"

„Sind kleine Bläschen, gefüllt mit Eiweiß. Das ist sozusagen der Lebensstoff."

„Enthalten denn die Pflanzenzellen keinen Lebensstoff?"

„O doch! Die Pflanzen sind ähnliche Bläschen, ebenfalls mit Eiweiß gefüllt."

„Das heißt . . ." wollte der Schädel unterbrechen. Doch unentwegt zog der Wachholderzweig den Schluß: „Wenn also die Pflanzenzellen den Nervenzellen ähnlich sind, so darf ich wohl die Leitungsbahnen der Pflanze, die aus Zellengeweben bestehen, mit den Nerven vergleichen, die ja auch nichts anderes sind, als verwobene Eiweißzellen."

„Ein Trugschluß!" kreischte der Schädel. „Die Pflanze hat eben nicht besonders ausgebildete Leitungsbahnen, wie es die Nerven sind."

Bescheiden erwiderte der Zweig: „Die Fahrstraße, die meinen heimatlichen Forst durchquert, ist eine besonders ausgebildete Leitungsbahn für die Wagen. Doch auch der unwegsame Waldboden ist eine Leitungsbahn; denn ich sah einen Holzwagen über ihn dahinfahren."

„Au!" schrie der Schädel; „das muß ein langsames Holpern sein! Und schließlich bleiben die Räder stecken — da hilft kein Hü und keine Peitsche! Ich danke für solch eine Leitungsbahn! Da loben wir uns denn doch die menschlichen Nerven — nicht wahr, Doktor? Das sind Eisenbahnstränge — Telegraphendrähte — da geht es wie der Blitz — hui!"

Der Wachholderzweig schien kaum auf den Schädel zu hören und bemerkte schlicht: „Horch, wie draußen die Bäume ächzen und knarren! Klingt es nicht wie das Krächzen einer Krähe? Und doch hat der Ast keine Stimmbänder wie die Vogelkehle. In meinem Forste lagerten mal Zigeuner. Einer machte auf einem Faden Musik, der andere auf einem Rohre. So läßt sich nicht nur mit Nervenfäden Empfindung leiten, sondern auch mit Pflanzenröhren."

„Aber der Erfolg muß auch danach ausfallen!" erwiderte ich. „Mögen die pflanzlichen Empfindungen immerhin zu einer gewissen Einheit sich zusammenweben, — bei den Mängeln ihrer Leitungsbahnen kann nicht viel dabei herauskommen — nur eine schläfrige Seele — ein dämmerndes Bewußtsein."

„Habe ich es nicht gesagt?" rief der Schädel. „Nicht der Rede wert ist das Pflanzenbewußtsein! Wie soll da ein Wachholder denken, wie soll er philosophieren können — dieser einfältige Zellenverband — he?"





## Lyrik des Auslandes.

### Der Leib.

(Ottokar Brezina.)

O meine Seele, die wandernd du kamst von den fernen Thoren,
Sag, wen auf Erden du trafst, wen du geseh'n und verloren? —
Da hub ein Singen an aus den Tiefen und der weißen Sterne Silbertanz,
Ein Flüstern in des Äthers ewigen Heiligtumen:
Den Morgen, den Mittag und die Blumen.

Tief irrte der Morgen in den mystischen Ähren,
Auf Wegen, wo still das Siebenschön blüht und sich regt,
Die Stunden glänzten wie des Taues goldene Zähren,
Jeder Halm war wie von eines dunklen Vogels Flügelschlag leise bewegt;
Und als wenn in der Sonne des köstlichsten Kelches Feuer brannte,
Waren die Welt und wir von ihrem azurnen Rauch und ihren Düften belegt.

Von den Salzseen kam langsam der Mittag her; und mit dumpfem Singen
Ließ er den Tod das Lied sterbender Jahre auf des Himmels Glühglocke läuten
Und begann bis zum Zenith über das Firmament seine Schwingen
Über uns zu breiten. —

Wo seine Schatten hinfielen, schloß matt sich der Blick,
Das Blut warf rote Reflexe wie ein Feuer in glutenden Träumen:
Ein marternder Schmerz inmitten von ewigem Glück,
Eine Himmelsstadt, die des Brandes Purpurflammen umsäumen.

Und die Blumen hab' ich geseh'n: die ihre Kelche zur Sonne wandten,
Wie die Jungfrau'n das Licht, darin golden die Öle brannten;
Und in den Lampen da zuckte die Lohe und sprühte,
Auf dem dunklen Weg heimlicher Lust sie glühte.

O meine Seele, sprich, wohin dein Morgen gegangen,
Und dein Mittag im Land,
Wohin der Reichtum deiner Blumen verschwand.

Mein Morgen wird mit dem ewigen Liede stets mich umkosen,
Inmitten von zauberhaften, nie welkenden Rosen,
Mein Mittag ist heimwärts zur Sonne gegangen
Und wird mit ihr sterben am Abend mit tiefroten Wangen,
Und meine Blumen hat der Tod aus der Rätselkrankheit getragen,
Die mein Blick über sie brachte mit seinen Fragen. —

Prag. Aus dem Tschechischen von Paul Leppin.



# Aus dem Berliner Kunstleben.

Der tapfere Max Halbe hat sich durch die brutale Ablehnung, die der Berliner Theaterpöbel seinem „Eroberer“ zu teil werden ließ, in seiner Schaffenslust nicht beeinträchtigen lassen. Von der Premièrenreise heimgekehrt, setzte er sich sofort wieder an die Arbeit und nach wenigen Wochen bereits konnte er mit einem neuen Drama auf dem Plan erscheinen. Am 21. Februar gingen „Die Heimatlosen“ im Lessingtheater zum erstenmal in Szene. Die Heldin des Stückes ist ein temperamentvoller und unternehmungslustiger, kleiner Backfisch, dem es bei Mutter zu enge geworden ist, der sich hinaussehnt in das große Leben und in die sonnige Freiheit, den es gelüstet, sich auf eigene Füße zu stellen und mit eigener Hand die neidischen Schleier zu lüften, die die lockendsten Geheimnisse vor den Augen der streng gehüteten Familientochter verhüllen. Die Verheiratung mit einem widerwärtigen Bräutigam rückt in drohende Nähe: Lotte Burwig holt sich ihr väterliches Erbe von der Bank und brennt nach Berlin durch. Bei einer älteren Kousine, die einst vor Jahren denselben Schritt gewagt hat, sucht und findet sie Unterkunft. Sie wird eine Insassin der Pension Beaulieu, in der die Bohémiens, die Litteratur- und Kunstzigeuner, ihr Absteigequartier haben. Da sie eine hübsche Stimme zu haben scheint, soll sie zur Sängerin ausgebildet werden. An Kourage fehlt es ihr nicht, aber das ist leider auch die einzige Waffe, die ihr für den Kampf ums Dasein zu Gebote steht. Mit tausend Masten schifft sie hinaus in den freien Ozean, und schon an der ersten Klippe, die ihr begegnet, sitzt ihr Schifflein fest. In der Pension hält sich als Gast auch ein wohlhabender, junger Gutsbesitzer auf, der sich alljährlich durch ein erfrischendes Bad in dem Strudel des weltstädtischen Lebens für die Entbehrungen seines ländlichen Philisterdaseins schadlos zu halten pflegt. Seinen männlichen Reizen vermag die Bohême-Novize nicht zu widerstehen, und in der rührseligsten Stimmung eines Weihnachtsabends giebt die kleine Heimatlose sich dem Geliebten hin. Sorglos verjubelt man dann ein paar selige Wochen, und das Danziger Spießbürgertöchterlein erweist sich als vollendete Zigeunerin. Herr Eugen Döhring ist ein korrekter Kavalier, der, solange er sich in Berlin aufhält, streng nach dem Moralkodex des Zigeunertums lebt. Sein Verhältnis zu Lotte beruht auf den Prinzipien der freien Liebe und ist jederzeit einseitig kündbar. Er macht von dieser seiner Auffassung kein Hehl und hütet sich vor jeder weitergehenden Verpflichtung. Als Aschermittwoch herankommt, macht er von seinem Kündigungsrechte Gebrauch. Er thut es in etwas brutaler Form — aber man ist es bei den Zigeunern eben nicht anders gewohnt. Die Kleine aber fällt aus allen Himmeln. Angesichts der bevorstehenden Trennung bricht die Lebensweisheit der armen Freiheitsschwärmerin zusammen. Der stolze Überbackfisch kann es nicht verwinden, daß der Schatz ihm untreu wird. Auf den Knieen bittet und bettelt sie um ein bißchen Liebe: nur bis zum Frühling noch solle er bei ihr bleiben. Aber der Agrarier ist ein konsequenterer Übermensch als die Zigeunerin, er fühlt sich nicht zu längerem Verweilen in Berlin verpflichtet, gegen etwaige Regungen des Mitleids ist er gefeit und so sagt er definitiv Adieu. Am Faschingsball begeht die verzweifelnde Lotte ein tragikomisches Attentat gegen den Geliebten und schießt sich dann eine Kugel durch ihren dummen Kopf.

Das Stück macht, trotz zahlreicher Details, als Ganzes einen recht unerquicklichen Eindruck. Wir haben die Empfindung, daß eine vornehme Dichternatur sich prostituiert hat. Nicht aus ordinären Motiven, sondern aus gekränktem Ehrgeiz, aus einer Art Trotz. Man will den tantiemeschluckenden Banausen und dem blöden Pöbel einmal zeigen, daß man auch jene niedrigen Künste versteht, die die Theaterkassierer zu würdigen wissen. Man schreibt eben einmal, vom Schaffen für die Ewigkeit ausruhend, ein glänzendes Zugstück für die Saison. Manchem könnte solch ein kleines Wagestück wohl gelingen, aber gerade unser Max Halbe scheint am wenigsten dafür geeignet. Halbe ist ein durchaus naiver Künstler, dessen Schöpfungen, aus den reichsten, tiefsten und reinsten Quellen strömend, mit einer Art elementarer Urkraft auf uns wirken. So gründlich und nachhaltig zu ergreifen und zu erschüttern gelingt vielleicht keinem zweiten Dramatiker unserer Zeit. Aber Halbe versteht nicht, „die Poesie zu kommandieren". Selbst da, wo er uns völlig in seinem Bann hat, verläßt uns nie das bange Gefühl, der Dichter könne jeden Augenblick entgleisen. Seine Kunst hat im Grunde etwas Dilettantisches. In dem, was notthut, überragt er die Mehrzahl seiner Mitstrebenden um Hauptеslänge — aber im Handwerklichen ist er schwach. Alle seine Werke machen den Eindruck von genialen Anfängerarbeiten. Es ist klar, daß ein so gearteter Künstler nicht geeignet ist, mit Erfolg auf die ordinären Instinkte des Theaterpöbels zu spekulieren.

Die „Heimatlosen" wurden am Lessingtheater in vollendeter Darstellung herausgebracht. Einen besonderen Triumph feierte Meta Jäger als Lotte.

Vier Akte aus dem Leben einer Berliner Köchin, auf Grund fleißiger Notizensammlung mit gutem Possenhumor dargestellt, bot uns Georg Hirschfeld in seiner Komödie „Pauline", die am 18. Februar am Deutschen Theater zum erstenmal in Szene ging. Pauline Könlg steht im Dienst bei dem Ehepaar Sperling. Sie ist eine vielumworbene Schönheit, die ihren zahlreichen Liebhabern, dem Schneider Fink, dem Turnlehrer Hippel, dem Packetfahrtbriefträger Anton, dem Pferdeschaffner Bolle ꝛc., scheinbar alles wünschenswerte Entgegenkommen beweist, in Wirklichkeit aber mit der ganzen Bagage nur ihren Spott treibt und Sinn und Körper rein erhält. Ihre Tändeleien aber sind trotz aller Harmlosigkeit dem reellen Bräutigam Paulinens, dem Kunstschlosser Radke, ein Dorn im Auge. Ihm gefällt der entmündigende Herrschaftsdienst bei Sperlings nicht, und die sonntägigen Tanzvergnügen bei Klimsch in der Hasenhalde, bei denen Pauline als Ballkönigin nie fehlen darf, erregen seine Eifersucht stets aufs neue. Um dem Treiben ein Ende zu machen, sucht er Pauline zu einer baldigen Heirat zu überreden, und da sie nicht einwilligt, begeht er den philiströsen Streich, sich hinter die Eltern des Mädchens zu stecken. Ein alberner Brief ihrer Mutter erweckt Paulinens Trotz. Sie sucht von jetzt etwas darin, den Bräutigam bei jeder Gelegenheit zu ärgern. Es kommt so weit, daß der arme Radke bei einem sonntägigen Ballfeste in eine fürchterliche Prügelei mit seinen Nebenbuhlern verwickelt wird. Um sich an der grausamen Geliebten zu rächen, weiß der Kunstschlosser kein besseres Mittel, als wiederum einen Klagebrief an die zukünftige Schwiegermutter zu schreiben, der selbst vor bewußten Verleumdungen Paulinens nicht zurückschreckt. Jetzt scheint ein endgültiger Bruch zwischen den Liebenden unvermeidlich — da kommt plötzlich eine nicht recht motivierte Versöhnung zu stande. Radke erscheint in Paulinens Küche und erzählt ihr in rührenden Worten die Geschichte seines Lebens. Pauline lernt dadurch die ihr bis dahin verhaßte strenge Weltanschauung des Bräutigams verstehen, schätzen und lieben — in den Armen liegen sich beide u. s. w. Am ersten Mai wird Hochzeit sein.

Das amüsante Stück ist ein aus allerlei Notizenkram zusammengefügtes Mosaik-

werk. Gut beobachtete und originell gezeichnete Details, die sich aber nicht zu einheitlichen Bildern zusammenschließen. Zahlreiche Einzelstudien erfreuen uns durch ihre frappierende Lebenswahrheit, und das Ganze ist dennoch ohne Leben und ohne Wahrheit. Es mutet uns an wie eine Sammlung naturalistischer Präparate, nicht wie ein Stück lebendige Natur.

Mit der Darstellung des derbkomischen Stückes feierte das Deutsche Theater wieder einen seiner glänzendsten Triumphe. Freilich darf man die künstlerischen Leistungen in diesem Falle nicht allzu hoch einschätzen, da die Rollen den trefflichen Mitgliedern des Ensembles fast durchweg auf den Leib geschrieben waren.

Im Berliner Theater hat sich Ernst v. Wildenbruch mit einer dramatisierten Geschichtsfälschung, betitelt „Gewitternacht", einen lebensgefährlichen Durchfall zugezogen. Woher der Mißerfolg kam, darüber mögen sich seine Verehrer streiten. Der Dichter selbst hatte alles gethan, was er irgend leisten konnte: es fehlte weder an Kanonendonner, noch an Glockengeläute, weder an Militärmusik noch an Wachtfeuern, weder an Prophezeiungen noch an rührenden Kinderszenen; es wurden eine Menge erbauender und belehrender Ansprachen gehalten, von deren geschichtsphilosophischer Tiefe jeder hinterpommersche Landrat und Kriegervereins-Vorsitzende überwältigt werden mußte. Aber es half diesmal alles nichts. Die Hofloge war vollständig leer. Hoffen wir auf bessere Zeiten!

Der Monat März brachte im Lessingtheater die erste Aufführung der bekannten Komödie „Die Erziehung zur Ehe" von Otto Erich Hartleben. Hartleben ist vielleicht der radikalste und schärfste soziale Satiriker, den Deutschland gegenwärtig besitzt. Es sind nicht große, abendfüllende Laster und Schurkereien, gegen die er seine treffsichere Geißel schwingt. Die korrekte, wohlgeborene Gemeinheit des Alltags langt er sich aus den molligen Winkeln hervor, in denen sie ungestört ihr patriarchalisches Dasein fristet, er geleitet sie mit aller Höflichkeit auf das weithin sichtbare Schaffot, verabschiedet sich dann mit jovialem Lächeln von der Delinquentin und überläßt die weitere Exekution dem geneigten Publikum. Hartlebens Komödiengestalten sind keine Karikaturen, sondern friedliche Bürger des heiligen Reiches Philisteria, die der unerbittliche Satiriker in allerhand heikle Situationen bringt, vor allerhand grausame Fragen stellt, durch die sie wider ihren Willen genötigt werden, die tiefsten Heiligtümer ihres Herzens zu öffnen und das blamable Interieur den Blicken der Spötter preiszugeben. Selbst angesichts der tollsten Szenen haben wir immer die Empfindung, daß nichts übertrieben wird, daß diese Leute absolut konsequent handeln, daß sie sich in der gegebenen Lage eben notwendig so gebärden müssen, wie sie der Dichter zu unserem Gaudium sich gebärden läßt. Das Stück weist in seiner technischen Ökonomie manche Mängel auf, aber der souveräne Witz und der unwiderstehliche Charme Hartlebens half siegreich über alle Klippen hinweg.

Allerneueste Dramatik brachten uns ein paar private Veranstaltungen des „Akademisch-litterarischen Vereins" und des „Intimen Theaters", sowie ein Premièren-Abend (18. März) des Deutschen Theaters: hier Hugo v. Hofmannsthal, dort Maeterlinck. Was diese allerneueste Dramatik für unsere Zeit bedeutet und für unsere Zukunft vielleicht bedeuten wird; ob sie eine notwendige, wenn auch übertriebene Reaktion gegen den extremen Naturalismus ist, oder lediglich als die taube Frucht exzentrischer Poetenlaunen gelten kann; ob sie, zur Reife gediehen, immer nur eine Delikatesse für schöngeistige Gourmets bleiben wird, oder die Fähigkeit besitzt, einst einen Bestandteil der litterarischen Volksnahrung zu bilden —

darüber, glaube ich, kann man heute noch kein begründetes Urteil sprechen. Es ist gut, daß man solche Werke schon heute auf die Bühne bringt, denn das Interesse des großen Publikums wird dadurch auf die neue Richtung gelenkt, die sonst wohl kaum beachtet werden würde. Nur wäre es falsch, wenn man sich aus diesen theatralischen Darbietungen einen Begriff von dem eigentlichen Wesen der neuen Richtung machen wollte. Die Aufführungen von „Pelleas und Melisande“ (Neues Theater) und „Im Innern“ (Alte Urania) ließen kaum einen Hauch von dem Geiste Maeterlincks verspüren, und selbst die Darstellungskunst des „Deutschen Theaters“ zeigte sich den Aufgaben, die Hofmannsthal stellt, nicht im entferntesten gewachsen. Und dabei ist Kainz, der die Hauptrollen spielte, ein spezieller Verehrer des jungen Wiener Dichters und hatte sich mit besonderer Liebe in das Studium jener Dichtungen versenkt.

Unsere Schauspielkunst ist für die neuen Aufgaben noch nicht reif, und wer heute in den Geist der Dichtungen eindringen will, ist ausschließlich auf die Lektüre angewiesen.

John Schikowski.



# Wiener Kunst.

## Arthur Schnitzler. — Hugo von Hofmannsthal.

Mit drei Einaktern hat Arthur Schnitzler im Wiener Burgtheater einen starken Erfolg errungen. Er kam diesmal anders, als gewöhnlich. Durch seine leise, feine Kunst, deren tiefstes Wesen Stimmung bedeutet, ging diesmal etwas von großem Zug. Etwas von der Sehnsucht einer reifen Künstlerseele nach Loslösung vom Bann des Alltags und seiner Erscheinungen und dem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leben seiner Zeit. So mag er Lust und Freude empfunden haben, im „Paracelsus“ ein Stücklein Phantasie spielen zu lassen, so mag es ihn gedrängt haben, seine Kraft an dem Geist der französischen Revolution zu messen, dieser gewaltig-blutigen Groteska der Weltgeschichte. Beides that er in seiner vorsichtig zugreifenden, im Ausdruck vornehm abwägenden Art. Im „Paracelsus“ ist ein mehr liebenswürdiger, als tiefer Gedanke mit anmutiger Grazie verarbeitet. „Paracelsus“ findet auf einer seiner Wanderungen in dem Städtchen Basel eine ehemalige Jugendliebe wieder, die an einen ehrlichen Waffenschmied vermählt ist, aber Gefahr läuft, sich in einen jungen, hübschen Burschen zu verlieben. Auf dem Wege magnetischer Suggestion öffnet er dem Schmied die Augen und befreit zugleich das junge Weibchen von seiner gefährlichen Neigung. Ein hübsches Spiel mit Traum und Wirklichkeit, das viele schöne und feine Gedanken aufweist. Freilich hatte man wohl manchmal das Gefühl, hier könnte etwas tieferer Ernst einsetzen, und die Figur des Paracelsus könnte etwas energischer herausgearbeitet erscheinen. Im Anfang sind Ansätze dazu da, dann aber tritt die Charakteristik der Personen gegen die Anekdote der Handlung in den Hintergrund. — Die Darstellung war eine sehr gelungene. Herr Krastel gab den Waffenschmied Cyprianus mit Wärme und behäbigem Humor,

eine seiner sympathischesten Leistungen aus jüngster Zeit. Den Paracelsus gab zuerst Herr Robert mit einem starken Zug ins Dämonische und Große, später Herr Devrient, mehr geistreich und elegant. Die Frau des Waffenschmiedes spielte Frau Schratt in ihrer stilvollen deutschen Art, nach ihr Frl. Bleibtreu, etwas herber und schwerer im Ton. Als Junker verdient Herr Frank besondere Erwähnung. Dieser junge Schauspieler, den Dr. Schlenther allen Anfechtungen der Kritik zum Trotz immer wieder vor dankbare Aufgaben stellt, scheint der guten Meinung des Direktors Geltung verschaffen zu wollen. Er war diesmal sehr frisch und natürlich, sprach warm und eindringlich und sah wieder sehr hübsch aus. Beim Publikum fand der graziöse Einakter viel Beifall.

Weitaus ernster und kräftiger in Zeichnung und Farbe ist der „Grüne Kakadu". Ein kühnes Genrebild mit jenem Humor, der ans Tragische streift, und jener Tragik, die zur Groteske wird. Während hinter der Szene die großen Ereignisse der französischen Revolution nur wie fernes Gewittern an unser Bewußtsein schlagen, entrollt sich auf der Bühne ein Stück Leben aus jenen Tagen, groß und schreiend in der Konzeption, grell und herb in den Kontrasten, zwischen blutigem Humor und blutiger Tragik schwankend. In der Wirtsstube zum grünen Kakadu spielen beschäftigungslose Schauspieler den Aristokraten und Bürgern Schreckensszenen vor. Sie überbieten sich in der kühnsten Anschauung ihrer Phantasie, immer neue Mord- und Greuelszenen zu erfinden. In den Tagen, da der Aufruhr sich durch die Straßen von Paris wälzt, da der Mord und die Gewaltthat fast zum Recht geworden, bilden Mord und Grausamkeiten den Inhalt eines Spieles, das die Sinne kitzeln soll, und die Tragik von der Straße wird zum Satyrspiel der Spelunke. Nichts vermöchte die leichtsinnige und sorglose Verworfenheit des französischen Adels jener Zeit schärfer und abstoßender zu zeichnen, als dieses frivole Spiel mit Menschentartung, diese cynische Seelenflagellation, in der die ganze geistige und moralische Entartung der Revolutionszeit hervortritt. Von diesem Milieu eingefaßt spielt eine tragische Anekdote, die an Tabarin gemahnt, vielleicht auch ein wenig an Narciß. Der genialste unter dieser Komödiantenbande, Henri, liebt die Schauspielerin Leocadie und heiratet sie. In einer seiner Szenen erzählt er, daß er seine Frau mit dem Herzog von Cardignac überrascht und den Herzog ermordet habe. — Henri weiß nicht, daß seine Frau wirklich die Geliebte des Herzogs ist, erfährt dies nun, und sticht den kurz darnach eintretenden Herzog wieder nieder. Da der anwesende Kommissar eben Henri verhaften will, bringt die Nachricht von der Erstürmung der Bastille in die Schenke — die Adelsherrschaft erscheint gestürzt, und unter dem wüsten Freiheitsjubel der hereindringenden Volksmassen bricht Henri verzweifelt zusammen. Mit viel Kraft und verblüffender szenischer Geschicklichkeit ist dieses Bild entworfen. Es hat starke Effekte, die trotzdem nicht rein theatralisch wirken, eine Gefahr, der der Dichter durch die prächtige Charakterisierung der einzelnen Figuren glücklich entronnen ist. Alle die einzelnen dieser verlumpten Komödiantenrotte haben ihren Individualismus, sie sind fein auseinandergehalten, ihre Verworfenheit ist kein gemeinsamer Typus. Die genialste Figur ist wohl Grain, ein wirklicher Mörder, der vom Zuchthaus entlassen wurde — aber unter den gespielten Mördern eine klägliche Rolle spielt. Er erzählt die wirkliche Geschichte, wie er seine Tante umgebracht, und der anwesende Dichter Rollin meint: „Der ist schwach, das ist ein Dilettant." An solchen geistvollen, grotesken Einfällen und Situationen ist das Stück überreich. Und alles dies ist bunt durcheinander gewürfelt, mit sicherer Wirkung der Kontraste, die sowohl in den Situationen wie auch in den einzelnen Personen liegen. Mit sprunghafter Schnelligkeit pendelt die Stimmung zwischen Ernst und Scherz,

zwischen Humor und Tragik hin und her, und der erstere schlägt in letzteren mit starker tragischer Kraft um. Es ist eine Dichtung, die dem Dichter und Jung-Wien alle Ehre macht. Man wird den Namen Schnitzler aussprechen müssen, wenn man nicht nur von feinen und anmutigen, sondern wenn man von jenen ernsten Künstlern spricht, die den Blick für die Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens in seinen tragischen Momenten haben. Was die Darstellung betrifft, so war es vor allem Sonnenthal, der als Schauspieler Henri durch die Macht seiner Erscheinung und Persönlichkeit der Aufführung den großen Zug gab und den tragischen Momenten zu voller Wirkung verhalf. Recht gut war auch Frau Mitterwurzer in der Rolle einer koketten Marquise, brillant Herr Hartmann als Dichter Rollin und Herr Zeska als Graim. Von den übrigen Darstellern seien noch die Herren Thimig und Römpler besonders hervorgehoben.

Von den beiden erwähnten Dichtungen eingerahmt brachte Schnitzler in der „Gefährtin" eines jener Stimmungsjuwele, wie sie seine feine Hand so eigen zu gestalten vermag. Es ist nur schade, daß er der Tragik, die sich in diesem Lebensabschnitt so müd und bleiern auf unsere Seelen legt, im letzten Moment durch eine seltsame Wendung die Spitze abbricht. Ein alter Professor — etwa anfangs der Sechzig — hat eben seine junge Frau begraben. Wahre Trauerstimmung liegt über der Szene. Aber in ihm selbst vermag keine rechte Trauer aufzukommen. Die Verstorbene war schon lange nicht mehr sein, wenn sie auch ihre Tage zusammen verbracht hatten. Er war ein alter Mann geworden und sie noch immer eine junge, lebenslustige Frau geblieben. Und so hatte sich ihr Herz von ihm abgewendet. Er aber war einsam seinen stillen Pfad gegangen und hatte in tiefer Resignation leise und ihr selber unbewußt ihre Fesseln gelöst. Er gab sie frei dem jubelnden Leben, dem sie noch gehörte, und das in ihm schon kalt geworden und still. — Nicht vor den andern hatte er's gethan, aber still und innerlich, indem er schwieg, in tiefer Selbstüberwindung schwieg, als er erkennen mußte, daß ihr Herz und ihre Gedanken sich einem anderen zuwandten, einem jungen Freunde, der dem jungen Weibe zu geben vermochte, was ihm, dem alternden Greis, bereits versagt war. Und so wußte er, daß seine Frau ihn betrüge, und er schwieg dennoch. Tief innerlich hatte er das Unrecht erkannt, mit dem er ein junges Geschöpf für immer an sich zu fesseln geglaubt, weil er sie zum Altar geführt. Anfangs mochte er viel gelitten haben, bis sein Gefühl in ihm erstickt, sein Stolz und sein Mannesrecht in ihm überwunden waren. Und nun da sie gestorben, da empfand er nur ein dumpfes, drückendes Gefühl, vielleicht Trauer und Müdigkeit, kaum aber tieferen Schmerz. Nun aber, da der Geliebte der Toten herbeigeeilt, um an ihr Grab zu treten, erfährt er von diesem, (der keine Ahnung davon hat, daß der betrogene Ehemann um sein Verhältnis mit der Verstorbenen wußte,) daß er seit einem Jahre verlobt sei und sich zu verheiraten gedenke. Da bricht aller Groll und aller Schmerz aus ihm hervor, er fühlt nun, daß auch seine Frau betrogen wurde, und nun weist er dem Verführer die Thür. Bis hierher fühlt man schwere und echte Tragik. Der jähe Schmerz, der nun aus der dumpfen Resignation langsam hervorquellen mußte, wie schwere, hartentrungene Thränen, dieser Schmerz um die Verstorbene, der erst in dem Moment zum Leben erwachen kann, da auch sie nur eine Unselige, Betrogene gewesen, ist poetisch und tief tragisch. Der Dichter geht aber einen Schritt weiter, oder besser, er steigt von der glücklich gefundenen tragischen Höhe um eine Stufe herab. Eine Freundin der Verstorbenen tröstet den Professor, indem sie ihm entdeckt, daß die Tote seines Schmerzes nicht würdig gewesen, denn sie habe gewußt, daß ihr Geliebter mit einer anderen verlobt sei und daß sie ihm nicht mehr als ein „Verhältnis" gewesen sei. Da erfüllt nur Scham und Ekel die Seele des Gelehrten, müde und mit schweren Schritten

sucht er sein Schlafgemach auf. Und am nächsten Tage will er fort, fort auf eine kurze Reise, um alles zu vergessen, was so herb und so häßlich in seine Seele gegriffen. So wird das Tragische zur Halbsatire herabgedrückt, und das Stück klingt mehr in eine Pointe aus, die der Dichtung das allgemein Tragische schmälert, und den speziellen Fall in den Vordergrund stellt. So wird aus dem dichterischen Gedanken eine zufällige Idee, und die stoffliche Komposition erhält die Oberhand über das Nächstliegende des Lebens. Man muß aber ein Kunstwerk nehmen, wie es aus der Hand seines Schöpfers hervorgegangen ist. Mit den Absichten und dem Wollen eines Dichters sollte man nicht rechten, nur über die Grenzen seines Könnens. So muß denn betont werden, daß die „Gefährtin" von Anfang bis zum Schluß die Stimmung festzuhalten vermag, und wenn man am Schluß mehr herbe Bitterkeit als erschütternde Tragik des Lebens empfindet, mag dies wohl in der Absicht des Dichters gelegen haben. Die Darstellung wurde auch hier dem Dichter vollauf gerecht. Sonnenthal bot als Professor Pilgram vielleicht die interessanteste seiner Neuschöpfungen aus letzter Zeit. So tief einfach und dennoch groß, gesättigt von der schweren, müden Stimmung des Ganzen, so voll innerer Macht und ohne viel schauspielerisches Zuthun war diese Gestalt vom Künstler erfaßt und gezeichnet worden, daß diese Leistung uneingeschränkte Bewunderung erregen mußte. Neben Sonnenthal behaupteten sich Fräulein Bleibtreu und Herr Zeska mit gutem Gelingen.

Noch ein zweiter Wiener Dichter bestand in dieser Saison am Burgtheater mit Ehren: Hugo v. Hofmannsthal, den die Eingeweihten schon seit langem schätzten, und der von einer Gruppe Jung-Wiener Litteraten schon vor Jahren auf den Schild gehoben wurde. Die langsamer und zögernder mit künstlerischen Entwicklungen Mitgehenden vermochten sich anfangs nur schwer zur Würdigung seines überaus eigenartigen und allem Herkömmlichen abgewandten Talentes herbeizulassen. Seine Art, den Dingen ein halbes, scheues Leben zu geben, die gemeine Deutlichkeit des Gedankens zu umgehen, befremdete viele, ja, sogar Stimmen des Spottes wurden gegen den jungen Poeten laut, der es wagen mochte, so vielfach anders zu sein, als die andern. Und selbst jene, die den künstlerischen Formenkult seines Wesens zu lieben vermochten, sahen seinem ersten entscheidenden Schritt auf die Bühne, die so vielmehr Realität der Anschauung und des Ausdruckes verlangt als die Lyrik, mit zweifelndem Interesse entgegen.

Es war eine angenehme Überraschung, die der junge Poet seinen Verehrern bot. Der Einakter „Der Abenteurer und die Sängerin" kann wohl als eigentliche dramatische Arbeit nicht gut besprochen werden. Die zahlreichen dichterischen Schönheiten scheinen hier vielfach der unmittelbaren Freude am poetischen Gestalten entsprungen zu sein, und so ist denn unter der Bildnerhand des Poeten vielleicht manch ein Zuviel an Zier und Zierrat entstanden, das wohl einen üppigen Reichtum an poetischen Gedanken und wertvollen Stimmungen erweist, die Handlung selbst aber häufig verschleppt. Jene straffe Geschlossenheit, die dem Bühnenwerk sein eigentliches Leben sichert, mag darunter ernstlich gelitten haben. Wie ein prächtiges Nebeneinander rollen sich die Szenen dieser mehr rhapsodischen Dichtung auf, und wenn man auch durch die Schönheit der Sprache und den seltsamen, oft fremdartigen Glanz der Bilder litterarisch auf seine Rechnung kommt — die unmittelbar dramatische Wirkung stellt sich dennoch nicht ein, und so scheint mir „Der Abenteurer und die Sängerin" mehr als wertvolles Buchdrama, denn für die Bühne geschaffen. Von den Darstellern ist Herr Hartmann als Abenteurer zu nennen, der für diese Rolle seine ganze Liebenswürdigkeit und Eleganz, freilich auch manches an Manieriertheit ins Treffen führte, im großen und ganzen aber eine ganz

brillante Leistung bot, der sich Frau Hohenfels als Sängerin mit Einsetzung all ihrer großen Kunst zur Seite stellte. In der ganz kleinen Charge eines Juweliers fiel mir Herr Hofmeister durch seine Charakterisierung angenehm auf.

Dramatisch zweifellos höher steht „Die Hochzeit der Sobeide". Man hat auch hier dem Dichter seinen abstrakten Gedankenreichtum zum Vorwurf gemacht. Sehr mit Unrecht! Wir leben in einer seltsamen Zeit, in der die Kunstprinzipien in steten Widersprüchen zueinander stehen. Wir suchen Erlösungen vom Zwange künstlerischer Überlieferungen in neuen Formen und neuen schöpferischen Perspektiven. Kaum aber ist uns ein echter Künstler erstanden, der eigenwillige Pfade geht, messen wir ihn sogleich mit jenen Maßen, die er just zu sprengen ausgegangen. So ist es mit Hugo von Hofmannsthal. Wie kaum ein anderes Dichterwerk der letzten Jahre führt dieses sinnig-schöne Märchen zu jener intimen und innigen Kunst hinüber, von der wir in ästhetischen Kunstartikeln lange genug träumten, zu jener Kunst, die die reale Welt des Wirklichen durch den Zauber der Formen in die Traumwelt der Empfindungen zu verwandeln und das Zeitliche auf der Brücke des abstrakten Gedankens ins Ewige zu rücken vermag. In diesem leisen, scheuen und edlen Kunstwerk vermählt sich denn auch die gestaltungsloseste Dichtungsform, die Lyrik, der gestaltungsreichsten, dem Drama, und durch sie erscheint das brutale Temperament des tragischen Gefühls gleichsam gedämpft — in edle Formen gerückt. Der „Hochzeit der Sobeide" liegt ein sehr einfacher und doch poetisch schöner Vorwurf zu Grunde. Ein junges Mädchen folgt um ihrer Eltern willen einem reichen Manne zum Altar. In stummer Entsagung sieht sie einem dornenlosen Dasein entgegen, denn ihre junge Liebe gehört einem anderen — Assad, dem Sohne des Teppichhändlers Schalnassad. Noch einmal aber, da sie am Hochzeitsabend mit ihrem Manne allein bleibt, bricht der siegreiche Machtwille des Lebens aus ihr heraus mit den Schauern der Sehnsucht, mit den Thränen der Verzweiflung — und sie gesteht ihrem Manne ihre Liebe zu Assad. Dieser aber öffnet ihr selbst die Pforte seines Hauses, er will sie nicht an sich fesseln, wenn ihr Herz nicht ihm gehört. Sie stürmt hinaus, noch in der Nacht zu ihrem Geliebten. Dieser aber stößt sie von sich. Seine Leidenschaft ist für eine junge, sinnlich-schöne Witwe entbrannt — die Maitresse seines eigenen Vaters. Und nun geht Sobeide in den Tod. Ich möchte das Stück ein Drama der Güte nennen. In Sobeide, die von Assad um eines schönen, aber innerlich schlechten und herzlosen Weibes willen verstoßen wird, und in ihrem Gatten, den sie um Assads willen verläßt — in beiden muß der tiefe, innere Wert eines Menschen den äußeren Vorzügen eines anderen unterliegen. Der tiefen und erschütternden Tragik stiller, edler Seelen, die soviel an Hingabe besitzen, wenn sie lieben, soviel an Selbstentäußerung und tiefer Entsagungskraft, daß sie stumm und schweigend aus der Sonne ihrer Lebenshoffnungen zurückzutreten vermögen in das Dunkel trauriger Lebensenttäuschung, der unsäglich tiefen und schönen Tragik solcher Seelen hat der Dichter der Sobeide ein Denkmal gesetzt. Der überkluge Kritikerverstand hat nun freilich gefunden — „so was thäte auch der älteste Perser nicht!" Die aber mit Liebe den Pfaden des Dichters nachspüren, sie werden fühlen, mit wie viel sanfter Milde er uns in seine Reiche führt, zu Menschen, die seinen stillen Dämmerträumen erstanden, die vielleicht nur Dichtergebilde scheinen und doch und dennoch da und dort gelebt und gelitten haben. Aber still und weltabgekehrt, ihren Wert mit ihrem Schmerz verschließend und nur darum unbekannt und unbeachtet, weil sie nicht vor die Menge traten und so gar nichts in sich hatten von großen, tragischen Helden der Lebensbühne. Jenen, die stumm leiden, weil sie sich selbst zu überwinden vermögen, ihnen, glaube ich, ist diese Dichtung geschrieben worden. Aber neben dieser inneren Tragik

besitzt das Stück auch eine äußere, von echtem dramatischen Wert. Es ist die Schuld Sobeidens, die sie an sich selbst wiedererlebt, — die tiefe aber zu späte Erkenntnis, daß sie den Wert des Lebens zurückgewiesen, um der Leidenschaften ihrer Sinne willen. Sie hat ihren Mann verlassen, bei dem sie Liebe gefunden, um sich Assad in die Arme zu werfen, der ihren Wert niemals gefühlt, niemals begriffen hatte. An sich und in sich erlebt sie nun die tragische Wiedervergeltung, geht sie in den Tod. Und alles dies ist mit der traumhaften Schönheit eines Märchens wiedergegeben. Nur gedämpft und sanft klingen die Tubenklänge des Lebens in diese Dämmerstimmung hinein. Der Reichtum schöner, zwingender Bilder und reifer, edler Gedanken wird erst bei der Lektüre vollkommen klar.*) Von der Bühne herab wird manches überhört, klingt manches rasch und flüchtig dem Ohr vorüber, bei dem man gerne sinnend verweilen möchte. Gespielt wurde im Burgtheater meisterlich. Fräulein Medelsky, vielleicht die gemütvollste Schauspielerin der deutschen Bühne, gab der Sobeide alle die scheuen und heimlichen Zauber ihrer Erscheinung und ihres Wesens, das, im Leben selbst von soviel Poesie durchtränkt, auf der Bühne noch gleichsam zu höherem Leben sich entfaltet. Ihre Anmut, ihre Güte und Hingabe erschütterten nicht minder als die Töne tragischer Verzweiflung, die sie im zweiten Akte fand. Dabei verirrt sie sich niemals ins Technische, jede ihrer Leistungen ist aus innerster Natur herausgeboren, sie spielt ihre Rollen nicht, sie lebt sie. Darin liegt der wundersame Zauber dieser Künstlerin, in der das Burgtheater heute seine schönste Verheißung besitzt. Und neben der Medelsky stand Sonnenthal, der dem reichen Kaufmann soviel innere Würde und Größe gab, daß er selbst dort tiefe und echte Wirkung zu erzielen vermochte, wo der Dichter aus Reflexion herausgestaltete und sich vielleicht allzu sehr ins Gedankliche verlor. Frau Rallina und Frau Wilbrandt, sowie Gimmig und Devrient sind mit Lob zu nennen. Es lag eine gewisse Weihe über dem Abend, denn man fühlte, daß ein echter Dichter hier zum erstenmale zu Wort gekommen. Paul Wilhelm.



# Juliane Dérys letzter Brief an M. G. Conrad.

Charfreitag 1899.

Lieber Conrad,

ich habe einen Einakter geschrieben „Die Furie", darin ich geschildert habe, wieso ich die Telegramme damals nach Schwabach sandte, nicht anonym. Meine beste Arbeit. Ich war faul, sie abzuschreiben und nun ists zu spät.

Ehre mein Andenken! Schau, daß anständige Bilder von mir herauskommen — ich meine, wenn schon, denn schon. Nicht das

*) Die beiden Stücke sind mit einem dritten, „Die Frau am Fenster", eben im Verlage von S. Fischer in Berlin erschienen.

Stuckſche oder gar das Leiſtikowſche. Bei Müller in München die vorletzte Aufnahme, bitte!

Ich grüße Dich und Erwin, wie auch die Marie.

Euere
Juliane Déry.

Anbei ein altes Mſct. Gibs in eine Zeitſchrift.*)



# Kritik.

## Lyrik.

Helene Orzolkowski, Einſame Straße. Berlin 1898. Verlag für Lyrik. Zehdenicker Straße 11.

„Ihr Menſchen, eine Bruſt her, daß ich weine!“ Dieſer Kleiſtiſche Schmerzensſchrei klingt auch durch die paar Dutzend Gedichte, die vor mir liegen. Ein junges Herz hat ſie ans Licht geſandt, ein Herz, das viel verloren, viel gelitten hat, das bald müde und hoffnungslos zum Grabe ſich neigt, bald um ſo heißer auffährt und das erſehnte Glück heiſcht. Es fließt Blut in dieſen Verſen, die man verſucht iſt, zu den ſchwermütigen Volksweiſen der Slaven zu ſingen. Es blickt uns daraus an mit großen, dunklen, brennenden Augen, die ſo gern verflammen möchten in zwei anderen, doch die Dichterin geht auf „einſamer Straße“. Sie möchte noch einmal ins Leben hinausſtürmen, deſſen vernichtender Schlag ſie ſchon getroffen hat, aber ſie iſt eingekerkert in ihr enges Stübchen:

Wie ein verwundetes Tier ſich flüchtet
in ſeine Höhle, um dort zu verenden,
ſitz ich, verwundet bis auf die Seele,
zwiſchen den kalten, ſchweigenden Wänden.

Sie fühlt ſich dem Meere verwandt, das ſie uns zeigt in ſeiner heimlichen Tücke, wenn der gelbe Abendhimmel mit den kleinen, kupfernen Wölkchen darüber liegt, das Meer, das den Geliebten verſchlungen hat. Helene Orzolkowski hat ein ſchönes Naturgefühl, wie manches anſchauliche Bild beweiſt; auch das Abſtrakte weiß ſie trefflich zu beſeelen, ſo, wenn vor dem nahenden Gewitter die Angſt gierig von Aſt zu Aſt huſcht. Aber es fehlt die freie Künſtlerhand, die bewußt geſtaltet, es fehlt die gebändigte Kraft eines Storm oder Liliencron, mit einem Wort, es fehlt der Stil. Wir haben Impreſſionismus, aber nicht künſtleriſchen Impreſſionismus. Um in freien Dithyramben ſich ausſprechen zu können, muß man die Sprache doch mehr beherrſchen. Ein böſer Daktylus oder Reim läßt uns ſtolpern und dabei die Illuſion verlieren. Fremdwörter wie nervös oder graumeliert wirken ſehr häßlich.

Noch bringt uns Helene Orzolkowski manch leeres Blatt, doch laſſen Gedichte wie „Am Grabe“ Vollendeteres erwarten.

Harry Mayne.

*) Porträt und Manuſkript erſcheinen am 1. Juli in der „Geſellſchaft“.
D. Red.

Lyrische Radierungen. Von Josef Kitir. Leipzig, Deutsche Litteraturanstalt Ed. Hassenberger.

Dieses Büchlein bedeutet wieder den ungewöhnlichen Versuch, den Realismus in der zartesten Blüte der Lyrik, dem gehauchten Lied zum Ausdruck zu bringen, nachdem er wie eine verjüngende Triebkraft den ganzen Stamm der Dichtung durchdrungen hat und auch in die Lyrik, welche am schwersten zu erobern schien, durch moderne Künstler eingeführt wurde, wie insbesondere die Balladen Liliencrons und die lyrischen Lebensbilder Jacobowskis beweisen. — Dennoch wirkt Kitirs Versuch, realistische Lieder zu schaffen, frappierend, schon wenn man aus den Titeln der Gedichte die Wahl seiner Stoffe ersieht: „Die Rosenseife," „Die Mütze," „Die Staubspur," „Die Lieblingsspeise," „Die Taschenuhr," „Die Ösen," „Der Mantel," „Das Tuch," „Die Thürglocke," „Die Alten" u. dgl. Aber gerade durch diese fast absichtlich scheinende Wahl nichtiger Stoffe vermag er um so deutlicher zu beweisen, um was es ihm offenbar zu thun ist: wie auch hinter dem Kleinsten das Große, hinter dem Vergänglichen das Ewige, hinter dem Unscheinbarsten der Wert und die Schönheit des Lebens ruht. Zeigen will er, daß vor einer höheren Anschauung Kunst und Leben eins sind; daß nicht in der Wahl solcher Vorwürfe, sondern in der alten Unterscheidung zwischen poetischen und unpoetischen Stoffen eine Verkennung des tiefsten Wesens der Kunst und eine Entwürdigung derselben liege. So birgt also gerade die Wertlosigkeit der Stoffe den ästhetischen wie ethischen Wert seiner Kunst. Nur diejenigen werden sie verstehen, welche bis in die Wurzeln des Lebens zu blicken vermögen. Es wird sie verstehen das schlichte, naive Menschenkind und der hochentwickelte Geist. Verehren werden sie jene seltenen Naturen, welche beides sind, im Sinne Nietzsches, der die „köstliche, unvergleichliche Naivität des starken Herzens" als das Allerseltenste auf Erden bezeichnet hat. Reich an Herzenstönen, oft naiv wie das schlichte Volkslied, trifft es gleichsam den Naturlaut dieser wirklichen Kulturmenschen. Nicht wirken wird sie auf den konventionellen Durchschnittsmenschen, auch wenn er schöne Gedichte machen kann. Seinem gewöhnlichen Auge wird nur das äußerlich Schöne schön erscheinen, da es nur einem hohen Idealisierungstriebe gelingt, das Reale zu verklären. Nichts zeugt so deutlich für eine vornehme Weltanschauung, als diese Erhebung des Gewöhnlichen ins Hohe. Eine Reihe von Sonetten beschließt das Werk, in deren letztem „Das Rätsel der Größe" nur demjenigen Menschen Würde und Größe zugesprochen wird, welcher durch einen Wust von Fehlern hindurchgegangen ist, der darum alle Rätsel des Lebens zu fassen vermag. Während diese Gedichte eine musikalische Formkunst zeigen und oft, wie besonders „Trauernde Liebe", einen wundervollen, seelisch zitternden Rhythmus weisen, lassen gerade die eigentlichen „Radierungen" in formeller Hinsicht oft zu wünschen übrig. Der spröde Stoff zerstört manchmal die Form, zeugt Risse, Sprünge. So leidet oft die künstlerische Einheit, wie überhaupt manche Stücke mehr als lyrische Studien, denn als Gedichte zu betrachten sind. Manche werden einwenden, die Form sei alt. Die verstehen nicht viel von Lyrik. Darin liegt eben gerade die Bedeutung Kitirs: trotz des modernen Stoffes den Naturlaut zu treffen; in Kunstformen wurden realistische Stoffe oft genug behandelt. August Renner.

Simon Salomon: Aus trüben Tagen. Illustriert von Eugène Muller. Paris 1898. Selbstverlag. 119 S. — Wohl noch ein ganz junger Dichter! Der Inhalt seiner Lieder ist die Klage um eine vom Tod geraubte Liebste. Um es mit einem Worte zu sagen: die Gedichte

zeigen große Unreife und einiges Talent, stellenweise sogar nicht unbedeutende lyrische Kraft. Die beiden Grundelemente der Lyrik, das musikalische und plastische, zeigen sich, wenn auch meist nur schüchtern. Unter vielem längst in der Poesie heimisch gewordenen Formelkram findet sich sogar etwas Originalität, so in dem „Die Thränen des Todes“ betitelten Gedicht. Der Tod wird vom Dichter geschildert, wie er ohne Mitleid dahinzieht: „Aber als von Liebchens Wangen — Er geküßt der Jugend Rosen — Sah in seinem mitleidslosen — Auge ich zwei Thränen prangen.“ Der Gedanke ist nicht übel; nur stören die beiden Thränen in dem einen Auge. Ähnlich steht es auch sonst: der Dichter stört selbst den Eindruck schöner Bilder und Rhythmen durch ungeschickteste Wendungen. Trotz der Kürze des Inhalts finden sich Wiederholungen, was nicht auf Reichtum an dichterischen Schätzen schließen läßt. H. Brömse.

Dr. Eduard Langer, Aus meiner Liedermappe. — Ein Kaiser Josefsfest. Prag 1898. H. Dominicus. (Th. Gruß.) 201 S. M. 4,—. — Das Buch bildet den dritten Band einer größeren Sammlung von Werken desselben Verfassers: „Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutschböhmen.“ Die deutsch-nationale Tendenz und die beabsichtigte Verwendung des Reinertrages zu wohltätigen Zwecken: zur Linderung der Armut im Adlergebirge, erwecken die Sympathie des Lesers. Lebhafteres Interesse wird das Buch bei den Heimatsgenossen des Verfassers finden, der die mannigfachen Reize des Adlergebirges liebevoll schildert. Aber nicht Sympathie und lokales Interesse, sondern allein der künstlerische Wert dürfen für die litterarische Beurteilung einer Dichtung maßgebend sein. Aus diesem Grunde kommt für die Kritik der zweite Teil „Ein Kaiser Josefsfest“ überhaupt nicht in Betracht, der die genaue Beschreibung einer Denkmalsenthüllung, insbesondere die von dem Verfasser gehaltene Festrede bietet. Von den Gedichten des ersten Teils läßt sich leider kaum mehr sagen, als daß sie die gut gemeinten und nicht übel gereimten Verse eines wohlgeschulten Dilettanten sind. Die beschauliche Natur des Verfassers findet ihren besten Ausdruck in den beschreibenden Gedichten, unter denen die „Gebirgselegien“ besonders genannt zu werden verdienen. Hier finden sich Stellen von künstlerischem Wert, hier spürt man eine Dichterseele. Der dilettantische Geist des Verfassers zeigt sich vor allem in der Kritiklosigkeit gegen sich selbst, in dem Mangel am richtigen Gefühl für das künstlerisch Wertvolle und Richtige, in der Harmlosigkeit, mit der die plattesten Wendungen aufgenommen sind, die auch sonst ansprechenden Gedichten einen trivialen Beigeschmack verleihen. Besonders fällt dies in dem „Studentenzeit“ überschriebenen Abschnitt auf, in dem sich die Geschmacklosigkeiten häufen. Das sind zum größten Teil Lieder, die bei der Gelegenheit, zu der sie entstanden sind, ihren Gelegenheitszweck erfüllt haben mögen, aber nicht in ein vor die größere Öffentlichkeit tretendes Buch gehören. Der in dem Buche sich bekundende männliche Sinn des Dichters wird eine ehrliche Kritik am liebsten sehen. Langer kann sich und seinem Werke keinen größeren Dienst erweisen, als wenn er es nach strengster Sichtung auf höchstens ein Viertel beschränkt und diesen Rest von den auch seinem Wertgehalt anhaftenden Schlacken der Trivialität befreit. H. Brömse.

## Erstlingsgedichte.

Heymel, Alfred Walter, In der Frühe. Gedichte und Sprüche. Bremen, Joh. Storm. 8°. 67 S. M. 2,—.

Jacobowski, Ludwig, Aus bewegten Stunden. Erste Gedichte 1884—1888. Zweite veränd. Aufl. Dresden, E. Pierson. 8°. 106 S. M. 2,—.

Es sind wohl erst Monate her, da saß Alfred Walter Heymel noch in Reih und Glied mit einer Horde Ober-Primaner und dichtete nur heimlich. Und heimlich nur flogen seine „Poetereyen" in die Redaktion der „Gesellschaft" und fanden ab und zu Unterkommen. Wer hat sie nicht durchgemacht, diese selig-schlimme Zeit zwischen 16—19 Jahren, wo man die Mappen und Schubläden voll Verse hat und tagtäglich im Kampf mit Lehrern und Materien steht, die einem bis an den Hals zuwider sind. Meine Jugendgedichte, die vor 11 Jahren erschienen sind und die der Verlag in artiger Gewandung eben neu herausgiebt, rufen mir die ganze Stimmung jener Tage ins Gedächtnis zurück, in denen wir Schüler auf die Namen Bleibtreu, Conrad und Conradi schwuren. Bleibtreus dichterische Entwicklung hat schwer enttäuscht, Conrad hat nach der Wirrnis seiner politischen Thätigkeit starke lyrische Quellen in sich entdeckt — seine soeben erschienene Gedichtsammlung strotzt von Kraft und Wucht —, und unser toter Conradi ist bereits ein Objekt für Litterarhistoriker geworden. Meine Jugendgedichte standen im Banne Bleibtreus und namentlich Conradis, indeß die jüngste Generation fast ganz im Schatten der Dehmelschen Individualität kämpft. A. W. Heymel macht eine Ausnahme. Seine jungenhafte Fröhlichkeit, sein schlichter Optimismus weisen auf O. J. Bierbaum hin. Aber man spürt auch das Ringen einer ernsten Seele, die nach Selbständigkeit tastet. Daß er Spruchweisheit losläßt, die die grüne Farbe der Jugend trägt und nur ab und zu Weisheit zeigt, sei ihm verziehen. Mein Gott, was verzeihe ich einem Füchslein im ersten Semester nicht! L. J.

## Novellen.

Das starke Geschlecht. Zwei Novellen von Georg Bendler. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. M. 3,—.

In der Stille. Novellen und Skizzen von Ilse Frapan. Berlin, Gebr. Paetel (Elwin Paetel). 8°. M. 4,—.

Geschichten von lieben, süßen Mädeln. Novellen von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. M. 2,—.

Georg Bendlers Novellen sind die Erzeugnisse eines Klüglers, der seine Probleme zurechtgebrechselt, ohne die Kraft zu haben, sie konsequent durchzuführen, und das Talent, sie mit Poesie auszufüllen. Figuren, an deren Existenzmöglichkeit man nicht glaubt, Situationen, deren Voraussetzungen unmöglich sind, damit hat der Verfasser seine Novellen ausgestattet. Das eine Mal wirft sich ein hochintelligentes Weib von feinster Herkunft an einen Phraseur weg, das andere Mal gelangt eine Gans von einer jungen Frau zu plötzlicher Einsicht und geistiger Reife. Gewiß sind beide Fälle möglich, aber die Talentlosigkeit des Verfassers war nicht im stande, eine Art innerer Glaubwürdigkeit mit Notwendigkeit zu schaffen. Und so lösen sich Handlungen ab, die kalt lassen und unmöglich sind, und Personen drängen aneinander, für die sich niemand interessiert, weil sie leblos waren, noch ehe sie gestorben sind. Alles in allem ein schlechtes Buch eines mittelmäßigen Kopfes.

Ilse Frapan wird zur älteren Generation gerechnet. Mit Unrecht. Der ehrliche Realismus ihrer Kunst, die strenge Anschauung vom Leben, die tiefgründige Behandlung moderner Probleme weisen sie der Kunst der Jüngeren zu. Nur hat ihr wirklich vornehmer Instinkt sie vor Exzessen bewahrt, und so hat sie längst in der „Deutschen Rundschau" die Kunstprinzipien der jungen Generation zum Ausdruck gebracht, als dieses Blatt noch immer als der Inbegriff tiefster Gediegenheit und Langeweile galt. Wenn Ilse Frapan auch zu geschult ist, um sich in die Tiefregion weiblicher Schreibarbeit zu

begeben, so gelingt es ihr auch selten, jene steilen Höhen zu erreichen, die der Kunst einen „Ewigkeits"stempel aufdrückt — litterarische „Ewigkeiten" zählen bekanntlich mindestens 2—3 Generationen —, das macht die geringe Originalität ihrer Stoffe. Da wird eine Schauspielerin erst dann zur genialen Künstlerin, als sie ein großer Schmerz getroffen. Da erzählt eine junge Frau unter tollen Ausfällen gegen das andere Geschlecht von dem Leid ihrer Ehe, und noch dazu in einem Tagebuch! Ein Sonderling von Naturgeschichtsprofessor wird mit zu geringer Eigenart dargestellt u. s. f. Am feinsten wirkt sie, wenn sie im Hamburger Milieu bleibt. Hier findet man jenen — das Wort ist schon banal geworden — Erdgeruch, der dem Kolorit, dem Milieu und dem Empfindungsleben jene unbegreifliche Echtheit verliehen, die all ihren anderen Novellen fehlt, die sie als begabte Frau wohl schreiben, aber nicht innerlich ganz mit poetischer Kraft ausfüllen kann. So ist ihre Novelle „Aus der Theelaubenzeit" geradezu erquickend in ihrer naiven Frische und Feinheit. Am höchsten steht die knappe Großstadtskizze: „Wie steh'n wir?" Der kleine Kaufmann, der gegen die Bazar- und Großkaufleute den verzweifelten Kampf kämpft, der hinter dem Ladentisch steht und auf Käufer wartet und wartet, indeß Weib und Kind neben ihm hocken ... Hier wirkt die Knappheit der Frapanschen Kunst geradezu unheimlich. Das Herz zittert einem angesichts dieses winzigen Menschenschicksals, das wir alle mitansehen müssen, beim Herrn Müller drüben, und Herrn Schulze am Markt.

Unlängst haben französische und deutsche Frauen viel geschrieben über das Männerphantom der Frau und das Frauenideal des Mannes. Mit viel Witz, mehr Bosheit, zuweilen auch mit stillem Ernst. Auf deutscher Seite Fanny Gräfin zu Reventlow und Marie Stona. Auch aus J. Frapans Novellen könnte man sich den Idealmann konstruieren, wie ihn sich ihre Seele denkt. Durch die Bitterkeit ihrer Novellen geht es wie ein tiefverhaltener Schrei nach einem Manne „wahrhaftig und gut".

Nun zu Ernst von Wolzogen (Nr. 3). Der kokette Titel „Geschichten von lieben, süßen Mädeln" riecht nach heißer Pariser Luft. Ich bin nicht thöricht genug, um hier gleich ins nationale Horn zu stoßen. Kunst oder Nichtkunst, Nachahmung des Fremden oder ehrliches Studium fremder aber trefflicher Kunstmittel, das ist hier die Frage. Und Wolzogen beantwortet sie auf eine Weise, daß man mit dem Dichter des „Lumpengesindels" scharf ins Gericht gehen muß. Gedichte, wie sie kleine deutsche Lyriker zu reimen verschmähen, eröffnen und beschließen den Band. Ein Hoffräulein, das beinahe „dran" war, folgt; die „Glückliche" kann ihr Lebtag nun von dem Kuß auf das Knie träumen! — Die jungalte Lehrerin ist auch nahe dran — sie kann von einem harmloseren Kuß ihr Lebtag träumen —, Lisl hat höheren Schwung und rückt schließlich mit ihrem Liebsten aus; Tini versammelt vor ihrem Ende ihre verschiedenen Liebhaber (eine widerliche Szene!) — und die lieben, süßen Mädeln sind vorüber.

Wer so federfix war und Wolzogen gleich zum ersten Humoristen Deutschlands gestempelt hat, wird gut thun, sein Urteil feierlichst zu widerrufen. Wolzogens Humor ist in diesem Büchlein reiz- und salzlos. Solche Frechheiten müssen mit graziöser Hand ausgetuscht sein; die Kunst des Andeutens darf nicht wie bei Wolzogen verkehrt werden in ein läppisches Ausschreien. Plump und rüde ist die Beichte Tinis, und wer sich erinnert an die liebe, arme Musotte Maupassants, der wird diese Geschichte des Münchener Schriftstellers als läppisch ablehnen. Alles in allem liederliche Beweise eines einst großen, jetzt in jeder Hinsicht verfallenden Talents.

Ludwig Jacobowski.

## Litteraturgeschichte.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Bd. III: Die Auferstehung des Lebens. Berlin u. Leipzig, Schuster & Löffler.

In seinem Resumé S. 51 sagt der Verfasser: „Beide, Liliencron und Nietzsche, sind nur Wegweiser ... Sie sind beide gute Tänzer ... Aber besser ist es schon, Liliencron zu folgen, als Nietzsche, weil er nicht mit den Füßen des isolierten Geistes tanzt, sondern mit den Füßen des Leibes."

Es ist wieder böses Hin- und Herfahren in allerlei Vergleichen. Moeller-Bruck scheint die Fähigkeit versagt zu sein, ruhig bei der Stange zu bleiben. Manchmal gelingt ihm eine kurze sachliche Erörterung so gut, daß das Bedauern über seine willkürliche und zerfahrene Art, künstlerischen Persönlichkeiten gerecht zu werden und Kulturphänomene zu deuten, um so lebhafter sich einstellt. Denkt man z. B. an Franz Oppenheimers feine und klare Liliencron-Studie (im gleichen Verlag), so sinkt das vorliegende Bändchen, das in der Hauptsache Liliencron behandelt, zu unheimlicher Bedeutungslosigkeit. Wie karg und unzulänglich, wie schematisch und phrasenhaft ist diese Moeller-Brucksche Analyse der Liliencronschen Seele! Wie vieles in dieser komplizierten Natur ist nicht einmal andeutungs-, nicht einmal ahnungsweise in das Bild gekommen! Und dann immer wieder diese häßliche Sucht, auf dem Vergleichswege dem großen und reinen Menschen und Künstler Nietzsche eins anzuhängen — z. B. S. 25: „Und Nietzsches Fühlweise? Ein ‚sentiment satanique', jesuitisch mehr als religiös, international und gedanklich leicht brutal." Jesuitisch! — — M. G. Conrad.

## Volkswirtschaft.

Dr. Max Wittenberg: Die wirtschaftliche Bedeutung eines deutschen Mittellandkanals. (Berlin 1898, Puttkammer & Mühlbrecht, M. 2,—.)

Die Schrift von Wittenberg faßt die grundsätzlichen wie die accidentiellen Fragen, die sich speziell an das Projekt eines deutschen Mittellandkanals (Rhein-Weser-Elbe-Verbindung) knüpfen, in klarer und auch für weitere Kreise verständlicher Weise zusammen. Sie beruht auf gründlicher Kenntnis des in dieser Sache durch Jahre hindurch gehäuften Aktenmaterials, namentlich der Verhandlungen des „Zentralvereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanal-Schiffahrt".

Der Verfasser giebt sich als ausgesprochenen Freund des Mittellandkanalprojekts. Er zeigt alle Richtungen auf, in welcher ein solcher die Entwickelung des Verkehrswesens und mittelbar des Wirtschaftslebens überhaupt beeinflussen kann. Die genauen technischen und rechnerischen Ausführungen unterstützen das Verständnis des Gesamtproblems. Besonders interessant sind einzelne Teile, bei denen die größeren allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte hineinspielen. Er versucht nachzuweisen, daß und wie weit der Mittellandkanal geeignet ist, einen Ausgleich der wirtschaftlichen Spannung zwischen der östlichen und westlichen Reichshälfte mit herbeizuführen, dem englischen Wettbewerb (namentlich in Eisen und Kohle) außerhalb und innerhalb Deutschlands die Spitze zu bieten, die Industrie örtlich zu dezentralisieren 2c. Die provinziellen Schädigungen und Bedenken, namentlich für Schlesien und Sachsen, werden gewürdigt, etwaige Gegenwerte in Erwägung gezogen: aber wir können doch im großen deutschen Reich schließlich keine Wirtschaftspolitik wie zur Zeit der Schlagbäume und Binnenzölle machen.

Die große Frage: „Agrarstaat oder

Industriestaat" bildet den Hintergrund. Der Verfasser geht ihr an der Hand der bekannten Schriften von Schulze-Gävernitz und Voigt zu Leibe, welche beide die strittigen Probleme mit meisterhafter Klarheit und Vorurteilslosigkeit zergliedern. Weder mit ja noch mit nein darf die Frage beantwortet, sie muß einfach a limine abgewiesen werden. Deutschland kann und soll heute kein sich selbst genügendes, abgestecktes Wirtschaftsgebiet werden, weder ein „geschlossener Handelsstaat" noch ein „isolierter Agrarstaat", auch keine Zusammenfassung beider. Es soll aber inmitten der Weltwirtschaft, der wir uns nie wieder entziehen können, einen großen nationalen Organismus darstellen, der wie ein Magnet alle wirtschaftlichen und volklichen Kraftäußerungen des Deutschtums anzuziehen vermag. Wirtschaftliche Ausdehnung setzt aber, um nicht künstlich und ungesund zu werden, Konzentrierung aller Produktivkräfte im Muttergebiet voraus. Damit finden wir wieder den Weg aus den allgemeinen Problemen zu dem besonderen des Mittellandkanals zurück.

Der Verfasser kann, so scheint es uns, gewisse manchesterliche Anschauungen nicht verleugnen, die schon ziemlich in Mißkredit gekommen sind, so z. B. will er von einer Verstaatlichung des Bergbaus aus allgemeinen wirtschaftlichen Gründen nichts wissen. Und doch hat der Piesberger Streik noch gezeigt, welche Mißstände schon in sozialer Beziehung jene kurzsichtige Kommunalpolitik im Gefolge gehabt hat, die vor Jahren um des Linsengerichts eines hohen Kaufpreises willen den Bergwerksbetrieb dem Privatkapital auslieferte. Ebenso liegt offenbar ein Mangel an Verständnis für den agrarischen Notstand manchen Auslassungen des Verfassers zu Grunde; möglich, daß dies der Widerstand landwirtschaftlicher Interessengruppen gegen das Projekt mit verschuldet hat, dessen Entkräftung ein guter Teil der Arbeit gewidmet ist. Daß unsere Landwirtschaft zu ihrer Gesundung „großer", d. h. mechanischer Mittel bedarf, ist unzweifelhaft. Dieselben liegen aber auf dem Gebiet des Kreditwesens und der Bodenbesitzverteilung. Solche Mittel, wie die Hypothekenverstaatlichung und eine Zwangskolonisation auf genossenschaftlicher Grundlage sind nicht abzuweisen, wenn sie der geschichtlichen Entwickelung entsprechen und im rechten Zusammenhang organisch durchgeführt werden. Der Mittellandkanal, von dem die Agrarier eine Erleichterung ausländischer Getreidezufuhr befürchten, ist nun ein organisches Mittel zur Belebung der gesamten deutschen Volkswirtschaft. Es geht aber nicht an, die Gesundung eines Wirtschaftszweiges auf dem Wege des Rückschritts zu suchen — denn Verhinderung des Fortschritts bedeutet Rückschritt — und die berechtigte Interessenvertretung in einen unnötigen Gegensatz zu den Gemeinschaftsinteressen zu drängen.

Das Buch, dessen Ausführungen eine Grundlage für die Motive der Regierungsvorlage betreffend den Mittellandkanal bilden werden, wird den wirtschaftlichen nicht minder wie den wissenschaftlichen Interessentenkreisen willkommen sein. F. B—dt.

## Essays.

Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Litterarische Studien von S. Lublinski. Berlin, S. Cronbach.

Inhalt: Hebbels „Judith", der Jude in der „Genoveva" und „Herodes und Mariamne"; ferner Otto Ludwigs „Makkabäer", Grillparzers „Esther" und „Rahel von Toledo". Diese Studien sind anregend, empfehlenswerte Beiträge zur neueren Litteraturgeschichte. Der Verfasser ist ein feiner, scharfer Kopf, der den

vorgenannten dramatischen Gestalten eigenartige, neue Seiten abzugewinnen weiß. Er betrachtet sie hauptsächlich vom Standpunkt des interessierten Juden, und ohne aber auch nur den Schein eines parteipolitischen, religiösen Fanatismus zu erwecken, berührt er diesbezügliche Fragen unserer Zeit.

Besonders interessant sind seine Untersuchungen über Hebbels Dramen. Als der eigentliche Inhalt der „Judith“ erscheint ihm „die Zerstörung des Irdischen durch ein Übermaß des Überirdischen“. „Judith“ ist die Tragödie des Übermenschen, des Überweibes, des überschwänglichen Menschen; Judith repräsentiert auch das überschwängliche Volk, eben die Juden, die vom Dichter meisterhaft geschildert sind.

„Herodes und Mariamne“ sind nur eine organische Fortführung der „Judith“. Beide gehen an ihrer „Überschwänglichkeit“ zu Grunde. Mariamne ist ganz Judith in dem, was sie zur Empörung gegen den Geliebten stachelt. Holofernes und Herodes sind ihrem Wesen nach sehr verwandte Naturen. Übrigens ist in diesem Drama ein ganz modernes Eheproblem („Nora“) behandelt.

Auch in den „Makkabäern“ Otto Ludwigs weist Lublinski den Geist jüdischer Geschichte nach, obwohl die Dichtung wenig von den wirklichen Makkabäern enthält. Es ist ein typisches Volksgemälde, was der Dichter zeichnet, denn „typisch und in gewissem Sinn auch ewig war nicht die Heldenkraft, sondern der Dulder-mut des Judentums, der seine Könige und seine Helden unheilvoller Weise überlebte“.

Ebenso interessant sind die Studien über Grillparzers „Esther“ und „Rahel von Toledo“. W. Lentrodt.

Frau M. Schmidt-Agricola hat sich bemüßigt gefühlt, unter dem Titel „Litterarische Charakterbilder“ eine Anzahl Essays herauszugeben (Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking). Sie sind aus Vorträgen entstanden, die die Dame vor Damen gehalten hat. Ein jämmerliches Geschmier, berechnet für Gänse, nicht für Damen. „Bodenstedt und Shakespeare“ heißt z. B. ein Aufsatz, in dem behauptet wird, seit mehr als zwei Jahrhunderten sei man gewohnt, „den Namen Shakespeare neben denen von Homer und Dante als einen Stern erster Größe am Himmel der Weltlitteratur erstrahlen zu sehen“. Und am Schluß wird als seltsame Thatsache konstatiert, daß Shakespeare am 23. und Bodenstedt am 22. April geboren sei. Freytags Beerdigung wird erzählt, namentlich, daß ein Beauftragter des Kaisers einen Kranz hinterher geschleppt habe! Ein dummes Buch, geschrieben von einer Seifensiedersfrau für Seifensieder in Hosen und Röcken. L. J.

## Sozialismus.

Arnold Fischer: Die Entstehung des sozialen Problems. Rostock, C. J. E. Volckmann. 781 S.

Ich glaube nicht, daß dieses ausgezeichnete Werk die Beachtung gefunden hat, die es um seiner klaren Disposition, der Höhe seines Standpunktes und der Fülle neuer Anschauungen willen bei dem gebildeten deutschen Volk verdient. Es ist zu vornehm in seiner abgeklärten Ruhe, zu ehrlich in seiner einfachen Wissenschaftlichkeit. Das Bedürfnis nach Parteispektakel und radikaler Sensation findet keinerlei Reiz in der schlichten Ankündigung: Die Entstehung des sozialen Problems. Die Exerzierplatz-Politiker versprechen sich kein bequemes, billiges Waffenlager für ihre Tages-Übungen und -Kämpfe und Parteimanöver, wenn man ihnen mit parteiloser Wissenschaftlichkeit kommt, ungeleitet von einem anerkannten Häupt-

lings-Namen. Erforschung der Entwicklungsgesetze der Zivilisation, um eine vertiefte Auffassung der Zeitfragen zu gewinnen — du lieber Himmel, wer nimmt sich im Trubel der Gegenwart oder in der Not des Kampfes Zeit dazu? Da muß es ein summarisches Wissen, wie es der approbierte Parteikatechismus bietet, oft bei den Besten thun. Was sollen da dickleibige Untersuchungen mit ihrem noch so interessanten Drumunddran? Und erst die reaktionären Volksklassen mit den Privilegien der Bildung und des Besitzes! Gewiß haben sie am allerwenigsten Sehnsucht danach, das soziale Problem vom Standpunkt einheitlicher Kulturentwicklung dargestellt und sich durch wissenschaftlich begründete Forderungen in ihren Vorrechten und Genüssen beunruhigt zu sehen. So schrumpft der Kreis rechtschaffener Anteilnehmer an Veröffentlichungen wie die vorliegende von Arnold Fischer auf die wenigen zusammen, die entweder aus gelehrter Fachverpflichtung oder aus interesseloser Freude an kulturgeschichtlicher Forschung mit der Behandlung des sozialen Problems in Fühlung bleiben. Für mich persönlich hat der Gegenstand einen unwiderstehlichen ethischen und ästhetischen Reiz (im weitesten philosophischen Sinne), ohne daß ich mich ganz den reinwissenschaftlichen Impulsen verschlösse. Die Einsicht in die Naturgesetzlichkeit unserer kulturgeschichtlichen Erlebnisse wie der Kämpfe, deren mehr oder weniger passive Zuschauer wir sein möchten, hat mich über den grämlichen Pessimismus weggebracht und die Tapferkeit meines Gemütes erhöht. Ist es nicht ein kräftiger Trost, zumal in unserm Kaiser-Deutschland, wenn wir uns mit Arnold Fischer aufs neue überzeugen dürfen, daß es keine Erscheinungen wesentlicher Art im Völkerleben giebt, die dem Belieben einzelner Persönlichkeiten entspringen, daß das soziale wie das künstlerische oder ethische Zeitproblem wie die Frucht am Baume in einem bestimmten Zeitpunkt reift, gleichviel, ob es dem einzelnen Menschen, und sei er noch so mächtig, behagt oder nicht?

Das hat Arnold Fischer ebenso schön wie kraftvoll überzeugend dargelegt, daß das soziale Problem in seinem Kern wie in seinen mehr oder weniger gefährlichen Schattierungen die notwendige Erscheinung einer bestimmten Entwicklungs- oder Altersstufe des Bürgertums und seiner spezifischen Kultur ist. Der Sozialismus fließt mit Notwendigkeit aus einer gegebenen zivilisatorischen Entwicklungsstufe, d. i. aus der Umbildung des menschlichen Gemeinlebens und im weiteren der Kultur überhaupt. Kein System ist von Irrtümern frei, ehe das Problem vollständig zur Reife gekommen. Die Art des Irrtums drückt den bestimmten Entwicklungszustand des Problems aus. Wird der Sozialismus in dieser Weise im Organismus einheitlicher Kulturentwicklung erfaßt und nicht als ein „Umsturz“ ad hoc, dann ist auch fester, gemeinsamer Boden für eine fruchtbare Diskussion gewonnen. Glanzpunkte der Fischer'schen Darstellung sind seine Schilderungen der verschiedenen Kulturstufen mit ihren Kulturkrisen. —

M. G. Conrad.



# Büchertisch.

Busch, Wilhelm, Konfession und höh. Schulwesen in Preußen. Zugleich ein Beitrag zur Parität. Kiel, Lipsius & Tischer. 8°. 107 S. M. 2,—.

Buschhorn, Carl, Auf roter Erde. Gedichte aus Westfalen. Mit Bildnis d. Verfassers. Paderborn, C. F. M. Buschhorn. 8°. 32 S. M. 1,—.

Carducci, Giosue, Rime e Ritmi. Bologna, Nicola Zonichelli. 8°. 144 S.

Case, Jules, Künstliche Liebe. Roman. A. d. Franz. v. Rosa Blumenreich. Umschlag v. F. v. Reznicek. München, A. Langen. 8°. 362 S. M. 4,—.

Chrusen, O. C., Zwei Bühnenspiele. Berlin, Verlag des „Lister-Büreaus" (J. Harrwitz Nfl.). 8°. 61 S. M. 1,—.

Djorovic, Soet, Razoreno Gnyezdo (Das zerstörte Nest, serb.), Mostar, Pacher Kissitzich. 8°.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin von, Gesammelte Schriften. 3 Bände. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 354 u. 379 u. 388 S. à M. 1,—.

Dumas, A., Demie (serb.), Mostar, Pacher u. Kissitzich. 8°.

Fricke, Emil, Graf Gerhard, Eine tragikomische Fürstengeschichte. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 164 S. M. 3,—.

Harlan, Walter, Die Dichterbörse. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 363 S. M. 5,—.

Heine, H., Lirski (Intermezzo, serb.), Mostar, Pacher u. Kissitzich. 8°.

Hrvatski Salon (Kroatischer Salon). Agram 1898. lang 4. (Mit zahlreichen Illustrationen.)

Lacroma, Paul Maria, Noli me tangere. Roman. Dresden, E. Pierson. 8°. 398 S. M. 4,—.

Lantoine, Albert, la Caseme. 2 ième ed. Paris. Bibliothèque artistique et littéraire. 8°. 333 S. 3,50 Fr.

Lindau, Paul, Ferien im Morgenlande. Tagebuchblätter aus Griechenland, der europ. Türkei u. Kleinasien. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 187 S. M. 3,50.

Lindau, Rudolf, Zwei Reisen in der Türkei. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 146 S. M. 2,—.

Moderne Ziermotive für Kunst und Gewerbe. Lfg. 2. München, Kunstverlag Kosmos (Köhler & Jordan). 5 Tafeln M. 1,50.

Naumann, Gustav, Antimoralisches Bilderbuch. Leipzig, H. Haessel. 8°. 377 S.

Poetische Flugblätter, Herausgegeben von Joseph Kitir und Carl Maria Klob. (Arnold Hagenauer, K. W. Diefenbach, Wilh. Holzamer.) Wien. à M. 0,20.

Prevost, Marcel, Der Skorpion. Roman. München, Albert Langen. 8°. 376 S. M. 4,—.

Reichel, Eugen, Die Meisterkrone. Eine Märchentragödie in 3 Handlungen. Berlin, F. Dümmler. 8°. 168 S.

Reichesberg, Prof. Dr. N., Die Soziologie, die soziale Frage und der sogen. Rechtssozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Prof. Dr. L. Stein. Bern, Steiger u. Co. 8°. 129 S. M. 2,50.

Reinhardt, L., Die einheitliche Lebensauffassung als Grundlage für die soziale Neugeburt. Straßburg, Ludolf Beust. 8°. 424 S. M. 4,60.

Riehl, W. H., Geschichten und Novellen. Gesamtausgabe. Lieferung 2—6. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. S. 65—384. à M. 0,50.

Schäfer, Dr. Theodor, Evangel. Volkslexikon. Lfg. 1—2. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 8°. S. 1—128. à M. 0,50.

Schaukal, Richard, Tristia. Neue Gedichte a. d. Jahren 1897–98. Leipzig, P. Friesenhahn. 8°. 112 S. M. 2,50.

Schlaf, Johannes, Leonore und anderes. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 156 S. M. 2,—.

Schlaf, Johannes, Stille Welten. Neue Stimmungen aus Dingsda. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 234 S. M. 3,—.

Schmid, Heinrich Alfred, Arnold Böcklin. 2 Aufsätze. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 36 S. M. 3,—.

Schroeder, H. R. Paul, Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. Lfg. 3—4. S. 113—224. Leipzig, Arwed Strauch. 8°. à M. 1,—.

Sevère, Jean, la precie humanie. Paris, Bibliothèque de l'oeuvre internationale. 8°. 89 S.

Stona, Marie, Lieder einer jungen Frau. Wien, Carl Konegen. 8°. 164 S.

Schwann, Mathieu, Sophia, Sprossen zu einer Philosophie des Lebens. Leipzig, C. G. Naumann. 8°. 216 S.

Sosnosky, Theodor von, Shocking. Novellen. Dresden, E. Pierson. 8°. 167 S. M. 2,50.

Spielberg, Otto, Die Moral der freien Mannesart. Zürich, E. Speidel. 8°. 316 S. M. 3,20.

Sternheim, Carl, Der Heiland. Komödie in 1 A. Hamburg, Hoffmann & Campe. 8°. 38 S.

Theobald, Anna, Gedichte. Chur, Manatschal, Ebner & Co. 8°. 90 S.

Veirol, Sebastien, en rue de désarmement. Paris, A. Charles. 8°. 27 S. M. —,60.

Vrba, Rudolf, Die Palacki-Feier und ihre Widersacher. Ein Mahnruf an die armen christlichen Völker Österreichs. Leipzig, Xaver Pflugmacher. 8°. 292 S. M. 3,40 = 3 Kr. 40 Fl. 5. W.

Wedekind, Frank, Der Kammersänger. Drei Szenen. München, Albert Langen. 8°. 68 S. M. 1,—.

Wette, Hermann, Fridolin der Bettlerkönig. Maienmär. Köln, Hübscher & Teufel. 8°. 87 S. M. 1,—.

Wickström, V. Hugo, Eine moderne Geschichte. Übersetzung a. d. Schwed. v. L. Passarge. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 159 S. M. 2,—.

Wolff, Eugen, Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtl. Entwicklung. Ein Grundriß. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 8°. 286 S. M. 4.

* Xenien, Sprüche und Gedanken von Einem (Max Bewer). Dresden, Glöß. 8°. 119 S. M. 1,50.

Yarros, Viktor, und Sarah E. Holmes, Die Frauenfrage. Berlin, B. Zack. 8°. 17. S. M. 0,40.

Zinnow, Carl und Wilhelm Klemen, Verbannt. Trauersp. in 5 A. Dresden, E. Pierson. 8°. 132 S. M. 2,—.

**, Zur Handwerkerfrage. Das Klebegesetz. Burschen-Bataillone. Praktische Vorschläge zur Lösung der soz. Frage. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 8°. 40 S.

**, Der Zerfall der konservativen Partei in Deutschland im Kampfe Preußens gegen Deutschland. Zürich, Cäsar Schmidt. 8°. 62 S.

* Der Stern von Bethlehem. Kundgebungen des Einheitsbundes deutscher Freimaurer über Ursprung, Wesen und Ziel der Freimaurerei. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Co. Gr. 8°. 366 S. M. 4.

---



Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.




Otto Julius Bierbaum.

(Nach einem Holzschnitte von Felix Vallotton.)



Band II. * 1899. * Heft 6.

# Eduard Bernstein und die neueste Bewegung innerhalb der Sozialdemokratie.

Von Gustav Maier.
(Zürich.)

Es ist sicher kein bloßer Zufall, daß sich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die soziale Bewegung fast im gleichen Schritte entwickelt, wie die politische. Beide treten im Jahre 1848 erstmals aktiv auf den Plan, beide gleichermaßen doktrinär, mit Programmen, zu deren Verwirklichung die Thatkraft fehlt. Die Grundrechte des Parlaments bilden die Grundsäulen der politischen Einheit, das kommunistische Manifest ist der Ausgangspunkt der Arbeiterbewegung. Beide Strömungen werden am Ende der sechziger und anfangs der siebziger Jahre zu realen Thatsachen. Und in einer Wirkung begegnen sich beide: sie drängen die normale, innere Entwicklung des deutschen Bürgertums und seines Parteilebens zurück, indem sie dessen Interesse einerseits auf die politische Macht, andererseits auf die soziale Furcht konzentrieren.

Diese Furcht ist glücklicherweise in der jüngsten Zeit in erheblichem Maße gewichen, langsam bringt ein unbefangeneres Urteil auch gegenüber der Sozialdemokratie in immer weitere Kreise. Man beginnt, sich wohl oder übel mit ihrem Dasein und ihrer Berechtigung abzufinden, man studiert ihre Grundlagen und ihre Geschichte. Letztere ist die aller radikalen Parteien. Der menschliche Kulturfortschritt bedingt, daß hinter allen Reformparteien, lange bevor sie ihre Ziele erreicht

haben, neue extreme Parteien aufstehen. Gemäß der Eigenart des menschlichen Geistes gewinnen solche Bewegungen rasch an Anhängern: das Neue, Entschiedene, Kraftvolle erzeugt immer Begeisterung, während die behagliche Mittelstraße zur Gemächlichkeit verführt. Diese Erscheinung ist an sich das erfreuliche Zeichen einer nimmer ruhenden Energie des Menschengeistes, dem ewigen Spiele der Meereswellen vergleichbar. Das stillstehende Wasser versumpft.

Verschieden gestaltet sich das Schicksal solcher Bewegungen. Je stürmischer sie auftreten und beharren, desto leichter verlaufen sie im Sande. Wollen sie Bestand haben, so müssen sie bald den Überschuß an Jugendkraft durch Vertiefung bändigen, die zu hoch fliegenden Pläne aufgeben oder doch vertagen, vom Programm zur Aktion, vom Worte zur That übergehen. Dieser scheinbare Rückschritt ist in Wahrheit ein Fortschreiten. Der im wesentlichen negative, kritische Radikalismus ist nicht schöpferisch und erschöpft daher auch leicht und rasch seine Wirkung. Denn die Mehrheit der Menschen ist doch in letzter Hinsicht positiv gesinnt, sie will nicht nur in der Idee, sondern in Wirklichkeit vorankommen. Das aber ist auf die Dauer nur im Gehen möglich, nicht im Springen.

Auch die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie bestätigt dieses Gesetz. In den ersten drei Jahrzehnten ihres Bestehens, in ihrer Jugendzeit, vom kommunistischen Manifest bis zum Gothaer Programm, schwelgt die Partei in revolutionären Gedanken. Durch die propagandistischen Schriften von Marx, Engels und Lassalle, durch die Wirksamkeit der Internationalen bringt dieser Geist in die Massen: mit den ersten parlamentarischen Vertretern, den Most, Hasselmann, Tölcke ꝛc., kommt er auf die Tribüne, erstarkt so an Einfluß und Macht in den gedrückten Klassen, wirft den Schrecken in die Reihen des schlummernden Bürgertums und gelangt durch die gewaltsame Repression nur zu neuer Kraft.

Seit im Jahre 1869 Liebknecht und Bebel die sozialdemokratische Arbeiterpartei gründeten, ist allmählich der Marxismus die unbestrittene Grundlage des Programms geworden. Ich habe versucht, a. a. O. („Ethische Umschau“ Nr. 2) die wesentlichen Sätze dieses Systems kurz zusammenzufassen: Darnach ist die Geschichte aller bisherigen Gesellschaften lediglich die Geschichte von Klassenkämpfen, die menschliche Entwicklung hängt einzig oder doch in erster Reihe von ökonomischen Bedingungen ab. Die moderne Bourgeoisie hat durch die Überwindung des Feudalismus und des Handwerks den Kapitalis-

mus erzeugt, den industriellen Großbetrieb, in welchem der Unternehmer die Arbeitskraft des Lohnarbeiters ausbeutet. Der allgemeine Reichtum verteilt sich auf wenige, denen die Masse des besitz- und rechtlosen Proletariats gegenübersteht. Mangel der Organisation und freie Konkurrenz führen zu einer planlosen Produktion: der Kampf unter den Kapitalisten, in Verbindung mit regelmäßig wiederkehrenden Krisen, vermindert ständig deren Zahl. Zugleich wächst die Zahl und das Elend des Proletariats, aber auch dessen Empörung und seine durch die Arbeitsvereinigung beförderte Organisation. Zwei feindliche Klassen stehen sich gegenüber. Die Vereinigung der Produktionsmittel in immer weniger Händen erreicht endlich einen Punkt, wo sie unmöglich wird. Die Hülle wird gesprengt, das kapitalistische Privateigentum an Produktionsmitteln wird aufgehoben, und sie werden in den Besitz der Gesellschaft übergeführt. Die Proletarier aller Länder müssen sich zusammenschließen, um politische Macht zu erringen, die Gesetze im sozialistischen Sinne zu ändern und in jener kritischen Stunde die Diktatur zu übernehmen. Aus dieser Diktatur des Proletariats geht sodann ein Zustand hervor, in dem die Klassenunterschiede verschwunden sind, die öffentliche Gewalt den politischen Charakter verliert, und die Gesellschaft sich in eine Association verwandelt, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung ist für die freie Entwicklung aller. —

Ein solches Programm mußte die politische Thätigkeit in den Vordergrund stellen. Sind seine Voraussetzungen richtig, so genügt es, daß das Proletariat mit Hülfe der parlamentarischen Mehrheit die politische Macht erlange, um bei dem nahen Zusammenbruch die Gewalt zu übernehmen. So wurde logisch die Partei eine politische Kampforganisation. Die unmittelbaren Erfolge sind an sich staunenswert: innerhalb weniger Jahrzehnte gelang es, $^1/_7$ der Sitze im Reichstag zu erobern. Die erlangte Stimmenzahl von $2^1/_3$ Millionen, gegenüber $7^3/_4$ Millionen überhaupt abgegebenen gültigen Stimmen würde sogar auf $^1/_4$ sämtlicher Sitze Anwartschaft geben, welches Resultat durch künstliche Wahlkreiseinteilungen und das Zusammenstehen der gegnerischen Parteien beeinträchtigt wurde. Die mittelbaren Folgen dieses Kampfes sind aber nicht weniger bedeutsam. Dadurch, daß zum erstenmal die breiten Massen zur energischen Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aufgerüttelt wurden, ist eine Menge von Bildung, von Wissen in ihre Reihen getragen worden, nicht nur politische und historische, sondern auch allgemein wissenschaftliche

Bildung, die bei aller oft hervortretenden Einseitigkeit doch einen sehr hohen Kulturwert hat.

Aber diese einseitige politische Bethätigung muß endlich dazu führen, sich selbst die Alleinberechtigung abzugraben. Sie drängt ihre Vertreter wider den eigenen Willen zu positiver Arbeit. Mit der reinen Negation sind die Wählermassen auf die Dauer nicht zu halten, sie wollen Erfolge sehen; die Hoffnung, daß alles besser werde, wenn erst alles gründlich ruiniert sei, genügt nicht für lange. Die Mitarbeit in parlamentarischen und kommunalen Körperschaften führt die einsichtigeren Vertreter zudem von selber dazu, daß sie unmöglich mehr beharrlich Nein sagen können, wo das Ja eine offenbare Besserung, wenn auch nur auf Abschlag, bedeutet. So fällt langsam der Standpunkt des Cato dahin, man gewöhnt sich daran, Politik von Fall zu Fall zu machen, man treibt den Gegner vorwärts, kommt ihm gelegentlich auch einen Schritt entgegen. Der Radikalismus steht im Zeichen des Kompromisses, ohne daß er dessen selbst gewahr geworden ist. Wer wollte leugnen, daß dies auch hier der Gang der Entwicklung gewesen sei, daß wir dieser Wendung wesentliche, wenn auch noch sehr ungenügende Fortschritte in der deutschen Sozialpolitik verdanken? —

Auf diesem Wege aber ergiebt sich nach und nach ein innerer Widerspruch zwischen dem Parteiprogramm und der Aktion. Eine Zeit lang täuscht man sich darüber hinweg, man läßt die kühnen Sätze ruhig stehen, begeistert nach wie vor sich und andere daran und handelt ihnen in der Praxis entgegen. Die nimmer ruhende Kritik jedoch zieht, zuerst leise, dann immer vernehmlicher, diesen inneren Widerspruch ans Licht. Das Bedürfnis macht sich geltend, die Worte mit den Thaten wieder in Einklang zu bringen, man muß entweder das Programm revidieren oder die Aktion ändern. Da das letzte angesichts der Wirklichkeit schwer, ja, unmöglich ist, so gelangt man notwendigerweise zum ersten. Die neueste Schrift von Ed. Bernstein*) ist eine wichtige Etappe auf diesem Wege. Mit einer gewissen Zurückhaltung in der Form, aber doch mit Entschiedenheit im Wesen, unterzieht er die Grundlagen der marxistischen Lehre einer scharfen Kritik, weist er der Berechtigung der rein ökonomischen Geschichtsauffassung ihre Grenzen an, begründet er seine Zweifel an der Theorie vom nahen Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise. Er deckt die Quellen auf, die Karl Marx zu Irrtümern führen mußten: die Hegelsche Philosophie und eine stille

*) Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie (X und 188 Seiten). Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz' Nachfolger.

Hinneigung zum Blanquismus. — Sind die Voraussetzungen falsch, so muß sich auch die Taktik ändern. Im Grunde hat sie sich bereits geändert, und Bernstein bemüht sich nur, diese Schwenkung zu einer bewußten zu machen und ihr damit eine größere Energie zu verleihen. Er verlangt in der politischen Bethätigung ein entschiedeneres Zusammenstehen mit dem demokratischen Bürgertum, aber er wünscht neben dieser politischen Thätigkeit eine stärkere Betonung der wirtschaftlichen Wirkung und Erziehung mittelst der Genossenschaften und der Gewerkschaften.

Es liegt nicht in meiner Absicht, hier einen Auszug aus der Bernsteinschen Schrift zu geben, denn ich bin der Meinung, daß jeder, der sich für die wichtige Frage interessiert, sie kaufen und lesen sollte. Ich halte litterarische Besprechungen, die solches unnötig machen, geradezu für ein Übel. Die nachfolgenden Betrachtungen sollen vielmehr nur einige bescheidene Beiträge zu der Streitfrage bringen.

Der Marxismus ist ein geschlossenes System, teilt daher alle Vorzüge und Fehler eines solchen. Mit der Kraft einer neuen Religion hat er eine begeisterte Schar von Anhängern um sich gesammelt, aber er kann und wird sie verlieren, wenn die wirklichen Erfolge ausbleiben, weil die Grundlagen des Systems durch Forschung und Erfahrung gefallen sind. Nun ist die Erkenntnis ziemlich allgemein geworden, daß einerseits der prophezeite Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise noch in sehr weiter Ferne liegt, während andererseits das Proletariat noch einer wohl durch Generationen hindurchgehenden Schulung bedürfen wird, ehe es zeitweilig oder dauernd herrschaftsfähig werden kann. In dieser Beziehung hat der Mißerfolg der Pariser Kommune, die zudem noch durch die Teilnahme begeisterter und ideal angelegter Männer aus der Bourgeoisie gestützt war, auch heißblütigen Parteiführern die Augen geöffnet.

Das Steigen der Großindustrie ist eine markante Erscheinung unserer Gegenwart, aber nichts berechtigt uns zu dem Schlusse, daß wir es dabei mit einer dauernden, gleichsam grenzenlosen Entwickelung zu thun haben. Die Anwendung der marxistischen Theorie auf die Landwirtschaft hat sich als mindestens sehr zweifelhaft erwiesen. Auch der Ackerbau wird freilich zur Maschine getrieben, aber deren steigender Gebrauch bringt hier keine eigentliche Entäußerung von den Produktionsmitteln und keine Zentralisierung der kapitalistischen Besitzverhältnisse hervor. Der Gebrauch arbeitsparender und -verbessernder Maschinen ist unter dem Fortbestehen eines bäuerlichen Kleinbesitzes sehr wohl denk-

bar, sobald der genossenschaftliche Betrieb zur Ausbildung gelangt. Man mag die statistischen Zahlen der industriellen und städtischen Bevölkerung auffassen und auslegen, wie man will, so viel steht fest, daß sich die Landwirtschaft in einer der marxistischen Grundrichtung entgegengesetzten Bewegung befindet und wohl in absehbarer Zeit darin beharren wird. Der kleine Grundbesitz nimmt nicht nur nicht ab, sondern ist in einer ausgeprägten Zunahme begriffen. Unter solchen Umständen aber kann die proletarische Partei kaum jemals eine parlamentarische Mehrheit erlangen, sie wird immer auf die Verbindung mit anderen Parteien angewiesen sein, um ihre Ziele zu erreichen. Daraus folgt die Notwendigkeit des Kompromisses und die Zurückdrängung des Klassenkampfes in die zweite Linie.

Trotzdem sind dem Marxismus große Verdienste nicht abzustreiten. Er hat eine sehr fruchtbare geistige Bewegung erzeugt, hat dazu beigetragen, das Interesse und Verständnis für die sozialen Fragen in weite Kreise der modernen Gesellschaft zu tragen. Die Thatsache allein, daß er eine organisierte Bewegung der unteren Klassen, wie sie seither in der Geschichte unbekannt war, gleichsam aus dem Boden gezaubert hat, spricht für seine tiefere Bedeutung. Darüber hinaus aber ist die materialistische Geschichtsauffassung, auf der der Marxismus beruht, bei allen ihren Übertreibungen und Einseitigkeiten, ein sehr wichtiges Glied jener Bestrebungen, die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts darauf hinausgehen, mit der bis dahin herrschenden Geschichtsauffassung des Heroentums, der Kriegsverherrlichung, kurz, des Zufalls, zu brechen, und dagegen die Gesetze zu ergründen, auf denen die Entwicklung der Menschheit beruht. Verbindet man die einseitig ökonomische Erklärung eines Marx mit der auf den Fortschritt des Wissens aufgebauten Theorie eines Buckle und mit der Entwicklungsphilosophie eines Herbert Spencer, dann erst gewinnt man eine tiefere Auffassung der menschlichen Geschichte.

Alle Systeme sind nur Vorstellungsweisen, Spiegelbilder des menschlichen Geistes. Das „Gesetz", mit dessen Erforschung wir uns brüsten, entspricht keineswegs dem Wesen der Dinge, es ist nur ein Hülfsmittel unserer Erkenntnis. Die Natur, von der auch das Leben der Menschheit einen geringen Teil bildet, wirkt von Fall zu Fall, aus dem Gegebenen ergiebt sich mit Notwendigkeit das Werdende, wahrscheinlich kennt sie ein Endziel überhaupt nicht. Wir selbst aber — Pygmäen, die wir sind — besitzen den Ehrgeiz, den Urgrund und das Endziel aller Dinge ergründen zu wollen, gewiß eine hohe Tugend, aber ein Übel zugleich: das tiefe Geheimnis der Strafe, das der Legende vom

Baume der Erkenntnis zu Grunde liegt. Denn diese Tendenz, so sehr sie geeignet ist, uns innerlich glücklich zu machen, bildet doch ein starkes Hindernis für den äußeren Fortschritt. Die Menschen teilen sich in Sekten und Schulen, übersehen leicht den Wald vor lauter Bäumen und befehden sich, wo sie durch Vereinigung Großes erreichen könnten. Den Nachteil erkennen wir deutlich bei rein materiellen Dingen, wo die Gedanken und die Leidenschaften nicht mitspielen. Bei großen Katastrophen, einer Feuersbrunst oder einer Überschwemmung, kümmern wir uns gar nicht um die Überzeugungen oder um die Personen der Bedrohten oder der Retter. Bei der Gelegenheit zu einem vorteilhaften Geschäfte oder zu einer günstigen Kapitalanlage fragen wir nicht nach Konfession oder Partei. In der Verteidigung unserer höchsten Güter, der Freiheit und Unabhängigkeit unseres Vaterlandes, stehen wir ohne Besinnen einmütig zusammen. Auch in den sozialen Fragen, deren ungeheure Tragweite sich unserem blöden Blicke allzuoft entzieht, werden wir uns allmählich daran gewöhnen müssen, das Notwendige ohne andere Rücksichten zu fördern.

Wenn z. B. ein geschlossener Kreis einfacher, von der Überkultur unberührter Menschen, der seither seine Bedürfnisse mittelst Handarbeit hergestellt hat, plötzlich auf den Gedanken käme, die Wasserkraft eines vorüberfließenden Baches für sich arbeiten zu lassen, so würde sicher der Entschluß einer Einschränkung der früheren Arbeit am nächsten liegen. In diesem Falle aber befindet sich doch unsere moderne Gesellschaft durch ihren industriellen Aufschwung. Die Menschheit, seit Urzeiten mühsam der Natur ihren Unterhalt abringend, erfindet staunenswerte Mittel, um diesen Prozeß zu vereinfachen, zu erleichtern und zu beschleunigen. Unter normalen Verhältnissen müßte sie nun aufatmen im Gefühle, das Maß ihrer notwendigen Selbsterhaltungsarbeit verringert zu sehen. Jeder würde weniger zu schaffen haben, könnte einen größeren Teil seines Lebens auf höhere Aufgaben verwenden. Die inneren Verhältnisse unserer Gesellschaft hemmen zeitweilig eine solche normale Entwicklung, an die Stelle der erlaubten Einschränkung der gemeinsamen Arbeit tritt eine wahnsinnige Vermehrung. Aber das Notwendige geschieht doch, die gebotene Verminderung der Arbeit und der Arbeitszeit muß sich endlich ergeben, durch alle Kämpfe hindurch, über alle Hindernisse hinweg, allen Systemen zum Trotz. Die eherne Notwendigkeit fragt nicht darnach, durch wen es geschehe, sie setzt sich einfach durch.

Dem tieferen Wesen gerade einer materialistischen Geschichtsauffassung dürfte es entsprechen, dieser Erkenntnis die Bahn zu brechen,

nachzuweisen, wie alle menschliche Entwicklung sich von Fall zu Fall auf Grund der inneren Notwendigkeit vollzieht, und wie wir deshalb den von uns erdachten Systemen niemals den ersten Rang einräumen sollten. Das Durchdringen einer solchen Überzeugung würde uns vor einer außerordentlichen Kraftverschwendung bewahren, die Erreichung der nächsten Ziele fördern und uns als Menschen einander näher bringen. Bei verschiedenen Völkern offenbart sich diese Erkenntnis heute schon in verschiedenem Grade: der praktische, durch Jahrhunderte geschulte Engländer geht mit Vorliebe unsern Weg, während das „Volk der Denker“ sich noch in der einseitigen Ausbildung der Dogmatik auf allen Gebieten sehr gefällt. Deutsche Denkergabe und britischer Scharfblick verschmolzen würden die Welt beherrschen.

Was Bernstein seiner Partei vorschlägt, deckt sich im wesentlichen mit diesen Gedanken. Er erkennt deutlich, im Gegensatze zum Marxismus und doch auf dessen Grundlagen fußend, die Langsamkeit der sozialen Entwicklung, betrachtet den Sozialismus nur als die logische Fortführung des demokratischen Gedankens und verpönt deshalb die unnötig scharfe Trennung von den vorwärts strebenden Elementen des Bürgertums. Er hält die Zeit noch lange nicht für gekommen, wo die demokratischen Forderungen soweit erfüllt und gesichert sind, um sich den Luxus eines inneren Kampfes zu gestatten, dessen Erfolge nur den Gegnern des Fortschritts zu statten kommen können. So strebt auch er nach einer „großen liberalen Partei“, allerdings in anderem Sinne, als zu dem sich das schöne Wort „Liberalismus“ in der Gegenwart ausgebildet hat. —

Selten noch ist eine politische Streitschrift inner- und außerhalb der eigenen Partei soviel besprochen worden. Innerhalb der Partei sind die „Alten“ Bernsteins heftige Gegner, was sich aus der Pietät gegen eine ehrwürdige und siegreiche Fahne leicht erklären läßt. Außerdem befehden ihn am stärksten seine Genossen in Sachsen, dem Sitze der am weitesten vorgeschrittenen politischen und sozialen Reaktion: ein Beweis für die wahren Wirkungen einer solchen rückläufigen Richtung. Außerhalb der Partei macht sich da und dort die Schadenfreude über den Streit im gegnerischen Lager breit. Weiter verbreitet ist freilich die Furcht vor einer energischen Schwenkung der Arbeiterpartei, vor ihrer gänzlichen Abwendung von der revolutionären Phrase und vor ihrer Ausgestaltung zu einer bewußten Reformpartei. Diese Furcht, die auf reaktionärer Seite ihre Begründung hat, sollte zu denken geben. Sicherlich ist es kein bloßer Zufall, daß das einzige große Land in Europa,

das keine besondere Arbeiterpartei hat, England, auch von der gegenwärtigen rückläufigen Strömung frei geblieben ist. — Bei alledem ist es zweifelhaft, ob sich in naher Zeit schon auch in Deutschland die Wandlung vollziehen wird, daß alle wirklich vorwärts gerichteten Parteien unter Verzicht auf rein gedankenmäßige Zukunftsideale einmütig zusammenstehen. Auf alle Fälle aber ist die Bernsteinsche Schrift ein wichtiger Baustein zu ihrer Erfüllung, zur Anbahnung einer aufs Praktische, aufs Nächstliegende gerichteten Volkspolitik.



# Otto Julius Bierbaum.

Von Wilh. Holzamer.
(Heppenheim a. Rh.)

Ein paar Jahre sind's her. Wieder einmal fühlte man neue Werte aus dem Leben heraus, die neuen Werte einer neuen Zeit. Sie sollten im eigentlichsten Sinne lebendig aus der Poesie wiederklingen. Das Leben sollte als solches Poesie, die Poesie sollte Leben sein.

Freilich, es war zu Anfang mehr gewollt als gelebt, mehr Forderung als Inhalt. Aber es erwuchs daraus ein neuer kritischer Maßstab. Durch ihn wurde mit einer erstarrten, sterilen Kunstweise und -Übung gebrochen, und es wurde für das Leben, die Persönlichkeit des Schaffenden und das Persönliche des Geschaffenen ein neues Recht — ein unbedingtes wollte man — erkämpft. Nicht nur, daß dabei der Begriff Schönheit, der wandelbarsten einer, leider vollständig erstarrt, wieder flüssig gemacht wurde, er bekam einen neuen Inhalt, eine neue Erweiterung durch die Forderung der Wahrheit.

Es war eine litterarische Aktion, im Kerne negativ. Und auch da, wo die Jungen schöpferisch thätig waren, schafften sie aus dem Negativen heraus mit einer bestimmten Absicht, mit einem zielbewußten Wollen, mehr aus der Erkenntnis, als aus dem Leben selbst. Darum mutet uns heute vieles aus jener Zeit litterarisch an, oft sogar da, wo wir thatsächlichen Erlebnissen begegnen. Denn auch das Erleben geschah mit einem gewissen Auftrumpfen gegen das Alte. So fühlen wir denn

aus diesen Werken oft, daß statt der neuen Werte neue Worte gegeben sind, statt des neuen Sinns nur neuer Klang, gerade in der Lyrik, und dahinter lauert, meist mit unverkennbarer Gewandtheit versteckt gehalten, die kritische Erkenntnis und Beeinflussung des Dichters. Es ist eine gewisse Aufdringlichkeit in Reim und Rhythmus, in Bildern und Vergleichen, die uns heute natürlich mehr stört als damals. Nur da, wo uns diese Dichter nichts prägten, sondern einfach keck und naiv das Leben, das Erlebnis gaben, da ist bis heute eine frischwirkende Jugend in ihrer Poesie geblieben, diese Jugend, die in den Gedichten Liliencrons ihren vollen Reiz und Reichtum entfaltet und deshalb auch damals für die Lyrik „anstoßgebend" war.

In der ersten Reihe der Jüngsten stand Otto Julius Bierbaum.

Ein feiner kritischer Geist, überall aufnehmend, überall mitempfindend, kritisch im besten Sinne, tendenzlos, sich in Hans Thoma einlebend, wie in M. G. Conrad, bald aus der Herrgotts-, bald aus der Froschperspektive schauend, immer lebendig, immer klug, auch immer von der weisen Vorsicht, sich und anderen Spielraum zu lassen, also auch immer wandlungsfähig in dem guten Sinne, wie's der Künstler fordern muß, so wirkte er.

Er widmete der Malerei wie der Litteratur in gleicher Weise seine Aufmerksamkeit und sein warmes Interesse. Er hat für die moderne Bewegung in den Schriftchen „Die zweite Münchener Jahresausstellung" (Ackermanns Nachfolger, München) und „Aus beiden Lagern" (München, Schüler), Propaganda gemacht und in den Prachtwerken „Franz Stuck" und „Fritz v. Uhde" (beide: Dr. E. Albert & Co., München) für diese Künstler recht eigentlich das Verständnis erschlossen und nicht wenig dazu beigetragen, daß ihnen die Bahn frei wurde. Er hat mit dichterischer Feinfühligkeit den eigentlichen künstlerischen Gehalt ihrer Werke bloßgelegt und ihr Wirken undogmatisch genug gewertet. Er hat dann später („Der bunte Vogel", Berlin, Schuster & Loeffler) in größeren Aufsätzen seinem Liebling Hans Thoma eine Darstellung gewidmet und ebenso Meister Arnold Böcklins Schaffen und Bedeutung geschildert. Liliencron sang er einen kritisch-unkritischen Hymnus (Detlev v. Liliencron, mit Bild in Holzschnitt, Berlin, Schuster & Loeffler) und hat sich vor allem durch die Herausgabe des „Modernen Musenalmanachs" (2 Bände, Berlin, Schuster & Loeffler) um die moderne Dichtung verdient gemacht. Man hat ihn damals viel angegriffen, daß er den Almanach als eine „freie Bühne" betrachtet habe und die einzelnen Dichter sich zu frei habe tummeln lassen. Heute können wir Bier-

baum darin nur recht geben, denn nicht nur, daß man die Talente, oder die man dafür hielt, nicht nach einer Richtung hin einzwängen konnte, man konnte auch nicht gleich von einer Kunst, die ihre Tendenz geändert hatte und sehr stark noch selbst Tendenz war, fix und fertig überragende, reife Leistungen fordern; man mußte Werdendes, Keimendes, ja, sogar Experimentelles geben und überall da nehmen, wo man hoffen durfte, daß sich bei steter Entwickelung mit dem Leben eine Frucht auswachsen könne.

Wie sich übrigens Bierbaum auch kritisch entwickelte, zeigt der Aufsatz „Vom modern Lyrischen" („Bunte Vogel" 97), in dem er von Liliencron bis Dehmel Beabsichtigtes und Errungenes in der modernen Lyrik, freilich ja nur nach der einen Seite Liliencron-Dehmel, untersuchte, abwägte und klug und unemphatisch feststellte.

Schon die kritische Thätigkeit Bierbaums zeigt uns also einen echt modernen Menschen im besten Sinne, der sich Kunst und Leben zu verbinden weiß, dem „das Größeste von allem ist, sich selbst zu schaffen als ein Bild des Menschen seiner Zeit, doch ohne das Jämmerliche, das nicht wert ist, in goldenen Pokalen der Zukunft gebracht zu werden", einen, der alle Kunst gleich wirksam, gleich lebendig als ein Bedürfnis in sich fühlt.

Und das zeigt er auch als Dichter. Freilich, aus einem feinen, klugen, kritischen Sinn heraus floß ein gut Teil seines Dichterwerks. Man hielt einmal die größten Stücke auf ihn, man erwartete von ihm vielleicht, daß er all das erfüllen werde, was man von der Moderne fordern zu dürfen meinte. In der That war Bierbaum einer der gewandtesten unter den Jungen. Er hatte einen Überschuß an Formtalent und wurde dadurch zu seinen schlimmsten Fehlern verleitet. Weder dem Spielerischen, noch dem Bombastischen, noch dem klanglich Forcierten, noch der Pose ist er ausgewichen. Da floß alles, trotz aller absichtlichen oder vermeintlichen Freiheit, das klippte und klappte in Reim und Rhythmus, da gelang die kühnste Wendung. Es war eine rechte Jongleurkunst. Sie war zum Teil in der Absicht des Gegensatzes zum Alten entstanden, aber es war doch soviel Dichterisches wieder drin, daß all der Vollklang und dies Klang- und Wortgepränge über den Mangel des eigentlich Lyrischen hinwegtäuschen konnten. Vieles aus seinem ersten Lyrikbuche „Erlebte Gedichte" (Berlin, Schuhr) wirkt darum heute nicht mehr auf uns. Dabei stand Bierbaum hier offenbar stark unter dem Einfluß Liliencrons, wie sich ja auch zu dem prächtigen Panegyrikus auf diesen Dichter und Kritiker in gleicher Kraft vereint hatten. Dies andere war übrigens in den „Erlebten Gedichten" —

nur in jener Zeit konnte man zu diesem selbstverständlichen Titel kommen — schon wirksam, was später nur noch stärker hervorgetreten ist, ein Bestreben, volksliedartig, leicht, einschmeichelnd zu wirken, die Wolff und Baumbach um die Palme zu bringen. Und oft vergaß sich Otto Julius dabei und fiel bedenklich in den Ton der Butzenscheibler. Dazu kam noch als Drittes eine Lust am Archaistischen, die sich im zweiten Lyrikbuche „Nemt Frouwe disen Kranz“ (Berlin, Schuhr) am breitesten macht. Ich bin bei diesem Buche das Gefühl nicht losgeworden, daß hier immer etwas mitklinge, wenn es mir auch nicht immer klar geworden, was es gerade sei. Walter von der Vogelweide, Claudius und dann auch eben wieder Wolff, Baumbach, Scheffel. Im übrigen ist „Nemt Frouwe disen Kranz“ ein weit lyrischeres Buch als der Erstling, und der Dichter hat auch gerade die eigentlich lyrischen Sachen aus diesem darin aufgenommen, konnte freilich einen gewissen Manierismus nicht verbergen. Er ist da so recht der „Wortewäger“, mehr noch der Wortepräger, und zerstört sich mit Schwall und Gesuchtheit oft die besten Wirkungen. Als ein kleines Beispiel nur das kurze Gedichtchen „Spätsommer“:

Hellster, grellster Sommertag,
Sonnenglutdurchschwellte Luft,
Schwüler, schwerer Blumenduft,
Müd verhaltener Finkenschlag.

Satte Reife weit und breit,
Leis schon übergilbt der Wald,
Bunt in Herbst verraschelt bald
Sommertraumtrosteinsamkeit.

Nach der Seite hin hat auch der lyrische Teil im „Bunten Vogel“ (97) noch entschiedene Mängel, aber hier ist doch ein Streben nach Einfachheit sehr deutlich bemerkbar. Andererseits wieder auch, wenn ich mich nicht irre, ein leichter Einfluß von Dehmel. Zu Bierbaums Lyrik rechne ich übrigens auch sein Singspiel „Lobetanz“ (Berlin, Schuster & Loeffler), dies im ganzen köstliche, im einzelnen oft sehr feine Märchen, dem das Archaistische — oft sind's aus den beiden Lyrikbüchern übernommene Gedichte — ganz reizend zu Gesicht steht.

Damit soll die Bierbaumsche Lyrik nur im ganzen charakterisiert sein, denn im einzelnen birgt sie viel Frisches, Schönes, Herzerfreuendes, Erlebtes und Lebendiges. Da nenne ich aus dem ersten Buche „Schlagende Herzen“, ein Prachtgedicht, das auch ins zweite Buch aufgenommen wurde:

Über Wiesen und Felder ein Knabe ging,
Kling-klang schlug ihm das Herz,
Es glänzt' ihm am Finger von Golde ein Ring,
Kling-klang schlug ihm das Herz.

„O Wiesen, o Felder
Wie seid ihr schön!
O Berge, o Wälder,
Wie seid ihr schön!

Wie bist du gut, wie bist du schön,
Du goldne Sonne in Himmelshöh'n!"
Kling-klang schlug ihm das Herz.

Daneben stehen ein paar aus dem Cyklus Gusti. Gusti, die Liebe, ist überhaupt lyrisch Bierbaums bestes Thema geworden; der frischen Keckheit von früher ist eine gewisse Stille und Traulichkeit und Friedlichkeit gefolgt, ein Daheimgefühl. „Nemt Frouwe disen Kranz" atmet noch eine glückliche Genußfreude — es ist Frau Gusti gewidmet — der „Bunte Vogel" aber enthält die Lieder des Weisen, der sich sein Nest auf seine Art gebaut und friedlich und zufrieden drin haust, wie's auch draußen tobe. Dem Genießen aus dem Vollen, dem Abenteuerlichen, ist die Zurückgezogenheit gefolgt. Richtiger vielleicht: ein Versenken in sich selbst. Der Ansatz dazu war schon in den „Erlebten Gedichten". Am Schlusse der „Alexandriner" heißt es:

Mein Auge ward beraubt, mein Herz ward reich beschenkt,
Das in sich selber sich mit stiller Kraft versenkt.

Neben der Liebe will er Kunst und Dichtung um sich haben. „Sie sollten schmückend immer um uns sein, Licht und Luft für unsere feineren Sinne."

Und Tag um Tag geht still dahin,
Und meine ruhigen Augen seh'n,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung geh'n.

Dich lieb' ich, du! O komm, sei mein!
Ein grauer Nebel kommt und steht.
Wo bist du?! Alles grau und leer.
Und mein Begehren wankt und geht.

Wohin, wohin?! Ich seh' kein Licht,
Ins Graue schwindet, was ich will.
Laß geh'n dahin und frage nicht,
Laß geh'n dahin und blicke still.

Wunsch geht und Welt geruhig hin,
Und meine ruhigen Augen seh'n,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung geh'n.

Von „Schlagende Herzen" ging der Weg über „Abendlied", das ganz Claudius ist: „Die Nacht ist niedergegangen — Nun über Busch und Haus" 2c., oder auch über „Sehnsüchtige Melodie":

Roseninsel, schwanumschwommen,
Roseninsel im grünen Meere,
Roseninsel, düsteschwere,

Sonnenheiße,
Felsenweiße,
Heckenheimliche Roseninsel . . .

Über Gedichte also, in denen unstreitig etwas Wirksames, aber auch etwas Experimentelles steckt, zu diesem einfach-innigen „Wenn's dämmert", und so wird er weitergehen müssen, befreit von allem unbedingt Neuartigen, Absichtlichen, Sensationellen. Mit so ein paar Gedichten — es sind freilich nur wenige — erzielt er denn auch eine Wirkung im „Bunten Vogel für 1899" — und Bierbaum sollte sich wirklich lyrisch darauf beschränken und nicht so viele Pferde reiten wollen. Er weiß sich ja in jeden Sattel festzusetzen, aber es kommt bei seinem Ritt künstlerisch nur sehr wenig heraus. Sein Sattel und sein Pferd — so wird er an sein Ziel kommen.

Auch nach der phantastischen Seite hat Bierbaum einige gute und feine Gedichte geliefert, wenn ihm hier auch kein ganz großer Wurf gelungen ist. Ich nenne „Alexandriner", „Ernte", „Gesicht", „Liebe und Tod", „Aus der Herrgottsperspektive", „Abend" (zuletzt freilich sehr abfallend) und „Herberge". Auch hier fühle ich oft etwas Gewolltes, Ausgedachtes, ja, mitunter Lehrhaftes, wenn auch freilich im einzelnen die Anschauung gut und die Schilderung anschaulich ist. Er überwältigt nicht. Und manchmal unterlaufen ihm ganz trockene Verse (z. B. im „Rabenflug" das bitterböse „Das Leben schläft in träumender Agonie"), manchmal will er zu viel sagen und wirkt dadurch nicht, aber er versteht sich anderseits auch wieder trefflich auf die realistische Darstellung, wie in dem Gedicht „Ernte". Diese Schilderung war auf mich von stärkster Wirkung, und besonders auch dies, wie sich ungesucht ganz von selbst das Bild erweitert, tieferen Sinn und tiefe Bedeutung gewinnt.

Vielleicht beweist einen Mangel an phantastisch weit ausholender Kraft der verhältnismäßig enge Stoffkreis in Bierbaums zahlreichen Prosaschriften. Man kann wohl sagen, hier ist sein Hauptthema Stilpe. Stilpe freilich mit allem Drum und Dran, mit allen Mädeln und Korpsbrüdern, mit all der Versumpfung und Lebensfreude, mit all der Jugend und Borniertheit, allem Tüchtigen, Lächerlichen und Frivolen. Von der ersten Reihe der „Studentenbeichten" (Schuster & Loeffler, Berlin) über die „Schlangendame" (ebenda) zu dem Roman „Stilpe" (ebenda), der sich im letzten Buche zu einer poetischen That ersten Ranges ausgewachsen hat, ist Bierbaum diese Gestalt nicht losgeworden, der deutlichste Beweis dafür, wie sehr er sie innerlich durchlebt hat.

Man kann von Bierbaums Prosa-Arbeiten sagen, daß sie realistisch, meinetwegen sogar, wenigstens zum Teil, echt naturalistisch sind. Er

hat hier eine Art bis zu einer gewissen Tiefe ausgeschöpft, und wir können nur wünschen, daß er ihr treu bleiben möge. Neben dem flotten Ton des Humors hat er auch einen freien Ton angeschlagen, was ich ihm als besonderes Verdienst anrechnen möchte. Wir brauchen einen solchen Ton, einerlei, ob er den Schulmeistern und Staatsanwälten behagt oder nicht. Er muß allerdings ehrlich, innerlich notwendig sein, wenn es freilich auch in gewissem Sinne eine Kunstwirkung der Frivolität giebt. Bierbaum hat sich meines Erachtens vor einem zu hüten: humoristisch sein zu wollen à tout prix und auf Stoffwirkung zu spekulieren. Beidem hat er in der „Schlangendame“ zu viel nachgegeben, obgleich, sieht man davon ab, der verbummelte Student Brock und die herzensgute Schlangendame mit verblüffender Sicherheit gezeichnet sind, Spiegel und Fratze in jeder der beiden Gestalten zugleich. Höher steht das verbummelte Genie Stilpe, dessen Charakter aufs genaueste analysiert, dessen Lebensgang mit allen Einflüssen auf seine Charakterentwickelung mit ebenso sorgfältiger wie unbarmherziger Genauigkeit bloßgelegt ist. Stilpe fehlt es an innerer Festigkeit. Er ist energielos. Er könnte zum Höchsten emporsteigen, wenn er diese Kleinigkeit fertigbrächte, „seine Entwürfe in Tinte umzusetzen“. Erscheint damit auch Ruhm und Erfolg auf eine Geringigkeit zurückgeführt, so steckt doch eine tiefe Wahrheit und — Erfahrung darin. In diesem Roman schlägt das Dichterherz am lautesten und eindringlichsten im vierten Buch: Ecce poeta. Schrei und Anklage stöhnen herauf, bis sich in jener grandiosen Verzweiflungsszene Stilpe, der Komiker, vor versammeltem Publikum unter Lachen und Beifall aufhängt. Da erkennt man den Dichter. Wie er im Banne des Erlebnisses dieses wieder in sich steigert und ihm höheres Leben giebt. Es ist fast wenig dagegen, denkt man der bittersüßen Bohèmeschilderungen und alles dessen, was an Persiflage und Ironie und scharfem Hohn gegen Lebensverhältnisse, Erziehung, Menschenwillen und Menschenurteil in dem Roman unterläuft.

Reich mir einen Lorbeerkranz, Schicksal,
oder aber
ein Bund voll Haber!

Da habt ihr's. Ecce poeta! Vielleicht empfindet das der Philister niemals bis zum letzten Rest, diesen Schmerz, diese Verzweiflung, in die das Leben treibt. Diese, wenn man will, Tendenz des Lebens — und darum Tendenz des Buches — wodurch jedes Streben niedergezwungen wird, dem die Stütze geradezu verzweifelter Energie und höchster Selbstzucht fehlt.

Man mag, natürlich besonders in Studentenkreisen, den burschikosen Ton an Bierbaum lieben, mir ist er lieber, wenn es in ihm tief ernst ist. Ich denke an „Josephine“, Briefe aus der Festung (Studentenbeichten, erste Reihe), neben dem „Negerkomiker“ wohl das beste Stück der Sammlung. Blutheiß, ankämpfend, anklagend und oft von feiner, inniger Stimmung. Daneben stelle ich „Leberecht, der Gestrenge“ (Studentenbeichten, zweite Reihe), eine der besten Dichtungen Bierbaums, in der nur einigemale der rechte Ton nicht getroffen ist. Vielleicht habe ich diese Stücke deshalb so lieb, weil mir in ihnen der Mensch Bierbaum so nahe ist.

In anderen Stücken, wie „Mondmarie“, „To-Lu-To-Lo“, „Die falsche Kindbetterin“ und zum Teile „Zwei Äpfel“, merkt man die Absicht, eine Wirkung zu erzielen.

Vor dem Roman „Stilpe“ hat Bierbaum den „Pankrazius Graunzer“ (Berlin, Schuster & Loeffler) veröffentlicht. Der Roman seiner Liebe. Eigenes Erleben steht hier warm vor uns. Allerdings breit verbrämt. In einer zopfigen Form, die nur oft zu langstielig geraten, um überall einen frischen Humor aufkommen zu lassen. Er hat das Moderne ins Altmodische gesteckt, vielleicht, um gerade damit eine humoristische Wirkung zu erzielen. Man hält's aber auf die Dauer schwer aus. Man thut's nur dem famosen Pankrazius — Otto Julius — zuliebe, der ein ganz prächtiger Kerl ist, mit feinen Augen, die unter manche Decke sehen, und mit einer feinen Nase, die gleich den Speck riecht, daran die Maus gefangen werden soll. Denn Graunzer, der Weiberfeind, ist auf Freiersfüßen von seinem ererbten Kiebitzhofe in die Welt gezogen und findet nach manchen köstlichen Philisterhaftigkeiten und Abgeschmacktheiten in Schwabenbayern Brigitte und büßt seine Weiberfeindlichkeit mit einem gewaltigen Verliebtsein, stürzt sich Hals über Kopf in die Ehe und läßt sich's da wohl sein. So ist denn dieser Graunzer ein ganz moderner Mensch, ohne Absynthkaraffe, voller Gesundheit, der ins Land Philisteria seine Liebe, seine Liebe zum Leben und zur Kunst mitnimmt und dabei kein Philister wird. Ich muß hier einen langen Satz aus der burlesken Schlangendame anführen, der einen gewissen Aufschluß zu Pankrazius Graunzer und Frau Brigitte haben muß, denn er klingt so herzensfrisch in das Schlangendämliche hinein, daß er dem Dichter irgendwie durchgegangen sein muß: „Herr Brock hatte sehr bald die Empfindung, daß dieses gesunde, frische, wohlgebaute Mädchen mit den großen, braunen Augen, die so eigen still lebendig waren, und mit der lieben, weichen Art, leise

zu lachen, mit diesen runden, lustigen, aber nicht zu schnellen Bewegungen, mit dieser eher tiefen als hohen Stimme, die den Worten etwas wie einen warmen, linden Flaum gab, mit diesem anschmiegenden, aber nie lästigen, vielmehr im Grunde ganz selbstbewußten Wesen — er hatte die Empfindung, daß diese stille, resolute, aber durchaus feine weibliche Natur etwas Wohnliches, Heimliches in sein Leben brachte, etwas, darin man sich strecken und dehnen und wohlsein lassen könnte, eine lange, lange Weile hin, sorglos, angenehm behütet und doch in keinem Zwange.“ Ich glaube, das kommt aus dem gleichen Pulse wie die Graunzer-Briefe, die mir in ihrer Forciertheit nun mal dafür nicht so gut behagen, wie des Herrn Brocks langer Satz. Es ist ja nur Geschmacksache. Der Graunzerart mag ich ihr Recht nicht bestreiten.

Doch meine ich, Bierbaum hat sich mit diesem Roman auch etwas gegen seine eigene Lust am Archaistischen gekehrt und sich vielleicht doch davon losschreiben wollen, so sehr er eine Tugend daraus machte und sich nach allen Naturalismus- und Realismus-Tollheiten ein behaglich Ausruhplätzchen darin suchte. Denn das Altmodische im „Bunten Vogel“ hat schon weniger etwas Marottes, als vielmehr etwas Kunstgeschmackliches, das uns schon das Ansehen der Bierbaumschen Bücher zur Freude macht.

So ist neben Beeinflußtem und Erlauschtem doch ein genügend Quantum von Eigenem in Bierbaums Büchern. Und dies ist das Köstlichste: wie vor ihm stets das Leben liegt, in heller Sonne, zu Genuß und Freude. Und wie es immer in ihm jubiliert, daß er kein Kopfhänger wird, sein Lachen behält und seine frischen Sinne.

Und gilt's zu kämpfen, ist er tapfer dabei in vorderster Reihe. So wird sein Streben kein Ende haben. Er hat uns Schätze versprochen. Hoffen wir, daß es ihm gelingt, was er versprochen hat, zu erfüllen. Er wird den Weg am besten kennen: ganz er selbst zu sein!






# Die rote Sphinx.

Winter-Frühlingsstimmung von Otto Julius Bierbaum.
(München.)

Draußen drückt der Winter auf den Garten. Alle Wipfel stehen still, starr, schwarz. Es hat noch keinen Schnee gegeben. Nur harter Frost schneidet die Luft, und es fallen blinkende Kristalle.

Das ist so eigen. Dieses Bild, wie alles kahl und kalt, müd und alt dasteht, geduckt unter einer stummen, unabwendlichen Macht, dieses Bild überkältet mein Herz und giebt mir ein greisenhaftes Fühlen, eine wunderliche, unjugendliche Ruhe, so einen harmonischen Herzschlag, pulslinde, gemessen, getragen beinahe, und ich könnte mir einbilden, daß ich weiße, dünne Haare hätte und Hände mit faltiger, weicher, dünnpergamentener Haut, unter der sich die Knochen kalt anfühlen.

Herrgott, ich begreife das Wort „beschaulich“! Laßt uns den J. H. Voß zitieren! —:

> Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens
> Saß der ....

Da schwankt ein Wipfel drüben. Eine junge Birke ist's.

Kein Baum ist wie dieser so voller keuscher Seele, so mädchenzart und jüngferlich. Drum schmiegt er sich auch so den Winden, drum zittert auch so sein Laub, sein helles, zages, wenn der rote Herbst ins Hifthorn stößt, der nehmende, fruchtheischende Mann.

* * *

Immer noch die Birke. Hin und her, hin und her im Winterwinde. Und das Silber ihres Stämmchens ist grau geworden.

Als die Margriten ihren Stamm umblühten ....

Ein weiter Kranz von flockigen Sternen war's, schön bogenrund hingesät in berechnendem Armwurf vom guten Gärtner Lenz.

Wir nannten ihn „unsrer lieben Frawen Birke Heiligenschein ..“, denn uns war minnesingerlich zumute.

Ach ja, da war Frühling .....!

Und wir waren so verliebt ...

Merkwürdig, wie verliebt der Mensch manchmal sein kann, wenn Frühling ist.

Mädchen küssen, Verse machen
Sind des Frühlings Siebensachen.
Winter kommt, man blickt zurück:
Eine Wolke rosazart, eine leichte Wolke . . .: Glück.

* * *

Wie schön der Garten damals, die ganze Erde wie schön!

Einmal sah ich ein nacktes Amorbübchen die Birke hinaufklettern. Himmel, wie glänzten die rosigen Hinterbäckchen in der Frühlingssonne! Und ein leiser Wind legte seine blauen Falterflügel um. Willst du wohl, Kletterbub! Und bsch! flog das Gottchen aus dem grünen Laube in die blaue Luft, richtig wie ein Spatz auffliegt.

Ja, ja, der Frühling!

Es ist ein Reihen geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und ist ein Lied gesungen,
Das hebt mit Sehnen an,

Mit Sehnen also süße,
Daß Weinen sich mit Lachen paart:
Hebt, hebt im Tanz die Füße
Auf lenzeliche Art!

* * *

Und durch den grünen Mai flog ihr rotes Haar, flog wie ein Schleier im Kreise um den silbernen Birkenstamm, und ich höre noch ihre Stimme, die wie ferner Glockenwiderhall war im wunderlichen Liede:

Aus dem Rosenstocke
Vom Grabe des Christ
Eine schwarze Laute
Gebauet ist;
Der wurden grüne Reben
Zu Saiten
Gegeben.
O wehe du, wie selig sang,
So erossüß, so jesusbang
Die schwarze Rosenlaute.

Ich hörte sie singen
In mailichter Nacht,
Da bin ich ihr zu Liebe
In Schmerzen erwacht,
Da wurde meinem Leben
Die Sehnsucht
Gegeben.
O wehe du, wie selig sang,
So jesussüß, so erosbang
Die schwarze Rosenlaute.

* * *

Das war die „rote Sphinx“, die so sang.

Die rote Sphinx . . . . In diesem Liede — wer weiß, wer es ihr geträumt; ich glaube, daß sie es sich selber gefügt hat aus Ahnen und Sehnsucht — war ihr ganzes Wesen.

Nonne war sie halb und halb Bacchantin. Monstranz und Korybantenbecken gaben wir ihr ins Wappen.

Unser kleiner Präraphaelit — er ist nun auch gescheut geworden und hat sogar den „Michel vierter Verdünnung" erhalten; Gott lasse ihm die Würdelast leicht sein! — hat es gemalt.

Es war in der Herzform des Lindenblattes, das heraldisch in drei große Felder geteilt war. Im linken Felde oben war die goldene Monstranz, gehalten von zwei blührieselweißen, schmalen Händen, von denen weißseidene Ärmel in steinstarren Falten fielen. Daneben im rechten Felde zwei nackte, volle, rötlich überhauchte Arme (wie wenn der Widerschein eines Pokals voll dunkelroten Weins auf sie fiele), in deren niedlichen, festen Händen die silbernen Becken wirbelten. Hinter dem Silber des rechten Feldes war Gold, — sehr unheraldisch das, aber sehr schön. Unten aber im Hauptfelde lag sie, lag sie als zarte Sphinx mit dem Leibe einer jungen Löwin, mit ihrem brennroten Haar, mit ihren grünen Augen, in denen ein Tiefton von gelb drohte. Hinter ihr war blaue, bestirnte Nacht, weit ausgewölbt in schweigende Unendlichkeit; zur Linken wuchs ihr eine mondlichtweiße Lilie, zur Rechten flammte eine dunkelrote auf; beide steif und steil und mit stahlblauen Blättern wie scharfe Schwerter.

* * *

Wir sahen sie nicht gar oft. Sie war nur Gast in unserm Kreise, den wir die „Tafelrunde ohne Tafel" nannten, weil wir nicht immer was zu essen hatten.

Sie hatte einen kranken Onkel zu pflegen, der mit dem gräßlichen Egoismus des langsam Sterbenden ihre Jugend an sein Siechbett fesselte.

Mitten in der Stadt stand das ewig dunkle Haus, in dem sie wohnten. Das Krankenzimmer war stets im Dämmer; niemals ließen offene Fenster Licht in den stickigen Raum; an den Wänden hingen alte, verstaubte Bilder. Ewig stöhnend lag der mürrische, graue Kranke im Bett; seine einzige Bewegung war das Zittern seiner knochigen Hände auf der dunklen Bettdecke.

Dort mußte sie weilen, Tag für Tag, und durfte nur fort, wenn der Alte schlief, und mußte stundenlang aus alten Büchern vorlesen, schaurig romantische Geschichten voll lächerlichem Pathos und weinerlicher Sentimentalität, und die abgeschmacktesten Stellen wollte der halb idiotische Kranke immer zehnmal haben.

Sie trug dies Leben ohne Klage; sie lehnte, streng und doch mit innerlicher Bitte, jedes Mitleid ab.

Sie kam zu uns, in unsern wilden Kreis, wo ein jeder am lieb-

sten mit den Sternen jongliert hätte, und wo köstlicher Aberwitz in Hyperbeln und Paradoxen tollte, „auf Ferien“, wie sie sagte. Da wollte sie nichts wissen von der Krankenstube, in der — sie starb.

Denn sie wußte es, sie fühlte es mit greller Gewißheit, dort würde sie vergehen, bald, schnell. Der Sterbende, den sie nicht liebte, während . . .

Wir konnten nur ahnen, wie tief die Tragik dieser gelähmten Jugend war, denn nur in seltenen Andeutungen erfuhren wir etwas von ihr.

Da war ein Bild, von dem sie uns einmal sprach, ein Traumbild: Blendendes Frühlicht des Frühlings über einer blumigen Wiese; glitzernder Tau an allen bunten Kelchen; unendlich weit der Blick bis zu hohen, blauen Bergen; wolkenlos, wundertiefblau, jubelblau, so sagte sie, der Himmel. Nur da, aus fernster Ferne, langsam, schwül heran, eine dicke, schwarze, gelbgeäderte Wolke. Und mitten im Blühen, in Lust und Leben, ein Mädchen, jugendrot, weit offen die Augen zu der schwülen, kommenden Wolke, und über ihr, aus der frischen Bläue der Luft heraus, eine gelbgraue, beinene Hand, von der es blutrot auf den Scheitel der Starren heruntertropfte . . . .

„Malen könnt ihr das freilich nicht,“ fügte sie hinzu, „denn die schwarze Wolke müßte ein Gesicht haben, wie ein Mensch.“ Und sie wandte sich ab, wie von einem grauenhaften Ekel erfaßt.

* * *

Sie mußte furchtbar leiden, das sahen wir oft. Es war ein unaufhörlicher Kampf in ihr, ihr Leben zuckte unter den Würgegriffen eines Verhältnisses, hinter dessen letzte Geheimnisse wir nicht gekommen sind. Wir konnten es nur äußerlich wahrnehmen.

Bis ins tiefste ergriff es uns oft, wie ihr Wesen jäh umschlug: aus einer jauchzenden, stürmischen, tanzrhythmischen Lustigkeit in beklommenes Insichsinken, daß sie wie eine Somnambule ward, deren Seele im Wachschlaf die große Leidensgeschichte von Golgatha herzblutend in sich wiedererlebt.

Zwei Menschen sahen wir da oft in einem, zwei ganz verschiedene Menschen: ein lebenverliebtes Geschöpf, rot von Lust und Tanz; mit Augen, die sonnig hell und tief waren, wie beim ersten Kusse der Braut; mit einer Stimme voll blutwarmer Tiefe, beglückend und beglückt und von einem starken, strömenden Atem getragen, wie von erstem, ästehebendem Frühlingswind; die Bewegungen ein Schreitetanz, Berge hinauf, fröhlich, ausgelassen, kraftherrlich, — und dann — —:

eine Müde, innerlichst Verwundete, eine Verwelkende, Flehende: Laßt mich, laßt mich allein, laßt mich am Wegrande liegen — und beten ... und sterben ... Ihr Gesicht war dann grünlich blaß, ihre Augen tief eingesunken, stumpf, ihre Stimme zage und gebrochen, der Atem matt verhauchend, der Gang ein mühsames Schleppen.

Aber auch um diese Müde, Verendende war eine Atmosphäre von bannender Macht, von unwiderstehlicher Anziehungskraft.

An ihrem Übermut freuten wir uns, ihre helle Freude nahmen wir wie die köstliche Gabe des jungen Frühlings, — ihr tiefes Müdesein liebten wir, ihre Qual beteten wir an, wie ein großes, wunderbares Symbol.

Die jüngsten unter uns redeten von ihr als von der modernen Muse und behaupteten, sie gäbe ihnen so unendlich tiefe Sachen ein, daß es nur leider nicht möglich sei, sie in Farben oder Worten zu dichten.

Nur einer unter uns, der einzige Nichtkünstler, ein junger Arzt, cynisch bis zum Unerträglichen, aber ehrlich in seiner schnellfertigen Kraftstoffelei, warnte:

„Jungens, das Mädel ist ein Unglück! Sie macht euch alle miteinander zu Leichenbittern. Stigmatisiert seid ihr alle miteinander. Verdammt noch mal: sogar die Gesundheit ist bei der Roten krank!"

Ja, sie litt wohl schwer am Leben, weil sie nicht die Kraft hatte, es gering zu schätzen, wie es manche Kranke so gut verstehen.

Sie wollte, wollte, wollte leben und glücklich sein, gesund sein.

* * *

Unser cynischer Medizinmann brachte uns eines Tages die Nachricht: Sie ist tot.

Er hatte sie, zu spät gerufen, im Lehnstuhl zusammengesunken gefunden, auf dem Schoße ein altes Buch.

Der Kranke hatte ununterbrochen auf sie gescholten, in unverständlichen Redensarten voll Gift und Galle und doch in einem Tone, der einen gewissen höhnischen Schmerz verriet.

„Mir ist angst und bange geworden dabei," sagte der Medizinmann; „das dumpfige, dunkle Loch, der graue, alte Kerl mit seinen gierigen Augen, und die trocken bellende Stimme, — nee, es war gräßlich. Das Mädel muß schauerlich gelitten haben. Bis zum letzten Atemzug."

* * *

Im Leichenhause auf dem Friedhof draußen, der ganz in Flieder stand und von Nachtigallen wiederklang, haben wir sie besucht und ihr Wappenbild an ihrem Sarge aufgesteckt, lorbeerumwunden, wie sich's ziemt für eine, die kämpfend gestorben ist und mit der Seele einer Künstlerin.

Ganz in Weiß gekleidet lag sie da, die schmalen Hände über die Brust gefaltet. Die roten Haare flossen so hart und tot die Sargwände entlang. Der Ausdruck ihres Gesichtes war streng und weh. Das Nonnenhafte an ihr hatte der Tod gesteigert.

* * *

Mir aber schien es, als habe der Tod uns nur die Nonne genommen, die nun daläge im toten Gebete, aber plötzlich würde sich aus ihr die heitere Tanzpriesterin des Lebens erheben, strack sich aufrichten im Sarge und laut, laut, laut wie ein silbernes Freiheitsgeläute lachen, hinauslachen in den Frühling: Ich bin gesund, meine Freunde, ich habe mich gefunden und lebe nun in heller Liebe und aller Hoffnung!

Seht, meine Augen sind blau geworden wie der lichte Himmel, und meine Wangen rot wie Apfelblust; nun sollt ihr euch mit mir freuen und tanzen in alle Ewigkeit um die junge Birke und ein Loblied singen dem lichten Leben!

Denn Krankheit, Not, Bangheit und Tod, alles was dumpf und häßlich ist, — oh, das ist nur Traum und träger Irrtum!

Jung sind wir und gesund und schön und voller Kraft, und in Liebe und Zuversicht wollen wir ein neues Leben gründen der grauen Welt! —

* * *

Das war wohl der Frühling, der mich schwärmen ließ, der junge, preisliche Held mit dem grünen Panier, der lachend über die Erde schritt, als wir sie der Erde gaben.

Ja, der Frühling war's wohl, der Frühling mit den Nachtigallenliedern; aber ich weiß: was er mir eingab, kam aus ihrer Seele, und es soll mir ein Vermächtnis sein:

Es ist ein Reihen geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und ist ein Lied gesungen,
Das hebt mit Sehnen an,

Mit Sehnen also süße,
Daß Weinen sich mit Lachen paart,
Hebt, hebt im Tanz die Füße
Auf lenzeliche Art!





# Das Hohelied.

Von Theodor Etzel.
(Düsseldorf.)

. . . meine Lust ist bei den Menschenkindern.
Salomo (Sprüche 8, 31).

Man hat diese Arbeit als eine freie Übertragung des Liebesfanges Salomos in unsere moderne Lyrik zu betrachten. Ich will dabei der christlichen Auffassung dieses Hochgedichtes als eines Liebesgespräches Christi mit seiner Braut, der Kirche, keineswegs entgegentreten, lasse jedoch die Gespräche der Liebesleute nur als hysterische Hallucinationen einer des herrlichen Gottessohnes unwürdigen Hetäre gelten. Theodor Etzel.

Küsse mich!!
Laß mich bei dir sein!
Trinken will ich deine Liebe,
trunk'ner noch als Mai und Wein.
Wenn ich nur denke deinen Namen,
übertäubt's mich wie lohende Flammen.
Wenn dein Mund von Liebe spricht,
rieseln die Worte wie blutende Rosen
mir übers Gesicht.
Dir entgegen fallen alle — und ich!
Mich aber hebt deine stolze Hand
auf vor all den Täubchen voll Tugend.
Seht mich nur an, wie schwarz ich bin:
Mich hat die Sonne so verbrannt!
Ich will nicht feiern im Sabbat der Jugend.
Über mich schreitet die Liebe dahin:
wie ein kostbarer Teppich
schmeichle ich ihren süßen Sohlen —.
Suchen muß ich nach ihm — nach ihm,
meinen Freund, meinen König
mir auf die glühenden Brüste zu holen...

Duften ihm auf seinen Wegen
meine Nelken nicht entgegen?
Und er sagt, daß ich lieblich bin,
schön wie ein Falke.
Wie ein Adler zieht er dahin
königlich — —.
Komm! unser Bette grünt!
Noch sind die leuchtenden Balken aus Cedern,
die unsre Liebe tragen,
komm, so lang noch nicht die Cypressen
dunkel über uns schlagen!

* *

Willst du wieder auf die Gassen laufen,
feiles Weib —?
Willst du wieder eine Nacht verkaufen
deinen Leib —?
Geh nur! draußen sind noch frische Spuren,
wo verlockend rauschen leichte Röcke,
durch das Dunkel blitzt der Schmuck der Huren.
Geh! und weide deine Böcke!
Zu den Ketten, die so lieblich hangen,
schenken dir von rotem Gold die Braven
Schlangenringe noch und blanke Spangen,
wenn du Furcht hast, so allein zu schlafen.
Geh! und laß die Brunst nicht länger suchen!
Geh nur! geh! — ich will dich nicht verfluchen.

* *

Wo mein König ist, ist alles Sonne!
Wie ein reicher Apfelbaum
über die wilden Dornen ragt,
trägt er hoch die strotzende Krone.
Unter seinem warmen Schatten
greife ich nach süßen Früchten,
und die Liebe rauscht über mir
wie ein flatterndes Kriegspanier
vor einem heiligen Streit.
Seine Küsse giebt er wie glühende
Blumen mir über den Leib.

Ich bin sein heimlichster Garten —
bin eine blühende, sprühende,
trunkene Frühlingsflur.
O, ich bin krank vor Liebe,
seit er mich küßte! —
Meine Kniee beten ihm entgegen,
und verlangend glühen meine Brüste,
seit seine Sonnenhand
herzend darüber gelegen.

* *

Komm, meine Schöne, komm her,
daß ich dich küssen mag.
Über die Berge geeilt
kam ich früh vor dem Tag,
und ich lauschte an deinen Hecken,
bis die Sonne dich sollte wecken. —
Sieh, der Winter ist vergangen,
alle Wolken sind dahin,
und schon öffnen voll Verlangen
Blumen sich im jungen Grün.
Blaue Tauben fliegen hinaus
über ihr enges Winterhaus. —
Komm, wir laufen hurtig zum Wald!
An den Bäumen bersten die Knospen,
lachen wie junge Augen, so rein,
in den leuchtenden Frühling hinein,
und es duftet nach fruchtbarer Erde.

Komm, du bist schön wie ein Frühling.
Meine wilde Felsentaube sollst du sein
und auf blaue Berge fliegen,
in dem Frühgras dort zu liegen.
Nur die Sonne darf über dir steh'n!
dann will ich dich lieben,
denn du bist schön!

* *

In der Nacht
hab' ich dich gesucht bei mir
die langen Stunden —
in der Nacht in meinem Bette
dich gesucht — und nicht gefunden.
Mit der Sonne kommst du mir entgegen,
meiner jauchzenden Brust!
Sieh, ich habe es lange gewußt,
da mein Herz die bange Nacht
nach dir gewacht. —
Unter den wilden Felsenrosen,
wo nur heller Himmel blinkt,
will ich dich küssen,
bis die Sonne ermattet sinkt.

* *

Weil die Nacht so dunkel ist,
will ich dir ein Liedchen singen,
denn ich bin ein Narr —:
Deine Augen sind wie junge Tauben
in dem Nest von dunklen Wimpern —
deine Zöpfe sind wie schwarze Schlangen —
deine Zähnchen steh'n so weiß wie Lilien —
deine Lippen bluten Rosen.
Deine Worte sind wie blaue Glocken-
blumen —
deine Brüste weiden wie ein Zwilling,
den ein Engel unschuldvoll gebar,
unter roten Rosen. —
Gieb mir deine roten Rosen,
daß ich deine Brüste blühen sehe,
wie zwei unbegang'ne Sünden —.
Und dann sage mir dein weißes Märchen
wieder süß ins Ohr:
Eine weiße Federnelke
stand einmal in meinem Garten.
Kam der König in Purpur und
Pelz,
brach sie ab, — da floß ihr Blut,
und die weiße Federnelke
wurde rot — so rot — —!

* *

Du, den ich liebe — wo bist du geblieben?
Küsse mich!!
Sieh, ich liege krank an meinem Lieben. —
Als ich ruhlos dein gedacht,
da du trankst bei deinen Freunden,
hört' ich deine Stimme durch die Nacht:
Thue mir auf, meine Taube —
denn mein Haupt ist voll Tau,
und meine Locken voll Nebel der Nacht. —
Und ich wollte mich schmücken für dich,
daß ich schön sei, wenn du mich küßtest. —
Da ich dir aufthat,
warst du fort —,
auf den stummen Wegen
tot verhallte mein Wort.
Kamen die Wächter mir entgegen,

höhnten mich und
schlugen mich wund — —.
Du Geliebter, komm,
daß ich genese an deinen Küssen!
daß sich meine jauchzenden Augen
taumelnd schließen müssen! —
Wie sie alle mich hassen um dich!
Wie sie alle dich lieben!
Aber du liebst mich!!
Und ich bin dein geblieben!!

* *

Schön bist du wie ein Acker voll Lilien —
schrecklich wie ein Wald mit wildem Getier!
Wenn du mich anschauest mit deinen heißen
flackernden Augen, befällt mich die Gier,
dich und dein Geschlecht zu zerreißen —.
Aber wenn deine warmen Hände mich
suchen,
wenn deine Zähnchen zittern auf meinem
Munde,
wenn deine Haare so glühend duften
um unsre heiligste Stunde:
dann erkenn' ich dich in deiner Macht,
du mein Morgenglüh'n und meine Sonne
und meine leuchtende Nacht! —

In den Nußgarten bin ich gegangen —
suchte dich drüben im Birkenhain,
wo ich oft dich heimlich gefangen —
suchte dich zwischen Gaisblatt und Wein —
unter den Fichten und unter den Linden —.
Weib! wo bist du —?
Wo soll ich dich finden —?

* *

Komm, mein Freund, und raube mich
nachts
in dunkelem Wetter
aus meiner Mutter Haus.
Komm und sage mir all deine Worte
noch einmal wie einst!
Daß ich an deinem wilden Munde
und in den jungstarken Armen dir liege
wie ein bezaubertes Kind.
Nimm mich und trage mich fort
in den stürmenden Wind.
Und ich will dich nicht fragen:
Wer du bist? Wohin du mich führst? —
will nur fühlen, daß ich dir folge,
dir — einem Manne — in grauender Luft.
Breite den Mantel zu wallenden Decken.
Unter den schauernden Maienhecken
nimm dir meine jung-schwellende Brust.
Und ich will dich nichts fragen —
will es nur fühlen bei dir,
wie unsagbar köstlich ich bin —
lieben den eigenen Leib, der mir
oft wie ein Fremdling erschien.
Wissen will ich von all seinem Recht,
seinem herrlichsten Gott: dem Ge-
schlecht —
dem Mysterium des Leibes! —
Und dann will ich heiß dich küssen
mit dem ersten Kuß des Weibes . . .

* *

Ziehe dir Schuhe an von purpurner Seide
mit goldenen Schnüren
und kostbare Röcke
wie eine junge Fürstenbraut
und geh' stolz daher —.
Zwischen den Büschen
will ich dich finden —
will um die fliehenden Lenden dir fallen —
will in die brechenden Farren dich biegen —
will mir deine heimlichen Lüste
aus den zerflatternden Rosen wühlen —
bis der Schrei deines stöhnenden Mundes
heiß erstickt —
und deine Augen unter den Lidern
taumelnd versinken in purpurner Nacht —
bis deine Lippen nicht mehr wissen,
daß sie keinen König küssen . . .

Königin du!
Magst du in Marmor und Türmen wohnen,
mag sich auch beugen dein Volk als dein
Knecht:
über all den prachtvollen Thronen
thront das Geschlecht!

* *

Wenn du auch mein Bruder wärst —
mit mir aus einem Schoß geboren
und getränkt aus einer Brust —:
Dich nur hätte mein Blut erkoren
trotzig in glühendster Lust.

Draußen im Feld zwischen schattenden Hecken
oder im Haus in den heißen Verstecken —
wo ich dich fände —:
küssen müßte ich deine verwegensten Hände.
Jubeln sollte mein bebender Leib —
schauernd voll Liebe — daß du ihn begehrst!
O mein Geliebter! mein Freund! und mein König! —
daß du mein Bruder wärst . . .!

* *

Alle Blumen sind vergangen,
und die grauen Wolken jagen
über eine dumpfe Glut,
die noch aus den Sonnentagen
tief in meinen Welten ruht.
Hölle, Himmel, Tod und Leben —
alles schlug in Sonnenflammen
mir an deiner Brust zusammen.
Weib! was hast du noch zu geben —?!
Hungernd, wie des Tigers Maul,
lechzt noch immer deine Gier.
Wollte sie mich gleich zerreißen —
Weib! was wäre das dir —?!
Wenn sie noch würgte an meinem Fleisch,
rollten die Augen in tückischem Glüh'n
schon nach anderen lüsternen Morden.
Locke mich nicht, du grausiges Weib!
Ich bin an dir müde geworden!

* *

O du mein König, wie kann ich dir dienen!
Laß mich deine Füße küssen —
dann verstoße mich mit ihnen.
Sieh, das Liebste gebe ich dir:
jung ist meine Schwester und rein,
ihre Brüste sind noch klein —
Freund —! zerstöre sie mir! .
Gieb mir noch dieses schauernde Glück —.
Mir bleibt dann der modernde Friede
meines entseelten Geschlechtes zurück. —
Wenn dich die gelben Sterne grüßen,
weißt du ein Weib, das betend wacht,
einsam in der toten Nacht
meine Liebe und deine zu büßen!



# Weiteres aus der Holz-Zunft.

Von Kurt Holm.
(Friedenau.)

Anknüpfend an meinen 1898 in Nr. 23 der „Gesellschaft" erschienenen Aufsatz: „Arno Holz und seine Schule," möchte ich zunächst konstatieren, daß der Baum der „neuen Lyrik" fünf weitere Blüten gezeitigt hat, die bei näherem Zusehen, trotz ihrer anscheinend verschiedenen Färbung, doch in Form, Duft und Farben-Grundton sich als Geschwister der Holzschen Phantasusblüte charakterisieren! Es sind dies folgende Bändchen: 1) Arno Holz, Phantasus II, 2) Georg Stolzenberg, Neues Leben II, 3) Robert Reß, Farben, 4) Rolf Wolfgang Martens, Befreite Flügel, 5) Ludwig Reinhard, Meine Jugend. (Alle bei J. Sassenbach, Berlin, je 2 Mk.)

War man s. Zt. bei den ersten beiden Bändchen in dieser sogenannten neuen Form noch darüber im unklaren, inwieweit hier ein großes Talent sich eine spezifische Form und Ausdrucksweise für seine poetische Empfindung zu schaffen suchte, aber in Verkennung seiner ihm eigentümlichen Art nun seine Form als die ultima ratio aller Lyrik hinstellte, so zeigen die in geschlossener Kolonne anrückenden fünf neuen Bändchen aus der Holzschen Zunft deutlich, daß ein Dichten in dieser Form nichts anderes, als mit dürren Worten gesagt, eine Aufgabe der eigenen Individualität bedeutet; das sieht man selbst an den noch die größte Kraft und Eigenart besitzenden Schöpfungen Stolzenbergs, von denen der anderen ganz zu schweigen!

Wenn man die Dichtungen dieser einzelnen Autoren schonungslos in einem Buche durcheinander mischen würde, so möchte ich den sehen, der noch mit Bestimmtheit sagen kann, dies ist von Holz, dies von dem und jenes von dem! Wie scharf unterscheiden sich da Individualitäten wie Liliencron — Dehmel — Mombert — Jacobowski — Hart — Bierbaum! Es ist unheimlich zu sehen, wie diese junge Form in der kurzen Zeit ihres Bestehens sich schon versteinert und verkrustet hat, in sich selber erstarrt ist!

Wenn Holz nach Jahren heißen Ringens sich mühsam eine Form erkämpft zu haben glaubt, in der er meint, sich voll ausleben zu können, so wird, sofern er wirkliches Gold darin zu Tage fördert, sich jeder seiner aus der ihm eigentümlichen Individualität heraus geborenen Form, ehrlich freuen und ihn gerade um seiner Eigenart willen bewundern! Anders, wenn ein starrer Fanatismus diese Form als ein allein seligmachendes Dogma hinstellen will!

Ein Revolutionär und Dogmen!

Wenn andere ihre Impotenz oder ihr Talent mit Holzscher Tinktur vergolden, um ihm zu gleichen, so werden sie doch niemals echt wirken! Ich habe das schon s. Zt. an Paul Ernst nachgewiesen.

Ehe ich zu einer Besprechung der einzelnen Bücher übergehe, möchte ich aber doch noch einiges, die ganze Art dieser Produktion betreffendes, feststellen.

Durch intime Beschäftigung mit der neuen Form bin ich immer mehr zu dem Schluß gekommen, daß sie nichts ist als eine Vermischung von Poesie und Prosa — von Verszeilen mit gewöhnlichen Zeilen — also eine Mischform. Und seltsam — die Zeilen, welche am schönsten wirken, deren Fluß und rhythmischer Klang uns

fesselt, die die sogenannte musikalische Linie, von der ich s. Zt. sprach, am stärksten zum Ausdruck bringen, sind — Verszeilen!

Man skandiere:

Über die Welt hin ziehen die Wolken,
Grün durch die Wälder fließt ihr Licht.
Herz, vergiß.

Und nun gar die Schlußzeilen:

Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel,
Er singt sein Lied, das Lied vom Glück,
Vom Glück.

Man wird sich erinnern, daß ich dieses Gedicht das schönste des ersten Phantasus genannt habe!

Es ist doch eine köstliche Selbsttäuschung, wenn man hier von einem Unterschied zwischen Sprachrhythmus und altem Kunstrhythmus sprechen will!

Sollte die kunstvolle, um nicht zu sagen gekünstelte Schreibweise der einzelnen Zeilen nicht vielleicht oft dazu dienen, dieses unangenehme Rudiment der alten Form den Augen profaner Barbaren zu verdecken? Dergleichen läßt sich nicht anders als durch Beispiele belegen. Ein Gedicht in Phantasus II beginnt:

In graues Grün
verdämmern Riesenstämme,
von greisen Ästen
hängt
in langen Bärten Moos.
Irgendwo — hämmernd — ein Specht.

Wenn man diese Zeilen nun, wie jeder andere gewöhnliche Sterbliche oder besser gesagt Teutsche Tichter, wie folgt schreiben würde:

In graues Grün verdämmern Riesenstämme,
Von grünen Ästen hängt in langen Bärten Moos,
Irgendwo, hämmernd, ein Specht.

Durchtönt nicht alle diese Zeilen gleichfalls der geheime Leierkasten, der, mit Holz zu reden, aus der Lyrik heraus muß!

Ich meine, man kann die Holzsche Form, sofern er sie als etwas extrem Anderes, Neues hinstellen will, nicht besser als durch diese Proben seiner Form selbst ad absurdum führen!

Diese Proben ließen sich ad infinitum fortsetzen, und an den Ge-

dichten und Zeilen, wo die Probe versagt, erhärtet sich eben meine Behauptung, daß die neue Form eine Mischform aus Vers und Prosazeilen ist — was man mit demselben Recht und Geschmack eine neue Technik nennen kann, wie man eine Verquickung des gothischen und romanischen Stils als eine gänzlich neue Bauart hinstellen könnte!

Habe ich dem Rhythmus soviel Raum gegönnt, so möchte ich dem Reime doch wenigstens auch ein paar Zeilen zu gute kommen lassen. Holz verbannt ihn despotisch aus seinem Reiche, und man kann ihm dies bei dem immermehr überhand nehmenden Reimgeklingel und Gebimmel inferiorer Harfenschläger durchaus nicht verargen! Mag er doch — wenn er physischen Abscheu davor empfindet — ihn beiseite lassen, aber seine Begründung dafür steht doch auf recht schwachen Füßen, und er verkennt blind die gewaltige Wirkung, die durch die natürliche, ich möchte sagen, sich selbst aufdrängende Handhabung desselben, immer noch erzielt wird — er ist eben kein künstliches Mittel, sondern ein Kunstmittel par excellence.

Holz schrieb s. Zt. in seiner Selbstanzeige: „Der erste, der ‚Sonne‘ auf ‚Wonne‘ reimte, wäre ein Genie gewesen, der tausendste sei ein Kretin" und — „brauche ich denselben Reim, den vor mir schon ein anderer gebraucht hat, so streife ich in neun Fällen von zehn denselben Gedanken." — Kann man die Folgerung nicht überall machen, speziell bei der Holzschen Theorie selbst? Der erste, der das Wort „Meer" in einer Zeile so sagt, daß es wie „Meer" und nicht wie Amphitrite klingt, (s. Selbstanzeige in der Zukunft Nr. 3, 98) ist ein Genie (Holz), die folgenden (Stolzenberg, Martens, Reß, Reinhardt) sind Kretins! Oder! Drücke ich dieselbe Gemüts- oder Naturstimmung exakt aus, die vor mir schon ein anderer exakt ausgedrückt hat, so streife ich in neun von zehn Fällen dieselben Worte! D. h. man würde bei dieser lächerlichen Furcht einfach aufhören müssen, überhaupt zu schaffen!

Wenn man bedenkt, welch ungeheurer, nicht auszuschöpfender Formenreichtum sich in der Musik durch die Verschiebung von sieben Tönen ergiebt, so ist der Spielraum, der sich durch die Verschiebung der tausende von gleichklingenden Worten eröffnet, ein unendlich größerer — daß man wirklich nicht, sofern man Eigenart besitzt, zu befürchten braucht, längst Gesagtes zu wiederholen. — Es läßt sich mit diesen boykottierten Mitteln noch immer alles umspannen, der ganze Mikro- und Makrokosmus, die physische und psychische Welt!

Die Holzsche Form ist aber auch in anderer Weise eine Mischform, indem sie den Unterschied zwischen rein prosaischen und lyrischen

Elementen vollkommen verwischt und z. B. Gedankensplitter in Gedichten aufputzt! Daß sich dergleichen natürlich mit Leichtigkeit zu einer Form ausdrücken läßt, die mindestens ziemlich häufig an die Grenzen einfacher Prosa streift, leuchtet wohl jedem ein. Dazu gehört kaum noch Kunst, vielmehr wirkt hier die Einfachheit, um die sich malerisch der Faltenwurf der lyrischen Toga schlingt, rein als Pose!

Zum Beweise möge folgendes „Gedicht" aus „Befreite Flügel" von Martens dienen:

Als mein Brüderchen starb,
habe ich bitterlich geweint.
Jetzt,
nach dreißig Jahren,
beneide ich ihn!

Ich muß sagen, ich beneide dabei Herrn Martens um zweierlei, 1) daß er dreißig Jahre gebraucht hat, um auf diesen Gedanken zu kommen, 2) daß er einen solchen simplen Gedanken, den man wohl gelegentlich eines Gespräches oder zwischen den Zeilen eines Briefes fallen läßt, für eine lyrische Schöpfung (ich kapriziere mich nicht auf das Wort Gedicht) hält! Dergleichen aber findet man in sämtlichen Bänden der neuen Lyriker, und selbst Holz bauscht u. a. eine allerdings tiefere Idee, wie —: Ich muß schon einmal in einer früheren Zeit in Hinterindien gelebt haben, zu einem Gedicht auf! Daß er mit seinem Ideenreichtum zum Schluß noch eine originelle Wendung bringt, kann einen kaum entschädigen.

Wenn unsere großen Dichter so ängstlich jeden Gedankenschnitzel aufgehoben und einbalsamiert hätten, so würden Goethes Werke vielleicht den zehnfachen Umfang haben! Und lyrisch, ich muß immer wieder darauf hinweisen, ist dergleichen doch nicht, dann wäre ja jedes eigenartige und geistreiche Gespräch ein lyrischer Hymnus oder eine Kette von Gedichten und man müßte nur immer seinen Griffel bei sich führen, um ja nichts aus dieser Fülle zu verlieren!

Derselbe Irrtum ist es aber auch, der Momentphotographien irgend einer Landschaft, eines auffallenden Vorganges, einer winzigen Erscheinung für Stimmungsbilder hält — und blind dafür ist, daß jeder Photographie etwas Seelenloses, Erstarrtes anhaftet, es fehlen eben die leuchtenden Farben, die warmen Linien, das Lebendige, das Menschliche, das, was ein Maler oder Radierer aus Eigenem zu seiner Reproduktion hinzuthut.

Reinhardt in „Meine Jugend“ bringt z. B. folgende Zeilen:

Die alte Turmuhr —
längst hat man ihr die Zeiger abgenommen.
Niemand denkt an sie.
In der Wintersonne blinken ihre vergoldeten Ziffern.

oder derselbe:

Der rote Wald steht um den kleinen See.
Durchs Wolkenloch
fällt blinkender Himmel
in den kleinen See.

Ein Kommentar dazu ist wohl überflüssig. Nur in frommer Selbsttäuschung befangene Fanatiker können sich hier einreden, daß darin schon das gegeben ist, was sie geben wollen — was sie bei diesen Dingen empfunden haben und uns nun mitteilen wollen — es fehlt eben dabei das unbefinierbare je ne sais quoi, was erst den lyrischen Gehalt ausmacht! Bei seelischen Momentphotographien, die doch immer nur einen Stimmungsfetzen, ein winziges Bruchteil einer kleinen Seelenschwingung ausdrücken können, geht es ebenso, d. h. sie lassen kalt, verpuffen, und die nackten Worte klingen in unser Ohr, ohne einen Widerhall in unserer Seele zu erwecken — höchstens der wurmgleich tastende und in alle Krümmungen sich hineinschlängelnde Verstand entdeckt mühsam, was gewollt — und brummt hinterher: „tant de bruit pour une omelette!“

Zum Schluß kann ich es mir nicht versagen, noch einige Sonderlichkeiten, um nicht zu sagen Thorheiten, die allen fünf gemeinsam sind, und wohl auch als „neu“ und abweichend von dem alten Kram verstanden sein wollen, anzuführen, weil sie wesentlicher und typischer für die ganze Form sind, als man bei erstem Zuschauen meinen könnte. — Da ist zunächst die Sucht, alles in bestimmten Zahlenverhältnissen auszudrücken; so Robert Reß in seinem Band „Farben“:

Aus fünf Thälern
weht die Abendkühle.
Fünf Bäche plätschern in einen stillen Grund.
Umrahmt von Wolken und Tannenspitzen
spiegeln sich
zwölf goldene Burgen. *)

---

*) Um Irrtümern vorzubeugen, bemerke ich, daß dies in sich abgeschlossene Gedichte und nicht etwa willkürlich herausgerissene Bruchteile sind.

Ein Gedicht, das förmlich zur Parodie herausfordert:

In drei Gläser
schenke ich goldenen Rheinwein.
Drei Kuchenteller stehen auf dem Tische.
In der Nebenstube schwatzen beim Kaffee
Zwanzig lachende Menschen!

Diese Zahlen aber sind harmlos, im allgemeinen handelt es sich sonst um die gespreiztesten Zahlenbegriffe, und die Hunderte, Tausende, Millionen, Myriaden schwirren in fast leichtsinniger Weise herum. Das Unglaublichste leistet darin Holz. Sein Phantasus II beginnt:

Sieben Billionen Jahre vor meiner Geburt war ich eine Schwertlilie.

und die letzten Zeilen seines Bändchens sind:

Aus Nacht und Nichts wachsen schimmernd neue Welten — Trillionen Crocusblüten! —

damit aber noch nicht genug, leistet er sich gegen die Mitte des Buches ein Gedicht, das beginnt:

Sieben Septillionen Jahre zählte ich die Meilensteine am Rande der Milchstraße.

Ich könnte eine ganze Seite voll Zeilen mit Zahlenbegriffen geben, alles nur Zeilen aus Phantasus II. — Auch hierin folgen die Jünger getreulich ihrem Meister!

Die andere Seltsamkeit entspringt vor allem der Sucht, um jeden Preis originell zu erscheinen; die landläufigen, gewöhnlichen Gegenstände reichen nicht mehr aus, sind ihrer Ansicht nach zu abgebraucht und so werden teilweise Anleihen bei Japanern und Chinesen gemacht oder bestimmte Dinge in einer gewissen effektvollen, dekorativen Beleuchtung, die immer wieder die nämliche ist, gebraucht! D. h. die neue Form hat sich eine Anzahl Requisiten geschaffen, die verblüffen sollen, die aber dadurch, daß man ständig auf ihnen herumreitet, halb abgeschmackt, halb ermüdend wirken — man merkt die Absicht und man wird verstimmt! Zu diesen Requisiten gehören z. B. die Sterne und Sternwelten, die in allen Variationen in sämtlichen sieben Bändchen, die vor mir liegen, bis zum Überdruß wiederkehren, — gewisse Blumenarten, speziell Lilien, die sich bis zu Lilienwäldern ausdehnen — dann vor allem Drachen und ähnliche fabelhafte Ungeheuer, die zur Zeit der blauesten Romantik kaum in größeren Dimensionen herumspuken konnten, wie jetzt hier. All dergleichen ist als Einzelheit wunderschön, ich wäre der letzte, das zu verkennen, aber en masse ist es un-

verdaulich. Wenn der Vogel Phönix, der Vogel Bülow, der Sonnenvogel, Märchenprinzessinnen, Rumpelstilzchen zc. überall wiederkehren, wenn alle diese Dichter und ihre Seelen bei irgend welchen Gelegenheiten „schluchzen“, die Baumzweige und Leierkästen weinen, wenn Fliegen, Eidechsen, Schmetterlinge, weiße Rosse, Raben, Affen und Papageien sich bei allen vorfinden, so kann man doch beim besten Willen nicht mehr von Originalität und Eigenart der einzelnen reden — der originelle ist dabei immer nur Arno Holz, der diese Töne zuerst angeschlagen hat, aber dadurch, daß er sich selbst immer wieder kopiert, auf die Dauer an Reiz einbüßt, maniriert wirkt und das requisitenhafte dieser Gegenstände uns deutlich zum Bewußtsein kommen läßt!

Als eine Schwäche, wenn auch eine verzeihliche Schwäche, empfinde ich noch das Hineintragen der persönlichen Beziehungen untereinander in diese Bändchen — diese Sächelchen, die man sonst wohl Gelegenheitsgedichte nannte und die eine herbe Selbstkritik unbedingt ausscheiden würde, können doch nur die interessieren, die Holz, seine Frau, seine Kinder, seinen Hund, Stolzenberg und die übrigen persönlich kennen — für andere sind sie vollkommen wirkungslos und Kunstwert besitzen sie, darüber wird wohl kaum ein Zweifel herrschen, auf keinen Fall!

Alle diese voraufgegangenen Einwände und die schonungslose Bloßlegung der ins Auge springenden Mängel und Thorheiten, richten sich nur gegen die Sache und haben mit dem Talente — dem Können oder Nichtkönnen, den Schönheiten oder dilettantenhaften Stümpereien der einzelnen, nichts zu schaffen; ich freue mich über Schönheit, wo ich sie finde, und werde mich bemühen, in diesem Sinne den Intentionen der mir vorliegenden fünf Bändchen nunmehr einzeln gerecht zu werden.

Da wäre in erster Reihe der Phantasus II von Arno Holz. Er zeichnet sich durch eine Fülle burlesker Phantasien aus, die uns Holz von seiner besten Seite zeigen: Gedichte wie: „Auf seiner lustigen Hallelujawiese duldet mein fröhliches Herz keine Schatten“, oder: „Oben, im siebenten Sommerhimmel, angenehm nackt, residiert heute der ganze Olymp“, atmen eine köstliche, beinahe niederländische Derbheit! Aber Holz ist vor allem Spötter, sein von feinster Ironie und Sarkasmus getragenes: „Im Hause, wo die bunten Ampeln brennen“, ist eine prachtvolle Satire auf gewisse Kreise. Rein lyrische Sachen sind diesmal nur wenige in dem Bändchen enthalten, dagegen hat Holz in dem Gedicht: „Herr, mein Herr, du bist sehr herrlich“, eine Saite angeschlagen, von der man nur wünschen kann, daß er sie öfter erklingen ließe. Gerade Holz ist vielleicht wie kein anderer berufen, derartige

Stoffe zu behandeln! Holz ist eine so tiefe und reiche Natur und besitzt eine solche Fülle von Ideen und selbstschöpferischen Phantasien, daß ihn diese Überfülle vielleicht zu manchen seltsamen Schnörkeleien verführt — seine Form selbst ist doch im Grunde nichts anderes, als das Bedürfnis, sich größere Dimensionen zu schaffen, um sich voller und freier ausleben zu können! Von wunderbarer Tiefe sind folgende Zeilen, die ich, ohne ihm zu nahe treten zu wollen, als Prosazeilen schreiben möchte:

Horche nicht hinter die Dinge. Zergrüble dich nicht. Suche nicht nach dir selbst. Du bist nicht! Du bist der blaue, verschwebende Rauch, der sich aus deiner Zigarre ringelt, der Tropfen, der eben aufs Fensterblech fiel, das leise, knisternde Lied, das durch die Stille deine Lampe singt.

Diesen Gedanken in dieser Form als Lyrik aufzufassen, vermag ich allerdings nicht!

Stolzenbergs zweite lyrische That steht hinter der ersten beträchtlich zurück. — Will er Holz noch überholzen, indem er einen so ekelhaften Vorgang, wie ihn sein Gedicht (?) „Der Lumpensammler schultert seine Giftharke", schildert, in hyperrealistischer, direkt widerlicher Weise in die neue Form preßt?! Und doch ist Stolzenberg noch der, der am meisten eine eigene Physiognomie zeigt, unter dessen Zeilen ein so feines, schmerzliches, beinahe überzartes, so ganz Holz entgegengesetztes Empfinden durchschimmert, daß man nur bedauern kann, daß er seine eigene Individualität so von einer fremden in Fesseln schlagen läßt! Die Stolzenbergschen Schöpfungen sind von jenem lyrischen Reiz, wie ihn die Stifterschen Studien ausstrahlen; im völligen Aufgehen in der Natur liegt ihre Hauptschönheit. — Seine Zeilen sind jedoch fast nur Prosazeilen, und die einzelnen Gedichte (das Wort „Gesänge", mit dem Stolzenberg jüngst 4 Gedichte in der „Gesellschaft" bezeichnete, war doch wohl nur ein Aprilscherz) wirken mit wenigen Ausnahmen wie Bruchstücke aus kleinen Stimmungsskizzen, selten wie eine in sich abgeschlossene Skizze. Als Beweis gebe ich nachfolgend ein Gedicht in Prosaform wieder, ohne Berücksichtigung der geheimen Mittelachse geschrieben:

Du kommst nicht! Wieder schlägt die Uhr, die Schatten der Bäume rücken weiter. Ich rud're allein über den See nach unsrer Insel. Durchs zischelnde Schilf sehe ich die Sonne fieberrot im Nebel versinken. Unaufhörlich über mich stäuben kleine, weiße, sterbende Fliegen.

Am tiefsten befangen in dem Banne von Holz und in dem Bannkreis Holzscher Ideen ist Robert Reß. Leider sucht er jedoch weniger die einfachen und schlichten Töne nachzuahmen, die sein Meister stellen-

weise so wunderbar zu finden weiß, es sind vielmehr vor allem die extremen Ausstrahlungen Holzscher Phantasie, die ihn reizen. So wirken denn die meisten Stücke aus seiner Sammlung „Farben" mehr barock als eigenartig, und nur selten bricht ein einfaches, warmes und echtes Gefühl durch! Wie klein jedoch der Schritt vom Barocken zum Trivialen ist, illustriert folgendes Lyrikon:

Metallisch glänzt der Abendhimmel.
Unter dunklem Geäst
bläst ein Hirt.
Noch springen munter die Zicklein.
Mücken tanzen.
Ein Schaf schaut in die untergehende Sonne.
Bäh!

Das welterschütternde „Bäh" zum Schluß scheint die Grundnote einer gewissen Art von Schaffen abzugeben! Gleichzeitig steckt aber in dem Gedicht in der Zeile: Noch springen munter die Zicklein — eine gewaltsame, undeutsche Wortstellung, die ich, wenn sie vereinzelt vorkäme, gar nicht erwähnen würde — aber Reß scheint diese Art Umstellung der Satzteile entweder für „besonders schön" — oder für „besonders eigenartig" zu halten. Sein Buch wimmelt davon: Längst dräng herein die grüne Wildnis — Noch weht frei der Wind über Zäune und Grasplätze — Prustend wuchtet über die Schienen die Dampfbahn — Hinter dem Schanktisch strickt ihre Strümpfe die dicke Wirtin — Bunte Papierfähnchen zu ihr hinauf schwenken Kinder — Schon ragen über die Mauer die seltsamsten Blumen &c. Nimmt ein Dichter der alten Form solch eine Umstellung vor, so schreien diese Herren gleich, er thue der Sprache Gewalt an, um des Reimes und des Rhythmus willen! Folgerungen hieraus zu ziehen, halte ich für Raumverschwendung! Gewaltsam ist bei Reß alles — auch die Handhabung der Holzschen Form, so schreibt er z. B. in seinem zweiten Gedicht:

Ich reite gegen
Gott.

Diese Stellung ist ebenso geschmacklos, wie sprachlich falsch — das ganze gehört gedanklich wie sprachlich zusammen, erfordert also auch nur eine Zeile — es ließe sich höchstens noch folgende Schreibart rechtfertigen:

Ich reite
gegen Gott.

Bei ihm surrt kein gewöhnlicher Käfer durch den verblassenden Abend, es muß gleich ein Mistkäfer sein! Und ähnliches! Wirklich

stimmungsvoll und echt haben mich nur einige wenige Stücke der Sammlung berührt, so das Schlußgedicht und: „Noch halb im Traum höre ich ihre Stimme!“ Diese Stücke lassen erkennen, daß Reß nicht ohne Talent und nur in einem landläufigen Irrtum befangen ist, der augenblicklich gerade in üppigster Blüte steht. — Er meint nämlich barock und genial wäre identisch!

Bei dem folgenden Bändchen von Martens, „Befreite Flügel“, hat mir am besten der Umschlag gefallen, der wirklich Stil hat; um so stilloser und dilettantenhafter ist der Inhalt! Martens hat überhaupt keine eigene Physiognomie, bald lacht er wie Holz, bald schluchzt er wie Stolzenberg, bald bringt er älteste Ideen im Gewande der neuen Form, — nur wenn er Schnurren erzählt, wirkt er frisch und durch sich selbst! Man kann ja nun ein ganz netter, spottlustiger „Gemütsmensch“ sein, man braucht deshalb aber doch nicht zu dichten! Ich meinesteils sehe wenigstens keinen zwingenden Grund dafür!

Last not least. Reinhards „Meine Jugend“. Viel Talent — viel feines Empfinden — aber auch noch viel unausgereiftes, unklares Wollen! Wie prächtig ist die Stimmung in: „Mittags sitze ich am Klavier, durchs ganze Zimmer jubelt Mozart“ — getroffen — und wie tot und nichtssagend sind wiederum solche „Momentphotographien“, wie ich sie bereits vorhin aus seinem Bändchen anführte, die doch nichts weiter als Notizen und sogar recht dürftige Notizen vorstellen! Wenn Reinhard über Holz hinauskommt, und daran ist bei seiner Jugend, die die weltschmerzlichen Töne seiner Gedichte nur zu klar verraten, kaum zu zweifeln, so darf man auf seine Entwickelung gespannt sein. Vorläufig erübrigt sich ein weiteres Eingehen auf seine, bei aller Begabung, jeder starken selbstständigen Färbung entbehrenden Dichtungen.

Und hiermit schließe ich die Akten über die neue Bewegung. Eins glaube ich bis zur Evidenz nachgewiesen zu haben, daß die Holzsche Form eine rein individuelle und an sich keine extrem neue, sondern nur eine Mischform ist. Ihm selbst räume ich gern das Recht ein, in seiner Art zu schaffen, soviel er will — und um so lieber, je köstlicheres er darin zu Tage fördert — er sollte aber darauf verzichten, als moderner lyrischer Rattenfänger die junge Generation in einen Berg zu locken, aus dem sie so leicht nicht wieder herauskommt!





# Deutsche Lyrik.

## In Höhen und Tiefen.

In der Tiefe meiner Seele
hab' ich
die Geheimnisse des Himmels erlauscht,
des siebenten Himmels.
Nun schreit meine Begierde
Tag und Nacht:
Gebt mir eine Leiter, eine himmelhohe Leiter!

Meine arme Seele,
wo fänd' sie vor der Begierde Ruh' — —
Ach, unaussprechlich Schmerzliches und Thörichtes
begab sich.

Nie fand sich der siebente Himmel erreichbar,
nie seiner geheimnisvollen Süße satte Fülle.

Erst auf der Künste Leiter
schwang sich meine Seele
hinaus über alle Himmel und Himmelslockungen
in stille, heilige Zauberhöhen,
und lange oft schweigt meine Begierde
vor meiner Seele Scham und Glück.

München. Michael Georg Conrad.

## Begegnung.

Einst, da ich mich in Deinen Blick verloren —
ein Mittag war's, und die Gesichter glühten,
ein Duft ging um von Tuberosenblüten,
es regnete nicht, der Herbst stand vor den Thoren —

Einst, da das Herz mir stockte, und Gedanken
an längst entschwundene Stunden in mir brannten:
zwei Augen sich voll Neugier zu mir wandten,
daß Welt und Menschen jäh vor mir versanken . . .

Augen, so groß und offen, voll von Fragen
nach meines Lebens schweren Bitternissen,
so sehnsüchtig, von alle dem zu wissen,
was wir als heiligstes im Innern tragen . . .

Augen, violensammtenblau, so prangen
die Himmel von Italiens duftigen Nächten:
Du spürst ein Grauen vor unbekannten Mächten,
von seltsamen Wünschen glühen Deine Wangen . . .

Augen, von eines Bergsees tiefer Bläue:
Du blickst hinein, all Deine Heimlichkeiten

erkennst Du nun, Du willst die Arme breiten
nach neuer Jugend — Schmerz faßt Dich, und Reue . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
O Tag des Glücks, des Glückes unter Qualen,
Da ich Dich sah! Du kamst mit leichten Schritten
Die Straße her, und Deine Blicke glitten
an mir vorbei, um dann in heißen Strahlen
sich noch einmal, fragend, auf mich zu heften,
wie wenn Du stauntest, daß ich immer wieder
die Anmut prüfte Deiner jungen Glieder,
dies reizende Spiel von ungebrochenen Kräften . . .

O es giebt Blicke, die wie Küsse brennen,
die uns entkleiden, daß wir nackt dastehen,
erschauernd in ein seltsam Antlitz sehen,
der Psyche feinste Regungen erkennen — —

Ich nahm Dir da, ich weiß es wohl, den Frieden
der ungetrübten Seele, Du wärst trunken
so gern an meinen bebenden Leib gesunken,
hätte uns nicht der Menschenstrom geschieden. —

Lange sahen wir uns nach mit stummem Grüßen.
Dann bin ich müde meinen Weg gegangen,
die Hände zitternd, Fieber auf den Wangen,
so dumpf, als hätt' ich Ketten an den Füßen . . .

Vorbei, vorbei! Und rauhe Nächte kamen,
wie hab' ich mich in bangen Finsternissen
nach Dir gesehnt, den Kopf in heißen Kissen,
nach Dir verlangt mit wilden Kosenamen — —

— Nun hab' ich Dich, längst hast Du mich vergessen,
Als wie ein Märchen ist's versunkener Zeiten.
Verrauschtes Glück! Verklungene Seligkeiten,
wie liegt ihr fern, kaum kann ich euch ermessen.

Nur manchmal noch, wenn süße Düfte irren
durch trunkene Luft, und eine fahle Helle
am Himmel steht: der Regen auf der Schwelle!
Seltsame Träume Herz und Sinn verwirren

und alle Glieder sich in Süchten dehnen
nach heißen Küssen in durchwachten Nächten,
wenn wie im Krampf die Hände sich verflechten,
dann regt sich auch in mir das alte Sehnen,

der alte Schmerz: wir sind uns fremd geworden!
Und in mir rauscht, daß meine Pulse jagen,
ein wildes Lied aus schwülen Sommertagen,
ein Lied, ein Lied in schluchzenden Akkorden.

Charlottenburg. Friedrich Perzynski.

## Trübe Tage.

O Tage giebt's, erdrückt von schwerem Bangen,
Wo alte Wunden plötzlich wieder bluten.
Wir dachten, längst sei unser Leid vergangen,
Da wacht es auf mit doppelt heißen Gluten,

Begleitet uns durch unsers Tages Lauf,
Sitzt mit uns nieder und steht mit uns auf,
Bohrt seinen Stachel in die kranke Seele,
Würgt uns mit harten Händen an der Kehle,
Legt Bleigewichte auf die müde Brust,
Ertötend Lebenskraft und Lebenslust.

Und wenn wir hoffen, daß von unserm Joch
Die Nacht uns löst, so steht's an unserm Pfühl
Und raunt und flüstert heimlich, leis und schwül,
Hast du vergessen?
Wie war's?
Weißt du noch?
Bis wir zu Tod gehetzt vor Jammer schrei'n:
Ach, mußte, mußte, mußte es denn sein!

Düsseldorf. Anna von Krane.



## Die Waldseelen.

Von Bruno Wille.
(Friedrichshagen bei Berlin.)
(Schluß.)

### VII.
### Pan.

Der Wachholderzweig seufzte. Dann ging ein blaues Leuchten von ihm aus, als er nun sanft erwiderte: „Es ist ja nicht der Zellenverband, der mit euch redet; aus mir spricht der große Pan — und der kann philosophieren!"

Der Schädel höhnte bissig: „Schon wieder dieser Pan! Möchte wissen, wo er eigentlich steckt. Soll ja wohl ein alter Griechengötze sein und im Walde hausen?"

Schlicht erwiderte der Wachholderzweig: „Überall steckt er — und wir stecken in ihm. Im Walde haust er, — und Wald, Flur, See, Himmel — alles haust in Pan!“

„So verstehst du unter Pan das Weltall,“ warf ich ein; „gut! Wie aber vermag das Weltall zu denken? Ich meine: in seiner Gesamtheit — nicht in einzelnen Teilen — zu denken.“

„Pan ist die Allseele! Und wenn schon deine Menschenseele denkt, wird es die Allseele erst recht können.“

„Ja, wenn es eine giebt — wenn das Weltall eine einheitliche Seele hat!“

„Wie, Merlin? Daran zweifelst du? Dir selber gestehst du eine Seele zu — dir und den Tieren — nun auch den Pflanzen — also allen lebendigen Gliedergestalten — nicht wahr? Ein Innenleben, dem deinen ähnlich, eine Seele, ein Bewußtsein, mußt du hineinbilden in alle Wesen, die äußerlich dir ähnlich sind, weil sie eine lebendige Gliedergestalt haben. Gut! Und die lebendigste von allen Gliedergestalten — der vollkommenste Lebensleib — die großartigste Pflanze, das göttlichste Tier — Pan, der unendliche, ewige — er sollte keine Seele haben? Er, der alle Seelen aus sich hervorbringt, in sich hegt und beim Tode in sich weiterfließen läßt, sollte bewußtlos sein?“

„Du nennst das Weltall ein Gewächs? ein Tier? Sagtest du nicht so? Sonderbar!“

„Warum nicht? Glaubst du etwa, es mache dem großen Pan Schande, wenn ich ihn mit einer Pflanze vergleiche? In mir begreift er sich mit Vorliebe als eine Pflanze — so wie ihr Menschen ja wohl einen Gottmenschen daraus gemacht habt. Er ist Mensch, aber auch Pflanze — nur daß er an Hoheit alle Wesen überragt. Pflanze ist er, weil er ja wächst und sich entwickelt, weil er blüht und Früchte trägt — das thut er von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der älteste von allen Bäumen — und alle Bäume sind nur wie Moos an seiner Rinde — ja, noch viel geringer als Moos. Pan hat sich selber gezeugt und aus sich herausgeboren — und sät sich immer von neuem aus. Etwa nicht? Woher anders sollte das All denn geboren sein, als aus dem All? Und wohin sollte es sterben, wohin anders übergehen können, als eben ins All? Tod ist ja Übergang! Und so stirbt Pan nie und nimmer. So ist er die reichste und lebendigste, die unverwüstlichste von allen Gliedergestalten. Dagegen was sind wir? Ich und Merlin — und alle Wesen — nur Gliedlein am Allleibe — unsere Seelen Wallungen der Allseele. Das Gewächs aller Gewächse, der Leib aller Leiber, die Seele aller

Seelen — das ist der große Pan. Und darum ist kein Zweifel — Pan denkt!"

Hämisch grinste der Schädel: „Daß es einen leibhaftigen Pan giebt — mit Bocksbeinen und Hörnern — weiß jeder Lateinschüler. Ob jedoch ein Hirn unter den Hörnern steckt, ist sehr fraglich. Zeige uns Pans Hirn, dann wollen wir glauben, daß er denken kann."

Ich nickte: „In der That, lieber Zweig! Weise erst nach, daß die Welt nicht nur in einzelnen ihrer Geschöpfe denkt — wo sie gerade Hirn oder Nerven erzeugt hat . . ."

Ein ungeduldiges Schütteln durchbebte den Wachholderzweig: „Schon wieder Hirn oder Nerven!"

„Nun, meinethalben verzichte ich auf Hirn und Nerven. Aber ein allgemeines Denkwerkzeug müßte die Welt haben, wenn sie denken soll."

Mit Festigkeit erwiderte der Zweig: „Ein Lebensleib — das ist die Welt — und jeder Lebensleib ist innerlich bewußt. Was bedarf es da eines besonderen Werkzeuges? Der ganze Weltenleib ist Pans Denkwerkzeug. So ist ja auch dein ganzer Leib, Merlin, Werkzeug deines Denkens."

„Ist denn nicht mein Gehirn der eigentliche Denkapparat?"

„Das wäre seltsam, Merlin!"

„Ist aber doch so! Die Wissenschaft lehrt, mein Bewußtsein ist ein Erzeugnis des Gehirns."

„Das klingt ja so, als seien Gehirn und Bewußtsein zweierlei — wie Erzeuger und Werk, wie Baum und Sprößling. Ich meine dagegen, dein Gehirn macht nicht Bewußtsein, sondern ist selber welches."

„Selber Bewußtsein? Wieso das?"

„Nun freilich! Dein Gehirn ist Bewußtsein, Seele, — nur von außen gesehen — von außen statt von innen — das ist der ganze Unterschied!"

„Von außen? Was heißt das?"

„Das heißt: mit einzelnen Werkzeugen, die der Beschauer von sich trennen kann. Bewußtsein von außen ist das Bewußtsein für das sehende Auge, für die tastende Hand. Ihnen stellt sich dein Bewußtsein als Schädel und Hirn dar. Eigentlich ist aber dein ganzer Leib solche Darstellung des Bewußtseins. Und so ist jeder Lebensleib, jede lebendige Gliedergestalt dargestellte Seele, bewußte Seele. Als Gehirn braucht sich indessen die Seele nicht darzustellen — vollends die Allseele nicht — deren Gedanke ich bin!"

„Eigensinniger Prahlhans!" rief der Schädel. „Wann endlich

wirst du zugeben, daß du kein Gedanke einer Allseele bist, sondern ein Gedanke des Doktors hier — eine bloße Einbildung?"

„Merlins Eingebilde bin ich freilich — insofern ich auch in ihn hineingebildet werde — durch Pan — der mich denkt! Doch auf Merlin bin ich nicht angewiesen."

Mit Härte entgegnete der Schädel: „Du bist ausschließlich des Doktors Einbildung — bist seine Kreatur! Niemand sonst hört auf dein Gerede! Kein Pan kümmert sich um dich!"

In bläulicher Flamme flackerte der Wachholderzweig. „Und dieser Nadelleib? diese Farbe? diese Form? Ist das etwa auch nur Merlins Eingebilde?"

Ich nahm das Wort: „Es liegt mir fern, dich kränken zu wollen, lieber Zweig! Doch muß ich gestehen, dein Philosophieren ist meine Einbildung — und in gewissem Sinne ist allerdings selbst dein Äußeres meine Einbildung — ja! Wie du dastehst, blaue Säule, bist du eigentlich doch von mir gebildet. Hier gäbe es ja keine Farbe, keine Form ohne mich! Erst mein Auge bringt diesen Zweig mit dem Geäst und den blaugrünen Nadeln zu stande. Das alles sind Reizungen der Netzhaut, durch den Sehnerven auf das Gehirn übertragen. Im Gehirn entstehen die Empfindungen — Farben und Formen —, deren Gruppe ich Wachholderzweig nenne. Streng genommen also bist du Wachholderzweig nicht da draußen, sondern in mir — meine Vorstellung, meine Einbildung. Da draußen — unabhängig von meinen Sinnen und meinem Gehirn — ist kein Wachholderzweig. Mir stellt es sich als Wachholderzweig dar; — was es aber an und für sich ist, weiß ich nicht."

„Seele ist es — ganz einfach! Alles überhaupt ist Seele! Auch was du deinen Körper nennst, ist eigentlich Seele — Seele, die sich in bestimmter Weise der Seele darstellt — durch Vermittelung bestimmter Seelengebilde — Auge, Ohr, Hand sind Seelengebilde, nichts anderes. Siehst du das nicht ein? Wenn mein Nadelleib ein Eingebilde deiner Seele ist, — nun so muß auch dein Menschenleib Eingebilde sein. Form und Farbe ist ja auch dein Leib — Reizung der Netzhaut — mithin Eingebilde des Gehirns, wie du sagst. Hoffentlich bist du folgerichtig genug, das anzuerkennen."

„Allerdings! Was ich vor mir sehe, ertaste und überhaupt mit den fünf Sinnen empfinde, ist eine Reizung dieser Sinne, streng genommen des Gehirns!"

Der Schädel nickte: „Des Gehirns, das im Schädel wohnt! Ja, der Schädel ist das Gefäß . . ."

Der Wachholderzweig lachte kurz auf. „Wie aber steht es denn mit deinem Gehirn? Gehört es nicht zu deinem Körper? Wird es nicht ebenso, wie der ganze übrige Leib, mit den Händen ertastet, mit den Augen erblickt? Ist es nicht also ebenfalls nur eine Gruppe von Sinnesreizen, von Gehirngebilden? Haha, wie putzig — ein Ding durch sich selbst erklären zu wollen! Ich frage: was ist das Gehirn? Und Merlin antwortet: Eine Reizung des Gehirns! Merlin erklärt Eingebilde durch Eingebilde. Was ist der Apfelbaum? Der Sprößling eines Apfelbaumes! Warum? Darum! Haha!"

Der Schädel glotzte bestürzt. Alle Wetter! Dieser verachtete Wachholderzweig war ja ein schlagfertiger Philosoph!

Kleinlaut entgegnete ich: „Freilich ist es eigentlich nicht das Gehirn, was da empfindet — was die von außen kommenden Reize zu Empfindungen gestaltet. Was da empfindet, ist vielmehr das Unbekannte — das Gehirn an und für sich."

„Nun gut, Merlin! Was für ein Wesen ist denn nun aber das Gehirn an und für sich?"

„Ja, mein grüner Philosoph — da stellst du die Frage der Fragen. Das Gehirn an sich — das Ding an sich — das bleibt verborgen!"

„Aber," entgegnete der Zweig, „kennst du denn von dem Wesen, das da empfindet, nichts als die Art, wie es deinen Sinnen sich darstellt? Ist denn dein Geist ganz und gar Hirn? Dann wüßtest du ja nicht eher was von ihm, als bis du dein Hirn gesehen oder sonst wahrgenommen hast. Sein Hirn aber wahrzunehmen, gelingt wohl keinem Menschen, mag er auch seinen Schädel betasten. Dein Geist ist was anderes als dein Hirn! Er ist sich seiner bewußt — unmittelbar — ohne Zuthun der Sinne! Und eben der Geist ist es, was da empfindet!"

„Und mein Gehirn?"

„Ist ebenso wie all dein Leib nur Empfindung — oder, wie du sagst, Einbildung in deinem Geiste. Das, was Gehirn und alle Glieder an und für sich sind, ist dir unmittelbar und innig bekannt — ist deine Seele!"

„Ah, das ist stark!" knirschte der Schädel; „nun kehrt er die Geschichte um — nun stempelt er gar mich selber zu einer bloßen Einbildung!"

Zaudernd entschloß ich mich und gestand: „Meinetwegen! So sind Farbe und Form — und alle sinnlichen Eigenschaften — eben Einbildungen meiner Seele!"

„Jedenfalls nicht deines Gehirns; das ist selber Eingebilde!"

„Doch was folgt nun daraus? Mir scheint, ob ich das Einbildende

Gehirn nenne oder Seele, läuft für unsern Zweck auf eins hinaus. Einbildung so oder so — hier wie dort!“

Der Wachholderzweig lächelte: „Was daraus folgt! Du hast mich getröstet, Merlin, ich danke dir! Erst hast du den grünen Philosophen für ein Eingebilde erklärt. Nun erklärst du aber auch alle Körper und die ganze Welt der Sinne für Eingebilde. Da braucht sich der grüne Philosoph also nicht zu grämen! Kommt er doch nicht schlechter weg, als seine angesehenen Leidensgefährten, die sinnfälligen Dinge — nicht schlechter, als dieser anmaßende Schädel und Merlins eigener Körper.“

„Wie? Ich soll an deine philosophische Seele ebenso glauben, wie an die Körper?“

„Allerdings! Wenn meine philosophische Seele nicht hinter die Körper zurückgesetzt zu werden verdient, hat sie das gleiche Recht auf Anerkennung.“

„Den Körpern aber, die ich empfinde, entspricht etwas da draußen — unabhängig von mir!“

„Freilich! An und für sich sind sie Seele — Seele aus Pan — ein Gedanke Pans!“

„Und eben solch ein Gedanke Pans wäre der grüne Philosoph?“

„Du sagst es! Pan hat den grünen Philosophen in dich hineingebildet — so wie er auch die sinnfälligen Dinge in dich hineinbildet. Was nun Pan bildet, ist aus ihm und in ihm gebildet — gesondert. Alles Gesonderte aber hat eine eigene Seele — ist doch die eigene Seele nichts als das aus Pan und in Pan Abgesonderte!“

## VIII.

## Kinder und Dichter.

Der Schädel war starr vor Verblüffung. Dann kreischte er: „Sophisterei!“

Mein unwilliger Blick gebot ihm Schweigen, und ich wandte mich zum Wachholderzweige: „Halt einmal! Es ist doch ein Unterschied zwischen den körperlichen Dingen und dem grünen Philosophen. Dieser ist in meiner, nur in meiner Einbildung vorhanden; die körperlichen Dinge aber werden von allen Menschen eingebildet.“

„Bravo!“ pochte der Schädel. „Und die Mehrheit hat immer recht!“

Der Wachholderzweig versetzte: „Allerdings ist die Mehrheit weit-

aus empfänglicher für das Körperliche der Dinge, als für ihr geistiges Verhalten — das eben nur feine Seelen fühlen. Doch wenn auch die Feinfühligen in der Minderheit sind, — glaubst du etwa, die zarten Reize, die ein Merlin in Forst und Flur empfindet, hätten keine Gültigkeit, weil die Menge stumpf daran vorübergeht?"

„Er ist ein Aristokrat!" schrie der Schädel; „er verachtet die Mehrheit!"

„Schweig endlich!" herrschte ich ihn an.

Nun fing auch noch das Mikroskop wieder sein Geplapper an: „Ich finde, der Zweig hat recht! Auch mein Glasauge ist feinfühlig; es entdeckt, was kein Menschenauge bemerkt."

Unverschämt polterte der Schädel weiter: „Die Mehrheit hat immer recht! Demokraten . . ."

„Himmelkreuz . . .! Ich habe eure Weisheit satt!" Damit stand ich auf und sperrte den Schädel in den Schrank. Das Mikroskop that ich auch hinein. Da hatte er gebildete Gesellschaft!

Die Vase mit dem Wachholderzweig aber stellte ich neben mein Bett — wohin der Mondschein vorgedrungen war.

„Nun sind wir ungestört! Nun vollende deine Offenbarungen, lieber Zweig! — Ich gebe ja zu, wenn ich in dir eine tiefsinnige Seele empfinde, so ist dies geistige Verhalten des Wachholders zu mir nicht weniger wirklich, als seine Körperlichkeit. Indessen ist es wesentlich durch meine Eigenart bedingt. Der grüne Philosoph bedeutet nicht, daß der Wachholder wirklich philosophiert, sondern daß es mir so vorkommt."

„Aber, Merlin, alles, was du siehst und was du hörst, ist ja durch deine Eigenart bedingt und zeigt dir lediglich, wie ein Ding dir — deinem Auge, deinem Ohr — vorkommt."

„Doch mit Unterschied! Es giebt ein Empfinden, das allen Menschen innewohnt. Und es giebt eins, das mir besonders eigen, nicht aber allgemein ist. Jedermann empfindet deine Körperlichkeit, wenn er nicht blind und stumpf ist. Daß du aber eine tiefsinnige Seele hast, sagt lediglich meine besondere Einbildungskraft."

„Und du glaubst wohl mit dem Schädel, die Mehrheit habe immer recht? Dann würde ja jeder Wahn zur Wahrheit, wenn recht viele Leute daran glauben."

„Soweit gehe ich nicht! Ich meine nur, man darf das Sehen, Hören und Ertasten, das so regelmäßig sich wiederholt, nicht verwechseln mit einer phantastischen Auffassung, wie sie bei mir jetzt spukt — bei mir vereinzelt — wohl auch nur vorübergehend. Sonst wäre ja der Will-

für Thür und Thor geöffnet — jede Laune, jede Phantasterei hätte Anspruch auf Allgemeingültigkeit . . ."

„So meine ich es nicht! Wenn du in mir den grünen Philosophen spürst, so darfst du deswegen nicht erwarten, daß alle Leute ebenso empfinden. Nicht jeder hat ja die Gabe, ein Merlin zu sein. Die ist wohl nur noch bei Kindern und Dichtern zu finden."

„Eine bedenkliche Gabe! Wie leicht verirrt sich ein Merlin — verführt von den Gaukeleien seiner Phantasie."

„Unbesorgt! Merlin wird ja geleitet durch die Mehrheit; dazu ist sie gut. Zwar hat sie nicht immer recht — doch sie hat die Macht, ihrem Empfinden Anerkennung zu schaffen."

„Wenn aber nun Merlin in der Einsamkeit haust — wie es sich für einen echten Merlin schickt —?"

„Dann unterschiede er immerhin das regelmäßige Verhalten der Dinge — ihre Sinnfälligkeit — von den wechselvollen, geistigen Offenbarungen ihres Wesens."

„Eine echte Offenbarung, wie kann sie wechselvoll sein? Offenbart sich geistiges Wesen des Wachholders wirklich im grünen Philosophen, so darf es nicht bald so, bald wieder anders erscheinen. Gleichmäßig verhält sich das Wesen."

„Ja, wenn dein Geist sich gleich bleibt! Doch bei verändertem Geiste verhält sich das Wesen eben anders. Hörst du auf, ein Merlin zu sein, so verstehst du natürlich nicht mehr die Offenbarungen des Wachholders."

„Du nennst es Offenbarungen des Wachholders; du meinst, so verhalte sich der Wachholder zu mir. Ich nenne es Offenbarungen meiner eigenen Art; meine Einbildungskraft verhält sich so zum Wachholder."

„Als ob dein Einbilden nicht herausgefordert wird durch den Wachholder! Als ob dein Verhalten zu ihm sich nicht richtet nach seinem Verhalten zu dir!"

„Du meinst — wenn ich dich recht verstehe — der Wachholder hat Anteil daran, daß er mir wie ein Philosoph vorkommt."

„Freilich! Er hat heimliche Weber, die seinen Prophetenschein weben."

„Schön! Die sitzen aber in mir, in meiner besonderen Art, ihn zu betrachten."

„Hast du denn eine ganz besondere Art? Giebt es überhaupt

etwas, das streng abgesondert wäre? Wurzelt nicht jedes besondere Stäubchen mit zahllosen Fasern im All? Offenbart sich im Gewächs nicht die Erde — der Himmel — Luft, Regen und Sonne — der ganze große Pan?"

„Nun gut! Aber worauf willst du hinaus?"

„Muß sich im grünen Philosophen neben deiner eigenen Art nicht noch was anderes offenbaren — das im Zellenleibe des Wachholders wohnt — und im Walde wohnt — in der Allseele wohnt?"

„Weber, die den Prophetenschein des Wachholders weben, wohnen in seinem Zellenleibe? — und im Walde? Wie soll ich das verstehen?"

„Sag an, Merlin! Warum bildest du gerade eine tiefsinnige Seele in den Wachholder hinein? Was dachtest du, als du neulich im Walde meinem Vater begegnetest? Wie kamst du dazu, einen Grübler, einen Eremiten in ihm zu spüren?"

„Er sieht so aus — mit seinem stachlich zusammengeschlossenen Gezweige, der starren Form, dem nebelhaften Grün. Auch ist der Föhrenwald so ernst . . ."

„Nun also! Da hast du die Weber, die den Prophetenschein weben. Nun gestehst du ja, daß sie nicht nur in deiner eigenen Art wohnen, sondern auch im grünen Zellenleibe — und im Walde . . ."

„In Pan, sagtest du auch! Wie soll ich das verstehen?"

„Ist es denn nicht Pan, der schließlich alles webt? Bildet er nicht in dich hinein den grünen Philosophen?"

„Und du meinst also, dies Eingebilde sei mehr als Laune?"

„Wahrheit ist es — ebenso gültig wie meine Leibhaftigkeit!"

„Wie kann Wahrheit sein, was so vereinzelt und unzugänglich — nur in mir — lebt?"

„Nicht nur in dir weckt Pan dies Eingebilde! An sinnige Baumseelen, an Waldgeister glaubte einst alles Volk. Damals spürte jeder Mensch im Haine die heiligen Dryaden, in den Gewässern die Nymphen und Najaden. Damals war jeder Mensch ein Merlin. Ja, damals hatte die Mehrheit schon eher recht. Jetzt ist ihr Sinn verkehrt; sie glaubt nur noch dem Auge, der tastenden Hand. Und nur Kinder und Dichter verstehen noch die Seelen der Dinge."

„Wie? Für alte Mythen willst du neue Geltung werben? Aufleben soll der Spuk der Waldgeister, der Erdmännlein und Wasserfräulein? O du Romantiker! Unsere Welt ist den Kinderschuhen entwachsen. Ja, wie ich Knabe war, da glaubte ich an Prinzessin Undine

und lauschte nach ihr im Schilfe. Doch denken lernte ich — und seitdem ist das Wasserfräulein tot — für immer."

Der Wachholder schüttelte lebhaft den Kopf: „Nicht tot — nur verborgen! Möchtest du das Wasserfräulein sehen? Ja? Nun, so komm mit mir!"

## IX.

## Das Wasserfräulein.

Eine Mücke sang an meinem Ohr — es klang wie eine ferne, leise Geige. Dann erwachte es drüben in der dunkeln Flur, schüchtern zwitschernd — ein knospendes Klangseelchen.

„Die Haubenlerche wird schon munter," sagte mein Begleiter, der junge Mann im grünen Rock.

Auch auf dem See begann es sich zu regen. Teichhühnchen riefen „Krick", prusteten mit den Flügeln und badeten den Schlummer aus ihren Köpfchen. Reglos schwammen noch die meisten — traumbefangen — dunkle Punkte auf der glatten Flut, die — veilchenfarben wie der Himmel — zu schlafen schien. Im Westen spiegelte der rotglühende Vollmond eine zitternde Feuersäule.

Wie er hinabsank in die schwarzen Kiefern drüben, lohte es aus dem Forste wie Brand und roter Rauch. Nun mußte bald der Morgenstern verblassen.

Der Muschelsand des Ufers knirschte unter unseren Tritten. Mit sachtem Plätschern wallte der See auf und nieder — der unruhige Odem eines Schläfers.

„Wir müssen ausschreiten!" mahnte mein Begleiter; „sonst ist das Wasserfräulein fort."

Nun traten wir in des Forstes tiefes Dunkel. In andächtigem Schweigen standen die Kiefern. Das lauschende Ohr vernahm nur unsern dumpfen Schritt auf dem nadelbedeckten Pfade. Manchmal raschelte etwas im Farrenkraut, und einmal war's, als tuschelten die Wipfel: „Sst! Da ist er — Merlin! Da ist er!"

„Warum sind sie so geheimnisvoll und feierlich?" fragte ich fast beklommen.

Mein Begleiter antwortete: „Sie erwarten die heilige Mutter — es dämmert schon."

Abseits standen ein paar dunkle Gestalten. „Guten Morgen!" murmelten sie, als wir vorübergingen.

„Waren das Waldarbeiter?"

„Der Grünrock versetzte: „Leute von meiner Sippe!“

Wir verließen den Pfad und schritten durch hohes Farrenkraut. Der Führer ergriff meine Hand und leitete mich an einer dunklen Masse vorbei. Ich bückte mich — es war ein kauerndes Reh. Es hob ein wenig den Kopf und blinzelte. Dann legte es ihn wieder mit behaglichem Seufzen.

„Wie verschlafen! Daß es so ohne Scheu liegen bleibt —!“

Der Grünrock meinte gutmütig: „Wovor sollte es denn Scheu haben? Wir Seelen thun ihm doch nichts!“

Eine Eule fauchte in den Wipfeln.

Die trockene Luft des Kiefernwaldes wich einem feuchten Hauche. Abwärts ging der Boden — wir kamen zum Erlengrunde. Von Morgengrau angedämmert, gaukelte Nebel das Fließ entlang.

„Wasserfräulein ist noch emsig,“ raunte mein Begleiter; „und sieh, da haben wir auch meinen Vater!“

Im grauen Dunst stand die hohe Gestalt des Alten — gehüllt in nebliges Blaugrün.

„Guten Morgen, Herr Förster!“ grüßte ich.

Hinter meinem Rücken spöttisches Kichern: „Herr Förster — hi hi! Herr Förster nennt er ihn!“ — Es waren Pilzmännlein — unter ihren giftroten Kappen grinsten sie hervor — albernes Volk!

„Sind Sie denn kein Förster?“ fragte ich schier verwirrt. Der Alte blinzelte belustigt und nickte: „Eine Art Förster — das schon! Wundert mich nur, daß Sie mich nicht wiedererkennen. Und wir haben doch lang und breit miteinander geredet. Wissen Sie nicht — Herr — Doktor — Merlin?“ Er betonte einzeln die Worte.

Ich riß die Augen auf. Wahrhaftig! Da stand ja der Wachholderbaum! Und der junge Mann, der mich hergeführt hatte — das war sein Sohn — ja, ja, der abgeschnittene Zweig! Wie konnte ich das nicht gleich sehen!

Ich war in einiger Verlegenheit. „Ich muß um Entschuldigung bitten. Ich war wohl etwas grob — neulich?“

Der Alte schmunzelte gutmütig: „Macht nichts! Kann vorkommen! Mißverständnis natürlich! Hauptsache, daß wir uns jetzt kennen — nicht?“

„Freilich, freilich! Und alle Hochachtung vor Ihrer Seele, Herr Juniperus! Ist eine echte, ehrenwerte Seele — ja!“

Befriedigt brummend nickte der Wachholderbaum.

„Und Sie, junger Mann," wandte ich mich an den Zweig, „ich habe Sie neulich wohl etwas gewaltsam entführt — was?"

„O — bin ganz gern mitgegangen," meinte der Wachholderzweig bescheiden. „Aber — Sie wollten ja das Wasserfräulein sprechen — da ist es!"

Eine weiße Gestalt im Erlengebüsch. Als ich näher trat, war's ein Kind — ein Mägdlein — das mich anlächelte. Wohl ein Fischertöchterlein. Die Schultern hüllte ein schlichtes Hemd, das die schmächtigen Arme frei ließ — wasserblau das kurze Röckchen, die Füße bloß — Schilf kränzte das Haar, das goldigrote, üppig niederfließende. Um den Hals lag eine Perlenkette. Oder waren es Wassertropfen?

„Bist du die Prinzessin Undine?"

Sie lächelte — und ich wußte, sie war es. So vertraut kam sie mir vor — als hätten wir Jahre lang miteinander gespielt. Ihr liebes Auge blau — heimlich tief wie ein Weiher im Walde. Schimmernd die Stirn — ein weiße Wasserrose. Süß durchschauert, blickte ich ihr ins Auge — und da war's auf einmal das Wässerlein, in das ich starrte. Am flüsternden Schilf stand ich, wo das Fließ sich in die Moorlake schmiegt.

Da — in den Erlenbüschen — wieder das weiße Schimmern — Undine, Undine!

Als ich aber hinging, sank es wie Nebel ins Wasser. Am Ufer war's an einer tiefen Stelle.

Ich fand kreisförmige Wellen — und sieh — draus blickte mich ein verschwommenes Antlitz an. Nun glättete sich die Flut — Undine war es nicht — ein blonder Knabenkopf staunte mir entgegen. So — ja so hatte ich ausgesehen — vor dreißig Jahren! Ich selber war das Spiegelbild — war wieder ein Kind!

„Undinchen!" rief ich; „wo bist du?"

„Hier — Mer—lin!" klang es im Singsang zurück — etwas Weißes huschte drüben am andern Ufer zwischen den Erlenstämmen.

„Was thust du?" rief ich.

„Ick — möt — tau—en!"

„Komm doch her—rü—ber!"

„Nee! De Botterblomen hebben noch Dorst!"

Auf einmal erhob sich fernes Rauschen. Näher kam es — und wogte über mir. Ich blickte hinan — hell blaute der Himmel, verklärt vom Morgenlichte — jubelnd wiegten die Kiefern ihre Häupter.

Und wie Geigen, Harfen, Posaunen kam eine Sturmflut von

Klang — so hehr — ich breitete die Arme. — O nimm mich hin, heiliger Strom! — Aufgehen laß mich in all der Andacht!

Und es röteten sich die Kronen der Kiefern — wie glühende Stangen gleißten Stamm und Astwerk. Nun war sie da, die liebe Mutter, die Sonne, die Sonne! Jauchzend hüpfte mein Herz — ich spürte, wie frisch des Waldes Pulse gingen — wie Baum und Kräuter den Morgenodem sogen — wie Erlenblättchen und Nadelbüschel wohlig sich spreizten und dehnten.

Leiser, stiller ward des Lichtes Musik. Das Gezweige, in dem sie zitterte, gewöhnte sich an die Berührung des Tages. Nur ein Summen noch — ein Säufeln — ein feines Wellenspiel von Melodie — und dann heitere Ruhe — Waldesfriede.

Doch ein anderes, ein derbes Jubilieren erfüllte die grünen Hallen — Buchfinken schmetterten — Blaumeisen und Goldammern zirpten — der Specht hämmerte seinen Wirbel — spielende Eichhörnchen raschelten die borkigen Stämme hinan — im Schilfe der Moorlake schwatzten die Rohrspatzen übermütig.

Und Undine? Stand sie nicht drüben zwischen Halmen? Ihr Gewand warf sie in die Lüfte, wo es zerrann wie Nebel. Und verschwunden war sie — in die Flut hinuntergetaucht.

Ich eilte zum Ufer und spähte — sah aber nur Seerosenschnee, er wiegte sich auf den blauen Wellen — Undine war fort.

Da that mir weh das Herz und ward so schwer — ich wollte hinsinken — der Verlorenen nach. Es kam mir vor, mein Schwesterlein sei ertrunken. Ich hatte einmal gesehen, wie ein Schiffer eine Mädchenleiche herauszog — und am Ufer bettete die triefende Gestalt mit dem blassen Gesicht. Um den Hals lag eine Perlenkette mit einer herzförmigen Kapsel. Da war mir nun, als sei Undine das ertrunkene Mägdelein . . .

„Warum so traurig?“ Es war des alten Wachholderbaumes Stimme — der hinter mir stand.

„Sie ist ja nun — tot!“ erwiderte ich dumpf.

„Tot? O nein! Sie ist nur verwandelt!“

„Sie lebt?“ fuhr ich in froher Bestürzung auf. „Wo ist sie?“

Da winkte es weiß aus Kiefernwipfeln. — „Das ist ihr Gewand!“ meinte der Alte. Ein Wölkchen schwamm am blauen Himmel.

„Und sie selbst?“ Suchend blickte ich in die Erlenbüsche. Da äugelte es regenbogenfarben. — „Ihre Perlen!“ nickte der Alte — und ich sah sie schimmern an den Gräsern und im Kelch der Anemone.

Wie ein Schlafwandler irrte ich umher. „Wo ist denn das Herzchen, das an den Perlen hing? Ich muß es haben!“

Verwundert starrte mich der Alte an.

Ich fuhr fort: „Ja, es war eine silberne Kapsel! Der Schiffer weiß es.“

„Welcher Schiffer?“

„Der die Leiche herauszog!“

„Du hast geträumt, Merlin!“ begütigte der Alte.

„Nicht geträumt! Erlebt habe ich das!“

„Erlebt?“ Der Alte nickte und murmelte: „Nun freilich! Leben ist ja Traum!“

Ich stutzte und besann mich. „Wie? Was ich erlebte, wäre Traum? Wie soll ich das verstehen? Traum? — Und das sagst du mir? Du, ein stummer Wachholderbaum? Der du selber nur Traum bist? Denn du bist ja kein Förster und bist kein alter Mann! Ich träumte bloß, du habest eine Seele — und könnest reden — und der abgeschnittene Zweig sei dein Sohn — und das Wasserfräulein — die liebe Undine — ach, alles nur Traum — tot, verloren!“

„Aber Traum — ist ja Leben!“ tröstete eindringlich der Wachholderbaum — und . . .

„Kuckuck,“ rief es — „Kuckuck — Kuckuck . . .“

Ich zählte: „Vier — fünf — sechs — sieben!“

Sieben Uhr! Ich fuhr empor.

Da hing meine Kuckucksuhr — sie räusperte sich und schwang herausfordernd den Perpendikel. Die Morgensonne schien durch den Fenstervorhang auf den Wachholderzweig. Steif stand er in seiner Vase.

## X.

## Traum ist Leben.

Ah! Jetzt also träume ich nicht mehr! Dies Bett und diese Uhr — und draußen der sonnige Morgen — das ist kein bloßes Eingebilde! Feste, greifbare, eigensinnig beharrende Wirklichkeit ist das!

Was habe ich da wieder zusammengeträumt! Wahn! Schaum!

Und doch! War nicht auch dieser Traum sinnfällig und aufdringlich? War er nicht wie Wirklichkeit? Mit vollkommener Deutlichkeit habe ich das Wasserfräulein gesehen, ihre liebe Stimme gehört . . .

Gesehen? Gehört? — Ich glaubte zu sehen, zu hören! Ich glaubte nur! Nicht mein Auge gab mir ja die Gestalten, nicht mein

Ohr brachte die Stimme, sondern meine Einbildungskraft! Vorhin ruhte mein Auge geschlossen. Erst jetzt, da ich erwacht bin, ist es offen und thätig.

Wie aber, wenn ich gerade jetzt träumte? Wenn ich jetzt nur glaubte, mit den Augen dies Zimmer zu sehen — so wie ich das Wasserfräulein zu sehen glaubte —? Kann nicht das eine so gut wie das andere sein?

Doch wohl nicht! Ich habe ja Bürgen dafür, daß dies Zimmer wirklich vorhanden ist! Käme jetzt mein Freund Oswald, er würde sehen, was ich sehe — würde bezeugen: Hier steht die Vase mit dem Wachholderzweig, dort schwingt die Kuckucksuhr den Perpendikel . . .

Hollah, Oswald! Da lasse ich dich auf einmal als Autorität gelten — ich, der rastlos grübelnde Zweifler — der grundsätzlich solche Bürgschaft verschmäht — der sogar bezweifelt, ob dies Zimmer mehr ist als Traum. Das reimt sich schlecht zusammen!

Ist dies Zimmer Traum, — nun, so ist eben auch der eintretende Besucher Traum! Dann bist du, Freund Oswald, nur eine Traumgestalt — mit all deiner Weisheit meine bloße Einbildung, haha! Und es hilft dir nichts, wie lebhaft du auch leugnen magst. Protestiere, so viel du willst — du protestierst in meiner Einbildung!

Weshalb soll ich dir mehr glauben, als dem alten Wachholderbaum? Der hat auch versichert, ich träume nicht! Traum ist ja Leben, hat er gesagt. Weswegen sollst du mir ein besserer Bürge sein, als der Wachholderzweig — der bezeugte, es gebe ein Wasserfräulein —?

Ich weiß wohl, was du erwidern willst, Oswald! Wasserfräulein — wirst du sagen — die tauend am Waldfließe huschen, ihr Gewand zu Nebel zerflattern lassen und im Weiher zerrinnen — kichernde Fliegenpilze — solch Märchengesindel kommt nur im Traume vor. Die wirkliche Welt ist anders. Streng nach den Naturgesetzen geregelt, schließt sie jedes Wunder aus . . .

Hiermit, Oswald, sagst du aber lediglich, daß die Wunderwelt des sogenannten Traumes nicht dieselben Regeln, nicht die gleichen Naturgesetze hat, wie die andere Welt — die du wirklich zu nennen beliebst — weil du parteiisch auf ihren Standpunkt trittst!

Regel, Ordnung waltet ja auch in den Wundergebilden! Freilich ist es nicht die Ordnung der bekannten Naturgesetze, wie sie in den gelehrten Büchern verzeichnet stehen. Doch weshalb sollen gerade diese Naturgesetze die ganze Wirklichkeit ausmachen?

Die Wunderwelt lacht wie ein Kind über diese Naturgesetze und

setzt sich keck darüber hinweg. Sie läßt Pilze kichern und Wachholderbäume reden! Das sind ihre Naturgesetze!

Da habe ich des Rätsels Lösung! Nebenbuhler sind die beiden Welten. Eine streitet immer wider die andere. Und jede bringt dieselben Streitgründe vor, wie die andere. Die Seite, wo wir nun gerade stehen, scheint uns die überzeugenden Gründe zu haben. Sind wir wach, so glauben wir dem Wachsein und lassen den Traum nicht gelten. Träumen wir, so ist die Welt der wachen Sinne zerronnen wie Schaum, und dann glauben wir dem Traum.

Fürwahr, Oswald! Wärst du nicht befangen, du müßtest gestehen: Wahr spricht der Alte — Traum ist Leben, Leben Traum!

So lebt denn Undine! Verwandelt ist sie nur! Durch mein Erwachen verwandelt! Was im Traume Seele war, ist verwandelt in Formen, wie sie die Ordnung der wachen Sinne ausschließlich gelten läßt — verwandelt in Wolke, Tau und Teich.

Wer aber noch mit Träumeraugen zu schauen versteht, mit dem aufrichtigen Kinderblicke, diesem Lichte, das aus Pan stammt — wer ein Merlin ist — der findet in Wolke, Tau und Teich nicht nur $H_2O$, sondern auch Undinens liebe Seele. Ihm leben Dryaden im Walde — die Sonne ist eine seelenvolle Mutter, — fühlend, bewußt die ganze große Welt!

Dank dir, weiser Wachholderbaum, daß ich wieder glauben darf an Gedichte! Lachend thut sich der Kindheit Märchenland auf — der überkluge Störer verstummt — in mir versöhnt sich alles in vollen, seligen Klängen.



# Lyrik des Auslandes.

## Aus dem Cyklus „Love in Exile“.

(Mathilde Blind.)

Ich pflanzt' einen Rosenstrauch im Garten
In frühen Tagen — das Jahr war jung . . .
Ich dacht', er sollte mir Rosen tragen
In den Stunden des Sommers, Rosen genung.

Mein Rosenstrauch, er trug nur eine —
Eine weiße Rose, in hoher Pracht
Wie der Mond am Himmel, der einsame, reine . . .
Und es traf sie ein Blitz in der Sommernacht.

Dresden. Aus dem Englischen von Bodo Wildberg.



# Aus dem Münchener Kunstleben.

Der Münchener Hoftheaterintendant Ritter von Possart ist ein vielseitiger Künstler: Schauspieler, Organisator, Regisseur und Szeniker par excellence, Finanzgenie, neuerdings, freilich mit weniger Glück, dramatischer Autor, Rezitator und Wiedererwecker des Melodrams. Possart liebt weder als Theaterfeldherr noch als Autor die Moderne. Auch an seinen Rezitationsabenden, von denen er diesen Winter zwei veranstaltete, tritt er als negierendes Prinzip vor uns, als Opposition gegen den Naturalismus der Idee, des Wortes und der Geberde. Man wird noch nie aus Possarts Munde Dichtungen moderner Realisten, nicht einmal von Fulda und Sudermann, gehört haben. Dafür treten in geschlossener Phalanx auf die Klassiker, die Neuromantiker und die idealistisch stilisierenden Epigonen, die Geibel, Heyse, Schack, Stieler, Tennyson und Strachwitz. Die Frage ist nur: wählt man das klassische Jambenpathos aus deklamatorischer Wahlverwandtschaft oder liegt hier eine Opposition gegen die Zeitströmung aus tieferen litterarästhetischen Gründen vor? Ich glaube bei Possart an das Gesetz vom hinreichenden äußeren Grund. Denn es ist ja klar, daß ein Anhänger der alten Schule sich in dem unzeitgemäßen Stil der Rezitation mit ihren nur schattenhaft angedeuteten Bewegungen und gewissermaßen nur skizzierten Geberden noch am wohlsten fühlt, wenn er die auf die „Kunst der Rede“, auf einen übertriebenen rhetorischen Ausdruck, auf ein erkünsteltes Organ berechneten Deklamationen der idealistischen Richtung vorträgt, wenn seine Stimme vibriert, seine Augen im schönen Wahnsinn rollen, und er poser devant la salle darf. Am besten rettet sich Possart aus den beiden feindlichen Lagern der Alten und der Jungen in die goldene Mitte des Märchens und der symbolisierenden Legende. In der That, wenn er, im Lutherstuhl sitzend, Volkmann-Leanders süßes Märchen „Vom unsichtbaren Königreich“ schlicht, fast kindlich erzählt, so haben wir einen einheitlichen, harmonischen Genuß und freuen uns, wie vorzüglich der unerreichte Sprachvirtuose sein modulationsfähiges Organ auf den intimen Lauscheton des Märchens einzustellen weiß. Doch siehe, alle Eigenschaften des alten Stils, das Konventionelle der Rhythmik und der Reimbetonung, die deplazierte Mimik, der Kampf der ausbrechenden und von der Etikette des Podiums

schnell wieder unterdrückten Nüancen der Charakteristik, das pathetische Hohlrollen: alles dies erwecken von neuem Karl Stielers „Hochlandslieder“ mit ihrem in tausendjähriges Lindenholz geschnitzten deutschen Geschichtsrepertorium: „Unter der Linde“, erwacht auch Lauffs sentimentale Weihnachtshistorie: „Benedicamus Domino“. —

Das Melodram soll wieder zum Scheinleben galvanisiert werden. An den Wiederbelebungsversuchen hat, anknüpfend an Humperdinck und Adalbert v. Goldschmidt, auch das Triumvirat Strauß-Schillings-Possart seinen berechtigten Anteil. Jüngst hörten wir drei neue melodramatische Balladen, ohne daß die Emphase Possarts und die neuen Töne Draesekes, Straußens und Alexander Ritters dem vormärzlichen Stilzwitter Bendas frisches Blut hätten in die erstarrten Adern strömen lassen. In seiner Lisztperiode schrieb Draeseke eine Reihe herber, in spröder Kraft verhallender Akkorde zu Strachwitzens gutgemeinter Ballade: „König Helges Treue“. Welcher Kontrast, wenn das altväterische „Schloß am Meer“ mit einem Tongewand des nervösen, in immer manierierteren „Überklängen“ schwelgenden Strauß verbrämt wird! Ein kerniges Stück dagegen ist Alexander Ritters im Manuskript vorliegendes Melodram: „Herr Walter und die Waldfrau“ von Felix Dahn. Wenn, was jetzt nur Andeutung Possarts ist: die tonale Übereinstimmung von Wort und Melodie, erst allgemeine Erfüllung sein wird, kommen wir auf dem natürlichsten Wege abermals zur Überwindung des Melodrams durch das Lied.

Wir lernen eins um das andere überwinden. So sind unsere künstlerischen Forderungen beim Bühnenwerk inzwischen auch über die Korrektheit des Milieu stark hinausgegangen. Das bewies die starke Opposition, die im Münchener Schauspielhause Wolzogens „Lumpengesindel“ hervorrief, das nach 5 Jahren zum erstenmale wieder in Szene ging. Als in unserer modernen Spitalkunst und verbissenen Tendenzlitteratur der Humor wieder aufzutauchen begann, freuten wir uns, die wir satt waren des grüblerischen Aufspürens psychopathischer Fälle, des Wühlens im Allzumenschlichen, die wir trauerten nach dem verlorenen Hellenentum und der verlorenen Renaissance. Da kam Wolzogen und lehrte uns lachen — lachen freilich nur in einer Art Ferien des Geistes. Aber als wir genug gelacht hatten, kam wieder das Heimweh nach den tiefen Glockentönen ferner Edelkunst. Unsere Denksucht regte sich wieder. Nicht mehr belustigt sein wollten wir, wir suchten nach der großen Lust, welche das Leben adelt. Wie wir aber auch unter dem Humor nach ein paar tieferen Tönen tauchten, bei Wolzogen fanden wir diese Grundtöne, die das Bühnenwerk erst zum Kunstwerk stempeln, nicht. Wer wird uns das große, das heilige Lachen bringen?

Hans v. Gumppenberg hat vielleicht, als er an seinem Schreibtisch sein eben am Münchener Hoftheater zur ersten Darstellung gelangtes Schauspiel „Der erste Hofnarr“ mit doktrinärer Beweisführung ausklügelte, davon geträumt, für die Welt dieser versöhnende Heiterkeitsbringer zu werden. Durch das Medium der Schaubühne wollte er seine ethisch-philosophische Mission erfüllen und die Disharmonie des Lebens zu einem verträumten Pantheismus auflösen. Und das Prophetentum hat so von dem Autor Besitz genommen, daß er der litterarischen Form seiner Bekehrungsweisheit gar nicht achtete und zu dem allerunzeitgemäßesten Gewande griff. Das Milieu des grauesten Mittelalters, die lebensfremde, alte Jambensprache umspinnt die wohlersonnene Fabel, welche uns Wilfrid, den

außerehelichen Sohn Karls des Großen, als Spielball der wechselnden Geschicke zeigt. Dysbalos, der Weltverächter, und Pamphilos, der Lebensfreudige, zwei Weise aus dem Ostreich, sind ihm als Berater beigegeben. Von Geschehnis zu Geschehnis geworfen, deren keins die leiseste Willensentfaltung des jungen Lebensschülers herbeiführt, schwankt er bald zwischen der hellen, bald zwischen der dunklen Weisheit. Die Tragik der großen Abenteuer lebt wieder auf, Schicksal und Verhängnis rauschen, während die freien seelischen Antriebe schlummern. Zerzaust vom blinden Fatum, wählt er nach den Verzweiflungswehen zuletzt doch das methaphysische Zuckerbrot der Heiterkeitslehre, die das Glücksverlangen zwar nicht stillt, aber stille macht. Ein Pyrrhussieg! Mit den Trophäen der schmerzlich errungenen Philosophie zieht er in der Maske des Possenreißers an den Hof und macht seinem kaiserlichen Vater und dessen Schranzen den grotesken Mummenschanz des Lebens klar. Alles sei Maskenspiel und alle Menschen Masken, in denen ein Stück Allgeist sich manifestiere. — Diese Stoikerlektion — denn vom befreienden Hedanismus ist Gumppenbergs Evangelium abgrundtief entfernt — wirkte natürlich auch durch die überlebte Form überaus ermüdend. Ein energischer Protest der Hörer warf das schemenhafte Werk zu den Toten. Alle Darsteller feierten einen Triumph der Unnatürlichkeit, wozu die Hypertrophie der Jamben allerdings geradezu aufforderte.

Die Münchener Litterarische Gesellschaft beschloß mit der Aufführung von Gabriele D'Annunzios „Ein Frühlingsmorgentraum“, W. v. Scholzs „Mein Fürst“ und A. Schnitzlers „Der grüne Kakadu“ ihre diesjährige Spielzeit. Alle drei Werke sind in ihrem äußerlichen Bau, ich meine die einaktige Form, gleich, und auch gleich wirksam in ihrer prägnanten Kürze. In unserer dichterischen Prosa herrscht schon geraume Zeit der „Notizenstil“, in der Lyrik wird unter Führung Arno Holzs potenzierteste Ausdrucksweise angestrebt, nur das Drama steht noch zurück in relativer Weitschweifigkeit. Ibsen gab den Anstoß, daß das Drama nur „Katastrophe“ sei, und ich glaube, daß der Einakter mit seiner Gedrängtheit im Kreislauf unserer Litteratur diejenige Kunstform sein wird, deren sich die neue und dominierende Strömung auf dramatischem Gebiete als Ausdrucksmittel mehr und mehr bedient.

In ihrem inneren Wesen waren obengenannte Stücke um so verschiedener, so daß die Wirkung des einen von der des anderen überholt werden mußte. Am meisten mußte D'Annunzios duftig-zarter Frühlingstraum unter der Assoziation leiden. Der berückende Wohllaut und die ätherische Bildlichkeit dieser Dichtung muß weiterschwingen können, wir dürfen nicht jäh durch ein nachfolgendes Werk ganz andern Stiles ernüchtert werden. Offenbar teilte das Theaterpublikum diese Ansicht nicht. Es zerstörte in eindeutigster Opposition den seraphischen Frühlingstraum D'Annunzios, der heute wohl neben Maeterlinck der differenzierteste und am fernsten wandelnde Dichter ist. Ja, eine Handlung oder eine Zeitfrage giebt D'Annunzio freilich nicht. Weit ab liegt ihm die Tragik des Alltags. Wenn er spricht, ist auf eine kurze Spanne Zeit Feiertag um uns und in unserer Seele. Über unserem Haupte hin schweben dann des Dichters Worte wie weiße Vögel, deren linder Flügelschlag uns ein Land der Schönheit ahnen läßt. Und darum hätte ich geglaubt, daß auch die auf strengkalte Bühnenrealistik Eingeschworenen von der tiefen Schönheit der Poesie D'Annunzios hätten ergriffen werden müssen. Aber was sollen sie mit dem Gestammel der Wahnsinnigen anfangen? Eine ganze Nacht hielt sie den Ge-

liebten im Arm, und dieweil sein heißes Blut ihren Leib tränkte, floh das Licht ihrer Seele in ferne Weiten. Nun wandelt sie traumverloren durch die blühende Frühlingspracht und spricht zärtlich-irre Worte, träumt schöne, wirre Träume. Und Schwester und Pflegerin erträumen für die arme Kranke das Wunder der Heilung durch die sieghafte Jugend und Lebenskraft, die von dem Bruder des ermordeten Geliebten ausgehen soll. Der Ersehnte kommt, aber sein Anblick verwundet das Auge der Armen nur noch tiefer. So irrt sie weiter mit den Seelenschauern, die das rote Blut des Geliebten ihr geweckt, durch das blühende Grün des Frühlings. Es war ein Traum!

Aus Träumen mitten in das Leben versetzt uns W. v. Scholz mit seinem „Mein Fürst“. Die Ährenlese einer sozialpolitischen Weisheit — etwas stark nach Berliner nationalsozialem Katheder schmeckend —, die, ihrer dramatischen Einkleidung beraubt, zu einer Standrede zusammenschrumpft, die ein Prinzenerzieher dem angehenden Herrscher hält. Zuletzt ein großes Fragezeichen, mit dem wir entlassen werden. Wird der Fürst, wie sein Berater dozierte, auf die „Unterströmung“ hören, die mit geheim treibender Kraft eruptiv zu Tage tritt in den Revolutionen? Wird er sie in ein ruhiges Bett zu lenken wissen? Scholz weiß es so wenig wie wir. Herr Possart gab den pädagogischen Mahner schlicht und eindringlich, wurde aber von den erregteren Momenten zur großen Gebärde und pathetischem Tonfall verführt. Herr Lützenkirchen als prinzliches Versuchskaninchen ließ durch die kecke Souveränität die dämmernde Empfindung hindurchblicken, daß er sich bewußt, auf einem Vulkan zu tanzen. Die Szene hatte einen freundlichen Erfolg.

Den ganzen vulkanischen Tanz brachte uns aber Schnitzler mit seinem grotesken „Kakadu“. Eine blutrote Farçe inmitten der größten Tragik entfesselter Instinkte, geistreich und lebensvoll bewegt auf die Bühne gestellt. Während draußen die Revolution mit all' ihren Greueln tobt, wirbelt es in Prosperes Spelunke „Zum grünen Kakadu“ in buntem Durcheinander. Schnitzler ist unter die Veristen gegangen. Neben dem Pathetischen hat ihn das Grausige gepackt. Die Satire schöpft unter den Greueln kleine Lächerlichkeiten zu Tage. Aber auf diesem Wege kann Schnitzler sich zu aristophanischer Größe auswachsen, wenn er etwas tiefer seine Anker senkt, um den mächtigen Energien, welche die Weltgeschichte formen, nachzuspüren. Das Stück verlangt eine große Regiekunst. Herr Savits hatte die Momentbilder der grotesken Szene mit allen Effekten herausgearbeitet.

Wilhelm Mauke.






## Romane.

**Knut Hamsun: Redakteur Lynge.** München, Albert Langen. 278 S.

Inwieweit die Übersetzung treu ist, kann ich nicht entscheiden. Wie deutsches Original liest sie sich nicht. Der Satzbau hat oft ärgerliche Schwächen. Die Spuren flüchtiger Arbeit sind häufiger, als sich mit einer gewissenhaften litterarischen Leistung verträgt. Ein Beispiel: „Gegen Weihnachten, als der Radfahrersport ein Ende hatte und sich weniger Stoff für das Blatt fand, fügte ein glückliches Schicksal es, daß Lynge einen Geistlichen in die Hand bekam, einen bekannten Konservativen, der angefangen hatte, die sozialen Fragen zu studieren und genug Mut und Manneshers hatte, diese ernste Sache u. s. w." Hatte, hatte, hatte. Und der nächste Satz wieder: „Nichts konnte Lynge gelegener kommen als dieser Mann, ein echter Geistlicher und Konservativer, der angefangen hatte u. s. w. und bereits eine Reihe von Artikeln ihm übergeben hatte." (S. 89 ff.) Für dieses ulkige Deutsch, das in keinem Schuljungenheft ungestraft stehen dürfte, ist Maria von Borch verantwortlich, die als autorisierte Übersetzerin auf dem Titelblatte prangt. Es war mir nicht möglich, das Buch zu Ende zu lesen. Was ich gelesen habe, war auch stofflich nicht fesselnd genug, um über die — sagen wir höflich: reizlose Darstellung zu trösten. Hamsun erfreut sich des Ruhms eines geistvollen Erzählers und tiefen Psychologen. In seinem „Redakteur Lynge" hat er wohl den Beweis erbringen wollen, daß er auch trivial und oberflächlich zu sein versteht. Das ist seine Sache. Aber den deutschen Büchertisch soll man mit einer solchen Leistung nicht zu zieren vermeinen.

M. G. Conrad.

## Johannes Schlaf.

Novellen I (Leonore u. Anderes). — Stille Welten. Neue Stimmungen aus Dingsda. — Berlin, F. Fontane & Co.

Es ist erstaunlich, welche zähe Willensenergie Schlaf immer wieder entfaltet, trotz aller seelischen und körperlichen Leiden. In letzter Zeit hat er eine bewundernswerte Rührigkeit an den Tag gelegt, und so ist außer den beiden mir hier vorliegenden Prosabänden inzwischen noch das Drama „Die Feindlichen" sowie ein Band Gedichte im Verlage von J. C. C. Bruns, Minden i. W., erschienen.

Unter seinen Novellen finden wir freilich viele Bekannte. „Leonore" z. B. selbst ist den Lesern der „Gesellschaft" wohl noch aus dem vorigen Jahrgang in Erinnerung. Neu war mir der Cyklus „Allerlei Liebe", in dem Schlaf auf dieser empfindlichsten aller Saiten eine ganze Skala von den zartesten bis zu den schrillsten Tönen erklingen läßt! Schlaf hat Augen, die bis in die tiefsten Tiefen sehen, und ein so feines seelisches Empfindungsvermögen, daß die geheimsten seelischen Regungen in ihrer ganzen Nacktheit wie unter einem Seziermesser vor ihm liegen. So wirkt das robuste „Versöhnung" in seiner krassen Realistik ebenso grausam wie zwingend auf uns. Man leidet unter dieser Brutalität und fühlt doch ihre Alltäglichkeit. Und dazwischen das blasierte, müde „Ein Pla-

toniker“ mit dem seltsamen, halb schmerzlichen, hald ironischen Lächeln um die Lippen! Und dann wieder „Die jungen Leute“ und „Maiabend“ mit der ganzen Frische eines Menschen, der grade im Kleinen und Kleinsten das Größte sieht und mit einer beinahe kindlichen Freude jede Lebensregung in sich aufnimmt, auf sich wirken läßt, ihr nachspürt und in seinen, sauberen Strichelchen festhält.

Von dieser Art sind vornehmlich die „Stillen Welten“, in die uns Schlaf führt, nur, daß zu ihnen sich noch ein anderes gesellt: das ist ein sich Einsfühlen mit der Natur, ein Aufgehen und Schwelgen in ihr und allen ihren Formen, das stellenweise zu einer wahren dionysischen Verzücktheit anschwillt und so wundervolle, tiefe Akkorde anklingen läßt, daß seine Worte zu mystischem Stammeln werden und man die vom Sturmeswinde erregten Töne einer Aeolsharfe zu hören meint! In dieser Verzücktheit werden ihm die ewigen Wahrheiten des Farbenrausches und Duftes der Blumen, der Wolkengebilde, Windesströmungen und Bergeslinien offenbart und er empfindet sie als eins mit seinen Blutwallungen, den Vibrationen seines Nervenfluidums, und es gebären sich Ideen und Gedankenfolgen in ihm — die sich zu einer ganzen Dichtung entfalten.

Dieses allzu sensible, krankhaft gesteigerte Fühlen und Erfassen ist die Klippe, an der jede Natur notwendigerweise scheitern muß — sind doch selbst gefestigte Charaktere wie Nietzsche und Strindberg daran zu Grunde gegangen. Wäre Schlaf nicht gleichzeitig auch mit der stillen Beschaulichkeit und Behaglichkeit des naiven Menschen begabt, der trotz aller seiner Weisheit und bitteren Erkenntnis sein Lebelang das große Kind bleibt, dem alles neu, wunderbar, rätselhaft und lusterweckend ist, so würde er sich wohl nicht immer wieder zu finden wissen. So hat er aber darin ein erlösendes Gegengewicht! Ihm verklärt sich alles, selbst das ödeste Philisterium — die simpelste Begebenheit, alles übergießt er mit den bunten Farben stillen Humors und weiß doch auch wieder die allgemein menschlichen Regungen herauszuspüren und die unter der Hülle der Alltäglichkeit verborgene „tiefere Natur“ aufzudecken. Wer stillen und weiten Stimmungen nachgehen kann und sich in den stillen Welten der von dem ewigen Gedanken beseelten Natur zu verlieren vermag — wer die Schauer des ahnenden Erkennens mit der Freude am Kleinen, winzig Alltäglichen zu verbinden weiß, wird seine Freude an dem Buche haben.

Kurt Holm.

## Henri Lichtenberger.

Henri Lichtenberger: Richard Wagner, poète et penseur. Paris, Felix Alcan. IIème éd. 10 Francs.

Henri Lichtenberger, professeur adjoint à la Faculté des lettres de l'université de Nancy, gehört zu den französischen Forschern, die ihre Landsleute in deutsches Geistesleben einzuführen suchen. Und vielseitig wie er ist, hat er sich auf ganz verschiedenen Gebieten hervorgethan, auf litterargeschichtlichem wie auf sprachlichem, auf philosophischem und ästhetischem. Sein erstes Buch dieser Art behandelt „Le poème et la légende des Nibelungen“ (1891), sein zweites hat „Histoire de la langue allemande“ (1895) zum Inhalt, und beiden ist in deutschen Zeitschriften, z. B. in den „Jahresberichten für deutsche Litteraturgeschichte“, in den „Litterarischen Zentralblättern“ und in der „Deutschen Litteraturzeitung“, eine überwiegend günstige Besprechung zu teil geworden. Seine dritte Arbeit „La philosophie de Nietzsche“ (1898), die es bereits bis zur 3. Auflage gebracht hat, bildet ein wichtiges Glied in der groß angelegten „Bibliothèque de phi-

losophie contemporaine". In seinem letzten und wichtigsten Werke aber bewährt er sich als Philosoph und Ästhetiker zugleich. Es betitelt sich „Richard Wagner, poète et penseur", ist ebenfalls in der genannten Sammlung erschienen und liegt schon in 2. Auflage vor.

Lichtenberger ist Wagner-Schwärmer. „Richard Wagner est, depuis Goethe, le plus grand événement de l'art allemand" — das ist seine felsenfeste Überzeugung. Und von diesem Standpunkte aus unternimmt er es, nicht die Bedeutung des Komponisten, „dessen Genie niemand mehr bestreite", sondern die des Dramatikers, des Ästhetikers und des Denkers zu erörtern, und zwar die Bedeutung des Dichters in organischer Verbindung mit der Tonkunst. Hierbei folgt er der zeitlichen Anordnung der Thatsachen, wie sie sich nicht minder für das Studium von Wagners Musikdramen als für die Prüfung seiner im Laufe der Jahre wechselnden philosophischen, ästhetischen und politischen Ansichten empfiehlt, und er ordnet den Stoff übersichtlich nach den vier Lebensabschnitten, „Wagners Jugend" (1813—42), „Wagner in Dresden" (—1849), „Wagner im Exil" (—1861), „Wagners Rückkehr und W. in Bayreuth" († 1883). Jede Polemik liegt ihm fern, und ebensowenig geht er darauf aus, überraschende Gesichtspunkte in der Wagner-Frage zu entdecken. Vielmehr begnügt er sich, in der Rolle eines objektiven Berichterstatters ihren gegenwärtigen Stand darzuthun. Und so besteht sein Hauptverdienst in der geschickten Auswahl, Anordnung und Ausnutzung des riesigen Stoffes, den ihm die Werke des Dichterkomponisten, sein Briefwechsel und die Wagner-Litteratur liefern, in der tiefen Erfassung seiner Aufgabe sowie in der Glätte und Durchsichtigkeit der Darstellung. Kein Wunder daher, wenn uns das Buch trotz seines Umfanges (506 S.) von Anfang bis Ende fesselt: es ist ein glücklicher Versuch, Wissenschaft und Kunst zu popularisieren. Selbst schwierigere Abschnitte, z. B. die Erörterung des symbolischen Gehalts von Wagners Musikdramen, seine Regenerations-Utopie, seine Rassentheorie à la Gobineau, lesen sich leicht und flüssig, ich möchte fast sagen wie ein Roman. Ganz besonders anziehend aber ist das Schlußkapitel (V), wo der Verfasser „kühl bis ans Herz hinan" die Verdammungsurteile Nietzsches, des einstigen Verehrers von Wagner, sowie die Nordaus über den Cagliostro, den Komödianten, den Degenerierten mit den bewundernden Huldigungen von Chamberlain und Glasenapp zusammenstellt und ihre völlig entgegengesetzten Urteile aus dem Geiste des Jahrhunderts heraus zu erklären oder zu vermitteln trachtet. Was ist Wahrheit und wo ist sie? Auf Einzelheiten einzugehen fehlt hier der Raum, auch widerstrebt der rein sachliche Charakter polemischen Gelüsten des Kritikers. Nur bemerke ich, daß Wagner als Sprachbildner und Sprachkünstler eine gründlichere Behandlung verdient hätte, und verweise in dieser Beziehung auf Nietzsches geniale Abhandlung „Wagner in Bayreuth". Andererseits könnten die gelehrten Erörterungen über den Stoff der Musikdramen und ihre Entstehung kürzer sein. Auch ließen sich vielleicht für eine spätere Ausgabe mancherlei Anregungen aus Dr. Max Grafs erst vor kurzem erschienenem Buche: „Deutsche Musik im 19. Jahrhundert" entnehmen. Doch dies nur beiläufig! Zum Schluß schulden wir Lichtenberger noch eine besondere Anerkennung: Er hält sich von jedem Chauvinismus fern und läßt dem génie allemand, der Objektivität und dem Idealismus des Deutschen alle Gerechtigkeit widerfahren. Wir nehmen das als ein gutes Zeichen, und schon darum rufen wir dem Werke ein Glückauf! zu, ein

Glückauf! auch auf dem Wege in deutsche Lesekreise.*) Dr. H. Friedrich.

## Ein „poetisches" Schulbuch.

Der Vorsteher der Kgl. Präparandenanstalt zu Wondersleben H. Reling und der Halberstädter Gymnasiallehrer J. Bohnhorst haben zusammen ein dickes Buch verfaßt mit dem langen Titel „Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglaube, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur." Es sollte ein Buch sein zur Belebung des botanischen Unterrichts und „zur Pflege sinniger Freude in und an der Natur für Schule und Haus" (Gotha, E. F. Thienemann. 8°. 3. Aufl. 411 S. M. 4,60). Ein Stadtkind wie ich, das sein bischen Naturkenntnis sich mühsam erwerben muß, das die Obstbäume beinahe nur dann erkennt, wenn Obst dran hängt, das weiß, was die armen Großstadtkinder entbehren, wenn sie, statt Blumen aus den Feldern zu reißen, mit Steinen spielen müssen — Steine für Brot! —, hat eine geheime Vorliebe für Bücher, die die Großstadtkinder zur „sinnigen Freude in und an der Natur" erziehen. Jämmerlich aber war die Enttäuschung, die dieses Buch zweier Seifensieder in mir hervorgerufen hat. Ein paar lederne Menschen, die keinen Funken Poesie im Leibe haben, wollen hier die Vermittler spielen zwischen der Natur und der kindlichen Seele. Schon die Vorrede mit ihrem süßlichen Stil, der „Poesie" markieren soll, orientiert genügend: „Wenn der Vater an einem heiteren Frühlingstage mit seiner fröhlichen Kinderschar in die vom Lerchenjubel erklingende Natur zieht, ... mit desto herzinnigerer Freude verweilt sein Blick bei der schlichten Schönheit der Blumen; sein munterer Knabe springt hierhin und dorthin, die schönste von Floras Kindern zu pflücken und sie der sanfteren Schwester zu bringen, welche die holden Blumen dem schmucken Frühlingssträuße für die daheim gebliebene Mutter einreiht." Hat man sich an dieser sauren Schlagsahne den Magen verdorben, so winkt einem ein Trost: die Verfasser behaupten nämlich, auch „poetische Erzeugnisse der neueren und neuesten Zeit" aufgenommen zu haben, „in denen die sinnige (!) Auffassung unserer Pflanzenwelt zum Ausdruck gekommen ist". Wir suchen und finden neben Joh. Trojan und M. Greif eine Unmenge Namen, die kein Mensch kennt, und die eine Poesie verzapfen . . . ich vermute, es ist — Lehrer-Poesie. Man höre und genieße ein Gedicht von Karl Pöls auf den „Deutschen Baum":

Der schönste Schmuck im deutschen Haine,
Die Eiche ist's, wer stimmt nicht bei?
Daß Deutschland nur in allem andern
So wie in diesem einig sei.

Sie paßt so recht zum deutschen Herzen,
Sie strebt so mächtig himmelan;
Geheimnisvoll wölbt sie den Tempel,
In ihrem Schatten betet man.

Sie mahnet an vergangne Tage,
Sie zählet nach Jahrhunderten;
Wie viel der Wandrer sinnend standen,
Die ihre Kraft bewunderten!

Wie manchen Sturm sie überdauert —
Weissagend überkommt es mich —
Herr, sei dem Vaterlande gnädig,
Bei seinen Eichen bitt' ich dich!

Und diesen Aufguß von Trivialität wagt ein Lehrerpaar der Jugend als Poesie vorzusetzen? Mit diesem Zeug die Jugend zu „sinniger Naturbetrachtung" zu erziehen? Dieses Verbrechen am Geist unserer deutschen Poesie noch als große That zu preisen? — Die Verfasser bitten am Schluß ihrer Vorrede „herzlich", „etwaige Lücken und Mängel durch freundliche Zusendung bezüglicher Mitteilungen beseitigen zu helfen".

*) Eine deutsche Ausgabe ist soeben in Carl Reißners Verlag, Dresden, erschienen. (Übersetzt von Fr. v. Oppeln-Bronikowski.)

Hier ist mein Rat: Lassen Sie Ihr Buch einstampfen und schreiben Sie ein Buch über Friederike Kempner! Die geistigen Vorbedingungen für diese Aufgabe sind vorhanden.

Dr. Ludwig Jacobowski.

## Giebt es eine österreichische Litteratur?

Berliner Litteratur, schwäbische Poesie, Münchener Malerei, sächsischer Protestantismus, Badischer Katholizismus, ... sie alle sprechen nicht nur deutsch zu uns, sondern als Oberton klingt eine provinzelle, eine lokale Nüance mit. Mehr zu fühlen, als zu sagen. Königsberger Lebkuchen und Casseler Königskuchen unterscheiden sich so, daß nicht nur die Zunge eines 17jährigen Mädels, die ja d'Aurévilly zufolge immer nach Kuchen riecht, sie unterscheidet, sondern auch der Chemiker ihre Unterschiede glatt und rechnerisch konstatieren kann. Mit Königsberger Philosophie und Casseler Kunstgeschmack (s. Prof. Knackfuß, Prof. Muff) ist es anders. Diese Unterschiede fühlt man, aber man legt sie nicht in eine Retorte, reinlich und klar für Wage und Maßstab.

Wer giebt uns einen Tropfen jener Essenz, die man aus österreichischer Litteratur herauspressen kann und die die Quintessenz des österreichischen Geistes ist? Müssen wir uns an österreichische Typen halten? Ist's Ludwig Speidel, dessen Bedeutung in Deutschland kein Mensch begreift, Herman Bahr, dessen pikante Proteusnatur eine Wiener Litteratur förmlich hervorgezaubert hat, Rudolf Steiner, der aus dem Hall und Halloh des Wiener und Berliner Litteratentums sich so gern in eine Philosophie der Freiheit hineinträumt, der junge Max Messer, der sich lieber um die Struktur der modernen europäischen Seele kümmert, als um die österreichische? Oder eine Generation früher: Bombastus Abstraktus Hamerling, der sich in Alt-Rom wohler fühlte, als in seiner Heimat, Grillparzer, der uns Norddeutsche so ganz kühl läßt und der seine Wiener Hero-Mädels direkt an Schnitzler weitergeben hat?

Sonderbar, ein einziger Mensch kann eine deutsche Litteraturgeschichte schreiben. Als unlängst eine österreichische erschien, mußten sich eine Mandel oder noch mehr Gelehrte zusammenthun, um festzustellen, ob und daß es eine österreichische Litteratur giebt. Prof. Adolf Mayer bejaht die Frage in dem Buche „Österreichische Dichter des 19. Jahrhunderts“ (Wien, Karl Graeser. 8°. 283 S.) mit schallender Stimme. Und doch wird einem schlimm angesichts dieser Unmenge korrekter Wassersuppen-Poesie. Dieses Buch darf nicht für Österreich zeugen, denn es legt schlechtes Zeugnis ab. Diese Halbtalente Castelli, Collin, J. Edler u. s. f., diese Dilettanten Frankl, Hilscher u. a. m. füllen den Raum und sie hatten doch der jüngsten Dichtergeneration Österreichs Platz machen müssen. Um wenigstens neben Grillparzer noch einen Namen ersten Ranges aufzählen zu können, führt Adolf Mayer ebenso dreist und gottesfürchtig wie thöricht den Dithmarschen Friedrich Hebbel als österreichischen Dichter (!) an, „weil er in Wien seine bedeutendsten Werke verfaßte und auch hier die größte Anerkennung fand“. Wenn schon, denn schon! A. Ohorn wohnt seit 1874 in Chemnitz und so müßte er nach Mayers patriotisch gefärbter Logik ein sächsischer Poet sein. Und doch nimmt ihn Mayer für Österreich in Beschlag. Meinetwegen! Da wir ja politische Verbündete sind, denkt Mayer wie Leutnant Reif-Reiflingen: „Unter Kameraden janz ejal, wer die Braut heimführt!“

Was die vorliegende Sammlung so überaus ledern erscheinen läßt, ist die schulfuchsenartige Behandlung patriotischer Stoffe. Wie man vaterländische Empfindungen und Stoffe lyrisch neu wertet, das haben deutsche Dichter von Schenkendorf-Arndt bis auf Fontane-Liliencron gezeigt. Gesinnung aus Kriegervereinen ist ja etwas sehr Braves, aber sie reicht zur Poesie nicht aus. Da kann ein Achtzeiler Naturstimmung mehr deutsche Seele in sich haben, als die ganze Poeterei der Pyrker, Castelli, Collin ꝛc. mit ihren habsburgischen Stoffen. Es riecht da alles so nach Absicht, Schulstube, Schreibtisch, Gesinnungsprotzerei, und nicht nach Herz, Leben, Liebe.

Ich wiederhole meine Warnung, die Frage: Giebt es eine österreichische Litteratur? nach diesem Schulbuch zu beantworten. L. J.

## Französische Litteratur.

R. de Maulde La Clavière: Les femmes de la Renaissance. (Paris, Perrin.)

In „Louise de Savoie et François" hat sich Maulde La Clavière als gewiegter Kenner des Sittenlebens um die Wende des 15. Jahrhunderts gezeigt; hier setzt er seine eingehenden sozialen Studien fort, zum Zwecke, daraus die Erklärung für die Gegenwart und Belehrung für die Zukunft zu schöpfen. Es ist die hochwichtige Frage über die Stellung der Frau in der Gesellschaft. Über den Umfang der ihr nötigen Bildung, ihre Stellung zum Manne, ihren religiösen, intellektuellen, moralischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Einfluß ist schon viel hin und her gestritten worden. Diesem Problem näher zu treten, nimmt nun der Autor die Geschichte zur Hand und zwar zu einer Zeit, die unserer in manchem gleicht, in einer Zeit des Übergangs, der Renaissance. Er findet da, daß der Frau bei den romanischen Völkern eine selbständigere Rolle zukomme als bei anderen; er scheint eben die deutsche Frau nicht zu kennen. — Mit scharfem, historisch-kritischem Blicke entrollt er ein Bild des italienischen Einflusses auf Spanien und Frankreich, des Frauenlebens in Familie, Gesellschaft, Politik, Moral und Religion und kommt zum Schlusse, daß die Renaissance die Religion des Schönen herbeiführte und den Mann dazu brachte, die Liebe als die Leuchte seines Thuns zu betrachten. Diesen Kultus des Schönen mögen die Frauen hegen und pflegen: qu'elles aient ce qui nous manque, qu'elles valent mieux que nous, qu'elles nous éclairent, qu'elles nous réchauffent, dann wird die Menschheit zum Glücke gelangen! -e-.

## Englische Litteratur.

A Selection from the Poems of Mathilde Blind. Edited by Arthur Symons, London. T. Fischer Unwin.

Mathilde Blind weilt — dies scheint aus der Vorrede des Herausgebers hervorzugehen — bereits nicht mehr unter den Lebenden. Der Herausgeber der vorliegenden „selection", Arthur Symons, nennt sie „eine Dichterin troß ihrer selbst" und nennt das von ihr Geschaffene „eine Andeutung dessen, was sie noch hätte leisten können". Als ihre hervorragendste Schöpfung erwähnt Symons „The Ascent of Man". In der vornehm ausgestatteten, mit dem träumerisch-sympathisch anmutenden Bildnisse Mathildens geschmückten Auswahl findet man viel feines, zartes, fast durchweg echt weibliches. Ich glaube, daß die junge Poetin sich viel mit unserer deutschen Lyrik befaßt hat. Eines der schönsten ihrer Gedichte: „I think of Thee in watches of the night", er-

innert in Gehalt und Rhythmus auffallend an Goethes „Nähe des Geliebten". Ganz Lenauisch klingt das tiefempfundene „Cross-Roads". Natürlich ist Mathilde Blind auch von ihren eigenen Landsleuten beeinflußt, besonders von der Lyrikertrias Tennyson, Swinburne, Rossetti. In Stimmung und Strophenform gemahnt „O Mond, du goldner Sommermond" an Tennysons „In Memoriam", während „die Lieder des Sommers, sie schwanden dahin" (The songs of summer over and past) durch den lyrischen Zauber seiner Wortmusik an Swinburnes Weisen erinnern. Ein Fehler vieler Gedichte der „selection" ist die große Länge. Ich wünsche jedoch durch das hier Gesagte nicht den Eindruck hervorzubringen, als sei Mathilde Blind ein unfertiges, unselbständiges Talent gewesen. Sie hat auch Eigenartiges hinterlassen. In seiner Prägnanz und volksliedartigen Idee überraschend schön ist: „Ich pflanzt' einen Rosenbaum im Garten". (S. S. 407 dieses Heftes.) Auf gleicher Höhe steht: „Oh if you know". Ungemein musikalisch beginnt eines der Lieder im Cyklus „Love in Exile", der die besten Gedichte dieser Lyrikerin enthält: „Ich sende euch, Winde des Westens, Winde mit Taubenschwingen, die Stirn meines Liebsten zu küssen und ihm meine Sehnsucht zu bringen ..." Bodo Wildberg.

## Jungtschechische Litteratur.

Anton in Sova. — Der stolze Anarchist der Seele, der brutale Cyniker, der mit höchstem Hohn über alle sog. „gute Zwecke" hinwegschreitet! Daneben ist er aber auch ein blasser Einsiedler, aus dessen Versen die Düsterheit der mittelalterlichen Kunst weht. Und doch ist er voll Verachtung gegen die veraltete Götterwelt und wendet sich der Welt der bizarren Visionen zu, um dort sein fieberhaftes Ich austoben zu lassen. Ein Feind dieser Erde, dem hier schon längst nichts mehr heilig oder niedrig ist, ermüdet durch die Gattung „Mensch" und angeekelt durch die Schwäche des Weibes, lebt er, ein einsamer Adler, auf einsamem Felsen, wohin kein Laut des Lebens bringen kann.

Seine Nerven sind wie aus kaltem, glänzendem Stahle geschlagen; er schreibt Verse, die mit dem stillen Rhythmus melancholischer Flüsse strömen. Und so mit seinen Fingern die Oktaven des Klaviers seiner Seele berührend, gab er folgende Bücher heraus: „Realistische Strophen", „Die gebrochene Seele", „Prosa" u. a. m., in denen sein bisheriges Schaffen in einen großen, symbolischen Akkord ausklang. — —

Die Versumpfung der bourgeoistisch-patriotischen Gesellschaft erkennend, gab J. S. Machar als erster das Signal zum Kampfe. Hoch über die engbrüstige Atmosphäre seines Vaterlandes hob er seine dichterischen Flügel empor und rief nach jener hohen Kunst und nach jener Kritik, die kein Dilettantismus, sondern eine schwere Arbeit, ein selbständiges künstlerisches Genre ist.

Er ist ein Priester der Renaissance des Lebens, und seine Verse eine mächtige Revolte gegen den Kultus des Todes. Stürmisch und grandios sind diese Verse, ihr Stil ist eigenartig, einfach, fast trocken. Seine Gedichte scheinen mir von einem Hauch der Romantik umrauscht zu sein. Neue und prächtige Töne erklangen plötzlich durch ihn in der tschechischen Lyrik.

„Confiteor ..." ist das erste Buch von J. S. Machar, in dem er sein künstlerisches Credo ausgesprochen hat. Kalter Cynismus vereint sich hier mit schärfster Ironie über das durchlogene Leben.

Bald darauf erschien ein Buch der politischen Lieder, „Tristium Vindobona", in dem Machar das politische und

soziale Leben seines Volkes wog und es zu leicht und zu leer fand. Und in seinem größeren Gedichtbuche „Magdalena", in der großartigen Historie einer Prostituierten, peitschte er die moralische Prüderie der sog. öffentlichen Meinung.

In „Zde by mely kvést ruze" („Hier sollten Rosen blühen") sprach er seine Anschauung über das Weib aus. „Weib zu sein — schon das bedeutet leiden —", ist der einzige Akkord, der aus diesem Buche heraustönt.

Immer, wenn ich dies Buch lese, kommt's mir vor, als ob alle jene prächtigen Töne der zu früh untergegangenen Sonne in einem grandiosen Akkorde zusammenfließen. Und seine „Winter-, Frühlings-, Sommer- und Herbstsonette" sind ergreifend wie auch das letzte Gedichtbuch Machars („1893—1896").

Eine neue Lyrik! Er liebt krankhaft die Sonne und gehört zu den wenigen Glücklichen, die von der Menge gehaßt werden. — —

Jiri Karásek ist ein außerordentlich feiner, nervöser Kritiker und Dichter. Man fühlt seine Seele, diese kranke, immer vibrierende Seele. Er ist kein kritischer Tagelöhner — er ist ein Kritiker-Künstler ersten Ranges. Wenn wir seine kritischen Arbeiten, diese strahlenden, mit besonderem lyrischen Hauche umwobenen Skizzen lesen, wandeln wir im Reich der Poesie.

Er ist eine subtile, zitternde Natur, ein Gehirn, das von den unerträglichen Leiden des modernen Menschen heimgesucht ist, ein Künstler, der aus diesem barbarischen Jahrhundert in die unsehbare Höhe der göttlichen Kunst hinaufflieht. Jene fieberhaften Konvulsionen der überirdischen Lust des sich austobenden Geschlechts zittern in seinen Werken nach. Den Kelch der Lust leert er bis zum letzten Tropfen, obwohl er weiß, daß gerade am Boden eine bittere Masse bleibt. Darum das parodistische Gelächter in seinem Schaffen. Vier Bücher Gedichte hat er bis jetzt geschrieben: „Zardena okna" („Gemauerte Fenster"), „Kucha aristokraticka" („Aristokratisches Buch"), „Sodoma" (konfisziert) und „Sexus necans".

Seine Lyrik ist eine prächtige, exotische Blume, vergiftend mit ihrem Duft und strahlend mit ihrer unendlichen Sehnsucht. — —

Jiri Karásek: „Jdeje zitrku" („Die Ideen vom Morgen"). Essays. (Henrik Ibsen, Walt Whitman.) Prag.

Ich erlaube mir, einige Worte aus dem Vorwort herauszunehmen: „Beide Studien, die ich mit einem gemeinsamen Titel versehe, beschäftigen sich mit den Werken zweier Dichter, in denen mir der Ausdruck des siegreichen Fortschreitens der germanischen, nach absolutem Verfalle der lateinischen Rasse, kondensiert erscheint ...." — Glänzende Charakteristik zweier modernen Seelen! Karásek hat seine Aufgabe völlig begriffen, indem er uns die ästhetische und psychologische Analyse jener originellen, alleinstehenden Individualitäten entwickelt. — —

Em. Sl. z. Lesehradu: „Smutné kraje" (Traurige Gegenden). Prag. — Ein ganz kleines Büchlein Gedichte, aber nichts als eine der leeren und naivsentimentalen Sammlungen eines Anfängers. Ant. Ondrácek.



# Büchertisch.

Böhmer, Emma, Sehnsucht. Roman. Dresden, E. Pierson. 8°. 221 S. M. 3,—.

Böhlau, Helene, Das Halbtier. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 360 S.

Borgius, Dr. Walter, Mannheim und die Entwicklung des südwestdeutschen Getreidehandels. I. Geschichte des Mannheimer Getreidehandels. II. Gegenwärtiger Zustand des Mannheimer Getreidehandels. 2. Bd. XII u. 236 S., IV u. 122 S. (Volksw. Abh. d. bad. Hochsch. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8°.

Brand, Adolf, Ist ein Fall Dreyfus in Deutschland unmöglich? Berlin-Neurahnsdorf, A. Brand. 8°. 13 S.

Dähnhardt, Dr. Oskar, Volkstümliches aus dem Kgr. Sachsen. 1. u. 2. Heft. Leipzig, B. G. Teubner. 8°. 102 u. 156 S. M. 1,— u. 1,60.

Eschwege, Ludwig, Privilegierte Spekulanten. Ein Beitrag zur Hypothekenlandfrage. 2. Auflage. Berlin, J. Harrwitz. 8°. 23 S. M. 0,50.

Fischer, Th. A., Leben und Werke Alfred Lord Tennysons. Mit Porträt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 8°. 290 S. Geb. M. 5,—.

Gerdes, Joh., Gedichte. Bremen, Fr. Welner. 8°. 76 S.

Hart, Julius, Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Florenz u. Leipzig, Eugen Diederichs. 8°. VIII u. 350 S.

Holm, Rudolf, Bäume, die in den Himmel wachsen. Roman. Dresden, E. Pierson. 8°. 259 S. M. 3,—.

Hörmann, Leopold, Das Tiroler Bauernjahr. 2. Auflage. Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchh. 8°. 211 S. M. 2,40.

Lehnert, Georg, Lieder eines Soldaten. Dresden, E. Pierson. 8°. 145 S. M. 2,—.

Markels, Carl, Die Not der Gewerbetreibenden und die Bodenreform. Berlin, J. Harrwitz. 8°. 48 S. M. 0,50.

Mensch, Dr. Ella, Die Frau in der mod. Litteratur. Berlin, Carl Dunker. 8°. 107 S.

Poetische Flugblätter, her. v. J. Kitir und C. M. Klob. (Nr. 18–19: Felix Dörmann, Freih. K. v. Levetzow. Mit Bild.) Wien IV, Wohllebengasse 13.

Pohlman, Adolf, Die Not der deutschen Landwirtschaft und die Bodenreform. Berlin, J. Harrwitz. 8°. 40 S. 0,50 M.

Reinhardt, Georg, Ein deutscher Jesus. Hann. Münden, Reinh. Werther. 8°. 14 S. M. 0,25.

Remer, Paul, Johanniskind. Sommerlieder. Mit dem Bilde des Dichters. Berlin, Schuster & Loeffler. Kl. 8°. 60 S.

Schoof, Wilhelm, Seelenklänge. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 77 S. M. 1,—.

Schrader, Ernst, Ideale. Schauspiel in 5 Aufz. Hannover, M. & H. Schaper. 8°. 88 S. M. 2,—.

Schröder, H. R. Paul, Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. 2. Lieferg. Leipzig, Arwed Strauch. 8°. S. 64–112. M. 1,—.

Sosnosky, Theodor v., Pierres de Strass. Imitationen. Wien, A. Hartleben. 8°. 140 S. M. 2,—.

Weigand, Wilh., Die Renaissance. Ein Dramencyklus. Bd. I: Tessa — Savonarola; Bd. II: Cäsar Borgia — Lorenzino. München, Hermann Lukaschik (G. Franzsche Hofbuchh.). 8°. 279 und 276 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.


3 0000 093 401 754